JULES MICHELET
GESCHICHTE DER FRANZOESISCHEN REVOLUTION

Geschichte der französischen Revolution

GESCHICHTE DER FRANZÖSISCHEN REVOLUTION

VON JULES MICHELET

BEARBEITET
UND HERAUSGEGEBEN VON
FRIEDRICH M. KIRCHEISEN
NACH DER ÜBERSETZUNG VON
RICHARD KÜHN

BAND 7—8

GUTENBERG-VERLAG CHRISTENSEN & CO.
WIEN HAMBURG ZÜRICH

GESCHICHTE DER FRANZÖSISCHEN REVOLUTION

VON JULES MICHELET

BAND 7

DER AUFSTAND DER VENDÉE
ABFALL DES GENERALS DUMOURIEZ
DIE HERRSCHAFT DES SCHRECKENS



GUTENBERG-VERLAG CHRISTENSEN & CO.
WIEN HAMBURG ZÜRICH

SRLF
URL
DC
161
M582G
v.4

Erstes Kapitel

Die Vendée (März 1793)

Der Aufstand in der Vendée fällt zeitlich mit der Invasion zusammen. — Der Aufstand hat zuerst volkstümlichen Charakter. — Die Vendée bedeutet die Loslösung. — Die Vendée hat sich später wieder an Frankreich angelehnt. — Die Propaganda der Priester. — Cathelineau, der Mann des Klerus. Besonderheit Cathelineaus in der geistlichen Propaganda. — Erste Ausschreitungen in Cholet (4. März). — Beginn des Gemetzels von Machecoul am 10. März. — Das Tribunal der Royalisten in Machecoul (März-April). — Der Ausbruch in Saint-Florent (11. und 12. März). — Cathelineau und Stofflet (13. März). — Die Armee von Anjou und der Vendée. — Einnahme von Cholet (14. März 1793). — Die Metzeleien in Pontivy, La Roche-Bernard usw. — Martyrium Sauveurs (16. März). — Fortsetzung der Metzeleien von Machecoul. — Die Vendéer finden wenig Hindernisse. Ihr Sieg im Marais (19. März). — Tapferkeit der Republikaner in Bordeaux und in der Bretagne. — Energisches Handeln in Nantes. — Die Vendée besaß noch keine adligen Führer.

Betrachtet man in diesen Tagen Nantes, die Loire Inférieure und die vier sie umgebenden Departements, so bemerkt man, wie die große Stadt gleichsam von einem Feuerkreis umgeben ist.

Sonntag, den 10. März, beim Verlassen der Messe, geraten allenthalben die großen ländlichen Massen in Bewegung, um über die Städte herzufallen. Das erste Ereignis war — noch an demselben Tage — das Gemetzel von Machecoul.

Der Ausbruch in Saint-Florent fand am 11. und 12. statt. Die Metzeleien in Pontivy, La Roche-Bernard und anderen bretonischen Städten geschahen am 12. und 13. Ebenfalls am 13. März griff der Volksheld des Vendéer Aufstandes, der Kutscher Cathelineau, zu den Waffen und eröffnete die Unruhen in Anjou.

Der erste Aufstand in der Vendée, der mißglückte Versuch von 1792, hatte am 24. August, dem Tage der Bartholomäusnacht stattgefunden, das heißt gleichzeitig mit der Nachricht vom Betreten des französischen Bodens durch die Preußen.

Der Aufstand von 1793 begann am 10. März. Am 1. hatten die Österreicher die französischen Linien gestürmt, waren unsere Truppen in Unordnung zurückgegangen. Am 10. wurde in ganz Frankreich die Aushebung verkündet. Überall riefen die Gemeindebeamten im Namen des Gesetzes das Volk auf, überall schallte die Trommel. Als Antwort erklang die Sturmglocke der Vendée.

Der erste Akt dieses blutigen Dramas zieht sich durch die Fasten von 1793, vom Sonntag, dem 10. März, bis Ostern. Ostern gab es einen Zwischenakt; viele Bauern kehrten für kurze Zeit heim, um ihre Felder zu bestellen, zu säen, zu jäten.

Dieser erste Akt hatte keineswegs den Charakter, den man ihm beigelegt hat, nämlich den einer feudalen und patriarchalischen Volkserhebung unter den Clanshäuptern.

Die Führer waren, wie wir sehen werden, ein Kutscher, der gleichzeitig Meßner war, ein Perückenmacher, ein Diener und ein früherer Soldat.

Die Adligen lehnten es noch ab, an dem Aufstande teilzunehmen oder wenigstens, sich zu dessen Häuptern zu machen. Sie entschieden sich im allgemeinen erst nach Ostern, als sie sahen, daß der Bauer nach Beendigung der Frühjahrsarbeiten wieder zu den Waffen griff und im Aufstande verharrte.

Diese große Bewegung ist in ihren Anfängen ganz volkstümlich und trug sogar an mehreren Stellen den Charakter eines schauerlichen Festes, bei welchem die trunkenen und wildvergnügten Volksmassen ihren alten Haß gegen die „Stadtherren“ kühlten. Hier wie anderswo haßte der Bauer die Stadt aus drei Gründen: einmal als Autorität, von der die Gesetze kamen, ferner als Sitz der Bank und Industrie, die sein Geld einsogen, schließlich wegen ihrer Überlegenheit. Sogar der städtische Arbeiter war Aristokrat im Vergleich mit den unwissenden Massen auf dem Lande.

Der Papst hatte 1790 dem König diesen Aufstand angekündigt und vorhergesagt. Der Klerus von Angers kündigt ihn im Februar 1792 in seinem Briefe an Ludwig XVI. noch einmal an und nennt ihn unmittelbar bevorstehend.

Wir sahen soeben, daß der Aufstand in der Vendée zweimal genau mit der feindlichen Invasion zusammenfiel.

Welchen Anteil hatten der Klerus und der Adel an den Anfängen der Empörung?

Der Adel hatte keinen Anteil daran. La Rouërie versuchte vergeblich, die bretonische Vereinigung über Poiton auszudehnen. Die Adligen waren niedergeschlagen und bestürzt über den Tod Ludwigs XVI. Viele waren in Koblenz gewesen, hatten unter der Unverschämtheit der Emigranten zu leiden gehabt und kamen ernüchtert zurück. Heimgekehrt, setzten sie sich in den Winkel und verhielten sich mäuschenstill, glücklich, daß die patriotischen Vereinigungen der benachbarten Städte sich nicht um ihre verunglückte Reise kümmerten.

Der Klerus hatte großen, aber sehr ungleichen Anteil am Auf-

stande in der Vendée, einen großen in Anjou und im Bocage, einen geringeren im Marais (Sumpf), einen wechselnden in den so verschiedenen Gegenden der Bretagne. Doch hätte er weder in der Vendée noch in der Bretagne etwas ausgerichtet, hätte nicht die Republik den Bauern aus seiner Hütte fortgerissen, ihn vom Felde und von den Ochsen weggeholt, ihn in die Uniform gesteckt und zur Grenze geschickt, zum Kampfe für das, was er verabscheute. Die Glocken, die Predigten und die Wunder allein hätten den Vendéer niemals bewaffnet.

Die Aushebung war die Prüfung und der Stein des Anstoßes, das wirklich entscheidende Moment für die Vendée. Unter dem ancien régime hatte man es niemals vermocht, hier Rekruten zu bekommen. Der Vendéer war im Boden verwurzelt, er war eins geworden mit seiner Erde und den Gewächsen seiner Scholle. Eher hätte er Krieg angefangen mit dem König, als seine Ochsen, seine Hecke, seine Umfriedung zu verlassen. So war es im Bocage, so im Marais. Der Mann aus dem Marais, der zwischen Graben und Sumpf sein Leben halb im Wasser verbringt, betet sein Fieberland an. Diesen Wassermenschen zwingen, auf den festen Boden zu steigen, heißt Gefahr laufen, ihn ganz ins Meer zu treiben, ihn zum Schmuggler zu machen.

Der Klerus gab dem Lande scheinbar eine gewisse fanatische Einigkeit. Aber diese scheinbare Einigkeit hing zum großen Teil von einer diese verschiedenartigen Volksstämme gemeinsam erfüllenden Leidenschaft ab, von ihrem starken Lokalpatriotismus; — einer Leidenschaft also, die der Einigkeit widerspricht.

Man höre das naive Geständnis im Aufruf der Vendée (Ende März): „Wir wollen nicht Soldat werden; man soll uns zu Hause lassen. Der Feind kommt? Er bedroht unseren Herd? Gut; von unserem Herde aus, wenn er je dahin gelangt, werden wir ihn zu bekämpfen wissen."

Mit anderen Worten: Möge der Feind kommen! Mögen die österreichischen Armeen mit ihren Panduren und Kroaten Frankreich nach Belieben verheeren, was kümmert sich die Vendée um Frankreich? In Lothringen und der Champagne werden Feuer und Schwert wüten; aber das ist nicht die Vendée. Vielleicht wird Paris zerstört. Was kümmert es die Vendéer? Mag Frankreich sterben und die Welt! Wir werden auf unser Heil bedacht sein, wenn das Kosakenpferd an unseren Hecken auftaucht.

Der Vendéer versagt dem Chouan seine Hand. — Ja noch schlimmer: Abgesehen von den fanatischen Massen, die von einer besonderen Propaganda im Bocage organisiert wurden, hassen sich die

Vendéer untereinander, verschmähen und verachten sich; die im Oberlande sprechen nur mit Spott von den „Fröschen im Marais“, die Charette und Stofflet geben sich gegenseitig den Namen „Räuber“.

Die Revolution, wie auch sonst ihre Wut und ihre Trunkenheit gewesen sein mag, war trunken von Einheit.

Und die Vendée, so demokratisch sie auch in der Form erschien, war trunken von Zwietracht. Sie erklärte, daß sie die alte Zwietracht vertrete, die einander entgegenstehenden Provinzialrechte und das alte Chaos.

Der politische Mittelpunkt der Priester im Westen, der Hauptherd ihrer Intrigen war die Stadt Angers. Hier war der Sammelplatz aller derer, die in Maine-et-Loire den Eid verweigert hatten. Unter der Überraschung dieser sehr patriotischen Stadt waren sie unruhig und ungeduldig und verlangten nach dem Bürgerkriege. Der sollte bewirken, daß die unwissenden Massen der ihrem Einflusse unterworfenen Landbewohner sich auf die Städte stürzten. Ich habe bereits von dem Brief der Priester gesprochen, der mehr als alles andere Ludwig XVI. in seinem Widerstand bestärkte und so indirekt am Sturz des Thrones mit schuld war. Die Priester betrieben den Krieg oben und sie betrieben ihn unten. Ihre tätige Propaganda erreichte im Norden die Chouans von Maine, im Süden die Vendée.

Die fanatische Propaganda, welche die Vendéer bearbeitete, hatte ihren Mittelpunkt in Saint-Lorent-sur-Sèvre bei Montaigu. Ich habe schon berichtet, wie sich von dort aus durch die Sœurs de la Sagesse und andere fromme Sendboten jene offenen Geheimnisse falscher Nachrichten und falscher Wunder durch das Land verbreiteten; sie gingen ohne Kontrolle in der verstreuten Bevölkerung um und konnten die einsame Einbildungskraft aufreizen und den Ausbruch vorbereiten.

Zwischen Angers und Saint-Laurent, halben Weges, bei Beaupréau, lebte im Dorfe Pin-en-Mauges der Mann, der die erste Rolle im Aufstand spielte. Cathelineau war Meßner in seinem Kirchspiel; er war der Kirche ergeben, und wie wir sehen werden war der erste Gebrauch, den er von seinen Erfolgen machte, der, daß er den siegreichen Aufstand den Priestern in die Hand spielte und die Schaffung eines Oberrates verlangte, in welchem die Priester über den Adligen standen. Ein schlechter aber befähigter Priester, Bernier, Pfarrer in Angers, beherrschte bald diesen Rat.

Als geschickter Künstler hat der Klerus sein Werk gezeigt und die Mittel verborgen. Man weiß nichts, oder fast nichts von seinen

Agenten und von seinem Mann Cathelineau. Von dessen Leben kennt man drei Monate, vom 12. März, als er die Waffen erhob, bis zum 9. Juni, wo er beim Angriff auf Nantes zu Tode getroffen wurde.

Nichts deutete darauf hin, daß er eine so wichtige Rolle spielen sollte. Er hatte ein gescheites Gesicht, aber ohne besonderen Schwung, einen guten und festen Kopf mit schwarzen etwas krausen Haaren; schöne Nase, großen Mund und klangvolle Stimme; eine gute normale Gestalt, nicht größer als fünf Fuß vier Zoll; mit kräftigen Lenden und breiten Schultern; er war in jedem Sinne „vierschrötig", wie es volkstümlich heißt, nämlich er vereinigte alle die Eigenschaften, die den starken Mann ausmachen; er war verständig, sehr tapfer und kaltblütig und vollkommen ausgeglichen in Vorsicht und Kühnheit.

Er stammte aus einer ländlichen Arbeiterfamilie, war Sohn eines Maurers und selbst Maurer. Da er verheiratet und mit Kindern gesegnet war, so mußte er verdienen. Die erfinderische Not ließ ihn mehr als einen Beruf betreiben. Er mauerte nur zeitweise; zwischendurch wurde gesponnen, und zwar spann er Wolle und seine Frau Flachs. Die fertige Ware verkaufte er auf den Märkten, besonders in Beaupréau, wo er zwei mit Serge und anderen Stoffen handelnde Leute fand, die seine Genossen beim Aufstand wurden. Wer das Provinzleben kennt, wird verstehen, daß Cathelineau und seine Freunde in Beaupréau ihre Geschäfte nur mit geistlicher Gunst machen konnten; in diesen kleinen Orten geschieht nichts ohne die Priester und die Frommen. Cathelineau war fromm und erzog seine Kinder in Frömmigkeit. Er wurde schließlich Meßner seines Kirchspiels. Als Meßner konnte er seine Stoffe nur um so besser verkaufen; er kaufte einen Wagen, wurde Fuhrmann, Bote, Hausierer. Ein solcher Mann, der sehr verschwiegen und zuverlässig, überdies fest war und sich offen gab, war denkbar geeignet zum Geheimboten der Geistlichkeit.

Ein Fall zeigt genügend, wie sehr dieser bemerkenswerte Mann seinen Herren überlegen war.

Die Geistlichkeit hatte es trotz ihrer Heftigkeit in vier Jahren nicht fertiggebracht, die Masse mit fortzureißen. Da ihre Wut größer als ihre Überzeugung war, so fand sie nicht die einfachen und starken Mittel, die nötig sind, um auf den Nerv des Volkes zu treffen. Die Verkündung und Auslegung der Bullen genügten nicht; der Papst „ist in Rom", und das war weit von der Vendée. Die Wunder machten wenig Eindruck. So einfältig dies Volk war, so kann man doch wetten, daß es Zweifler gab. Diese Spiegelfechtereien verwirrten die einen, erkälteten die anderen. Cathelineau erfand eine naive und

biedere Sache, die stärker wirkte, als alle diese Lügen. Es bestand darin, daß bei Prozessionen, in denen das Kreuz getragen wurde, die Kirchspiele, deren Pfarrer den Eid geleistet hatten, ihren Christus nur mit schwarzem Flor verhüllt trugen.

Die Wirkung war ungeheuer. Alle guten Frauen zerschmolzen in Tränen, wenn sie Christus so gedemütigt und gewissermaßen zum zweitenmal die Passion erdulden sahen! Welch ein Vorwurf für die Härte und Unempfindlichkeit der Männer, die diese Gefangenschaft unseres Herrn mit ansehen konnten! Und die Männer klagten sich ebenfalls an. Sie machten sich gegenseitig Vorwürfe. Es war eine Gelegenheit zur Eifersucht zwischen den Dörfern. Diejenigen, die die Schande ertrugen, es nicht zu wagen, ihren Christus offen zu zeigen, wurden von den anderen beschimpft als Feiglinge, die sich die Tyrannei gefallen ließen.

Ich sehe nicht, daß Cathelineau im Vendéeaufstand von 1792 hervorgetreten wäre. Dieser Aufstand war nicht allgemein genug. Die ländlichen Gegenden handelten nicht gemeinsam, aber die Städte handelten gemeinsam und erstickten alles im Keime. Unter anderen bewies Cholet viel Eifer und Mut. Es war eine Fabrikstadt; besonders groß war die Fabrikation von Taschentüchern; Cambon und andere Industrielle aus Montpellier hatten sich dort niedergelassen und beschäftigten viele Arbeiter. Als sich am 24. August 1792 die Vendée auf das Zeichen der Emigranten und der in Frankreich eindringenden Preußen erhob, eilten die hauptsächlich mit Piken bewaffneten Arbeiter nach Bressuire und bestraften streng die Freunde des Feindes.

Man erzählt, daß Barbareien und Verstümmelungen vorkamen; indessen ist das nicht erwiesen. Bewiesen ist aber, daß es nur sehr wenig Tote gab und daß die Gerichte alle gefangenen Bauern großmütig freiließen, als einfältige unwissende Leute, unverantwortliche, verführte Kinder.

Nichtsdestoweniger behielten die Bauern einen Groll auf die Stadt Cholet. Hier floß am 4. März Blut. Eine ungeheure Menge hatte sich hinbegeben. Ein Kommandant der Nationalgarde trat freundschaftlich unter die Gruppen und wollte plaudern; die Menge schloß sich um ihn, man warf ihn zu Boden, entwaffnete ihn und schnitt ihm mit dem eigenen Säbel das Fleisch von den Beinen.

Das Aushebungsgesetz hatte den Haß des Bauern gegen Cholet, gegen die Städte und Behörden im allgemeinen, noch gewaltig gesteigert. Der Konvent gab durch dies Gesetz den Gemeindebehörden den schwierigen Auftrag, eine Armee aus dem Stegreif zu schaffen; Soldaten und Material, mit allem was dazu gehört. Er gab ihnen

das Recht, nicht nur die Rekruten einzuziehen, sondern auch deren Kleidung, Ausrüstung und die Transportmittel zu beschaffen. Nichts war so geeignet, die Vendéer scheu zu machen. Man erzählte, die Republik wolle das Vieh beschlagnahmen. An ihre Ochsen wollte man! Dann mußte man zu den Waffen greifen.

Das Aushebungsgesetz ermächtigte die Gemeinden, es unter sich abzumachen, wie man seinen Anteil stellen wollte. Wenn ein Bursche seinen Eltern sehr notwendig war, so konnte ihn die Behörde frei lassen und einen anderen dafür nehmen. Und gerade diese Willkür vervielfachte den Zank. Der Konvent mußte erkennen, daß er mit diesem unklugen Gesetz ein ganzes Volk in Streit gebracht hatte. Die Beamten wußten nicht, welche Wünsche sie erfüllen sollten und welche nicht. Republikaner und Royalisten wurden fast in gleicher Weise beschimpft und bedroht. Ein royalistischer Gemeindebeamter sagte zu den Bauern, als die ihn totschlagen wollten: „Was fällt euch ein? Ihr werdet keinen wieder finden, der so aristokratisch ist wie ich."

Dieser wilde Haß kam am 10. in Machecoul zum Ausbruch. Beim ersten Klang der Sturmglocke strömte eine ungeheure Masse von dem Lande nach der kleinen Stadt. Die Patrioten stellten sich ihnen unerschrocken entgegen — zweihundert Menschen gegen mehrere Tausend. Die Masse stampfte über ihre Leiber hinweg. Wie eine Woge drang sie ein und erfüllte alles. Es war ein Sonntag; man wollte sich rächen und sich vergnügen. Zum Vergnügen kreuzigte man den verfassungstreuen Pfarrer auf hunderterlei Art. Man tötete ihn durch viele kleine Schläge ins Gesicht. Dann eröffnete man die Jagd auf die Patrioten. An der Spitze der lustigen Massen marschierte ein Hornbläser. Man drang in die Häuser, um das Wild aufzuspüren und warf von Zeit zu Zeit einen unglücklichen Patrioten auf die Straße; dann gab der Bläser das Signal „Wild in Sicht", und man rannte darauf zu. Lag das Opfer am Boden, so blies man Halali. Während man es tötete, erfolgte das Signal „Beute gepackt". Dann liefen die Frauen hinzu, mit ihrer Schere, ihren Nägeln; und die Kinder beendeten die Sache mit Steinwürfen.

Dies war nur ein Vorspiel. Auf der Höhe von Machecoul, zwischen zwei Departements, errichteten die Royalisten ihr Rachetribunal, dem man von allen Seiten massenhaft Patrioten vorführte. Das Gemetzel dauerte vom 10. März bis zum 22. April.

All dies war innerhalb vierundzwanzig Stunden begonnen, während sich in der oberen Vendée noch nichts rührte. Hier entschied man sich erst durch die Affäre von Saint-Florent.

In Saint-Florent begann eine Schar junger Burschen den offenen

Aufstand. Man versuchte einen jungen Mann namens Forest festzuhalten, den früheren Bedienten eines Emigranten, den sein Herr zurückgeschickt hatte, und der nun den Widerstand predigte. Er gab einen Schuß ab und tötete einen Gendarmen. Dieser Pistolenschuß widerhallte in vier Departements.

Man holte die Kanone; die Menge hatte keine Furcht davor. Sie stürzte sich darauf und tötete die Kanoniere mit Stockschlägen.

Saint-Florent ist ohne Bedeutung. Nur seine Lage ist bemerkenswert. Von seinem hügeligen Teil schaut es auf den Fluß und auf zwei Departements, zwei andere liegen in seinem Rücken; diese letzteren sind düster und stumm, waren damals ohne Wege und ohne schiffbaren Fluß. Alle Erschließung kam ihnen von der Loire, ihrer einzigen großen Verkehrsstraße. Saint-Florent mit Ancenis ist gleichsam ein kleines Fenster, durch das die blinde Vendée auf den Kreuzungspunkt der westlichen Departements blickt.

Auf den Kanonenschuß von Saint-Florent erwachten allmählich die Glocken von Anjou und Poitou. Schon läutete in der niederen Vendée rings um Machecoul seit Sonntag die Sturmglocke in sechshundert Kirchspielen. Stieg man zum Bocage an, nach Montaigu und Mortagne, so hörte man ihr Geläut in allen Dörfern, von denen die Hügel gekrönt sind. Sie erscholl rings um Cholet und erfüllte die Stadt mit Schrecken. Die Verbindungen waren unterbrochen, die Post kam nicht mehr durch. Die ganze Masse der Bauern, vielleicht schon hunderttausend Mann, hatten ihre Arbeit verlassen. Abgesehen von der Aushebung verdrehten die Feierlichkeiten der Fastenzeit die Köpfe. Ostern war nahe. Die Frauen füllten die Kirchen. Die Männer standen stumm in Gruppen auf den Vorplätzen. Beim betäubenden Dröhnen der Glocken konnte man kein Wort verstehen; die Glocken machten die Menge trunken und erfüllten die Lüfte mit Gewitterspannung.

Was tat Cathelineau? Er hatte den Kampflärm von Saint-Florent her und die Kanonenschüsse sehr wohl vernommen. Das scheußliche Gemetzel (vom 10.), das unwiderruflich das vendéeische Küstenland als im Aufstand befindlich erwiesen hatte, konnte ihm (am 12.) nicht unbekannt sein. Und hätte er auch nichts gewußt, so redete die Sturmglocke eine deutliche Sprache. Das ganze Land schien in Bewegung, und die Erde bebte. Er begann zu glauben, daß die Sache ernsthaft war. Sei es nun väterliche Sorge für die Familie, die er verlassen sollte, sei es militärische Vorsicht, mit Lebensmitteln versehen zu sein; er heizte seinen Ofen und begann Brot zu bereiten.

Zuerst kam sein Neffe und berichtete ihm den Vorgang in Saint-

Florent. Cathelineau fuhr fort, seinen Teig zu rühren. Dann kamen die Nachbarn, ein Schneider, ein Weber, ein Holzschuhmacher, ein Zimmermann: „Eh, Nachbar, was sollen wir tun?“ Siebenundzwanzig Leute kamen; alle warteten auf ihn, waren entschlossen, zu tun wie er. Da gab er den Bescheid, die Sache sei reif; die Hefe war richtig, die Gärung genügend; er schob nicht ein, sondern trocknete seine Hände und ergriff sein Gewehr.

Siebenundzwanzig verließen das Haus. Am Ausgang des Dorfes waren es fünfhundert. Das war die ganze Bevölkerung. Alles waren sie gute Leute, ruhig, anständig, unentwegt tapfer: der Kern der vendéeischen Armeen und fast immer deren Mitte, der unerschrockene Gegner der republikanischen Kanonen.

Fröhlich marschierten sie dem Schloß Jallais zu, wo nur wenig Nationalgarde unter dem Befehl eines Arztes stand. Der unerfahrene Offizier hatte eine kleine Kanone, die er nicht zu richten verstand. Indessen gelang es ihm, einen Schuß abzufeuern, aber die Kugel ging daneben. Vor dem zweiten Schuß begannen Chatelineau und die Seinen zu laufen, warfen die Deckung um und nahmen die Kanone. Die Freude war groß. Sie hatten noch niemals eine Kanone gesehen oder gehört. Diese nahmen sie mit sich und tauften sie auf den Namen „Missionnaire“, denn sie glaubten an ihre Hilfskraft und waren überzeugt, daß sie allein die Republikaner bekehren und ihnen ihr Ostern bereiten würde.

Eine schöne Feldschlange, die sie kurz darauf mit derselben Kühnheit nahmen, leistete dem Missionaire Gesellschaft unter dem Namen Marie-Jeanne. Die ganze Armee war in sie verliebt. Man verlor sie, nahm sie wieder, und Trauer und Freude waren unbeschreiblich.

Unterwegs schlossen sich ihnen alle Bauern — freiwillig oder gezwungen — an. Priester gesellten sich zu ihnen und lasen ihnen die Messe. Am 14. März hatten sie Zugang von einer großen Bande aus Maulevrier. Deren Führer war Stofflet, ein früherer Soldat, Sohn eines Müllers aus Lothringen, der unter Herrn von Maulevrier gedient hatte und dessen Jagdführer gewesen war. Er war wie Cathelineau ein Mann von ungefähr vierzig Jahren, unerschrocken, aber roh und wild.

Die Armee war auf ungefähr fünfzehntausend Mann gestiegen und stand nun vor Cholet. Vor sich her trieb sie dreißig unglückliche junge Leute, die man in Chemillé gefangen hatte; sie sollten die ersten Schüsse auffangen. Ein einzelner Mann trennte sich vom Haufen und betrat allein die Stadt. Er hatte den Kopf und die Füße entblößt und trug ein Kruzifix mit einer Dornenkrone, von der ein langer Rosenkranz herabhing. Er wandte die Augen gen Himmel

und rief in kläglichem Ton: „Ergebt euch, gute Freunde! Oder man wird alles mit Feuer und Schwert vernichten."

Ihnen folgten zwei Unterhändler mit einer Aufforderung, unterzeichnet: „Der Kommandant" Stofflet und „der Feldprediger" Barbotin.

Die Patrioten wunderten sich nicht. Sie waren dreihundert Mann mit Gewehren bewaffnet und fünfhundert mit Piken. Außerdem hundert frisch ausgehobene Dragoner. Herr von Beauveau, der Gemeindevorsteher, ein sehr republikanisch gesinnter Adliger, stand an ihrer Spitze. Es war Regenwetter. Der Anblick der dreißig Gefangenen, auf die man zunächst schießen mußte, um an den Feind zu kommen, kühlte die Patrioten ab. In diesem Augenblick des Zauderns begannen die vendéeischen Plänkler. Man machte später die Erfahrung, was es mit diesen schrecklichen Schützen auf sich hatte, die ebenso leicht beweglich wie unerschrocken sich auf den Flügeln und vor der Front der Kolonnen verteilten und die Republikaner durch die mörderische Genauigkeit der ersten Schüsse in Erstaunen setzten. Der gesunde Menschenverstand konnte einem sagen, daß dies keine schwerfälligen Bauern waren; es waren meistens Schmuggler, sie trugen den Namen „Räuber" zu Recht, den man mit Unrecht auf alle Vendéer anwandte. Die Kerntruppen der Bauern waren weniger behende, aber sehr tapfer und standhaft; sie bildeten die geschlossene Ordnung hinter diesen Streifscharen, sie kamen nur langsam vorwärts, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die meisten Holzschuhe trugen.

Bei den ersten Schüssen fielen Herr von Beauveau und mehrere Grenadiere mit ihm. Die Reiter, die gerade luden, erschraken, machten kehrt und brachten alles in Unordnung. Die Patrioten zogen sich zurück, warfen sich in einen Flügel des Schlosses und schossen von da auf den Platz, auf dem die Vendéer allmählich anlangten. Da sah man mit Erstaunen, was dieser Krieg bedeutete. Auf dem Platz stand ein Kreuz; keiner der Bauern ging daran vorüber, ohne niederzuknien; mit gefalteten Händen, den Hut unter dem Arm, sagten sie still ihr Gebet, zwanzig Schritt von dem Flügel entfernt, unter mörderischem Feuer.

Sie hatten ein Gefühl der Sicherheit, denn sie hatten ordnungsgemäß gebeichtet und kommuniziert. Außerdem trugen die meisten unter ihren Kleidern Talismane in Gestalt von kleinen „Heiligen Herzen" aus Wolle, die ihre Frauen ihnen mitgegeben hatten; sie sollten ihnen Glück bringen und „Erfolg in allen ihren Unternehmungen".

Diese außerordentliche Frömmigkeit hatte widersprechende und

sehr eigentümliche Wirkungen. Erstens stahlen sie nicht; sie töteten lieber. Sie richteten keine Unordnung an in den Häusern. Sie forderten wenig oder nichts und begnügten sich mit den Lebensmitteln, die man ihnen bot. Nur wenige — keine Bauern, sondern Diebe oder Schmuggler, die sich unter die Bauern gemischt hatten, zum Beispiel der Kanonier, ein Schelm mit dem Spitznamen „Six-Sous" (Sechs Sous) — plünderten die Gefangenen aus und leerten ihnen die Taschen.

Sobald ein Gefangener gebeichtet hatte, töteten ihn die Bauern sofort, denn sie waren sicher, er sei nun gerettet. Viele Gefangene entgingen dem Tod dadurch, daß sie die Beichte verweigerten und erklärten, sie seien noch nicht im Zustand der Gnade. Einer wurde verschont, weil er Protestant war und nicht beichten konnte. Die Geschichte ist sehr hart gewesen gegen die unglücklichen Patrioten, die von den Vendéern umgebracht wurden. Viele von ihnen bewiesen einen heroischen Glauben und starben als Märtyrer. Zu Hunderten zählen die, die man in Stücke hieb. Ich nenne unter anderen einen sechzehnjährigen Knaben, der am Leichnam seines Vaters unentwegt rief: „Es lebe die Nation!", bis er von zwanzig Bajonetten durchbohrt hinsank. Der berühmteste von diesen Märtyrern ist Sauveur, ein Gemeindebeamter aus La Roche-Bernard oder besser La Roche-„Sauveur".

Diese Stadt liegt an der Straße von Nantes nach Vannes und wurde am 16. von einem großen Bauernhaufen, ungefähr sechstausend Mann, überfallen. Sie hatte kaum ein paar Bewaffnete in ihren Mauern; man mußte sich ergeben und die wütenden Bauern benutzten einen zufällig losgegangenen Schuß als Vorwand, um zunächst zweiundzwanzig Personen auf dem Hauptplatz zu erwürgen. Man drang ins Stadthaus ein und fand dort den Gemeindevorsteher Sauveur, einen furchtlosen Beamten, der auf seinem Posten geblieben war. Man ergriff ihn und schleppte ihn fort. Er wurde ins Gefängnis geworfen und am folgenden Tage wieder herausgeholt, um auf barbarische Weise hingeschlachtet zu werden. Man verwundete ihn an zahllosen Stellen mit Waffen aller Art, besonders mit Pistolenschüssen; man benutzte Schrotkugeln dazu. Man wollte ihn zwingen, zu rufen: „Es lebe der König!" Aber er rief: „Es lebe die Republik!" Vor Wut schoß man ihm Pulverladungen in den Mund. Man schleppte ihn zum Kalvarienberg, damit er dort öffentliche Abbitte täte. Er hob die Augen gen Himmel zum Gebet, rief aber gleichzeitig: „Es lebe die Nation!" Da schoß man ihm mit der Pistole das linke Auge aus. Man stieß ihn ein kleines Stück weg von seinem Platz. Verstümmelt und blutend blieb

er stehen und blickte mit gefalteten Händen zum Himmel. „Befiehl deine Seele zu Gott!“ riefen die Mörder. Ein Schuß warf ihn nieder. Er stand wieder auf und küßte noch einmal seine Beamtendenkmünze. Ein neuer Schuß: er sank ins Knie und schleppte sich in stoischer Ruhe bis an den Rand eines Grabens; keine Klage, kein Laut des Zornes oder der Verzweiflung kam aus seinem Munde. Das steigerte die Wut seiner Mörder bis zur Raserei. Er sagte nur die Worte: „Liebe Freunde, macht ein Ende mit mir!“ Und: „Es lebe die Republik! . . . Laßt mich nicht langsam sterben, liebe Freunde . . . Es lebe die Nation!“ Er bekannte seinen Glauben bis zum Ende; man konnte ihn nur zum Schweigen bringen, indem man ihn mit dem Gewehrkolben erschlug.

Es besteht ein wesentlicher Unterschied zwischen der revolutionären Gewalttätigkeit und der dieser von der Wut der Priester aufgestachelten Fanatiker. Die erstere tötet nur, um den Feind los zu werden; die andere — getreu dem Geiste heiliger Grausamkeit der Inquisitionszeit — wollte weniger töten, als leiden machen, büßen machen, dem Menschen (dem armen, endlichen Wesen) unendliche Schmerzen auferlegen, um Gott zu rächen!

Wenn man die süßlichen Idyllen der royalistischen Schriftsteller liest, so ist man versucht zu glauben, die Aufständischen seien Heilige gewesen und wären nur durch die Barbareien der Republikaner auf die Dauer gezwungen worden, Rache und Vergeltung zu üben. Man möge uns doch sagen, wofür man an den Leuten von Pontivy Vergeltung zu üben hatte, als die Bauern unter Führung eines widerspenstigen Priesters am 12. und 13. März siebzehn Nationalgarden auf dem Hauptplatz marterten. Und war das etwa Vergeltung, was man sechs Wochen lang in Machecoul tat mit der regulären Ermächtigung des royalistischen Ausschusses? Der Salzsteuereinnehmer Souchu als Vorsitzender ließ die Gefängnisse der Stadt viermal füllen und leeren. Die Menge hatte in ihrer vergnügten Roheit, wie wir sahen, zuerst aus Spielerei getötet. Souchu brachte Ordnung in das Verfahren; er sorgte dafür, daß die Hinrichtungen lange dauerten und schmerzhaft waren. Er nahm besonders gern die Kinder zu Henkern, weil deren ungeschickte Hände die Leiden verlängerten. Harte Männer, Matrosen und Soldaten, konnten diese Dinge nicht ohne Erbitterung mit ansehen und wollten sie verhindern. Da verlegte der royalistische Ausschuß seine Tätigkeit in die Nacht; man erschoß die Opfer nicht mehr, sondern erschlug sie und bedeckte die Sterbenden eilends mit Erde.

Nach den urkundlichen Berichten an den Konvent wurden in einem Monat fünfhundertzweiundvierzig Personen in den Tod be-



Jacques Cathelineau. *Georges Cadoudal.*

Die Führer des Aufstandes in der Vendée.

fördert, und in welchen Tod! Da es fast keine Männer mehr zu töten gab, so begann man mit den Frauen. Viele Frauen waren republikanisch gesinnt, und die Priester grollten ihnen, weil sie nicht zu belehren waren. Ein schreckliches Wunder geschah. In einer Kirche befand sich das Grab irgendeiner berühmten Heiligen. Die befragte man um Rat. Ein Priester las die Messe und legte die Hände auf das Grab. Da bewegte sich der Stein. „Ich fühle, wie er sich hebt," rief der Priester. Und warum hob er sich? Um ein Gott gefälliges Opfer zu fordern; man sollte die Frauen nicht mehr schonen, sondern sie erwürgen. Glücklicherweise rückten die Republikaner ein, die Nationalgarde von Nantes. Die Leute der Stadt traten weinend zu ihnen und drückten ihnen die Hand. „Ach!" sagten sie, „ach, ihr kommt zu spät! Ihr könnt nur noch die Mauern retten! Die Stadt ist vertilgt." Und sie zeigten ihnen die Stelle, an der man die Männer lebendig begraben hatte. Schaudernd sah man eine verschrumpfte Hand aus dem Boden sich strecken, die in entsetzlicher Erstickungsnot um welkes Gras gekrampft war.

Nicht die Leute aus der Bretagne und aus dem vendéeischen Marais haben das getan, sondern die Männer aus dem Bocage. Wir besitzen den sicheren Beweis, daß eben ihre Frömmigkeit die Leute aus dem Bocage von Anfang an geneigt machte, Blut zu vergießen. Diese braven Leute waren des künftigen Lebens so sicher, daß der Tod ihnen gleichgültig erschien; wie sie ihn furchtlos hinnahmen, so gaben sie ihn auch unbedenklich. Hatten die Patrioten gebeichtet, waren sie ihrer Sünden ledig, bereuten sie und war ihr Gewissen frei, so konnten sie nach der Meinung jener unbeschwert dies Tränental verlassen, um in das Paradies einzugehen.

Die verfassungstreuen Priester hatten zweifellos mehr zu büßen und gelangten nur nach scheußlichen Qualen in die andere Welt. Die Scharen Cathelineaus trieben am 16. und 17. März zwei von ihnen vor sich her und stachen mit Piken auf sie ein; es ist unbekannt, wieviel Stunden (oder Tage) diese Marter dauerte.

In Montaigu hinderte man die Bauern nur mit großer Mühe, unterschiedslos alle Gefangenen umzubringen. Die Adligen benahmen sich in diesem Falle sehr menschlich und mutig. Die Gefangenen von Cholet zu retten gelang indessen nicht. Sie wurden buchstäblich in der Osterwoche als Opfer geschlachtet, und zwar zum Teil am Grünen Donnerstag. An diesem Tage tötete man sechs junge Leute aus Montpellier, die in Cholet Geschäfte inne hatten. Man fesselte sie nacheinander an den Freiheitsbaum, damit die Schüsse gleichzeitig den Baum durchlöcherten.

Die Bauern waren zweifellos ebenso tapfer wie fanatisch. Ihre

Verwegenheit, die tatkräftige Entschiedenheit, mit der diese schlecht bewaffneten Massen sich gegen die Geschütze stürzten, sichern ihnen ein Merkblatt in der Geschichte. Sie bilden eine ruhmvolle Legende für Frankreich, und man soll nicht daran rühren. Ich gehöre nicht zu denen, die mit leeren Spitzfindigkeiten das herabzusetzen versuchen, was den nationalen Wert ehrt. Seitdem indessen in den militärischen Darstellungen die genaue Ziffer der gegen die Vendéer kämpfenden Truppen veröffentlicht worden ist, muß man zugeben, daß das Wunder weniger überrascht. Immerhin darf die Bewunderung in den Grenzen des Vernünftigen und Möglichen weiter bestehen.

Kaltblütige Männer wie Cathelineau, oder Männer mit so lebendigem und richtigem militärischen Verständnis wie Charette hätten sich niemals in das gigantische Unternehmen gestürzt, Frankreich zu bekriegen, wenn die Sache damals nicht wirklich möglich gewesen wäre, wenn man nur mit Zufällen, Wundern und wundersamen Fügungen von oben hätte rechnen müssen.

Die ganze Nieder-Vendée, die ganze Küste von Nantes bis La Rochelle waren von zweitausend Mann bewacht, die sich auf neun kleine Städte verteilten. Diese zweitausend Mann bestanden aus fünf sehr unvollständigen Linienbataillonen und aus Ersatzformationen, deren Mannschaften man nicht kräftig genug befunden hatte, um an die Grenze zu marschieren.

In der Hoch-Vendée standen überhaupt keine Truppen, weder in Saumur noch in Angers, mit Ausnahme einer Schar von jungen Leuten, die man als Kavalleristen ausbildete, und die den Dragonerdienst tun sollten. Man schickte etwa hundert davon nach Cholet, als die Stadt von den Aufständischen bedroht war.

Das Land schützte sich selbst. Die Städte hatten die Blüte ihrer Jugend an den Grenzen. Ihre besten Männer waren in Mainz oder in Belgien. Sie besaßen weder Truppen noch Waffen, noch Munition.

Übrigens kann man behaupten, daß es in diesem Lande keine Stadt gibt. Mit Ausnahme von Cholet, Luçon, Fontenay, Les Sables-d'Olonne — und das sind sehr kleine Städte — kann sich alles übrige nicht so nennen. Die ganze Bevölkerung lebt auf dem Lande. Ungeheure bäuerliche Massen wurden auf schutzlose Marktflecken losgelassen.

Man bildete schleunigst Bataillone aus Nationalgarden; und jedes Bataillon nahm den Namen Armee an. So gab es die Armee von Saint-Lambert, die Armee von Doué, die Armeen von Bressuire, von Parthenay, Niort, Fontenay, Luçon usw. Wer weiß, wieviele Armeen, nur keine Soldaten.

Jedermann war General oder höherer Offizier. Die ausgedienten,

Sechzig- und Siebzigjährigen, die im Lande blieben, waren die Generäle: der alte Verteuil, der alte Marcé, der alte Wittinghof. Alle anderen Offiziere (Kaufleute, Rentiers, Ärzte) waren niemals im Krieg gewesen, hatten nie eine Waffe angerührt.

Die Gemeinden hoben einige Nationalgarden aus, Stadtleute: kleine Händler, Krämer, Mützenmacher usw., die kein Gewehr laden konnten. Der Bauer war dagegen ein großer Jäger, er wurde oft von den Herren zu den Jagden befohlen (erzählt Frau von Larochejaquelin); seit 1789 übrigens jagte er für sich, ohne Erlaubnis und ganz frei.

Die Nationalgarden waren Familienväter, verließen ihre Läden, ihre Kinder, ihre trostlosen Frauen sehr ungern, dachten unaufhörlich an ihre Häuslichkeit und an den schönen Tag ihrer Heimkehr. Besonders vor dem Feinde bekamen sie Heimweh. Im Feuer machten sich oft ihre Arme weniger bemerkbar als ihre Beine.

Man konnte sie vierzehn Tage von Hause fernhalten, aber das war alles. Die Gemeinden wagten nicht, mehr von ihnen zu verlangen. So wechselten sie unaufhörlich. Kaum begannen sie zu wissen, wie man eine Waffe gebraucht, da wurden sie entlassen; andere kamen, hatten Angst und waren gänzlich unerfahren.

So liest man es in den verzweifelten Berichten, welche die Offiziere an die Behörden sandten und welche der Geschichte glücklicherweise erhalten geblieben sind. Sonst würde man nicht verstehen, wie dieselben Gegenden sich zugleich als die tapfersten und die feigsten der Republik erwiesen haben. Es sind dieselben Bezirke, die jene immerfort geschlagenen Flüchtlingsscharen lieferten, und aus welchen so viele prachtvolle republikanische Legionen hervorgingen; ich nenne besonders die Legion von Beaurepaire, das unsterbliche Bataillon von Maine et Loire.

In Wirklichkeit erschienen die ersten organisierten Streitkräfte erst Ende Mai in der Vendée. Das Land war seit ungefähr drei Monaten im Aufstand.

Der einzige ernsthafte Kampf im März fand am 19. statt, aber in der Nieder-Vendée, zwischen Chantonnay und Saint-Vincent.

Ein gewisser Gaston Bourdic, ein bretonischer Perückenmacher, hatte etwa fünfzig junge Leute an sich gezogen, die nicht ausrücken wollten. Sie durchzogen die Nieder-Vendée, unterwegs gesellten sich ganze Scharen Landleute zu ihnen. Die Menge schwoll immer mehr an; sie überrumpelte einen Posten. Der Offizier wurde getötet; Gaston zog sich seine Uniform an und machte sich ohne weiteres zum General. Am 15. März griff er Chantonnay an und bemächtigte sich der Stadt.

Zuerst glaubte man — und so berichteten die Abgeordneten Carra und Niou —, der Perückenmacher Gaston sei der Generalissimus der Vendée. Man glaubte es im Konvent, und man wiederholte es in ganz Europa. So wenig wußte man von diesem Krieg und von diesem Land! Tatsächlich gab es zwanzig Führer; alle waren sie unabhängig. Indessen waren die bedeutendsten von ihnen in diesen Küstenstrichen die Herren von Royran und von Sapinaud, zwei adlige Offiziere, die von den Bauern gezwungen worden waren, den Befehl zu übernehmen. Gaston verband sich sehr wahrscheinlich mit ihnen, und ihre vereinten Kräfte standen am 19. dem alten General Marcé gegenüber, der ohne Rücksicht auf sein Alter mit fünfhundert Liniensoldaten von La Rochelle aufgebrochen war und unterwegs viel Zuzug von Nationalgarden erhalten hatte. Marcés Pferd wurde verwundet, seine und seiner Söhne Kleider waren von Kugeln durchlöchert. Aber er hielt fast allein stand. Ein Teil seiner Schar floh und riß alles andere mit sich.

Was hinderte den Aufstand, sich zum unumschränkten Herrn des Landes zu machen? In der Hoch-Vendée nichts. In der Nieder-Vendée hielt sich immer noch ein tapferer Offizier, der General Boulard; er hatte wenig Truppen und wurde bald von den braven Nationalgarden aus Finistère, bald von denen aus Bordeaux unterstützt. Die letzteren hatten eine heldenmütige Vaterlandsliebe bewiesen. Bei der ersten Nachricht von der Empörung waren sie von Bordeaux aufgebrochen; ohne von der langen Reise auszuruhen, griffen die Bataillone der Gironde überall die Vendéer mit den Bajonetten an, und nichts konnte ihnen standhalten. Und doch bestanden sie in der Mehrzahl aus Kaufleuten, die zurück mußten zu ihren Geschäften; sie wollten vierzehn Tage fortbleiben und blieben drei Monate. Schließlich mußte man sie ziehen lassen, wie auch die Männer von Finistère, die von anderen Gefahren in die Heimat zurückgerufen wurden.

Alle Verwaltungen riefen in ihrer Not um Hilfe. Von Nantes, von Angers, von Sables, von allen Städten erhielt der Kriegsminister Briefe über Briefe: die Bitten der Verzweiflung. Er konnte sie kaum beantworten. Der General La Bourdonnaie, der den Oberbefehl an der Küste führte, klagte sogar den Minister beim Konvent an. Dieser sah sich gezwungen zu antworten und schrieb an den General: „Aber was soll ich tun? Wie kann ich Ihnen Truppen schicken? Custine befindet sich auf dem Rückzug; wie könnte ich ihm einen Mann fortnehmen? Wie sollte ich Dumouriez schwächen? Ich werde Ihnen fünfhundert Mann schicken, die Sieger der Bastille."

Ein trauriges Geständnis, eine lächerliche Hilfe. Die Patrioten im Westen waren bestimmt verloren, wenn sie sich nicht selbst halfen. Sie stellten alle mehr, als sie zu stellen hatten. Dol sollte sechzehn Mann stellen und stellte vierunddreißig; ähnlich war das Verhältnis in den anderen Orten. Unbegrenzte Opfer brachte Nantes. Von allen Seiten abgeschnitten und ohne Verbindungen, eine Insel in einem Meer von Wirren, Feuersbrünsten, Morden, den Brand von vier Departements vor Augen, brachte es in der Gefahr eine verschwenderische Tatkraft auf. Es gab sich selbst eine Regierung, hob Armeen aus, ließ seine tapferen Scharen durch die ganze Loire-Inférieure streifen und oft darüber hinaus.

Am 13. März verbanden sich alle konstituierten Körperschaften der Stadt zu einer einzigen und bildeten eine souveräne Körperschaft. Sie brachten die öffentlichen Kassen auf das Schloß von Nantes und schufen Kriegsgerichte, welche den Truppen folgen und die bewaffnet aufgegriffenen Rebellen auf der Stelle aburteilen sollten; sie errichteten in der Stadt ein außerordentliches Gericht ohne Berufung, und um den Royalisten zu zeigen, daß die geringste Bewegung in den Städten mit dem Tode bestraft würde, befahlen sie, von vornherein die Guillotine aufzustellen.

Was Nantes und alle Städte des Westens mit heimlichem Schrecken erfüllte, war die Ungewißheit über den Ursprung des Aufstandes; dieser hatte keinen bekannten Mann zum Führer. Man kannte zuerst gar nichts, weder die Menschen, noch die Ereignisse, noch die Ursachen.

Außer den Herren von Sapinaud und von Royran, die in der Mittel-Vendée standen, gab es noch keinen adligen General. Sapinaud selbst trug die Waffen gegen seinen Willen; er wurde von den Einwohnern des Landes dazu gezwungen. „Liebe Freunde," sagte er zu ihnen, „man wird euch vertilgen. Ein Departement gegen zweiundachtzig, das ist der irdene Topf gegen den eisernen. Glaubt und geht nach Hause." Charette und von Bonchamps gaben ähnliche Antworten. Dennoch ergriffen sie die Waffen, ebenso wie d'Elbée und übernahmen widerwillig den Befehl über die kleinen Banden der Umgegend, wurden aber keineswegs Generale.

Der Perückenmacher Gaston war der einzige bekannte General in der Nieder-Vendée; Cathelineau und Stofflet waren es in der Hoch-Vendée.

Wir besitzen darüber ein urkundliches Zeugnis: das Verhör, dem der gefangene Bruder Cathelineaus am 27. März unterworfen wurde. Man fragte diesen: „Wer waren die Führer?" und er antwortete: „Stofflet und Cathelineau". — Dann: ob es Adlige in der Armee

gäbe. Die Antwort: „Herr d'Elbée und ein anderer, dessen Namen ich nicht weiß."

Man fragte ihn noch, ob andere bekannte Persönlichkeiten dabei wären. „Ja," sagte er und nannte die Serge- und Tuchhändler aus Jallais und Beaupréau.

Furchtbar war der Charakter dieses inneren Krieges! Frankreich, von Europa angegriffen, fand im eigenen Lande einen Feind, den es nicht bestimmen konnte. Der war niemand und jedermann, ein Ungeheuer ohne Gestalt und Namen.

Zweites Kapitel

Dumouriez' Verrat (März—April 1793)

Einstimmigkeit im Konvent gegen die Vendée. — Große soziale Maßregeln. — Dumouriez steht schlecht mit allen Parteien. — Er hat nur zu den Orleanisten nahe Beziehungen. — Unverschämter Brief Dumouriez' an den Konvent (12. März). — Danton fordert die Verheimlichung des Briefes. — Dumouriez wagt eine Schlacht bei Neerwinden (18. März). — Seine Maßnahmen zum Vorteil der Orleanisten. — Miranda wird geschlagen. — Dumouriez gibt Miranda die Schuld an der Niederlage. — Dumouriez' Verhandlungen mit den Österreichern. — Danton wird von der Gironde angeklagt (1. April 1793). — Seine zornige Gegenklage. — Der Konvent begibt sich freiwillig seiner Unverletzbarkeit. — Dumouriez verhaftet die Kommissare des Konvents. — Er geht zum Feinde über.

Die Nachricht vom Ausbruch in der Vendée erweckte in Paris eine tiefe Wut, wie sie ein Überfall aus dem Hinterhalt zu erzeugen pflegt. So empfindet ein Mann, der von allen Seiten angegriffen wird, dem schon zwei an der Kehle sitzen, und der plötzlich spürt, wie ihm ein Dritter das Messer in den Rücken stößt.

Es war das zweitemal, daß gleichzeitig mit dem Einbruch der Feinde, an dem gleichen Tage, da die Nachricht in den Westen gelangen konnte, im Innern der Einbruch der Räuber erfolgte.

Unsere Stellungen an der Maas erstürmt, unsere Rheinarmee im vollen Rückzuge, Custine, nachdem er die Hälfte seiner Armee in Mainz zurückgelassen, auf der Flucht unter den Kanonen von Laudan! So stand es im Osten. Frankreich, unter der Last erliegend, stützte sich auf seine Mitte; im Westen waren Bürgerkrieg, Zerstörung und Tod seine ganze Stütze.

Man darf sich nicht wundern, wenn unter solchen Umständen niemand daran dachte, die Urheber der Bewegung vom 10. März ernsthaft zu verfolgen. Man wollte in ihnen nur heftige Patrioten erblicken, die allzu blind ihrer nach allem berechtigten Wut gegen die

sträflichen Einschläferer der girondistischen Presse nachgegeben hatten. Alles, was diese abgeschwächt und geleugnet hatte, war nur allzu wirklich und bewahrheitete sich täglich mehr. Wie hätte der Konvent übrigens der Gironde Genugtuung verschaffen können? Statt bestimmte Anklagen zu erheben und Namen zu nennen, warf die Gironde ganze Körperschaften, den Berg, die Kommune, die Jakobiner und alle Welt in einen Topf.

Die Nachricht aus dem Westen schien den Konvent für kurze Zeit zu versöhnen. Seine Entrüstung gegen die Mörder Frankreichs war einstimmig.

Die Gironde verlangte, daß die bretonischen Aufständischen vor das Revolutionstribunal gestellt würden. Der Bretone Lanjuinais forderte in seiner gerechten Empörung gegen die Verräter außerdem die Beschlagnahme der Güter derer, die man hinrichten würde.

Der Brand in der Vendée, der so schnell an Ausdehnung gewann, erforderte noch schnellere Abhilfe. Cambacérès beantragte die Militärjustiz. Man gab den Adligen und Priestern acht Tage Frist, um das Land zu verlassen; nach Ablauf der Frist sollten die, die man ergriff (als Mörder, Brandstifter und Urheber der Empörung), innerhalb vierundzwanzig Stunden zu Tode gebracht, die Güter der Toten beschlagnahmt werden; indessen wollte man (wie großmütig! d. H.) für den Unterhalt der Familien sorgen (19. März).

Außer diesen Notwendigkeiten revolutionärer Justiz erledigte der Konvent große soziale Maßregeln, um die Bevölkerung zu beruhigen, die Befürchtungen der Eigentümer zu beschwichtigen und den Armen Hoffnung einzuflößen. Die Anträge wurden vom Verteidigungsausschuß gestellt; in der Tat gab es keine wirksamere Verteidigung, als alle Klassen an der Wohlfahrt des Vaterlandes zu interessieren. Die Sicherheit des Eigentums wurde garantiert; man bestimmte die Todesstrafe für die Beantragung von Ackergesetzen. Aber der (Land- oder industrielle) Besitz sollte eine Staffelsteuer tragen.

Zur Vorbereitung anderer volkstümlicher Gesetze verlangte der Konvent zum Beispiel einen Bericht über die Teilung der Gemeindegüter.

In seiner schrecklichen Lage blieb Frankreich eine Hoffnung: der erfolgreiche General, der Mann von Valmy und Jemappes, Dumouriez, würde kommen und sein Land retten. — Er kam, aber als Feind!

An dem gleichen Tage, an dem man den Ausbruch in der Vendée erfuhr, traf ein Brief Dumouriez' ein, ein Brief voller Verachtung und Mißtrauen gegen den Konvent.

Als Feind war er im Januar abgereist, den Verrat im Herzen.

Er sagt selbst, daß er schon damals entschlossen war auszuwandern. Daher seine Ränke mit den holländischen und englischen Agenten, sein frecher Versuch, sich zum Vermittler zu machen und mit dem Auslande die Angelegenheiten Frankreichs zu ordnen: Ränke, die sehr wirksam dadurch vereitelt wurden, daß die Gironde klug und stark für die Kriegserklärung an England sorgte, ohne den schönen Reden Dumouriez' die geringste Aufmerksamkeit zu schenken.

Die Koalition mußte die Wahrheit erkennen, daß Dumouriez keinen Einfluß in Frankreich besaß, daß niemand ihm traute. Man ließ ihn gelten und unterstützte ihn als geschickten und glücklichen Abenteurer; das ist alles. Er gesteht selbst in seinen Memoiren: „Ich hatte niemanden im Konvent für mich."

Er hatte sich mit allen Parteien überworfen:

Stand schlecht mit den Girondisten, die ihm die Ohrfeige der Kriegserklärung in England versetzten;

Stand schlecht mit den Jakobinern, die ihn für einen Royalisten hielten;

Stand schlecht mit den Royalisten, in denen er den Glauben genährt hatte, er könne den König retten;

Sogar mit Danton und dessen Freunden stand er nicht gut; diese hatten zweimal die Vereinigung Belgiens mit Frankreich beantragt, eine Maßregel, die alle Pläne Dumouriez' umstürzen mußte.

Es blieb ihm keine ernsthafte Verbindung außer mit den Orleanisten.

Ihr Schicksal mußte genau das gleiche sein. Gemeinsam war ihnen, daß sie beide verloren waren, wenn sie nicht einen verzweifelten und verwegenen Versuch machten, ihrer Sache eine Wendung zu geben.

Die Orleanisten mögen das Bestehen dieses Verhältnisses leugnen. Mag Dumouriez in seinen für die Emigranten geschriebenen Memoiren erklären, er habe nur an die Wiedereinsetzung des älteren Zweiges gedacht.

Dumouriez besaß zuviel Geist, um zu hoffen, die Emigranten hätten jemals ihren Rückzug von Valmy verziehen. Zweifellos wollte er einen König, aber nicht aus der älteren Linie.

Die Orleans fühlten sich vom Berg im Stich gelassen.

Der Berg haßte Égalité, der der Partei durch seine Anwesenheit schadete und den Girondisten eine Blöße bot. Diese tote Büste eines Bourbonen, die auf seinen Bänken saß, dies stumme Bild, das nur den Mund aufgetan hatte, als es sich um den Tod Ludwigs XVI. handelte, war ihm verhaßt und lästig. Ihr Haß sagte den ehrlichen

Bergparteilern vorahnend, daß man in ihm einen „Notbehelf“ besaß gegen die Republik, ein mögliches Königtum und zwar das schlimmste: das Königtum des Geldes.

„Dumouriez dachte nicht an den jungen Herzog von Orleans.“ Zweifellos; und nur, weil er nicht daran dachte, richtete er es in allen seinen Schlachten so ein, daß jener hervortrat und die schönste Rolle spielte.

„Er dachte überhaupt nicht an das Haus Orleans.“ Aber er war von orleanistischen Generalen umgeben; seine rechte Hand war Valence, Schwiegersohn der Frau von Genlis und gewissermaßen der Bruder des jungen Orleans.

Wen schlug er Charette vor nach der Schlacht bei Quiberon, als Graf von Artois die ältere Linie endgültig unmöglich zu machen schien? Orleans. — Bekannt ist die energische und verächtliche Antwort, die er von dem Vendéer erhielt. Der zog die Republik vor und eine Kugel in den Kopf.

Nach all dem nehmen wir an, daß seit Januar 1793 Orleans und Dumouriez eins waren. Da sie sich mit den Royalisten unwiderruflich bloßgestellt hatten und der Revolution verdächtig waren, so gab es für sie nur eine Rettung und eine Möglichkeit: sie mußten selbst Könige werden.

Das war schwer. Aber war es unmöglich? Dumouriez glaubte es nicht.

Die Armee liebte Dumouriez; die Linientruppen wenigstens hingen ihm sehr an. Sie hatten Achtung und Sympathie für ihren jungen Waffengenossen, „den General Égalité“, der sich ganz kameradschaftlich gab und weniger ihr Führer als ihr Schützling war. Sein Königtum wäre das Königtum der Armee gewesen.

Hätten die Mächte diese Regelung der Dinge ungern gesehen? Sie hatten kein großes Mitgefühl für das Geschick der älteren Linie gezeigt. England hätte sich selbst wiedererkannt, hätte seine eigene Geschichte wiedergefunden und sein Vorbild in der Erhebung einer jüngeren Linie. Hat nicht England den großen Grundsatz verkündet: „Der beste König ist der, der den kleinsten Anspruch hat.“?

Während seines Aufenthaltes in Paris im Januar besuchte Dumouriez den Herzog von Orleans. Man kennt ihre Verabredungen und Pläne nicht, und man braucht sie nicht zu kennen.

Es genügt der Beweis, daß beide verloren waren und sich nur auf diesem sehr schmalen Wege retten konnten, der ihnen weder rechts noch links auch nur die kleinste Gelegenheit zum Entschlüpfen bot.

Nur, um zu verhandeln, um einen König zu machen, mußte man zuerst seine Stärke dartun. Man mußte der Koalition in Frankreich

durch einen glücklichen Streich imponieren. Daher stammen jene gewagten und beinahe törichten Versuche Dumouriez', nämlich erstens die Besetzung von Holland und zweitens, da der Feind ihm in den Rücken kam, seine Umkehr und das gefährliche Wagnis der Schlacht von Neerwinden.

Da Dumouriez so zwischen der Koalition und Frankreich in der Schwebe war und nichts in der Hand hatte als Belgien, das ihm überdies durch den revolutionären Einfluß streitig gemacht wurde, so machte er sich gewissermaßen zum Belgier und zum Anwalt der belgischen Interessen; er schrieb für sie ein heftiges Manifest in Form eines Briefes an den Konvent. Er schrieb es am 12. in Löwen und sorgte, daß Abschriften davon umgingen.

Es war eine Anklageschrift gegen Frankreich und den Konvent. Alles, was der Feind gegen uns sagte, war hier durch einen französischen Mund, und zwar durch unseren General selbst, ausgesprochen. Wie der Österreicher so sagte der General: die Bitte um Angliederung an Frankreich sei den Belgiern nur mit Waffengewalt abgesperrt worden. Mit den Banken erklärte er: Cambon habe Belgien nur minieren wollen und das Gold des Landes schlucken, als Garantie für die Assignate. Wie die Priester jammerte er über die silbernen Kirchengeräte, die man zur Bezahlung der Kriegskosten weggenommen hatte, über die Schändung der Tabernakel und der Hostien, die man auf den Boden geworfen hatte. In diesem frommen Manifest, das sich ausgezeichnet nach belgischen Gesichtspunkten richtete, erklärte Dumouriez, unsere Mißerfolge seien eine Strafe für unsere Verbrechen: Immer hat es einen Lohn für Tugenden und eine Strafe für Laster gegeben, usw. usw. So betrachtet, durfte man sich nicht schlagen, denn das hieß die Vorsehung versuchen. Der Stock des österreichischen Korporals war die Rute Gottes.

Diese Kapuzinerpredigt traf am 14. abends ein. Der Girondist Gensonné, der Präsident des Konvents, war bestürzt und glaubte, den Brief zuerst dem Ausschuß für allgemeine Verteidigung zeigen zu müssen. Bréard, der Vorsitzende des Ausschusses, und Barère, der gewöhnliche Sprecher, erklärten, man dürfe einen an die Versammlung gerichteten Brief nicht behalten, sondern müsse ihn vorlegen und die Anklage und Verhaftung Dumouriez' verlangen. Dies war der Mut der Furcht; eine so gewaltsame Maßregel hätte die Wirkung gehabt, die Armee an ihren General zu fesseln; die Armee ahnte keineswegs dessen Treulosigkeit; sie hätte ihn für ein Opfer der Parteien gehalten und ihn sehr wahrscheinlich verteidigt. Diese treue und dankbare Armee, die ihm die gewonnenen Siege zu ver-

danken glaubte, mußte, um sich von Dumouriez loszusagen, den General in Verbindung mit dem Feinde sehen, noch mehr, sie mußte ihn von Österreichern umgeben und geleitet, mußte ihn in ihren Reihen sehen, mitten unter den verabscheuten weißen Mänteln. Bis dahin war nichts zu machen. Oder aber, wenn die Freiwilligen dem Beschluß gehorchten und Hand an ihn legten, so hätte ihn die Linie verteidigt; man hätte das traurige Schauspiel einer Schlacht eigener Truppen gegeneinander erlebt, und zwar unter den Augen der Österreicher, die über beide Parteien hergefallen wären.

Ein einziges Mitglied widersetzte sich der Verhaftung Dumouriez' und das war Danton: „Was richtet ihr an?“ sagte er zum Ausschuß. „Wißt ihr auch, daß dieser Mann der Abgott der Armee ist? Ihr habt nicht wie ich erlebt, wie seine fanatischen Soldaten ihm bei den Besichtigungen Hände und Stiefel küßten, zum mindesten müßte man warten, bis er den Rückzug bewerkstelligt hat. Wie sollte der sich ohne ihn vollziehen können? Er hat den Kopf verloren als Politiker, aber nicht als Militär.“

Die Girondisten des Ausschusses gaben zu, daß Danton recht hatte, und daß Dumouriez nach allem in dieser Krisis noch immer der einzig mögliche General war.

Danton wollte, man solle vor allem versuchen, ihn zur Zurücknahme des Briefes zu bewegen. Eine aus beiden Parteien genommene Kommission solle ihn aufsuchen, in welcher er die Einigkeit des Konvents erkennen mußte; man solle zum Beispiel ihn, Danton, schicken für den Berg und für die Gironde Guadet und Gensonné. Diese lehnten die Kommission ab. Sie willigten ein, den Brief ein paar Tage beim Ausschuß zu behalten; damit war ihre Verantwortung schon groß genug. Aber den gefährlichen Schritt, in Belgien mit einem so verdächtigen und der Empörung so nahen Manne zu verhandeln, überließen sie Danton, der nicht weiter zögerte, sondern sofort abreiste *).

*) Hatte Danton teil an dem Plan Dumouriez', das Haus Orleans auf den Thron zu bringen, stand er in naher Beziehung zu diesem Hause? — Das war je nach den Zeiten verschieden. 1791 bestand die Verbindung Dantons mit Orleans in einer gemeinsamen Mätresse. 1792 war Orleans unmöglich, und vielleicht dachte Danton eine Weile an den Sohn des Herzogs. Von Ende 1792 an war die Republik zugleich Vernunft und Schicksal; Danton dachte zu gesund, um unmögliche Dinge zu wollen. Dem Haus Orleans bereitete das traurige Patronat des Überläufers Dumouriez ziemliche Verlegenheit, und es hat zu gewissen Zeiten alles getan, um glauben zu machen, es habe auch die Fürsprache Dantons besessen. Dafür besteht nicht der geringste Beweis, wenn man von gewissen mündlichen Überlieferungen absieht, der vielleicht keinen anderen Ursprung haben, als persönliche Interessen. Es ist schade, daß Lamartine in seiner großherzigen

Der Brief Dumouriez', der am 12. bedrohlich war, wirkte am 18. lächerlich. In seiner Übereilung verlor Dumouriez eine große Schlacht.

Er hatte nur fünfunddreißigtausend Mann Truppen in der Front, und die waren bereits in Unordnung. Der Feind hatte zweiundfünfzigtausend Mann. Die Armee war während des Winters sorgfältig in Ordnung gebracht worden und bestand ganz aus alten Soldaten, während gut die Hälfte der Leute Dumouriez' nur Freiwillige waren. Mirandas Plan war, lediglich in einer sehr starken Stellung Löwen zu decken. Die Armee hätte sich dort erholt und aus den Beständen in Frankreich ergänzt. Dumouriez wäre dann vom Konvent abhängig gewesen, statt diesem das Gesetz vorzuschreiben.

Er rückte bis Neerwinden vor und fand die Österreicher in einer beherrschenden Stellung, ähnlich der von Jemappes, indessen weniger geschlossen als diese. Ihre Front war ungefähr zwei Meilen lang. Dumouriez machte die seine ebenso lang, aber für eine schwächere Armee war Ausbreiten gleichbedeutend mit Sichverzetteln; es konnte nicht ausbleiben, daß die Korps voneinander getrennt wurden. Wie bei Jemappes hatte Dumouriez die Mitte seinem Schützling, dem jungen Égalité gegeben; seine rechte Hand, der General Valence, hatte den rechten Flügel, Miranda den linken.

Große natürliche Hindernisse trennten den linken Flügel vom Feinde; Miranda mußte ein zerschnittenes Gelände durchqueren, das ihm jene freie Bewegung seiner Truppen kaum gestattete; überdies lag er mehr unter dem schweren Kreuzfeuer der auf den Höhen aufgestellten feindlichen Batterien. Als Beweis dafür, daß Miranda die Hauptmacht des Feindes vor sich hatte, würde die Tatsache genügen, daß dieser rechte österreichische Flügel von dem jungen Erzherzog Karl befehligt wurde, der zum erstenmal im Felde stand. Wenn man die Geschichte der monarchischen Kriege kennt, so kann man unbedenklich behaupten, daß man den jungen Prinzen dahin stellte, wo

Gutgläubigkeit so leichtsinnig Dinge übernommen hat, die so wenig bewiesen sind. So behandelt er zum Beispiel in seinem fünften Buche eine große Verschwörung Dantons für das Königtum Orleans, das heißt, er verlegt sie in den März. Um dem damals abwesenden Herzog eine Botschaft schicken zu können, leiht Danton von seiner zweiten Frau (die erste ist am 10. Februar gestorben) fünfzig Louisdor, die er ihr früher zum Hochzeitsgeschenk gemacht hatte. Nun bedenke man, daß Danton erst am 17. Juni wieder geheiratet hat, als von den beiden Orleans der eine mit Dumouriez ausgerissen war und der andere in Marseille im Gefängnis saß. Sie waren bereits Gegenstand der allgemeinen Verwünschungen geworden und sicher nicht mehr Thronkandidaten. Die Botschaft und die Verschwörung waren reine Erfindungen.

eine überwältigende Übermacht es von vornherein ausschloß, daß die Franzosen einen Vorteil erringen konnten.

War es Dumouriez bekannt, daß Miranda den Prinzen gegenüber hatte? Wir wissen es nicht. War es so, so war sein Plan einfach und ungefähr der gleiche wie bei Jemappes. Miranda hatte bei Neerwinden die Rolle Dampierres bei Jemappes, nämlich die Rolle, geschlagen zu werden. Die Sache war für den höheren Ruhm der Orleanisten eingerichtet; Dumouriez behielt Valence die Ehre vor, den großen Schlag auszuführen. Wie der siegreiche Thouvenot bei Jemappes zur Verstärkung Égalités herbeigeholt war und zur schließlichen Rettung Dampierres, so sollte Valence zunächst bei Neerwinden siegen, dann in der Mitte zu Égalité stoßen und beide zusammen sollten retten, was von Miranda übriggeblieben wäre, wenn überhaupt noch etwas übriggeblieben wäre. Auch diesmal wieder wäre der Prätendant am Schluß erschienen wie ein rettender Gott und Dumouriez hätte berichten können, daß dieser junge Mann zum zweiten Male Frankreich gerettet habe.

Wenn ich mich nicht irre, so herrschte in beiden Lagern derselbe Gedanke: den Ruhm einem Prinzen zu sichern! Dumouriez machte die Sache für den Herzog von Orleans, Koburg für den Erzherzog Karl. Dieser letztere trug tatsächlich die Ehre davon und begründete als Zwanzigjähriger seinen Ruf als erster Feldherr des Reiches.

Der Bericht Dumouriez' der all dies in kluger Berechnung verschleiert, ist von Jomini einwandlos übernommen worden, und alle haben Jomini abgeschrieben. Nichtsdestoweniger ist dieser Bericht widerlegt, zerstört und zerfetzt worden: erstens durch die von Dumouriez selbst ausgegebenen schriftlichen Befehle; zweitens durch Miranda, einen ehrenhaften Mann, dessen Wort mehr gilt als das Dumouriez', drittens durch einen sicherlich unparteiischen Augenzeugen, nämlich den Führer der Österreicher, Koburg, dessen Bericht mit dem Mirandas zusammenstimmt. Mit Recht haben Servan und Gremoard, die besten Kritiker der Kriege jener Zeit, den einwandfreien Bericht Mirandas dem unhaltbaren und widerspruchsvollen Dumouriez', der sich (freiwillig) in Zahlen, Stunden, Orten und Personen irrt, vorgezogen.

Dumouriez behauptet, daß sein rechter Flügel erfolgreich war, daß Neerwinden genommen und wiedergenommen, am Abend in seiner Hand blieb. Koburg bezeugt das Gegenteil. Sicher ist, daß Miranda auf dem linken Flügel geschlagen wurde. Er verlor ungefähr zweitausend Mann in hartnäckigen Angriffen, die sieben Stunden lang dauerten. Der Prinz Karl behielt schließlich die Oberhand; seine Grenadiere rückten vor und schickten sich an, unsere

Freiwilligen durch eine Chaussee abzuschneiden; diese gingen in Auflösung zurück. Man konnte sie nicht mehr halten.

Diese Vorgänge sind strittig zwischen Dumouriez und Miranda. „Miranda mußte mich benachrichtigen," sagte ersterer. Miranda erklärt, daß er ihn benachrichtigt hat. Er hat durch Zeugen vor dem Revolutionstribunal bewiesen, daß er tatsächlich einen Eilboten an den General schickte. Vielleicht ist diese Botschaft nicht angekommen. Aber war denn überhaupt eine Botschaft nötig? Dumouriez mußte hören, daß das Feuer aufgehört hatte. Wäre er, wie er behauptet, Herr von Neerwinden gewesen und Sieger auf dem rechten Flügel, so hätte er dem linken zu Hilfe eilen können, dessen eingeschlafenes Feuer nicht wieder vernehmbar wurde. Aber er hatte Neerwinden nicht. Und er war sehr froh, den Verlust der Schlacht auf Miranda schieben zu können. Die Schlacht war auf dem linken Flügel verloren, aber auf dem rechten durchaus nicht gewonnen.

Miranda, den Dumouriez beschuldigt, „den Verstand verloren" zu haben, deckte tapfer den Rückzug und hielt sich am zweiundzwanzigsten bei Pellenberg einen ganzen Tag gegen eine gewaltige feindliche Übermacht.

Auf diesem Rückzuge traf Dumouriez Danton, der ihn um die Zurücknahme seines Briefes bitten wollte. Dumouriez zog den Brief nicht zurück, sondern schrieb nur kurz: „Er bitte den Konvent zu warten, bis er seinen Brief erklären könne." Kaum war Danton abgereist, als Dumouriez ein Abkommen traf mit dem Obersten Mack, einem Unterhändler der Österreicher. Er selbst hatte diesen Unterhändler kommen lassen, unter dem Vorwand, Gefangene auswechseln zu wollen. Man kam überein, der Rückzug der Franzosen solle nicht gestört werden, die Franzosen könnten ganz nach Belieben kampflos zurückgehen, wodurch Österreich in den Stand gesetzt werde, die ganzen Niederlande ohne Schwertstreich wieder zu besetzen (22. März).

Man muß Dumouriez selbst den Vorgang erzählen hören. Man sieht, daß die Österreicher nicht daran dachten, ihm etwas Schriftliches in die Hand zu geben. Er verhandelte nur mit Mack, und zwar mündlich. Auf diese Weise band er sich, ohne Koburg zu binden. Die Österreicher haben Lafayette gegenüber zugegeben, daß man Dumouriez mit der Hoffnung hinhielt, man würde einen konstitutionellen König gestatten, aber da man nichts Schriftliches gegeben habe, so hätte man auch nichts gehalten.

Mack und Dumouriez verhandelten zusammen mit dem Herzog von Orleans und den Orleanisten Valence, Thouvenot und Montjoie

und kamen dahin überein: Die Kaiserlichen würden sich als Hilfstruppen Dumouriez' betrachten; dieser solle auf Paris marschieren; wenn er dort das konstitutionelle Königtum nicht errichten könne, solle er die Österreicher herbeirufen und ihr General werden. Man war aber nicht zufrieden mit der kampflosen Räumung Belgiens, sondern Dumouriez sollte in Frankreich den Platz Condé als Pfand übergeben; einen Platz zum Anfang; die andern Plätze, die es den Kaiserlichen in ihrem Kreuzzuge für unsere konstitutionellen Freiheiten zu besetzen gelingen würde, sollten aus Österreichern und Franzosen gemischte Garnisonen erhalten.

Ein Punkt fehlt in diesem Vertrage: wer sollte dieser konstitutionelle König sein? — Das im Temple gefangen gehaltene Kind oder der Herzog von Orleans, der so gefällig die Österreicher nach Paris führte?

Danton war am 16. von Paris abgereist; er kehrte am 29. abends um acht Uhr zurück. In dieser kurzen Zeit war alles anders geworden. Niemand — oder fast niemand mehr — wagte den Verrat Dumouriez' in Zweifel zu ziehen. Indessen hatte man noch keinen Beweis; sein Abkommen mit Mack vom 22. war noch nicht bekannt. Dennoch sagte das gesunde allgemeine Gefühl, irgendeine innere Stimme, jedem: „Er ist ein Verräter."

Danton ließ sich eine Nacht Zeit, um sich über die Meinungen zu unterrichten; er ging weder in den Konvent noch in den Ausschuß. Seine Botenrolle bei einem so verdächtigen Manne war ungeheuer gefährlich. Er hatte den Rat gegeben zu dieser Botschaft und hatte sie überbracht. Danton hatte geraten, Danton zu schicken. Er hatte beim Ausschuß den gewagten Entschluß durchgesetzt, einen so wichtigen, an die Versammlung gerichteten Brief zu verheimlichen. War das nicht Hochverrat? Er hatte seinen Kopf aufs Spiel gesetzt. Es stand sehr zu befürchten, daß seine durch ihn bloßgestellten Genossen, die Mitglieder des Ausschusses, selbst seinen Kopf forderten, um den ihrigen zu retten.

Würde Danton in dieser Gefahr von der Gironde geschont werden? Das war sehr zweifelhaft. Auf die Gironde als Partei war kein Verlaß, weil sie keine Partei war. Noch am 1. April wurde Dumouriez in Brissots Blatt gelobt; und am gleichen Tage klagte ein anderer Girondist, Lasource, Dumouriez und seinen Komplizen Danton in der Versammlung heftig an.

Die Freunde Rolands waren außer sich, als sie am Morgen des 1. April in den Konvent kamen. Der Überwachungsausschuß hatte in der Nacht gleichzeitig mit den Verhaftsbefehlen gegen Égalité Vater und Sohn die Versiegelung der Papiere Rolands angeordnet.

Die Freunde des letzteren glaubten darin die Hand Dantons zu erkennen, das arglistige Bemühen eines Ertrinkenden, sich auf sie zu stützen und sie statt seiner zu opfern.

Täuschten sie sich? Man weiß es nicht. Sicher ist nur, daß Lasource am Morgen Danton heftig schmähend anfuhr und ihm so wuchtig auf den Leib rückte, daß dieser, betäubt und bestürzt, sich nicht anders zu helfen wußte, als dem Gegner selbst an die Kehle zu gehen.

Lasource stammte aus den Cevennen und hatte einen strengen, herben Charakter. Das protestantische Languedoc hatte mehrere Pastoren dieser Art in den Konvent geschickt. Es ist schwer zu entscheiden, ob die Bitterkeit Lasources auf der Rechten größer war als die Gewaltsamkeit Jean-Bon Saint-Andrés auf der Linken. Ihr Land machte den Charakter so, auch ihre Geschichte, das Unglück, die Verfolgung. Sie predigten im Konvent, wie sie es im Cevennenkrieg getan haben würden, gewissermaßen in der Einöde, unter einem Felsen.

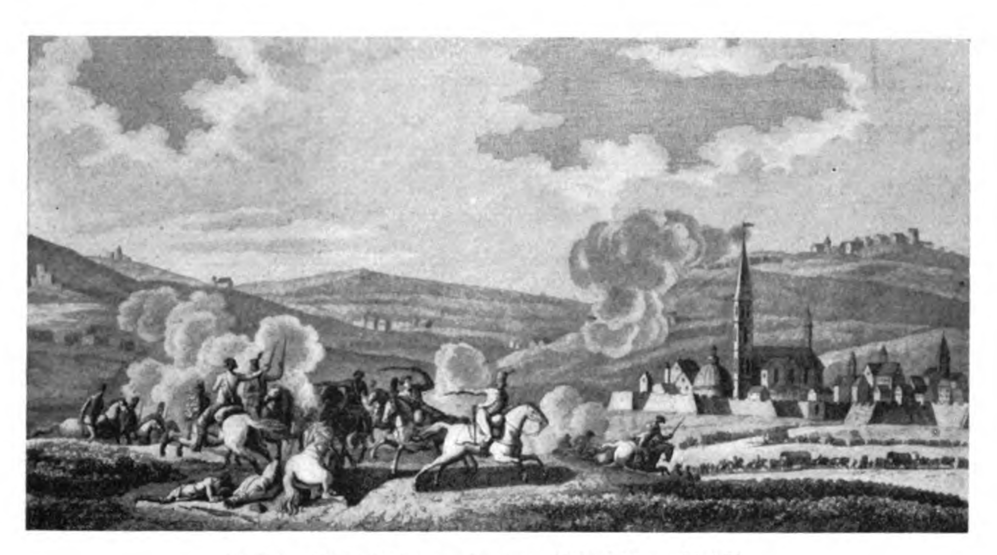
Lasource war ganz überzeugt. In seiner düsteren, südlichen Einbildungskraft hatte er sich, wie Salles, Louvet und andere kranke und romantische Geister, ein ganzes Gedicht gemeinsamer Verrätereien von Orleans, Dumouriez, Danton, den Cordeliers und den Jakobinern zurechtgemacht. Dies Gedicht war sehr geschickt zusammengestellt und machte mit seinen täuschenden Wahrscheinlichkeiten großen Eindruck. Er verlangte eine Untersuchung „über das zur Wiederherstellung des Königtums geschmiedete Komplott“ und beklagte sich über die Untätigkeit des Revolutionstribunals; er erklärte schließlich, er habe kein Vertrauen zu dem Tribunal und forderte den Konvent auf, seine Mitglieder schwören zu lassen, jeden zu erdolchen, der es versuchen würde, sich zum Diktator oder zum König zu machen. Der Eid wurde unter dem Beifall der Tribünen sofort geleistet. Jedermann blickte auf Danton.

Ein Girondist fügte hinzu, Fabre, ein Freund Dantons, habe im Verteidigungsausschuß gesagt, man könne Frankreich nur retten, indem man einen König mache.

„Ihr Schurken,“ rief Danton, „ihr habt den König verteidigt und schiebt uns eure Verbrechen zu!“

„Im Namen der öffentlichen Wohlfahrt,“ sagte Delmas, „hören wir auf damit. Weitere Auseinandersetzungen können die Republik verderben. Man muß die Untersuchung abwarten.“

Der ganze Konvent stimmte für den Abbruch der Debatte. Danton schien geschont und nun geschützt zu sein; tatsächlich war er verloren . . .



Schlacht bei Neerwinden (18. März 1793).
Stich von P. J. Laminit nach der Zeichnung von Swebach-Desfontaines.



Der Herzog von Chartres.
Nach der Lithographie von Raffet.

Er stürzte auf die Tribüne und erhielt das Wort. Er wehrte zunächst einen Angriff ab, den man gar nicht gemacht hatte, und beschwor Cambon um eine Erklärung über den Verbrauch der hunderttausend Taler, die man ihm (Danton) für seine belgischen Reisen anvertraut hatte. Cambon bezeugte, dies Geld sei durchaus notwendig gewesen, und deckte so Danton mit seiner Rechtschaffenheit.

Dieser, wieder sicher gemacht, nahm einen neuen Aufschwung. Er warf Lasource (der als Mitglied des Ausschusses Kenntnis von den Dingen hatte) vor, nicht gesagt zu haben, daß er, Danton, bei seinem Angebot, Dumouriez aufzusuchen, gewünscht hatte, Guadet und Gensonné möchten ihn begleiten. Er zeigte, daß Dumouriez' Plan dem seinen entgegengesetzt war, denn Dumouriez wollte die Unabhängigkeit Belgiens, und Danton hatte die Angliederung des Landes an Frankreich gefordert. Was sein Verhalten zu Dumouriez anlangte, so wies er geschickt darauf hin, daß seine Beziehungen zu dem General völlig gleichartig waren denen des Camus, dessen jansenistische Rechtschaffenheit bekannt und geachtet war.

So von zwei ehrenhaften Leuten, Camus und Cambon, gedeckt, erging sich Danton in wütenden Gegenbeschuldigungen gegen die Gironde. Er schien den Haß des Berges zu dem seinen zu machen, schmeichelte dem Hochmut des Berges, gestand, jener habe besser geurteilt als er, und klagte sich selbst der Schwäche an. Ein solches Geständnis eines solchen Mannes versetzte die Montagnards in einen wahren Taumel und entlockte ihnen tobenden Beifall. Danton, der sich gleichsam im Triumph emporgetragen fühlte, in dem nämlichen Augenblick, da er sich verloren geglaubt hatte, vergaß alle Mäßigung: „Kein Waffenstillstand mehr," rief er, „zwischen den Patrioten, die den Tod des Tyrannen gewollt haben, und den Feiglingen, die, um ihn zu retten, uns in Frankreich verleumdet haben!" Ein merkwürdiges und unvorsichtiges Wort, da doch alle Welt sich an Dantons arglistigen Vorschlag vom 9. Januar erinnern mußte, dessen Annahme den König gerettet hätte, der aber so schlecht aufgenommen wurde, daß er nur eine Stimme in der Versammlung erhielt, nämlich die des klugen Cambacérès!

„Ich verlange," sagte er schließlich, „daß man das Betragen derer prüft, die den Tyrannen retten wollten, derer, die gegen die Einheit der Republik gearbeitet haben (Beifall). Ich habe mich in der Zitadelle der Vernunft verschanzt, ich werde sie verlassen mit der Kanone der Wahrheit und die Schurken, die mich anklagen wollten, zu Staub zerschmettern."

Die Heftigkeit dieser letzten bildlichen Ausdrücke, die vollkommen

auf den Geschmack der Zeit berechnet waren, machte den Erfolg vollständig. Als er hinabstieg, schlossen ihn die Montagnards, außer sich vor Begeisterung, in die Arme. Viele küßten ihn unter Tränen.

„Ja," sagte Marat, die allgemeine Erregung benutzend, „prüfen wir schleunigst das Betragen der Konventsmitglieder, der Generale, der Minister."

Die Gironde stimmte zu. „Marat hat recht," rief der Girondist Biroteau, „es soll keine Unverletzlichkeit mehr geben." Der Antrag wurde sogleich angenommen. Der Konvent entschied, er würde ohne Rücksicht auf die Unverletzlichkeit diejenigen seiner Mitglieder unter Anklage stellen, die mutmaßliche Genossen der Feinde der Freiheit seien.

Das war das beklagenswerte Ergebnis der Wut beider Parteien und des traurigen Erfolges Dantons. Der letztere war über seine gewohnte Politik, über seine Ansichten und Gefühle gefährlich hinausgegangen.

„Kein Waffenstillstand! Kein Friede!" sagte er am 1. April. — Und in der Sitzung vom 5. wird sein Wort lauten: „Nähern wir uns einander, werden wir wieder Brüder."

Am gleichen Tage, am Abend des 1. April, hatte der „Aufstandsausschuß" (die Varlet und Fournier) in der Kommune die Oberhand bekommen; es setzte durch, daß die Waffen und sogar Artillerie unter den Sektionen verteilt wurden. So hatte sich die letzte Autorität, die in Paris bestand, der Waffen begeben, um sie dem Zufall zu überlassen, denn die Sektionen wechselten stündlich ihre Führer und ihre Ansichten.

Da machten sich die Jakobiner sehr verdient. Sie mißbilligten öffentlich das Verfahren jenes anarchistischen Ausschusses. Als Marat, der damals bei den Jakobinern den Vorsitz führte, einen Mann des Ausschusses den Saal betreten sah, forderte er, man solle ihn verhaften.

Das flößte allen neuen Mut ein. Mehrere Sektionen gaben eine Erklärung ab; die Wahlmänner forderten die Kommune auf, den Aufstandsausschuß abzulehnen. Barère verlangte vom Konvent, er solle den Ausschuß vor seine Schranken fordern. Die Kommune selbst erschien vor dem Konvent und ließ durch Chaumette die Anarchisten, denen sie am Tage vorher nachgegeben hatte, verleugnen und anklagen.

In dieser Sitzung (3. April) änderte sich alles mit einem Schlage. Dumouriez hat die Kommissare verhaftet, die der Konvent zu ihm gesandt hat. Der Vorgang wird von ihm selbst berichtet und zu-

gestanden in einem Briefe an die Bevollmächtigten des Departements Nord. Tatsächlich wollte er diese für sich gewinnen und sich Lilles bemächtigen!

Alles schien verloren. Was war zu tun, wenn die Armee Dumouriez im Verbrechen so treu blieb wie im Siege, wenn sie es vermocht hatte, Hand anzulegen an die Vertreter des Volkes? Denn so war die Meinung, und damit tat man der Armee unrecht. Deren Korps waren getrennt und die meisten wußten nichts von dem Verbrechen des Generals. An der Verhaftung der Volksvertreter waren nur ein paar Husaren beteiligt gewesen.

Glücklicherweise war Lille sicher; es hatte sich vorgesehen und war im Verteidigungszustand. Drei Geheimboten des Ministers Lebrun, welche die Absichten Dumouriez' auskundschaften sollten, hatten bei ihrer Rückkehr alle Grenzbehörden gewarnt. Diese Geheimboten waren bekannte Jakobiner, vor allem der erste, Proly, ein Freund Dumouriez und der natürliche Sohn des Prinzen Kaunitz. Sie sahen Dumouriez zwei- oder dreimal in Tournai bei dem jungen Égalité oder — genauer — bei Frau von Genlis. Es war nicht schwer, ihn zum Sprechen zu bringen.

Er befand sich in einer merkwürdigen geistigen Verwirrung; doch war daran nicht etwa sein Verbrechen schuld, sondern die Tatsache, daß er sich zwar den Österreichern gegenüber gebunden und ihnen alles ohne Kampf zugestanden hatte, daß er dagegen umgekehrt kein bindendes Wort, nichts Schriftliches besaß. Er gehörte bereits dem Auslande, dem Feinde, und wußte nicht, was seine Herren tun oder ihn tun lassen würden.

Die drei Abgesandten des Ministers konnten ihn zu keiner klaren Äußerung bewegen, außer zu leeren Prahlereien: er werde auf Paris marschieren, er sei stark genug, um sich nach vorn und nach rückwärts zu schlagen. Unter anderen ähnlichen Torheiten sagte er, man müsse einen König haben: „Es ist ganz gleich, ob er Ludwig oder Jakob heißt." — „Oder Philipp," sagte Proly. Dumouriez ärgerte sich sehr, daß man so rücksichtslos zeigte, wie man ihn durchschaute.

Um Dumouriez aufzufordern, vor seinen Schranken zu erscheinen, hatte der Konvent Männer gewählt, die ihn beruhigen konnten: das alte Mitglied der Konstituierenden, Camus; zwei Abgeordnete der Rechten, Bancal und Quinette, und nur einen Bergparteiler, Lamarque. Sie wurden begleitet vom Kriegsminister Beurnonville, einem persönlichen Freund des Generals, der sich seinen Schüler nannte. Sie hatten den Befehl, ihn zu verhaften, wenn er sich weigerte, zu kommen. Ein gefährlicher Auftrag. Dumouriez war beliebt.

Gewisse Korps blieben ihm blind ergeben. Indessen begannen sie, sich darüber zu wundern, wie gut er mit dem Feinde stand, daß er sogar Franzosen, die er beschuldigte, sie wühlten gegen ihn und wollten ihn ermorden, den Österreichern übergab (um sie besser zu verwahren).

Dumouriez weigerte sich nicht geradezu, zu gehorchen. Er wollte Zeit gewinnen. Das mußte er, um sich Condés und wenn möglich Lilles zu versichern. Die Abgesandten drängten ihn. Camus, der Führer der Gesandtschaft, bezeigte keinerlei Verwunderung über das finstere und unheimliche Aussehen, über das drohende Murren, womit ihn die Säbelraßler einzuschüchtern hofften. Der alte Jansenist, den man im Konvent für nicht sehr republikanisch hielt, zeigte sich in dieser schwierigen Lage sehr würdig der Republik, die er vertrat. Als Dumouriez schließlich mit einer endgültigen Weigerung kam, sagte Camus: „Ich suspendiere Sie, ich verhafte Sie hiermit und werde Ihre Papiere versiegeln.“ Égalité war zugegen, ferner Valence, ein paar Offiziere und die Damen Fernig in ihren Husarenuniformen. „Wer sind diese Leute?“ sagte der furchtlose Greis und warf einen strengen Blick auf die verdächtige Versammlung. „Gebt alle eure Briefschaften heraus.“

„Das ist zu stark,“ sagte Dumouriez, „machen wir dieser Unverschämtheit ein Ende.“ Und auf deutsch fuhr er fort: „Nehmt diese Männer fest.“ Er traute den Franzosen nicht mehr und hatte etwa dreißig Husaren kommen lassen, die nur deutsch verstanden.

Dieser Schritt band Dumouriez unwiderruflich an die Österreicher. Er war auf Gnade und Ungnade in ihrer Hand. Mack hatte ihm nur Versprechen und Worte gegeben; Koburg hatte er nicht gesehen. Aber auch, wenn er Koburgs sicher gewesen wäre, so bedeutete das noch nichts. Koburg hing von dem in Antwerpen tagenden Kongreß der Koalition ab, der sich damit beschäftigte, Frankreich auf dem Papier zu zerstückeln. Dumouriez sandte Valence dorthin, der indessen nicht weiter kam als bis Brüssel; der Kongreß ließ ihn wahrscheinlich ersuchen, zu warten, denn er wollte Dumouriez nichts Bestimmtes gewähren, sondern sich seiner nur bedienen und seinen Verrat ausbeuten.

Dumouriez hatte mehr versprochen, als er halten konnte. Am 4. morgens wollte er Koburg nach Condé bringen. Als er in Begleitung des Herzogs von Orleans noch eine halbe Meile entfernt war, sah er drei Bataillone Freiwillige die Straße entlangziehen, die im Begriff waren, sich ohne Befehl ihrer Führer in die Festung zu werfen, um sie den Österreichern zu verschließen. So verteidigte sich das verratene Frankreich selbst. Dumouriez befahl ihnen, um-

zukehren. Da klang ihm drohendes Geschrei entgegen, bald schoß man auf ihn. Er entwich querfeldein, fünf oder sechs Leute seiner Umgebung wurden getötet; nur mit Mühe erreichte er eine Fähre; er begab sich zu den Österreichern.

Deren gewohnter Agent, der Oberst Mack, den man immer verhandeln ließ, verfaßte in der Nacht mit Dumouriez einen Aufruf, in dem man Koburg sagen ließ: „er komme nicht nach Frankreich, um Eroberungen zu machen, nähme er Plätze, so sei es nur als anvertrautes Gut, das er zurückerstatten werde.“ Dumouriez war nicht mehr in der Lage, etwas streitig machen zu können, und opferte in diesem Akt seinen jungen Prätendenten; er ließ es geschehen, daß die Österreicher anders schrieben als sie gesagt hatten. Sie hatten am 22. März von der Wiederherstellung einer konstitutionellen Monarchie gesprochen, was sich ebensogut auf den jungen Orleans wie auf den Sohn Ludwigs XVI. beziehen konnte. Aber am 4. April, da Dumouriez, ein Flüchtling und ohne Hilfsquellen, in ihrer Hand war, hieß es in dem Aufruf: „Frankreich seinen verfassungsmäßigen König wiedergeben“. Und dies konnte nur auf den Prätendenten der älteren Linie gehen.

Dumouriez, entschlossen, wieder hochzukommen und den Versuch, wenn nötig, mit dem Leben zu bezahlen, setzte am Morgen seinen Freund Mack mit der Erklärung in Erstaunen, er werde ins französische Lager zurückkehren, um zu sehen, was er noch von der Armee zu erwarten habe. Mack erbleichte über soviel Kühnheit, er ließ ihn nicht ziehen, ohne ihm einige österreichische Dragoner als Begleitung mitzugeben. Das war Dumouriez' Verderben. Ein paar Mann konnten ihn nicht beschützen; sie dienten höchstens als Anklage gegen ihn, mußten seinen Verrat sichtbar und handgreiflich machen.

Wäre das nicht gewesen, so hätte vieles für ihn günstig gestanden. Die Armee war erregt und unwillig über den Anschlag der Freiwilligen gegen Dumouriez, den sie einen Hinterhalt nannte. Als der General erschien, freute man sich sehr, daß er noch am Leben war. Das Gefühl gewann die Oberhand. Wenn auch die Freiwilligen immer noch drohend und finster aussahen, wenn auch die Artillerie in abweisender Zurückhaltung verharrte — die Linientruppen waren gerührt. Dumouriez ritt in die Fahnenreihe und rief mit zitternder und heiserer Stimme: „Liebe Freunde, ich habe Frieden gemacht! Wir wollen nach Paris gehen und dem Blutvergießen Einhalt tun.“

Das machte Eindruck. Dumouriez stand dem Regiment De la Couronne gegenüber, das sich bei Neerwinden ausgezeichnet hatte; er küßte einen Offizier. Ein junger Mann tritt aus den Reihen, ein einfacher

Furier mit Namen Fichet von Givet: „Was sollen diese Leute da?“ sagte er mutig zu Dumouriez und wies auf die Österreicher.

„Diese Herren,“ sagte Dumouriez, „sind unsere Freunde geworden. Sie werden unsere Nachhut bilden.“ — „Wie!“ schrie Fichet und stampfte mit dem Fuße, „sie sollen also in Frankreich einrücken, sollen Frankreichs Boden betreten! Wir sind selbst Leute genug, um Ordnung bei uns zu halten. Das ist eine Schande, ein Verrat! Ihr wollt ihnen Lille und Valenciennes preisgeben?“ Und er wiederholte wütend: „Schande und Verrat!“

Diese Worte liefen durch die Reihen. Einer legte an auf Dumouriez. Man schlug die Waffe beiseite, der Schuß ging fehl. Aber im Augenblick hätte ein ganzes Bataillon auf den General geschossen. Der warf den Gaul herum und sprengte nach Orchies — es war zu spät; nach Saint-Amand — wieder zu spät. Dampierre war gegen ihn, auch Lamarlière und allmählich alle Generale. Als er das Lager verließ, hatte die Artillerie schon angeschirrt und rückte nach Valenciennes ab. Der ganze Rest folgte, ein wenig kopflos, denn der Schatz der Armee, der ganze Fuhrpark, wurde zurückgelassen. Nur ein Regiment wollte Dumouriez nicht verlassen; es waren die Husaren, meistens Deutsche. Drei Regimenter blieben zurück, wußten nicht, wozu sie sich entschließen sollten.

Der junge Herzog von Orleans hatte Dumouriez zu jener gefährlichen Besichtigung nicht begleitet. Da er in dem österreichischen Aufruf von dem General preisgegeben worden war, so wußte er selbst nicht mehr, was er tun sollte, ob er Dumouriez oder den Konvent verraten sollte. Nachts kam er zu den drei zurückgebliebenen Regimentern, um deren Absicht auszuforschen. Aus dem wohlbekannten Charakter des Besuchers kann man den Zweck des heimlichen Besuches mühelos erraten. Je nach der Stimmung, in der er die Soldaten angetroffen hätte, würde er versucht haben, sich an ihre Spitze zu stellen, um das Verdienst zu erlangen, sie der einen oder der anderen Partei zugeführt zu haben. Brachte er sie nach Frankreich zurück, so mußte eine solche Tat mit einem Schlage seine Beziehungen zu Dumouriez vergessen machen, so mußte seine Volkstümlichkeit den höchsten Grad erreichen. Alle hätten gesagt: „Während der Konvent ihn außerhalb des Gesetzes stellte, gab er Frankreich die Armee zurück.“ Er wäre nicht freigesprochen, aber ruhmvoll und unter einem Triumphbogen heimgekehrt, wie ein Held der Vaterlandsliebe und der Treue.

Die verdrießliche und mißtrauische Haltung der drei Regimenter machte den Schritt unnütz. Es machte sie zweifellos sehend, daß der junge Égalité außerhalb des Gesetzes gestellt war; sie waren für sich

selbst besorgt genug und hüteten sich wohl, einen so verdächtigen Führer zu nehmen. Dem blieb nichts übrig, als die Verbannung; er ging zu den Österreichern, nicht, um Dumouriez zu folgen und das Schicksal eines rettungslos Verlorenen zu teilen, sondern nur, um einen Paß zu bekommen, um seine Schwester und Frau von Genlis in die Schweiz bringen zu können, um sich selbst für einige Zeit von der alten Umgebung zu trennen und in Vergessenheit zu geraten, und um durch die völlige Vergessenheit gewissermaßen wieder neu zu werden.

Das beste, was er tun konnte, war, die Ereignisse abzuwarten, allmählich alle Bande, die ihn an die Revolution fesselten, zu lockern, ganz sachte den Übergang zu bewerkstelligen und sich als den reuigen Sünder angenehm und achtbar zu machen. Nach seiner Befreiung von Dumouriez zögerte er nicht, mit Frau von Genlis zu brechen; er opferte sie seiner Mutter, mit der er sich schleunigst und um jeden Preis versöhnen wollte. Durch seine Mutter war er noch Erbe eines ungeheuren Vermögens. Diese Frau behielt die Güter ihres Vaters, des Herzogs von Penthièvre, der bei der Revolution in Ansehen stand; schon 1794 erhielt sie deren Nießbrauch wieder, d. h. den Genuß eines Einkommens von mehr als vier Millionen. Was die beschlagnahmten, aber nicht verkauften Güter des Herzogs von Orleans anlangt, so wartete man das Jahr 1814 ab und die Rückkehr des Sohnes.*)

---

*) Dieser Sohn, Ludwig Philipp, geb. 1773, seit 1785 Herzog von Chartres, hielt sich vorübergehend in der Schweiz auf, wo er als Mathematiklehrer am Institut in Reichenau tätig war, ging von 1796—1800 nach Amerika, lebte dann bis 1807 in Twickenham bei London und vermählte sich 1809 in Palermo mit Prinzessin Marie Amélie, der Tochter des Königs Ferdinand von Neapel und Sizilien. 1814 kehrte er mit dem Hause Bourbon nach Frankreich zurück und trat in enge Verbindung mit den bürgerlichen Liberalen, was ihm den Argwohn der regierenden (älteren) Linie zuzog. Nach dem Sturz Karl X. auf Laffittes Vorschlag am 31. Juli 1830 zum Generalstatthalter von Frankreich ernannt, wurde er am 7. August zum König der Franzosen ausgerufen. Nach 18jähriger Regierung durch die Februarrevolution 1848 aus Frankreich vertrieben, zog er sich unter dem Namen eines Grafen von Neuilly nach Claremont zurück, wo er am 26. August 1850 starb. Anmerkung des Herausgebers.

Drittes Kapitel

Der Wohlfahrtsausschuß (April 1793)

Die Errichtung des Wohlfahrtsausschusses (6. April). — Der Konvent schließt die Girondisten und die Jakobiner davon aus. — Die Jakobiner gegen den Konvent. — Die Bittschriftenwerkstatt. — Die Jakobiner lähmen die Dantonisten. — Die „Histoire des Brissotins“ von Camille Desmoulins. — Anklage Robespierres gegen die Gironde. — Antwort Vergniauds (10. April). — Revolution durch die Liebe. — Die Gironde setzt die Klageerhebung gegen Marat durch (12. April). — Der Berg verteidigt Marat. — Eingabe der Kommune zur Ächtung der Girondisten (15. April). — Fonfrède folgert daraus den Aufruf ans Volk. — Der Berg mißbilligt die Eingabe. — Danton im Gefolge Robespierres. — Er verläßt seine Grundsätze. — Aufopferung Vergniauds (20. April). — Er beweist, daß der Aufruf an das Volk die Gironde retten, aber Frankreich zugrunde richten würde. — Der Konvent verurteilt die Eingabe der Kommune gegen die Gironde.

Man ahnt, welcher Schrecken sich im Konvent und in Paris verbreitete, als man erfuhr, Dumouriez habe die Kommissare des Konvents verhaftet und ausgeliefert. Jedermann war überzeugt, er würde einen solchen Streich nicht gewagt haben, ohne besondere Vorsichtsmaßregeln; er sei Herr der Armee, er habe wichtige Verbindungen in den befestigten Plätzen, in Paris, im Konvent selbst.

Marat und Robespierre forderten als Gegenmaßregel die Verhaftung Brissots.

Der Verteidigungsausschuß erhielt den kränkenden Namen „Kronrat Dumouriez'“, aber er rettete nichtsdestoweniger das Vaterland. Girondisten und Dantonisten stimmten darin vollkommen überein und handelten einmütig.

Dieser Ausschuß stellte durch Isnard den Antrag auf Schaffung des „Exekutionskomitees“ oder „Wohlfahrtsausschußes“, der zum Beschluß erhoben wurde. Dieser Ausschuß sollte aus neun Mitgliedern bestehen, im Geheimen tagen, die Tätigkeit des Ministeriums überwachen und beschleunigen; er konnte auch bei Bedarf dessen Beschlüsse ungültig machen. In dringenden Fällen gab er den Ministern seine Befehle. Er war in Wirklichkeit ein König, aber jeden Monat ein anderer, der überdies jede Woche dem Konvent Rechenschaft ablegen mußte.

Der Konvent behielt sich außerhalb dieses Ausschusses nur eins vor: die Schlüssel der öffentlichen Kasse; das Schatzamt allein blieb unabhängig, blieb die Diktatur des Assignates, das Königtum Cambons.

Diese große revolutionäre Einrichtung erschreckte viele Geister. Danton beruhigte sie und verlangte, in so ernster Zeit „solle man einander brüderlich nahe sein".

Der Berg folgte dieser Anregung mit wahrhafter Vaterlandsliebe. Er mißbilligte ausdrücklich das von Marat verbreitete beleidigende Mißtrauen. Er überantwortete ohne weiteres Orleans den Girondisten und ließ dessen Verhaftung zu.

Alle dringenden Maßregeln, die die Lage erforderte, wurden von Mitgliedern des Verteidigungsausschusses, Dantonisten oder Girondisten, vorgeschlagen und durchgesetzt.

Lasource: Man solle die Familien derer, die Dumouriez folgen, als Geiseln behalten.

Fabre: „Senden wir neue Kommissare an die Armeen." Der erste, der dazu ernannt wurde, war Carnot.

Danton: Die Justiz muß beschleunigt werden und das Brot wohlfeil sein. Das Revolutionstribunal muß den Beschlüssen des Konvents sofort nachgehen können. Das Brot muß (auf Kosten der Reichen) auf niedrigem Preise erhalten werden.

Barère: Eine Armee muß in Péronne aufgestellt werden und eine andere in Paris. Oberbefehlshaber soll Dampierre sein, Bouchotte Minister.

Barère war es auch, der durch seine wundervolle Rede vom 7. April das Zentrum auf seine Seite brachte, dessen Mißtrauen auslöschte und dessen Zustimmung zu der durch die Gefahr unentbehrlich gewordenen Diktatur erlangte.

Es ist sehr bemerkenswert, in welcher Gesinnung die neuen Mitglieder gewählt wurden; sie waren alle sichere Republikaner und hatten für den Tod des Königs gestimmt. Ungefähr die Hälfte gehörten zum Zentrum und zur nichtgirondistischen Rechten. Es waren unparteiische Abgeordnete, die oft mit der Linken stimmten: Barère, Jean Debry, Bréard und Treilhard. Anderseits Bergparteiler, von denen mehrere bisweilen mit der Gironde stimmten, Cambon, Danton, Lacroix, Delmas, Guyton-Morveau.

Der Berg war im Konvent in der Minderheit und besaß im Diktaturausschuß nicht die Mehrheit, aber die starken Kräfte, Männer von Geist und Feuer, Danton und Cambon. Ein von ihnen geleiteter Ausschuß durfte an revolutionärer Energie nichts zu wünschen übrig lassen. Der ganze Konvent war in ihnen, aber nicht dessen Streitsucht, nicht die Gironde und die Jakobiner.

Cambon blieb Herr über die Staatskasse, der einzigen Verwaltung, die man dem Einfluß des Wohlfahrtsausschusses entzogen hatte und teilte außerdem die Allmacht dieses Ausschusses. Daß

man ihm einen doppelten Anteil an der Gewalt gab, bewies, daß er mehr als jeder andere der Mann der Versammlung war. Er saß auf der Linken, beeinflußte von dort aus das Zentrum (ähnlich wie Barère), ohne indessen der Rechten feind zu sein; er vertrat also die Einigkeit des Konvents, und zwar nicht eine schlaffe und schwankende, sondern eine sehr energische Einigkeit.

Es ist beachtenswert, daß im Wohlfahrtsausschuß der jakobinische Geist kaum vertreten war, obwohl mehrere Mitglieder dem Titel und Namen nach Jakobiner waren. Die Freunde Robespierres waren davon ausgeschlossen. Ein einziger trat ein, und zwar durch die Amtsniederlegung Jean Debrys, ein wahrer Jakobiner, Lindet.

Der Konvent hatte sich in der Zusammensetzung des Diktaturausschusses keineswegs girondistisch gezeigt, sondern als Gegner der Jakobiner.

Er schien an ein kluges Wort Barères gedacht zu haben, mit dem dieser ihn über die vorgeschlagene Diktatur beruhigen wollte: „Man fürchtet die Diktatur, aber wir leiden bereits unter einer solchen: unter der Diktatur der Verleumdung".

Die von diesem scharfen Pfeil getroffenen Jakobiner waren beiseite geschoben. Und dennoch konnte man sie, wenn man ehrlich sein wollte, nicht entbehren; gegen so viel verbündete Feinde brauchte die Revolution den Jakobinerbund.

Gerade weil die Gesellschaft sich ausbreitete, sich in den Ämtern und der Verwaltung festsetzte, wurde sie schwach in ihrem Mittelpunkt. Sie besaß nicht mehr in solchem Maße wie früher die revolutionäre Antriebskraft. Sie versuchte um jeden Preis kraftvoll zu handeln, zersplitterte aber ihre Energie in widerspruchsvollen Richtungen. Am 1. April wählte sie zum Präsidenten den Apostel der Anarchie Marat. Am 3. ließ sie durch Marats Mund die Anarchie des erzbischöflichen Palais mißbilligen. Am 6. vom Wohlfahrtsausschuß ausgeschlossen, bediente sie sich vom 7. bis zum 15. derselben Anarchisten, die sie gerade unterdrückt hatte; sie benutzte sie, um wutschnaubende Eingaben loszulassen; sie wollte sich nur noch nach dem Untergang ihrer Feinde beruhigen.

Es ist bekannt, wie diese Eingabenwerkstatt arbeitete. Die Sendboten der Jakobiner, die Leiter der Petitionen, versicherten jeder einzelnen Sektion, die Eingabe sei schon von allen anderen gebilligt worden! Wenn man die Unterschrift verweigerte, so kamen sie spät in der Nacht zurück, wenn nur müde und schläfrige Leute zugegen waren. Mit denen hatten sie leichtes Spiel, sie dafür zu gewinnen, daß die Sektion ihre Unterschrift geben würde. Weigerte man sich am folgenden Tage, so hieß es: „Unterschreibt, ihr schlech-

ten Bürger, sonst bekommt ihr keinen „Bürgerschein", keinen „Passierschein" für Paris, keinen Paß, um euern Geschäften nachzugehen." Um mit diesem Schreckmittel arbeiten zu können, waren sie so vorsichtig gewesen, eine Änderung der „Bürgerkarten" zu veranlassen. Durch diese Maßregel allein konnte man von den erschreckten Bürgern alle Unterschriften haben, die man wollte, und die gewaltsamsten Beschlüsse.

Die Eingabenwerkstatt arbeitete zunächst durch die Sektion Bonconseil, das Hallen- und Lederviertel, die von dem früheren Schuster und nunmehrigen Rechtskonsulenten Lhuillier geleitet wurde, einem Freunde Robespierres und dessen Bürgermeisterkandidat. Während der großen Krisen tat die Sektion (wie man aus den Protokollen ersieht) nichts, ohne Lhuiller um Rat zu fragen. Die sehr wahrscheinlich von Lhuillier verfaßte Eingabe „gegen die Genossen Dumouriez', Brissots, Guadets" usw. fand keine gute Aufnahme im Konvent. Dantons Freund Lacroix selbst forderte die Unterzeichner der Eingabe auf, ihre unklaren Anklagen genau zu bestimmen und Beweise zu liefern.

Die Jakobiner besaßen ein Mittel, die Dantonisten an ihren Wagen zu binden. Sie erklärten, sie wollten die Gesellschaft retten. Sie unterwarfen Lacroix einer öffentlichen Demütigung. Sie sprachen davon, Fabre d'Églantine auszuschließen, der ein vergnügungssüchtiger und luxusliebender Mensch war wie Lacroix, und der wie dieser unklarer Geldgeschäfte verdächtig war. Man vertagte die Entscheidung; die Drohung blieb über ihm; er wurde nicht ausgeschlossen, stand aber immer nahe davor.

Wie ich schon sagte, besaß Danton gewissermaßen zwei Hände, nämlich zwei glänzende Federn: Fabre d'Églantine und Camille Desmoulins. Der letztere war ebenso leichtsinnig wie jähzornig, wie Fabre bestechlich und verdorben war. Der Jähzorn war Camilles Verderben. Als er von Brissot mit Recht gerügt wurde, wegen des unbesonnenen Beistandes, den er unwürdigen Leuten lieh, Intriganten und Spielern, da wandte sich Camille plötzlich Robespierre zu und schrieb für ihn jene bedenkliche Schrift, die mehr als irgend etwas anderes am Tode der Girondisten Schuld war, nämlich die „Histoire des Brissotins". Eine abscheuliche Schmähschrift, ein grausamer Roman, worin der jähzornige Junge mit der Guillotine spielt, ohne dessen acht zu haben. Camille hat diese Schrift im Oktober 1793 mit blutigen Tränen bereut. Vergeblich. Es liegt am Stil: Sind solche Verbrechen eines Genies einmal begangen, so sind sie unsterblich; der Autor selbst kann nichts mehr daran tun. Sie

verfolgen ihn für alle Zeit in ihrer unversöhnlichen Dauer. Er mag soviel weinen wie er will, sie verlöschen nicht mehr.

Wenn man die „Histoire des Brissotins" aufmerksam liest und verfolgt, so enthält sie nichts, als die schwungvolle, geistreiche und komische Übertragung der Reden Robespierres gegen die Gironde.

So wurden Fabre und Camille durch die vom Wohlfahrtsausschuß ausgeschlossenen Jakobiner für kurze Zeit dem Einflusse Dantons entzogen. Der letztere geriet auf den Weg der Gewalttätigkeit, auf den ihn der unvorsichtige Angriff des Girondisten Lasource am 1. April gedrängt hatte, und den er am 5. und später gern wieder verlassen hätte.

Das alles wurde klar durch eine zweite Eingabe, die aus der „Halle au blé" stammte. Sie war drohend und wütend und richtete sich nicht mehr nur gegen die Girondisten, sondern gegen den ganzen Konvent, erklärte, die Mehrheit sei bestochen, sei ein Feind des Volkes, und es bestände im Konvent ein Bund, „der Frankreich verkaufen wollte". Robespierre hatte vorausgesehen, daß man gegen diese ungeheuerliche Eingabe vorgehen würde, und er hatte, um sie zu stützen, einen ganzen Band Schriftstücke mitgebracht. Danton kam Robespierre zuvor. Er verbarg seine Besorgnis unter äußerer Kühnheit und beantragte, eine ehrenvolle Erwähnung für das blutige Werk (10. April).

Wenn man will, kann man im „Moniteur" die weitschweifige Abhandlung Robespierres lesen; sie ist so scharf, daß seine blindesten Anhänger nicht das Herz gehabt haben, über sie zu berichten.

Er glaubte, seine Beute fest in Händen zu halten, glaubte, sie könne ihm nicht mehr entwischen. Daher jene kalte Ironie: „Soll ich es wagen, hier so ausgezeichnete Patrioten zu nennen, wie ‚die Herren' Vergniaud, Guadet und andere? Ich wage nicht zu sagen, daß ein Mann, der mit Dumouriez Briefe wechselte, daß ‚Herr' Gensonné angeklagt werden muß; denn das würde eine Ruchlosigkeit sein."

Auf diese ungeheure, sorgfältig ausgearbeitete Anklage antwortete Vergniaud mit bewunderungswürdiger Gewandtheit und Größe, die weniger ein Beweis für seine Beredsamkeit als die Lauterkeit seines Herzens sind. Aus allem spricht die Tugend. Mit einem einzigen Wort tut er die törichte Beschuldigung ab, welche die Gironde als den Genossen Dumouriez' darstellte, in dessen Plan, die Orleans auf den Thron zu bringen. Hatte doch jedermann erlebt, wie die Girondisten im Gegenteil hartnäckig die Vertreibung, die Verbannung der Orleans verlangten, die damals von Robespierre und dem Berge verteidigt wurden.

„Ihr werft uns vor, daß wir gemäßigt sind. Hätten wir damals die ebenso wütende wie unkluge gegenrevolutionäre Herausforderung: „Kein Waffenstillstand mehr! Kein Friede!“ angenommen, so hättet ihr erlebt, wie allenthalben aus den Departements die Männer herangezogen wären gegen die Septembermörder — Männer, die der Anarchie ebenso feindlich wären wie der Tyrannei. Euch und uns wäre der Untergang im Bürgerkrieg beschieden gewesen; wir haben durch unser Schweigen ein Verdienst erworben um das Vaterland.“

Dies galt Danton. Was Robespierre betraf, so erinnerte Vergniaud daran, daß er Robespierre gebeten habe, in den Verteidigungsausschuß einzutreten, den er mit Condorcet gemeinsam leitete.

Wir sind Gemäßigte, sagt man, zu wessen Vorteil? Etwa der Emigranten? Wir haben gegen sie für die von der Gerechtigkeit gebotenen strengen Maßregeln gestimmt. Etwa zum Vorteil der Verschwörer? Wir haben das Schwert des Gesetzes gegen sie angerufen. Man sprach unaufhörlich von durchgreifenden Maßregeln. Auch ich wollte sie, aber nur gegen die Feinde des Vaterlandes. Ich wollte Züchtigungen und nicht Ächtungen. Manche Leute glauben, die Vaterlandsliebe bestände darin, zu quälen und Tränen fließen zu machen. Ich meine, sie sollte die Menschen glücklich machen. Ich habe nicht geglaubt, daß wir, ähnlich den Priestern und Inquisitoren, die von ihrem Gott der Barmherzigkeit nur zwischen Scheiterhaufen sprechen, von Freiheit nur sprechen könnten, mitten unter Dolchen und Henkern. Der Konvent, dies Zentrum der Sammlung, auf das alle Bürger unaufhörlich blicken — und vielleicht mit Schrecken blicken —, sollte nach meiner Meinung der Gegenstand aller Zuneigung und Hoffnung sein! Man meint, die Revolution durch den Schrecken vollenden zu können; ich wollte sie durch die Liebe vollenden.“

Diese prächtigen Worte, die der augenblicklichen Lage so fern waren, bewegten die ganze Versammlung und trugen sie fort in die Zukunft. Sie waren die Himmelsklänge in dem mißtönenden Lärm dieser elenden Welt. Die Sitzung war von selbst zu Ende; die Versammlung ging auseinander. Still ging jeder nach Hause, in schmerzlicher Versonnenheit.

Die Wirkung war tief und nahm den Konvent für die Gironde ein. Diese versuchte eine Kraftprobe; Guadet verlas eine aufrührerische, von Marat unterzeichnete Adresse und setzte Marats Verhaftung durch (12. April).

Das war in verschiedener Hinsicht verhängnisvoll. Die Adresse stammte nicht von Marat selbst; er hatte sie nur als Vorsitzender der Jakobiner unterzeichnet. Man traf also nicht ihn, sondern diese

große Körperschaft und ihren Führer und lenkenden Kopf; über Marat hinweg ging man geradeswegs auf Robespierre los.

In der Adresse lautete ein Satz: „Der Konvent verrät," und ein anderer Satz: „Man muß die Verräter ausrotten." Das war nichts anderes, als ein gegen den Konvent gerichteter Aufruf zu den Waffen. Er zeigte einen plötzlichen Umschwung in der Politik der Jakobiner an, eine merkwürdige Steigerung in der Gewaltsamkeit. Indessen wissen wir nicht, ob es sich nur um einen Entwurf handelte, oder um etwas Fertiges, das man den angeschlossenen Gesellschaften mitteilen mußte.

Der Konvent hatte sich am 1. April im Grunde seiner Unverletzlichkeit begeben. Am 4. hatte er sie tatsächlich vernichtet und mit Füßen getreten, als er die Verhaftung Philippe-Égalités anordnete. Marat war das zweite Mitglied, in welchem sich der Konvent selbst traf.

Am 13. abends wurde Marats und der Jakobiner Aufruf zum Bürgerkrieg von der Bergpartei in blinder Wut gutgeheißen und übernommen. In den Abendsitzungen kamen oft stürmische Szenen vor. Oft war man sehr nahe daran, vom Zank in Worten zum Streit mit der Waffe und zum schmählichsten Faustkampf überzugehen. Noch zwei Tage vorher erlebte man das schändliche Schauspiel, wie ein Bergparteiler und ein Girondist einander mit Degen und Pistole bedrohten.

„Gut," erklärte Gensonné, „in Erwiderung auf eueren ‚Aufruf ans Volk' wenden wir uns ebenfalls an das Volk. Wir verlangen die Einberufung der Urwählerversammlung!"

Da ließ Camille Desmoulins sich zu einem beklagenswerten Wort hinreißen: „Gebt acht," sagte er, „sie sehen ihr Schiff untergehen, und sie legen Feuer an die Pulverkammer, weil sie umkommen wollen! . . ."

Solche Prophezeiungen sind sehr geeignet, das Geschehnis herbeizuführen. Diese hier wurde vom Gejohle der Tribünen begrüßt. Der entrüstete Konvent verfügte, man solle den Bericht gegen Marat an ganz Frankreich versenden. Sicherlich hätte er für Einberufung der Urwählerversammlungen gestimmt, hätte nicht die Gironde selber gemeint, noch an Kraft zu gewinnen, und durch Buzot beauftragt, daß die Unterredung auf den folgenden Montag vertagt wurde.

Indem der Konvent die Verschickung an die Departements verfügte, hatte er Frankreich zum Zeugen genommen. Am gleichen Abend bearbeitete die jakobinische Gesellschaft, im Einverständnis mit der Kommune, Paris. Im Namen der Kommune wurde eine

Denkschrift ausgearbeitet — die nicht unklar aufrührerisch gegen den Konvent, sondern einzig und allein gegen die Girondisten gerichtet war; ein echt jakobinisches Schriftstück einer todbringenden Mehrheit, sehr kunstgerecht und sehr berechnet, darin die verhaltene Gewalt nur zurückwich, um besser zum Schlage auszuholen.

Sie wich zurück, ich will damit sagen, sie zog die unvorsichtigen Worte zurück, die zu Marats Verurteilung geführt hatten, erklärte ganz im Gegenteil, „daß die Mehrheit des Konvents makellos sei", versicherte, „daß man keineswegs die Tätigkeit der politischen Maschine einstellen wolle", und lehnte schließlich jeden Gedanken an Anarchie ab.

„Aber die Abberufung der ungetreuen Bevollmächtigten, ist sie nicht ein unverjährbares Recht des Volkes? . . . Soll der Tempel der Freiheit jenen „Freistätten" Italiens gleichen, in denen die Bösewichter Straflosigkeit erlangen, sowie sie den Fuß dorthin setzen?"

Die Bösewichter, das waren zweiundzwanzig in der Adresse angegebene Volksvertreter. Die Aufzählung ihrer Vergehen war ein getreuer Auszug aus der langen Anklage, die Robespierre in der Sitzung vom 10. April vorgebracht hatte: Föderativsystem, Aufrufe zum Bürgerkrieg, Verleumdungen gegen Paris, Zusammengehen mit Dumouriez.

Man vermied den Tadel, dem Konvent das Gesetz von Paris aufzuerlegen: man verlangte, die Nationalversammlung selbst solle die Adresse und die Liste der angeklagten Volksvertreter an die Departements senden, „damit sie sich zurückzögen, sobald die Mehrzahl der Departements ihre Zustimmung bekundet habe".

Dieser Aufruf an die Departements erscheint recht kühn. Kein Zweifel, daß die Gironde sowohl die Mehrzahl der Departements und sogar die Mehrheit in jedem Departement erhielt. Was hätte man dann getan? Man hätte in einem jeden die jakobinischen Unterschriften gesammelt. Wieviel Unterschriften? Das ist belanglos. Man hätte gesagt: Frankreich will es; gleichwie die von einigen Mitgliedern aller Sektionen von Paris unterzeichnete Eingabe vortäuschte, den Gedanken aller Sektionen Ausdruck zu geben und sagte: Paris will es.

Der Bürgermeister von Paris, der listige Pache, der bis dahin, obgleich er zu den Jakobinern überging, zu seinen Lehrmeistern und Beschützern, den Girondisten, den eigentlichen Begründern seines Aufstiegs, die äußeren Beziehungen gewahrt hatte — Pache wurde diesmal gezwungen, sich zu erklären, sich dem Schlag, den die Jakobiner führten, anzuschließen. Als der Präsident daran er-

innerte, daß die Verfasser der Eingabe nach den Gesetzesbestimmungen diese unterzeichnen mußten, stammelte er zunächst, er sei nur beauftragt, der Eingabe „das Geleit zu geben". Man bestand auf der Forderung. Er unterzeichnete.

Die Versammlung war von ziemlicher Bestürzung ergriffen. Fonfrède nahm das Wort: „Mitbürger," sagte er, „wäre nicht für den Beamten die Bescheidenheit Pflicht, so würde ich mich darüber empören, daß mein Name in dieser ehrenvollen Liste nicht enthalten ist."

Bei diesem edelmütigen Ausspruch des jungen Abgeordneten erhob sich die Versammlung in Ergriffenheit und wohl drei Viertel riefen: „Wir auch! Wir alle! Wir alle auch!" Und sie verlangten die namentliche Abstimmung; keiner wollte sich im Dunkel der allgemeinen Abstimmung verbergen, alle boten ihren Namen, ihr Leben . . .

Fonfrède stellte der Adresse mit außerordentlichem Eifer einen Vorschlag entgegen. Er lobte die Antragsteller, weil sie an den Grundsätzen festhielten, weil sie den Willen der Departements achteten. „Was verstehen sie unter diesem Wort: die Departements? Wären sie Adlige, so würden sie darunter die und die Verwaltungen, die und die Gesellschaften der Departements verstehen; doch sie sind Republikaner, sie meinen damit die Urwählerversammlungen; sie wissen, daß da — und nur da — der Sitz der höchsten Gewalt ist . . . Ich verwandle die Eingabe in einen Antrag, ich beantrage, daß die Versammlung ihr beistimmt."

Große Stille bei der Bergpartei.

Als ein Montagnard indessen irgendeine unbestimmte Erklärung wagte, fügte Fonfrède diese Worte hinzu:

„Was wird geschehen, Mitbürger, wenn Sie nicht die Maßnahme amtlich beglaubigen, die zu mißbilligen diese patriotischen Antragsteller Ihnen unmöglich gemacht haben? In anderen Departements, in der Gironde beispielsweise, wird man sich ebenfalls versammeln, man wird Sie ebenfalls auffordern, andere Abgeordnete zu berufen . . . Durch diese verschiedenen Abberufungen, durch diese Listen wird das Vertrauen verloren gehen, die Versammlung wird zerrüttet. Der zur Vertreibung des Feindes so notwendigen Einigkeit wird die Uneinigkeit folgen . . . Man wird sagen, diese Gedanken seien föderalistisch? Man wird sagen, ich verlangte den Bürgerkrieg? Ich setze nur die Pariser Eingabe auseinander."

Ja, das war der Bürgerkrieg. Der heldenmütige und glänzende Fonfrède hatte sich selbst die Antwort gegeben. Der Konvent folgte ihm darum nicht weniger; er begann für ihn abzustimmen. Der

Berg wich aus; er ließ die Kommune und die jakobinische Eingabe fallen, erklärte (allerdings durch ein unbedeutendes Mitglied), der Antrag erscheine ihm schlecht, zumindest überflüssig, „da von vornherein denen, die den Tyrannen hatten retten wollen, der Prozeß gemacht worden sei".

Das war sowohl ein Rückzug als ein Vorstoß. Die Kommune griff am gleichen Abend dieses Wort auf und faßte den Sinn des Antrages in folgendem blutrünstigen Unsinn zusammen: „Sie fordere nicht die Urwählerversammlungen, sondern die Bestrafung der Verräter"; das heißt, keine Urteilssprechung, nur die Vollziehung eines nicht gefällten Urteils.

Das ist die Lage, wie sie sich eines wahrhaft unheilvollen Tages zeigt. Von beiden Seiten der Aufruf ans Volk, und morgen der Bürgerkrieg. Der Aufruf der Girondisten hätte durch das Urteil der Urwählerversammlungen sehr wahrscheinlich Marat, Robespierre, sogar Danton, die Abgeordneten von Paris, aus dem Konvent vertrieben. Und der Aufruf der Kommune, die keinen Urteilsspruch, sondern Bestrafung ohne Urteil wollte, bedeutete den Tod der Gironde. Bürgerkrieg auf beiden Seiten, um die einen zu retten oder die anderen zu rächen.

Es gab keinen wahrhaften Mann, der nicht blutige Tränen weinte. — Dieses große, dieses unglückselige Volk würde sich umbringen! Die ruhmreiche Revolution, darin die Welt ihre Hoffnung setzte, sollte, gestern geboren, morgen durch entsetzlichen Selbstmord sterben? Europa hätte das nicht fertig gebracht, die Vendée hätte es nicht fertig gebracht . . . die Revolution allein war stark genug, sich selber zu erwürgen.

Die Männer, die keinen Teil hatten an den beklagenswerten Kämpfen eitler Beredsamkeit, welche die Republik zugrunde richteten, empfanden das alles gut. Ein unbekanntes Mitglied der Rechten, Vernier, stieß einen Klageruf aus: „Nun, Mitbürger, seid ihr in eurem Mißtrauen schon bis zu dem Punkt gelangt, daß ihr künftighin dem Vaterlande hier nicht mehr dienen könnt, so wollen wir lieber gehen, seien wir großmütig, die einen wie die anderen . . . Gehen wir; mögen die Heftigsten aus der einen und der anderen Partei als einfache Soldaten gehen, der Armee das Beispiel einer mutvollen Demut geben und gegen den Feind marschieren! . . ."

Es war der 12. April, der Tag, an dem der Berg in seiner blinden Wut den verrückten Antrag Marats unterzeichnete. Mehrere Bergparteiler wurden von der Bewegung Verniers ergriffen und löschten stillschweigend ihre Unterschriften aus.

Wie war in alledem die Haltung Dantons? Betrüblich, das muß man sagen.

Diese große Kraft Dantons, die alle Parteien hätten schonen sollen, weil sie vielleicht die einzige war, um die Republik zu retten, die hatten sie nach Gefallen zerstört.

Die Girondisten hatten sie zerstört, indem sie ihn des Einvernehmens mit Dumouriez beschuldigten, ihn zur Selbstverteidigung erniedrigten, den Jakobinern zutrieben.

Die Jakobiner ihrerseits hatten diese Kraft indirekt zerstört, indem sie zwar nicht Danton, aber die Freunde Dantons angriffen, Fabre d'Églantine zum Beispiel.

Danton unterlag, von der Bewegung der Jakobiner mitgerissen, der kalten, aber unwiderstehlichen Anziehungskraft Robespierres. Er gab ihm am 13. April einen traurigen Beweis von Anhänglichkeit, als er in Verfolg eines Antrags Robespierres den Grundsatz annahm, den die Jakobiner, die Verfechter des Verteidigungskrieges, stets vertreten hatten: „Daß der Konvent sich nicht in die Regierung der anderen Mächte einmischen werde und nicht dulden werde, daß eine Macht sich in die innere Regierung der Republik einmische . . ." Das war nichts Geringeres, als eine Preisgabe der Verfügung vom 15. Dezember, vom revolutionären Kreuzzug, den Danton so hochgestellt hatte! . . . Die Revolution verspricht, sich nicht mehr in die Angelegenheiten der anderen zu mengen, alleinstehend, selbstsüchtig zu sein! Eine lächerliche Scheinheiligkeit, durch die Europa nicht getäuscht werden konnte! Wie sollte man es im Jahre 1793 glauben machen, daß Frankreich schon dem großen Grundsatz folgte: „Jeder bei sich, und jeder für sich."

Der jakobinische Antrag vom 15. April gegen die Gironde wurde von einem Dantonisten verlesen, einem jungen Freunde Dantons. Welch elende Dienstbarkeit eines Mannes, der am 5. April im Konvent die Einigkeit verlangte, den Zusammenschluß der Parteien, die Verbrüderung!

Sobald der Berg den Antrag zu mißbilligen schien, faßten die Dantonisten Mut und mißbilligten ihn ebenfalls. Am 16. beantragte einer von ihnen, Phelippeaux, in einer sichtlich vom Meister eingegebenen Rede, daß man über die Eingabe der Kommune hinweg zur Tagesordnung übergehe; dem wurde stattgegeben. Er wiederholte voll Glut, was Danton am 10. März gesagt hatte, daß die Führer der beiden Parteien die Lage behinderten und die Republik vernichteten. „Neulich," sagte Phelippeaux, „hörte ich sagen: ‚Wenn Brissot und drei andere sich mit Robespierre einigten, wäre alles gerettet.' Es gibt also keine Republik mehr! . . . Wenn ihre Un-

einigkeit sie zerstört, so würde ihre Einigkeit sie gleicherweise zugrunde richten; einig, würden sie unsere Herren sein . . . Noch haben wir nicht das heilsame Gesetz des Scherbengerichts; wenn sie selbst aber edelmütig sind, so mögen sie es sich auferlegen, sich verjagen, da sie dem Vaterland ewig Qual und Verhängnis sind!“

Würde die Gironde, als sie außer Frage gestellt und die Anklage niedergeschlagen war, auf dem Verlangen der Urwählerversammlungen beharren? Hier war sie geteilter Meinung. Das klare und freimütige Wort Fonfrèdes (Ist das nicht der Bürgerkrieg?) hatte auf die Gironde selbst Eindruck gemacht.

Die am 20. von Gensonné wieder vorgebrachte Forderung wurde, zum großen Erstaunen des Konvents, von Vergniaud bekämpft. Er beleuchtete die beiden folgenden Dinge: Daß die Berufung der Urwählerversammlungen die Gironde retten könne, daß sie aber Frankreich stürzen werde; nach allem sei es besser, daß die Gironde zugrunde ginge.

Unsterbliche Größe von 1793! Zeit der Antike, die von oben auf das Altertum herabsehen kann!

Die schönen Gesetze voll Menschlichkeit von 1789, die rührenden Verbindungen von 1790 hatten Heldenmut versprochen. Doch waren sie da, die Helden, im Augenblick der Prüfung? Man hatte Worte, Gesetze, leichte Tränen gegeben; doch am Tage, da es den bitteren Kelch zu leeren galt, am Tage, da Frankreich aufgerufen würde, sein eigenes Blut zu trinken . . . Was würde es tun? Man wußte es nicht.

Es ist wahr, die Herzen waren von einem gewaltigen Atem geschwellt, in der Brust loderten Flammen. Ach! Was würde unser Tod sein, da uns diese Flamme verzehrte?

Ganze Städte, ganze Massen gaben ihre Kinder, ihre Herzen hin. Bordeaux eilt aus eigenem Antrieb, ohne vom Konvent gerufen zu sein, zur Vendée; Marseille hat bereits ganze Armeen gegeben; man verlangt noch zehntausend Mann; am anderen Tage stehen zehntausend Mann in Reih und Glied auf den Quais, marschbereit, den Tornister umgeschnallt.

Der neue Glaube begann der Welt Menschen zu geben. Ein Held, ein Heiliger, ein schlichter Mann, Latour d'Auvergne, zog mit fünfzig Jahren los, ließ sich einschreiben, um unsere Bataillone zu bilden, unsere spanischen Grenadiere, aus denen die Italienische Armee wurde.

Der rührende Glanz einer Religion der Gerechtigkeit, der am Himmel aufging, hatte sich in dem Fest gezeigt, mit dem Frankreich die arme Stadt Lüttich ehrte. Wir hatten ihnen in ihrem ungeheuren

Jammer nichts zu geben, diesen geflüchteten Lüttichern, die sich für uns zugrunde gerichtet hatten. Wir gaben ihnen die Ehre . . . Sie kehrten am Abend dankbar, mit Tränen in den Augen, zurück. Die ganze Erde wußte, wie reich das vernichtete Frankreich war und wie es zahlte.

Alles das erhob die Herzen, steigerte sie zur Aufopferung. Wer hätte noch an sich gedacht? . . . Auch die Gironde gab sich hin; sie starb ergeben und von Vergniauds Hand.

Sie widersprach nicht, als er diese schlichten Worte sagte: „Fonfrède hat nur darum die Urwählerversammlungen gefordert, um auf die Gefährlichkeit des Antrags der Kommune hinzuweisen. Gensonné hat die Forderung nur gestützt, um zu beweisen, daß die beschuldigten Mitglieder einen nationalen Urteilsspruch nicht zu fürchten haben."

Die Gironde senkte den Kopf; keiner widersprach. Sogar der Berg erbebte in Ergriffenheit.

Die Gironde war am 20. August Herrin ihres Schicksals. Die Versammlung gab ihr ungeachtet aller Eifersüchteleien Beweise eines unveränderlichen Vertrauens, indem sie fortwährend Girondisten zu Präsidenten und Sekretären wählte (und das bis zum 31. Mai). Am 12. April hatte sie sich ihnen feierlich angeschlossen, indem sie ihnen die Anklage gegen Marat bewilligte, den Bericht gegen ihn zugestand und an die Departements versandte, also dem Volksurteil überwies. Der Aufruf an die Departements gegen die Gironde, der am 15. von der Kommune ausging, war von der Versammlung lebhaft und entrüstet aufgegriffen worden, zugunsten der Girondisten. Diese konnten ihn zur Abstimmung bringen lassen. Sie konnten es noch am 20., indem sie erklärten, Vergniauds Anschauung sei die eines einzelnen, nicht die ihrer Gesamtheit; daß der erschütterte Konvent sich nur dann wieder zusammenschließen könne, wenn er sich von allein dem Urteil der Urwählerversammlungen beuge, und erkläre, er wolle durch das Volk geläutert werden, im großen Schmelztiegel Kraft und Leben zurückgewinnen. Dieser Satz ließ sich aufrechterhalten. Nun wäre unter den gegebenen Umständen diese ungeheure Erschütterung äußerst gefährlich gewesen. Die Girondisten zögerten innerlich, sagten sich wie Fonfrède: „Ist das nicht der Bürgerkrieg?" Sie verstummten, widersprachen nicht, verbanden sich durch ihr Schweigen mit der Ergebenheit Vergniauds.

„Man klagt euch an," sagte er, „man fordert eine reinigende Stimmabgabe . . . Nicht durch den Aufruf ans Volk sollt ihr euch rechtfertigen, sondern durch die Entfaltung äußerster Willenskraft.

Der Brand wird zünden ... Die Berufung der Urwählerversammlungen wird ihn zum Ausbruch bringen ... Es ist eine unheilvolle Maßnahme. Sie kann den Konvent, die Republik und die Freiheit vernichten. Gilt es entweder diese Berufung zu verfügen oder uns der Rache unserer Feinde auszuliefern ... Mitbürger, so zaudert nicht in der Wahl zwischen einer Handvoll Männern und der allgemeinen Sache ... Werft uns in den Abgrund und rettet das Vaterland! ...

Sollte unsere Antwort euch nicht ausreichend scheinen, so beschwöre ich euch im Namen des Vaterlandes, uns vor das Revolutionstribunal zu entbieten ... Sind wir schuldig, und ihr sendet uns nicht vor das Tribunal, so ist das ein Verrat am Volk; sind wir verleumdet, und ihr stellt das nicht fest, so ist es ein Verrat an der Gerechtigkeit."

Die Stille war vollkommen. Die Gironde erhob keinen Einspruch; sie ging auf den Tausch ein, für diese Ehrenerklärung ihr Leben zu lassen.

Der Konvent erklärte die jakobinische Eingabe als verleumderisch.

Gleichzeitig aber hatte Vergniaud zum zweiten Male in bischöflicher Würde den Abgrund des Curtius geöffnet, den Schlund, in den das gefährdete Vaterland zum eigenen Heil alles hinabstürzt, was es Bestes besitzt.

Die Girondisten stürzten sich hinab an diesem feierlichen Tag, um den Bürgerkrieg zu vermeiden. Als Vasallen des Gesetzes, durch das sie an die Tat — und zwar ungeschickt — gebunden waren, hätten sie die Republik umgebracht. Schmerzergriffen ließ der Konvent sie fallen und untergehen.

Viertes Kapitel

Revolutionstribunal Höchstpreise Beitreibung von Soldaten und Geld (April—Mai 1793)

Die Siege der Vendée liefern Frankreich an die Jakobiner aus. — Das Revolutionstribunal wird von Robespierre beherrscht. — Patriotischer Fanatismus dieses Tribunals. — Es spricht Miranda und Marat frei. — Marats Triumph (24. April). — Robespierres Vorschlag einer beschränkten Theorie des Eigentumsrechtes (24. April). — Die Preissteigerung des Getreides nötigt den Konvent, Höchstpreise zu erlassen (April-Mai). — Cambon legt den Antrag des Departements Hérault vor, der bezweckt, die Beschlagnahme wirksam zu machen (27. April 1793). — Dieser Vorschlag wird — aber in ganz entgegengesetztem Sinne — durch die Kommune von Paris angenommen. — Drohende Eingabe im Namen des Faubourg Saint-Antoine. — Das Faubourg nimmt sie zurück und stellt sich dem Konvent zur Verfügung (1. Mai 1793).

Die Vendée konnte lachen über das Unglück des Vaterlandes. Sie war es, die Frankreich tötete.

Ihre Erfolge, die Schlag auf Schlag bekannt wurden, waren das Todesurteil für die Gemäßigten. Man warf ihnen die Siege der Vendéer vor, schob sie ihnen zu. Man glaubte, in ihnen die Vendée und den Royalismus zu erdolchen, und durch ihren Tod trug man den Aufruhr in sechzig Departements.

Die Erfolge der Vendéer über Armeen ohne Soldaten hatten nichts Überraschendes. Man fand sie unerklärlich. Die Revolution wollte niemals glauben, daß sie besiegt werden könnte, es sei denn durch den Verrat. Sie verfiel in eine entsetzliche Krankheit, alles zu verdächtigen, nichts als Verräter zu sehen, sich selbst zum Verräter zu stempeln. Es beginnt eine dunkle Nacht, in der Frankreich mit seiner rechten Hand die linke packen und verwunden sollte, im Glauben, den Feind zu verwunden.

Hier zunächst in wenigen Worten der Monat April:

Die Vendée ist nur noch ein Bauernkrieg, ein unklarer Aufstand. Sie nimmt Gestalt an, wird eine Armee. Sie hat keinen einzigen republikanischen Soldaten mehr in ihrer Mitte; sie schließt sich, sie ist bei sich.

Und Frankreich dagegen ist dem Feind geöffnet. Die Österreicher, die Engländer marschieren auf Dampierre los.

Dieser, im Lager von Famars, vor Valenciennes, hat nicht mehr als 24 000 Mann . . . Das also ist Frankreichs Bedeckung.

Frankreich zieht sich zusammen, es legt sich die fürchterlichste Diktatur auf, die es je gegeben hat, die der lokalen Willkür; und es unterwirft sich ihr; 50 000 kleine revolutionäre Sektionskomitees bemächtigen sich des absoluten Rechtes der Inquisition, der Beschlagnahme, des Rechtes, jeden Mann, alles Geld, alle Dinge mit Beschlag zu legen.

Die ungeheure Mehrheit wollte die Revolution, wollte sie aber nicht genug.

Damit sie mehr gewollt wurde und durchdrang, sollte, mitten in der Anarchie, eine Gewaltherrschaft der Minderheit errichtet werden.

Sie handelte mittels einer gewaltsamen Verbindung von Interesse und Fanatismus. Sie begann damit, daß sie alle Posten für sich selber nahm.

Die ganze Gesellschaft der Jakobiner trat in die Verwaltung ein. Im April hatte sie gegen 10 000 Ämter inne, sie selbst oder ihre ergebenen Geschöpfe.

Das begann mit dem Kriegsministerium. Hier wurde Pache von der Gironde eingesetzt und setzte die Jakobiner ein.

Einzelne dieser Neuen in der Regierung, Monge zum Beispiel, und Meunier von der Akademie der Wissenschaften, waren dessen würdig, sowohl durch ihre Einsicht als ihre Willenskraft. Das waren seltene Ausnahmen. Alle anderen hatten nichts als ihre strenge Vaterlandsliebe; sie waren vollkommen fremd in den Verwaltungsangelegenheiten. Einige verstanden kaum das Schreiben.

Die Kraft des Aufstiegs, von der die jakobinische Gesellschaft unwiderstehlich auf alle Posten erhoben wurde, brachte im Augenblick den girondistischen Einfluß zum Erlöschen. Die Girondisten waren immer noch stark im Konvent und geehrt, waren Präsidenten, Sekretäre, Mitglieder aller Ausschüsse. Sie hatten aber drunten keine Agenten mehr. Sie blieben auf der Höhe, alleinstehend; sie waren wie ein Haupt, das man auf einen Hieb abtrennen kann.

Von allen öffentlichen Gewalten war es die Justiz, nach der die Jakobiner am gierigsten griffen.

Die gefahrvollen, schrecklichen Aufgaben des Revolutionstribunals, vor denen jeder sich scheute, die Jakobiner begehrten sie dringend. Als Richter und als Geschworene bildeten sie das ganze Tribunal. Da die Ernennung vom Konvent abhing, hätte die Gironde sich beteiligen können, wenn sie gewollt hätte. Sie hielt sich gänzlich zurück und lieferte damit von vornherein den Feinden ihr Leben aus.

Dieses Tribunal glich dem Zimmer Robespierres, wo sich sein Bild in zwanzig Wiedergaben zeigte. Der Vorsitzende, das war er, in seinem Freunde, dem sanften Herman aus Arras, dem er die Gefängnisse der Schreckenszeit anvertraute. Der Vizepräsident, das war er, in Dumas aus der Franche-Comté, den er hatte kommen lassen, und der durch ihn der Stützpfeiler der Jakobiner wurde. Die, aus denen er später die Kommune bildete, als er diese säuberte, waren schon da (Payan, Coffinhal). Sein begeisterter Bewunderer, der Maler Topino-Lebrun, der Robespierre anbetete (so sehr, um Danton für ihn zu töten!), saß für ihn im Tribunal. Sein Haus, um es so zu nennen, seine Intimen, seine Schatten, die ihn begleiteten, die man stets um ihn sah, sein Drucker Nicolas, sein Hauswirt Duplay, waren revolutionäre Geschworene.

Man sieht hieran, wieviel Robespierre (bei so geringem körperlichen Mut) an geistigem Mut besaß. Der gefahrvollste Posten in der ganzen Republik, das war das Revolutionstribunal, und er besetzte es ganz und gar; er nahm durch die Anwesenheit seiner Freunde die gesamte Verantwortung auf sich, überlieferte sie und sich im vorhinein dem Schafott, den Dolchen, den Drohungen des Geschicks. Wer von ihnen war, wenn er sich am Morgen zum Justizpalast begab und seiner Familie den Kuß gegeben hatte, wer war gewiß, sie wiederzusehen? Das Blut Lepelletiers, Basvilles rauchte noch.

Und eben das war es, was mehrere der begeistertsten Verehrer der Republik aufs Tribunal führte. Sie erbaten, sie suchten das, was alle Welt abstieß. Nennen wir an der Spitze dieser den Tribun von Arles, Antonelle, ehemaligen Militär, der, adlig und reich, im Jahre 1789 glücklich und zurückgezogen lebte, der Philosophie, den friedlichen Studien des Griechischen ergeben, als die Revolutionen des Südens ihn unversehens dazu beriefen, die Gewalt und die Aufopferung des furchtbaren Altertums zu erneuern.

Der öffentliche Ankläger war ein entfernter Verwandter Camille Desmoulins', der allzu berühmte Fouquier-Tinville. Am 20. August 1792 schrieb er an Camille: „Ich bin arm, habe einen Haufen Kinder; wir sterben vor Hunger." Allem Anschein nach hat Camille ihn durch Robespierre aufnehmen lassen, der diesen schwachen und maßlos heftigen Mann gewiß nicht lieben konnte, der aber zweifelsohne Camille nichts verweigerte, als dieser seine „Histoire des Brissotins" schrieb. Fouquier trat blindlings in seine mörderische Rolle ein und wurde mehr und mehr verabscheut und verabscheuungswürdig.

Ich entdecke in der Liste nur einen der Septemberleute, Jourdeuil, der Amtsgehilfe des Kriegsministers geworden war.

Das Aufstandskomitee des erzbischöflichen Palastes, das den Konvent vermindern wird, hat im Tribunal durch einen seiner Führer, Dobsent, Posten gefaßt.

Die Mehrzahl der Namen gehören dem Kleinbürgertum, den intelligenten Berufen an; mehr Künstler als Handwerker. Es gibt drei Chirurgen oder Ärzte, unter anderen einen Gascogner, Zahnarzt, den listigen Souberbielle, der ein wenig dazu beigetragen hat, die Geschichte durch seine eigennützigen Erzählungen zu fälschen. Es gibt drei bis vier Maler, ebensoviele „Künstler" (Schauspieler), zahlreiche Tischler und Zimmerleute, Berufe, die Robespierre liebte, wahrscheinlich dem „Emile" zu Ehren. Es sind keine Gesellen, sondern, wie Duplay, Meister oder Unternehmer.

Der erste zum Tode Verurteilte war ein zurückgekehrter Emigrant; er wurde am Morgen verurteilt und am Abend bei Fackelschein hingerichtet. Er war geständig. Das Urteil überraschte niemanden. Was zu befremden begann, war die Wahrnehmung, daß das Tribunal Leute aus dem Volk nur wegen Klatschereien, royalistischen Geschwätzes, zum Tode verurteilte. Der eine Fall betraf einen Betrunkenen, der andere eine Frau, eine Köchin, die in einem Café gegen die Revolution und die Republik losgezogen war. Dieser Weiberzorn wurde als Aufforderung zur Widersetzlichkeit angesehen. Es war ersichtlich, daß das Tribunal durch diese furchtbare Strenge die Bevölkerung von Paris entscheidend zum Schweigen bringen, den Spaltungen Frankreichs die scheinbare Einmütigkeit der Hauptstadt entgegenstellen wollte, die wenigstens im Schweigen einig war.

Da die Geschworenen laut ihre Stimme abgaben, so benutzten einige vor der Öffentlichkeit ihre Stimmabgabe zur Selbstverteidigung, bekundeten, sie hätten ihre abscheuliche Mission nur zum Heil des Vaterlandes übernommen.

Was an die fanatische, aber tatsächliche und zuweilen unparteiische Vaterlandsliebe dieser Männer glauben macht, ist, daß sie zwar Marat, den sie liebten, freigesprochen haben, ebensowohl aber auch den General Miranda, der keinen Beschützer, keinen Verteidiger hatte als die Girondisten, die damals selbst verloren waren. Sie erkannten an und ehrten durch Freispruch sogar den Mann ihrer Feinde, den Klienten Brissots und Pétions. Sie entschädigten den unglücklichen Patrioten, der sich Frankreich geweiht hatte, für die Verleumdungen Dumouriez.

Marat hatte nicht einmal gewagt, sich verhaften zu lassen, um, wie er sagte, seinen Feinden nicht die Möglichkeit zu geben, sich

durch Gift oder sonst ein Mittel eines Hauptes zu entledigen, auf dem das Heil des Volkes ruhte. Zwölf Tage blieb die Angelegenheit auf diesem Punkt. Er war es, der beantragte, man möge ihn aburteilen. Das geschah, und zum Schein verbrachte er eine Nacht im Gefängnis; einige Mitglieder der Kommune hatten sich mit ihm einsperren lassen, um über seine Sicherheit zu wachen. Sie hatten in versiegelten Flaschen Wasser mitgebracht und schmeckten die Speisen ab.

Am 24. April, dem Tag des Urteilsspruchs, setzte sich der ganze Haufe der Faubourgs in Bewegung, ergriffen und voller Sorge um den armen, grausam verfolgten „Freund des Volkes". Alle riefen: „Man will ihm ans Leben, man will ihn umkommen lassen ... Wir werden das nicht dulden."

Marat schwamm in Wonne; auf seinem breiten gelben Gesicht erstrahlte eine trunkene Selbstgefälligkeit. „Sie sehen," sagte er bescheiden zum Gerichtshof, „den Märtyrer, den Apostel der Freiheit." Er benutzte die Anklage, um eine Geschichte seines heldenhaften Lebens zum Besten zu geben, der Dienste, die er der Menschheit erwiesen, seit der Zeit, da er in London den medizinischen Beruf ausübte und „les Chaînes de l'esclavage" (die Ketten der Sklaverei) veröffentlicht hatte. Nichts fehlte in der Komödie. Man beobachtete alle Formen. Die Geschworenen zogen sich zurück, berieten und verkündeten beim Wiedererscheinen den Freispruch.

Da war er nahe daran, erstickt zu werden. Die ganze Menge wollte ihn küssen. Die Soldaten stellten sich davor und schützten ihn. Man warf ihm unzählige Kränze an den Kopf. Er war klein, man sah ihn kaum. Einige stürzten vor, nahmen ihn auf die Arme, setzten ihn in einen Stuhl und zeigten ihn einen Augenblick auf der Höhe der großen Treppe. Es war ein seltsames Bild. Seine ebenso gesuchte wie schmierige Tracht war weniger die eines Schriftstellers als eines Marktschreiers, eines Wunderdoktors, wie er es in der Tat gewesen war. Er trug einen ehemals grünen Überrock, den ein Kragen aus vergilbtem Hermelin verschwenderisch schmückte; das erinnerte an seine Doktorzeit. Es war eine glückliche Farbenwahl, die wundervoll zum Lederton seiner Haut paßte, so daß man den Doktor von weitem für eine Eidechse halten konnte.

„Er ist gerettet! Es lebe Marat!" Der ganze zerlumpte Haufe trug ihn mit Gewalt davon, glücklich über seinen Sieg. Es war ein Frühlingsfest. Dem langen Winter entronnen, erblickten diese armen Leute im Triumph dieses Quacksalbers, der alles zu heilen versprach, das Ende ihres Jammers, Nachdem er den Pont-Neuf überschritten hatte und die Rue de la Monnaie, die Rue Saint-

Honoré durchzog, überflutete ihn ein wahrer Regen von Blumen, Kränzen und Bändern. Vor allem waren es die Frauen der Halle, die in ihrem Herzensüberschwang Mann und Sessel mit Sträußen überschwemmten, mit Gewinden umkränzten. Der hagere, verstörte Marat kam unter dem frischen Frühlingsgrün kaum mehr zum Vorschein; der Schmutz glänzte unter den Blumen. Jeden Augenblick wurde er von Abgesandten der Handwerker und Wortführern der Sektionen aufgehalten; so zog er dahin, bewegte automatisch den Kopf und erwiderte alles mit einem starren wie irrsinnigen Lächeln. Unaufhörlich breitete er die Arme, als wolle er die Menge umhalsen. Es war sehr rührend, dieses Volk (so unwürdig auch der Gegenstand ihrer Dankbarkeit war), rührend durch sein gutes Herz und das Übermaß seiner Leiden. Kein Zweifel, daß diese Güte sogar Marat selbst rührte, daß diese mehr eitle und rührige als bösartige Seele von Empfänglichkeit ergriffen wurde. Wenn je, so war es damals, daß er das schöne, oft wiederholte Wort fand: „Für dieses gute Volk von Frankreich habe ich den Fluch auf mich genommen."

Schon am Morgen ahnte alle Welt den Triumph und wußte von ihm. Die Führer der Bergpartei erwarteten voll Trauer und Abscheu die Menge und Marat. Robespierre war gelb von Neid. Gleich am Morgen, sofort bei Eröffnung des Konvents und ohne den passenden Zeitpunkt abzuwarten, hatte er in Eile eine Theorie des Eigentums verkündet, die seine Volkstümlichkeit mindestens der Marats gleichstellte. Im Gegensatz zu der Erklärung des Besitzes, die Condorcet in seinem Verfassungsplan gegeben hatte (ein Recht, das darin besteht, daß jedermann nach Gefallen über seine Güter verfügen kann), beantragte Robespierre folgendes: Der Bürger habe das Recht, über den Teil der Güter zu verfügen, die ihm vom Gesetz garantiert seien.

Man hat am 21. September, bei Eröffnung des Konvents, den Widerspruch des Girondisten Lasource und des Montagnards Cambon in eben dieser Sache gesehen. Lasource, der vollgesogen war vom römischen Recht und den Übertreibungen des Südens, machte aus dem Eigentum ein bevorzugtes, dem Gesetz, der Gesellschaft überlegenes Recht, so daß die gefährdete Gesellschaft untergehen mußte, ohne an dieses unverletzliche Eigentum rühren zu dürfen. Ein sonderbarer Schutz der Dinge, denen man die Menschen opferte! Aus übertriebener Schonung des Eigentums würden die Eigentümer selbst mit allem übrigen im allgemeinen Schiffbruch untergehen.

Die Lehre des Berges, die Cambon und Robespierre vertraten, war nicht nur von der Notwendigkeit und der allgemeinen Gefahr geboten, sie war auch an sich die gerechteste, die höchste und

wahrste Lehre, da sie das Eigentum als Zubehör des Menschen und der Gesellschaft erachtete und nicht als die Hauptsache; sie ordnete die Sache dem Bedürfnis der Person unter, betrachtete ihn nicht als ein Ziel, diesen Besitz, als ein ausschließliches Werkzeug individueller Genüsse, sondern als ein Mittel zur allgemeinen Wohlfahrt.

Diese, an sich gerechte Auffassung sollte jedoch eine traurige Auslegung erhalten, die Robespierre bei den Jakobinern vorschlug. Es handelte sich darum, ein ganzes Volk ohne Arbeit zu besolden, sei es, indem man es dafür bezahlte, damit es an den Versammlungen der Sektionen teilnehme, sei es durch Schaffung einer revolutionären Armee in Paris. Im Kampfe der Parteien hatte die, die eine solche Initiative ergriff, selbstredend den unglücklichen Volkshaufen auf ihrer Seite und hatte nicht mehr nötig, durch Auseinandersetzungen zu überzeugen.

Robespierre schloß in kurzen Worten, da er fürchtete, von der großen Volksszene unterbrochen zu werden. Danach spann Saint-Just eine lange unklare Rede, der kein Mensch zuhörte. Später schwatzte man über den Westen. Inzwischen drang von draußen großer Lärm herein und beherrschte alles. Ein langbärtiger Mann tritt ein. Es ist immer dieselbe Karikatur, die gleiche Schreckgestalt, die am 20. Juni die Türen des Königs mit der Hacke einschlug und die seitdem (heimlich von den Girondisten bezahlt) Ludwig XVI. im Temple bewacht hatte. Danach hatte er sich dem Berg ergeben und Legendre, den er nach Lyon begleitete, um ihn mit seiner Hacke und seinem fürchterlichen Bart zu beschützen. Heute, am 24. April, hat dieser nämliche Sappeur Rocher sich herablassend zum Leibwächter Marats gemacht. Er fordert in drohendem Ton, daß man die Menge vor dem Konvent vorbeiziehen lasse.

Sie strömt herein, auf ihren Armen der lorbeerbekränzte Marat. Der ganze Saal wird überflutet; das Volk mischt sich unter die Abgeordneten. Marat ist auf der Tribüne; das Beifallklatschen läßt ihn lange nicht zum Sprechen kommen. Er sagt nur ein paar Worte des Dankes und der Rührung für das Volk. Als er aber an seinen Platz zurückkehrt und sich seinen Feinden von der Gironde gegenübersieht, überkommt ihn wieder seine Wildheit. „Jetzt habe ich sie fest,“ sagt er, „auch sie werden ihren Triumphzug haben, aber zur Guillotine.“

Die Gärung war derart, daß alle (sogar der Berg) voll Besorgnis waren. Glücklicherweise gab die Menge Marat noch nicht frei; sie ergriff ihn von neuem und nahm ihn wieder mit, um ihn in Paris herumzutragen. Nichtsdestoweniger blieben viele im Saal zurück, ohne vorbeizuziehen; man fürchtete, sie hätten finstere Absichten.

Danton brachte sie mit viel Geschick und Geistesgegenwart zum Auseinandergehen, indem er ein Wort aufgriff, das Marat selbst gesagt hatte, um an die Unverletzlichkeit des Konvents zu erinnern: „Welch schöner Anblick für alle Franzosen, daß die Bürger von Paris den Konvent so hochachten, daß ihnen der Tag ein Festtag ist, an dem ein Abgeordneter wieder in seiner Mitte eingesetzt wird.“

Marats Prophezeiung verfehlte nicht, sich zu erfüllen; die Gironde lief von selbst in den Tod. Sie stellte sich dem revolutionären Ansturm entgegen; sie mußte mitgerissen werden.

An den folgenden Tagen setzte sie der Maßnahme, die das Volk am glühendsten begehrte, eigensinnigen Widerstand entgegen: dem Höchstpreis für Getreide. Die erschreckende Vervielfältigung des Assignats hatte bei den notwendigsten Lebensmitteln zu einer unerhörten Preistreiberei geführt. In einem großen Teile Frankreichs kostete das Pfund Brot zehn Sous.*)

Anderseits hieß es den Laden des Kaufmanns schließen, wenn man einen „Höchstpreis“ festsetzte, ihn zwang, das, was er teuer bezahlt hatte, niedrig zu verkaufen, für dies Papiergeld herzugeben, das von Stunde zu Stunde sank. Wer wollte zu solchen Bedingungen Kaufmann sein? Der Landwirt würde sein Korn aufhäufen, ohne es zu verkaufen, würde vielleicht nicht einmal mehr säen. Es bedurfte, um diese tyrannische Maßnahme zu stützen, noch gewaltsamerer anderer Maßnahmen, einer unerbittlichen Überwachung des Getreidehandels usw. usw. Die Girondisten setzten alles das in ein wundervoll helles Licht. Sie gaben vor allem zu beachten, daß der Höchstpreis den Reichen zugute kommen würde, die das Ganze zu einem Spottpreis aufkaufen würden; da das Gesetz jedermann zwang, das Assignat für seinen Nennwert anzunehmen, so würden die unredlichen Schuldner sich für ein Nichts loskaufen und ihre Gläubiger ruinieren usw.

Sehr begründete Einwände, denen man nichts entgegnete.

Die Antwort hätte wie folgt ausfallen müssen; keiner wagte sie zu geben:

Der große Käufer ist der Staat; der große Schuldner ist der Staat in dem Augenblick, da er auf einmal Armeen aufstellen, organisieren, beköstigen soll.

Zweifellos richtet Frankreich sich zugrunde, und es kann sich nur retten, indem es sich zugrunde richtet.

Der Konvent hat am 1. Februar eine Milliarde an Assignaten festgesetzt, am 7. Mai eine weitere Milliarde. Alles das gründet sich

*) Etwa 40 Pfennig.

auf den Verkauf des Emigranteneigentums, das man nicht verkaufen kann.

Der Höchstpreis ist unzweifelhaft eine abscheuliche Maßregel. Wie soll man aber sonst die Teuerung des Getreides aufhalten, die wir durch Vervielfältigung des Assignats nur immer steigern?

Das hätte der Berg der Gironde entgegnen, das hätte Cambon sagen können, wenn er gewagt hätte, in den Abgrund des allgemeinen Zusammenbruchs hinabzuleuchten. In der furchtbaren Besorgnis, in die ihn seine Ohnmacht, den Anforderungen der Lage gerecht zu werden, versetzte, war Cambon der natürliche Verbündete der schroffen Forderungen der Volksmenge. Sie rief nach dem Höchstpreis, weil sie Hunger hatte. Er rief nach dem Höchstpreis, um dem Assignat Kraft zu geben.

Er, der unglückselige Hüter des öffentlichen Vermögens oder vielmehr Zusammenbruchs, Minister des Bankrotts, mußte jeden Tag ein neues Mittel ersinnen, um den Anforderungen zu begegnen.

Am 27. April brachte er einen Antrag seines Departements (l'Hérault) auf die Tribüne, die die Beschlagnahme wirksam zu machen suchte, Menschen und Geld herbeizuschaffen.

„Die Patrioten des Hérault stellen fest," so sagte dieses Schreiben, „daß die Mehrzahl der ausgehobenen Rekruten keine Freiwilligen sind, sondern Ersatzmänner, bezahlte Leute. Man muß sich an die Vaterlandsliebe wenden. Man kann sich da nicht auf den blinden Zufall verlassen. Man muß den Weg der Anzeige beschreiten, muß direkte und persönliche Anforderungen an die glühendsten der Patrioten richten, an die tapferen, die starken Männer, und die Liste in den Volksgemeinschaften anschlagen.

„Wer wird die Bestimmungen treffen? Ein Ausschuß der öffentlichen Wohlfahrt, der aus dem Verwaltungskörper der Departementshauptstadt gebildet wird — ein von den Kommissaren des Konvents gewählter Ausschuß. Dieser Ausschuß wird für seine Wahl die Vertreter der Volksgemeinschaften und Mitglieder aller Veteranenkompanien zu Rate ziehen.

„Um so je Departement fünftausend Mann aufzubringen, wird man durch gewaltsame Anleihe einen Fond von fünf Millionen schaffen, das heißt, falls die Anleihe nicht innerhalb zwei Tagen durch freiwillige Zahlungen gedeckt wird, so wird sie es durch zwangsweise Beitreibung bei den Reichen sein. Diese Summen werden für die militärischen Ausgaben verwendet und um der Armut zu steuern."

Dieser Plan verallgemeinerte die Maßnahmen, welche die Notwendigkeit im Norden und im Westen ohne Zustimmung der Re-

gierung diktiert hatte, brachte sie in ein System. Man hat gesehen, wie Marseille und Bordeaux in herzlichem patriotischen Antrieb von selbst zu ähnlichen Maßnahmen gegriffen hatten.

Konnte der Aufruf des gefährdeten Vaterlandes, der den Mann an seinem Herde faßte und zu ihm sagte: „Komm, stirb für mich!“ Gefolgschaft finden, wenn sein Ruf nur von einer kleinen Behörde kam, die oftmals aus einem einzigen besteht, etwa dem Gemeindevorsteher des Dorfes, den man nicht achtete, der als neidischer Nachbar, als Feind angesehen wurde? . . . Nein, von oben mußte die Stimme kommen, der Befehl, die Tat. Je höher sie herkam, desto gewichtiger fiel sie nieder. Keiner kannte Widerstand oder Entrüstung, wenn er von einer anerkannten Macht getroffen wurde, die er für unparteiisch hielt.

Die Weisheit und der Adel des Planes lag auch noch darin, daß man den Aufruf an die besten Bürger, an die glühendsten Patrioten richten wollte, das heißt an jene, deren Wille und Ergebenheit opferbereit war. Viele wollten — und taten nichts, gaben sich mit dem Herzen hin und blieben dennoch da. Zu diesen kam das Gesetz und sagte durch den Mund einer hohen Obrigkeit: „Du bist der Beste, darum gehörst du mir. Du wolltest ziehen, und du wärst hinausgezogen, hätten nicht die Mutter oder die Geliebte dich zurückgehalten . . . Nun wohl, so ziehe! Ich befreie dich, komme dir zu Hilfe, zerschneide durch meinen Befehl die allzugeliebten Bande, die du nicht lösen kannst . . . Dank meiner Hilfe wirst du frei sein, wirst deinem Willen folgen!“

Diese Mischung von Notwendigkeit und Willensfreiheit war äußerst weise, weiser als die Gironde, die sich nur an den Willen wandte, weiser als der Berg, der alles durch die Notwendigkeit auferlegte.

Vom 27. April bis zum 1. Mai brachte man in den Sektionen eine, wie man sagte, mit dem Antrag Montpelliers übereinstimmende Eingabe in Umlauf und zur Unterzeichnung. Sie wurde der Nationalversammlung von einem Mann überreicht, der sich als Abgesandter des Faubourg Saint-Antoine bezeichnete. Eine zahlreiche Menge stand hinter ihm und kam ebenfalls am Abend, um an die Türen des Konvents zu klopfen.

Die Eingabe war eine revolutionäre Karikatur der Note Montpelliers. Sie wollte, man solle nicht die Besten, sondern die Schlechtesten ausziehen lassen, die, welche gegenrevolutionäre Schriften unterzeichnet hatten. Eine wundervolle Politik! Die Ehre, Frankreich zu verteidigen, sollte den schlechten Bürgern eine Strafe sein. Das von ihnen bedrohte Vaterland bemühte sich, sie

kriegstüchtig zu machen, vertraute ihnen seinen Degen an, zählte auf sie für sein Heil.

Nicht von einer oberen, zentralen Behörde wurden die Rekruten ausgewählt, sondern von der Leidenschaft selbst, von dem revolutionären Ausdruck jeder Sektion, einer ganz lokalen Obrigkeit, voll Zügellosigkeit und Parteilichkeit, die häufig unwillkürlich von persönlichem Haß getrieben wurde — oder doch des Hasses verdächtig war, so daß jeder vermeinte, nicht vom Gesetz bestimmt, sondern von seinem Feind geächtet worden zu sein.

In der Eingabe verlangte man, wie in der Note, eine Zwangsanleihe bei den Reichen, doch mit dem Unterschied, daß das Geld nicht in erster Linie für den Krieg verwendet werden sollte: „Die Summe wird in soviel Teile geteilt werden, als es Notleidende in jeder Sektion gibt . . .“

Dieser Artikel sagte alles. Er wies unbefangen den Weg, auf den man bald geraten würde, den der Geldverteilung und Lohnverteilung ohne Arbeit. Der Vorschlag war klar. Eine Partei kaufte sich das Volk mit dem, was sie dem Konvent ausspreßte. Sie erbrach die öffentliche Kasse, prellte heute die Nationalversammlung, um sie morgen zu vernichten.

Der Konvent schwieg. Der Präsident (ein Girondist) hatte nur eine traurige und würdige Antwort erteilt, keineswegs die, wie die Eingabe sie verdient hätte. Ein Schrei zeigte die Entrüstung der Versammlung; dieser Schrei kam von der Bergpartei und den Freunden Dantons. Lacroix verlangte, daß die Bittsteller wenigstens nicht durch Zulassung bei der Sitzung geehrt werden sollten.

Ein Vertreter der Rechten betonte die Gefahr für den Konvent, sagte, er dürfe Paris nicht verlassen, sondern müsse in Bourges die Stellvertreter versammeln, damit, falls der Konvent entkomme, eine Nationalversammlung bleibe, um Frankreich zu regieren.

Inzwischen entschloß man sich, diese entsetzliche Eingabe näher zu betrachten; man sah mit Erstaunen, daß sie weder Unterschriften noch Vollmachten trug. Die Führer sprachen im Namen des Faubourg und hatten es gar nicht gefragt.

Der Dantonist Phelippeaux erhob sich nun und beantragte, daß der Sprecher geradeswegs zum Revolutionstribunal geschickt werde. Auch Fonfrède forderte seine Verhaftung. Und was das höchste Erstaunen hervorrief, das war, daß Couthon, der Mann der Jakobiner, der Robespierres, diese Forderung stützte.

Der Sprecher war ein Tapezierer des Faubourg, der sein Handwerk aufgegeben hatte, um der lohnenden Beschäftigung eines Polizeikommissars und Sektionsredners nachzugehen. Die Protokolle

der Sektionen, die mir vorliegen, erwähnen nicht, daß man ihm Vollmachten gegeben hätte. Er besaß die Zustimmung, und nur die mündliche Zustimmung eines Dutzend Führer, die mit der Kommune und den Jakobinern in Beziehung standen, und er zählte darauf, daß eine Eingabe, die Unterstützungen verlangte, stets von der Masse des Faubourg anerkannt werden würde, die sich damals im äußersten Elend befand.

Er glaubte das; er täuschte sich. Diese guten Leute wußten gar nicht recht, was die Bittschrift wollte, glaubten nur, daß es sich darum handle, vom Konvent Mittel zu erlangen, „das Volk zu retten“ und, wie man sagte, „ein Ende zu machen,“ das Volk hatte sich zu mehreren Tausenden angeschlossen. In diesem sehr langen Zuge hatte das Ende keine Ahnung von dem, was am Kopf vorging. Als man den wahren Sachverhalt kannte, entstand eine lebhafte Bewegung der Entrüstung und Ehrenhaftigkeit. Die Eingabe, die in ihrer niedrigen Unverschämtheit Geld forderte, indem sie mit dem Aufstand drohte, stellte das große Faubourg dar wie einen Bettler, der mit der Pistole in der Hand bettelt. Der Zug geriet in Bewegung, in Unruhe, in Aufruhr, doch gegen seine eigenen Führer. Er erzwang sich mit vieler Mühe den Zutritt zum Konvent und erklärte jene als Lügner: „Mitbürger, Volksvertreter,“ sagten die, welche hereinkommen konnten, „wir verlangen, daß man uns wenigstens die Eingabe vorliest, damit wir zurückweisen können, was gegen die Grundsätze ist . . . Weit entfernt, uns gegen die Nationalversammlung zu erheben, wollen wir sie mit unserem Leben verteidigen . . . Sollte es Mörder geben, so werden wir mit unseren eigenen Leibern euch als Schutzwall dienen.“

Die Verhaftung der Fälscher, die ohne Auftrag redeten, würde die Hand verraten, durch die sie geschoben wurden. Die Dantonisten eilten zu Hilfe. Wenngleich es sich aus ihrer ersten spontanen Entrüstung, aus den Ausrufen Lacroix' und Phelippeaux' ergibt, daß die Dantonisten nicht mit der falschen Eingabe in vollem Einvernehmen standen, so gaben sie sich dennoch dazu her, sie freizusprechen, diesen dreisten Schritt der gewaltsamsten Partei zu decken. Thuriot, dann Danton selbst, verlangten, daß der Konvent sich begnüge, die Stelle (über den Aufstand), die der Faubourg ablehnte, zu mißbilligen und zur Tagesordnung überzugehen. Danton überbot sich selbst an revolutionärer Diplomatie. Er wagte sich vor, er zog zurück. Er schmeichelte dem Konvent, wies ihn darauf hin, daß er alles könne. Er schmeichelte dem Aufstand. Er beruhigte die Versammlung vor allem (für eine französische Versammlung eine unvermeidliche Vorsicht) über ihre Besorgnis, besorgt zu erscheinen.

Kurzum, er verhüllte, umnebelte die Dinge schließlich so, daß er für die Bittsteller Zutritt zur Sitzung erlangte, ohne daß man auch nur wußte, ob es sich um die Leute der ersten oder der zweiten Eingabe handelte, um die, welche den Konvent beleidigt hatten, oder die, welche ihn verteidigen wollten.

Fünftes Kapitel

Die Mäßigung Die Revolutionsausschüsse (Mai 1793)

Der Konvent läßt sich im Saal der Tuilerien nieder (10. Mai). — Unsere Schicksalsschläge in der Vendée. — Dampierre in Famars getötet (9. Mai). — Frankreich hat keine anderen Hilfsquellen, als den Verkauf der Emigrantengüter. — Die girondistischen Verwaltungen hemmen diesen Verkauf. — Lyon, Marseille, Bordeaux gegen die revolutionäre Bewegung. — Die Revolutionsausschüsse betreiben eifrig die Rekrutierung und wollen die Verdächtigen verhaften. — Drohender Kampf gegen die Gironde. — Ansichten Dantons, Marats, Robespierres und der Jakobiner. — Gewaltsamkeit derer vom erzbischöflichen Palast. — Der erzbischöfliche Palast wird durch den Tod Lazowskis volkstümlich. — Bündnis der Jakobiner, der Kommune und des erzbischöflichen Palastes. — Der Konvent gründet den Ausschuß der Zwölf (18. Mai). — Der erzbischöfliche Palast beantragt eine Metzelei (19. Mai). — Die Kommune und die Sektionen weisen den Gedanken zurück. — Warum der Ausschuß der öffentlichen Wohlfahrt nichts tat. — Schwache Maßnahmen der Zwölf. — Drohung der Kommune. — Bannfluch Isnards gegen Paris (25. Mai). — Verhaftung eines Richters vom Revolutionstribunal. — Der Konvent will die revolutionären Ausschüsse brechen. — Robespierre verkündet den Aufstand (26. Mai).

Die befreiende Volksflut, die am 1. Mai dem Konvent Beruhigung brachte, hätte am 10. nicht stattfinden können. An diesem Tage verließ die Nationalversammlung die Feuillants und verschloß sich in den Saal der Tuilerien, einen engen, düsteren Saal, ohne Zugänge, ohne Angliederungen, der von vornherein geschlossen und gefangen war, einzig durch seine Anlage; ein Gefängnis, eine Gruft.

Das Palais hatte 1793 weder die Umgebung noch das Innere, wie man es heute sieht. Die weiten und freien Flächen des Carrousel waren von verschiedenen Gebäuden eingeengt. Im Inneren ging man nicht, wie heute unbehindert von einem Ende zum anderen. Man ging hinauf, hinunter, um wieder hinaufzugehen. Der Saal, der sich vorzüglich für ein kleines Hoftheater eignete, der nur für die Nacht bestimmt war und ausschließlich für künstliche Beleuchtung, erhielt nur ein geringes Licht von oben. In diesem Dämmerlicht er-

schien jedes Antliß bedenklich, blaß, „so bleichen Angesichts," um Cäsars Wort zu gebrauchen, „daß man auf ihm Verschwörung liest."

Und die Menge, wie kam sie herein? Diese große tobende Menge, das Ungeheuer mit tausend Köpfen, das man von drinnen nicht ohne Schrecken, draußen brüllen hörte — konnte sie herein, diese Menge?

Sie kam nur mit Anstrengung herein, durch Kampf und verzweifelten Ansturm. Die engen Treppen des Pavillon de l'Horloge und des Pavillon Marsan, die elenden Gänge, die im Saale endeten, führten von Zeit zu Zeit die Glücklichsten in solchem Kampf hier herein, sicherlich starke Männer, solche, die Schultern, Lenden und Ellbogen hatten, um die Menge voranzutragen oder sie zu teilen. Lärmend, als Sieger, kamen sie an, noch ganz bewegt, stolz auf ihren Erfolg, ihre Kraft. Der Zugang, vor allem nach dem Pavillon Marsan und der Rue de Rivoli hin, war an sich schwierig, schwierig durch die Gassen, die zu ihm führten. Die scheußliche Gasse Delorme, eng, unsauber und stinkend, zwischen hohen schwarzen Hinterhäusern, Sammelplaß der Abfälle der Rue Saint-Honoré, sie war der hauptsächlichste Zugang.

Der Konvent hatte keinerlei militärischen Schuß. Die in einer Art Keller vom Pavillon Marsan untergebrachte Nationalgarde, ein paar unter dem Saal der Versammlung einquartierte Polizeisoldaten, konnten nichts nüßen. Sie wußten das vollkommen. An den stürmischsten Tagen, an denen es droben noch so laut zugehen mochte, machten sie es sich gemütlich warm und spielten Karten, da sie von keinem Nußen waren, nicht einmal hineingelangen konnten.

Der Konvent war sich ganz klar, wo er sich befand. Doch die Ehrfurcht jener Zeit für das Volk, ihr Vertrauen in die Rechtschaffenheit der Menge, die Religion des Geseßes, war derart, daß man errötet wäre, ein kränkendes Mißtrauen zu zeigen. Kam es dem Bevollmächtigten zu, den Souverän zu verdächtigen, gegen ihn Verteidigungsmaßregeln zu ergreifen? . . . Ihm allein stand es zu, sich zu beobachten, ihm allein, nachzudenken, sich nicht selbst zu verlieren.

Kaum war der Konvent in den Tuilerien, so wurde er Schlag auf Schlag von schlechten Nachrichten begrüßt: die Einnahme Thouars, das von den Vendéern am 6. Mai im Sturm genommen wurde; der Tod Dampierres, der am 9. an der Spiße der Nordarmee fiel; der Kommandierende General der Ostarmee, Custine, nahm seinen Abschied.

Um zu begreifen, wie es um Frankreich stand, muß man wissen, daß der Konvent im April fünfhundert der Bastillesieger entsandte; im Mai seine eigene Garde, zweihundert Grenadiere — gegen zehntausend Vendéer!

Nie gab es eine Lage so wie die des neuen öffentlichen Ausschusses, des unglückseligen Steuermanns dieses hoffnungslosen Fahrzeugs. Dieser Ausschuß, der von den Parteien wenig gestützt wurde, der weder girondistisch noch jakobinisch war, hatte alle Machtmittel erhalten, die damals Machtlosigkeiten waren. Sein Rückhalt der Versammlung gegenüber war die Geschicklichkeit und Redeweise Barères, des unvergleichlichen Schwindlers, um Niederlagen zu entkräften, Armeen aufzustellen, Siege zu verkünden.

Der Ausschuß hatte zumindest eine große Kühnheit bewiesen. Er hatte diesen fast aufgeriebenen Armeen allenthalben die Offensive anbefohlen, den Sieg zur Pflicht gemacht. Die Revolution war der allgemeine Angreifer; sie auf die Defensive stellen, hieß sie ausliefern und aufgeben. Diese unerschrockene Offensive war — so sonderbar sie schien — nicht ganz unwirksam. Die Österreicher beispielsweise hielten infolge ihrer Ansicht über den revolutionären Fanatismus an ihrem Plane fest, keinen Schritt zu tun, ohne den vorhergehenden völlig gesichert zu haben. „Condé zunächst und Valenciennes; dann diese Plätze belagert und genommen, wendet man sich gegen Dünkirchen, um den Feldzug mit der großen Sache von Lille zu beschließen.“ Sie blieben zwei Monate vor Valenciennes, und das war es, was uns rettete.

Wir haben hier nicht die Zeit, die kleinen vendéeischen Siege im einzelnen zu schildern, ebensowenig die Generale, die gegen Mitte April schließlich das Kommando über den Aufstand übernommen hatten. Wir kommen später darauf zurück.

Wir können aber nicht umhin, ein Wort über Dampierre zu sagen, der ein Opfer der vom Konvent befohlenen Kriegführung wurde: immer vorrücken, ob man schwach oder stark ist, und immer kämpfen.

Wir treten in das erzene Zeitalter ein. Dampierre, der Held von 1793, würde ein paar Monate später guillotiniert worden sein (Couthon sagt es deutlich). Er fühlte das gut, und ging auf dem kürzesten Wege ins Panthéon ein.

Dampierre war eine düstere und heftige Natur, äußerlich etwas schwerfällig; sein Inneres war Glut. Von Geburt reich und Marquis von Dampierre, hatte er unter dem ancien régime die Tat, die Gefahr gesucht und nichts gefunden. Er verließ alles, warf 1789 alles über Bord und begann damit, daß er zunächst ein wütender Jakobiner wurde. Dumouriez, sein Feind, sagt, Dampierre sei „ein Narr, kühn bis zur Verwegenheit.“ Er ist es tatsächlich, der bei Jemappes mit dem flandrischen und dem ersten Freiwilligenregiment von Paris

den ersten und entscheidenden Erfolg hatte, der die ganze Sache entschied.

Vor Valenciennes war er Kommandierender General, aber ein den Kommissaren des Konvents unterstellter General. Er hatte dreißigtausend Mann und wenigstens doppelt soviel Österreicher sich gegenüber, die sich auf ihrem glücklichen und leichten Feldzug nach Gefallen bis auf hunderttausend verstärken konnten. Die Kommissare geboten ihm, im Namen des Gesetzes, vorzurücken. Diese unerschrockenen Patrioten, von denen die meisten zum ersten Male den Krieg sahen und keine Schwierigkeiten kannten, glaubten, man müsse alles wagen und um jeden Preis den Feind durch diese Offensive verblüffen. Dampierres Geschick war vorgezeichnet. Die Vendée hatte schon drei Generale in sechs Wochen vom Kommando auf die Anklagebank herunterkommen sehen. Am 9. Mai, während des ganzen Tages, warf Dampierre seine Kolonnen gegen das unerschütterliche, befestigte Lager der Österreicher; am Abend wagte er eine letzte gewaltige Anstrengung, ging geradeswegs auf eine Batterie los, die ihn ohne weiteres zerschmetterte. Es wurde ihm das Bein abgerissen; er starb am folgenden Tage.

Die Gefahr war größer als im September 1792. Es gab nicht mehr die ungeheure Volksbewegung, welcher die Preußen begegnet waren. Die Uneinigkeit hatte zugenommen. Die Hilfsquellen waren erschöpft. Es gab keine Kirchengüter mehr zu verkaufen. Man war jetzt bei den Emigrantengütern angelangt, die nur wenige Leute kauften. Da diese Güter unverkauft blieben, so waren die zwei Milliarden Assignaten, die man hergestellt hatte, wertlos, galten nichts.

Allerlei Bedenken durchkreuzten diesen Verkauf der Emigrantengüter. Das ritterliche Zartgefühl kämpfte gegen die Vaterlandsliebe. Wäre man sicher gewesen, daß die, deren Güter man verkaufte, alle in der Armee Condé steckten, so hätte man unbedenklich gekauft. Wie aber sollte man unterscheiden? Sicherlich gab es zwei Arten von Emigranten: solche aus Haß, und solche aus Furcht. Alle jedoch, oder fast alle, hatten die Waffen gegen ihr Land ergriffen. Gerade sie bildeten die militärische Klasse der Monarchie; selbst die, welche nicht kämpfen wollten, wurden vom Vorurteil, vom Hohn der anderen dazu gedrängt. Es gab, sagt man, neunundzwanzigtausend Emigranten mit Grundbesitz. Zieht man von den neunundzwanzigtausend ein paar tausend Nichtwehrfähige ab, so bleibt ungefähr die Zahl, die die Condésche Armee umfaßte.

Diese Zahl, dieser Hinweis auf die Persönlichkeiten der Emigranten, wurde von den Gemeindebehörden gegeben. Was die Departe-

mentsverwaltungen anlangt, von denen Roland die Aufzählung der Emigrantengüter verlangt hatte, so zeigten sie sich überaus böswillig; kaum eine gab Antwort. Da stellte er dasselbe Verlangen an die Distrikte und drohte, dem Konvent die widersetzlichen Distrikte zu nennen. Er hatte kaum mehr Glück; unter den fünfhundertsechsundvierzig Distrikten der Republik gab es nur zweihundertsiebzehn, die erwidern wollten.

Alle diese Verwaltungen waren girondistisch — oder nannten sich doch so. Sie setzten der Regierung einen passiven Widerstand entgegen. Sie verschlossen ihr Ohr vor dem Schrei Frankreichs, das rettungslos unterging, wenn sie nicht auf die letzte Hilfsquelle ihre Hand legte: auf den Verkauf der Emigrantengüter.

Wie die Anhänger Marats heftiger waren als dieser selbst, so gingen alle die angeblichen Girondisten in der „Mäßigung“ (das Wort wurde von ihnen aufgestellt) beträchtlich weiter als die Girondisten des Konvents. Diese näherten sich durch Ducos, durch Fonfrède, oft auch durch Vergniaud dem Berg und stimmten gleich ihm für alle großen Maßnahmen der allgemeinen Wohlfahrt. Die Provinzgirondisten hatten ein Entsetzen vor dem Berg, gegen den sie unklare Beschuldigungen vorbrachten; sie glaubten, er werde einzig von Robespierre und Marat beherrscht.

Die meisten führten als Entschuldigung für ihren Meinungswechsel das Grauen an, das die Septembermorde und die Gründung des Revolutionstribunals hervorgerufen hätten. Sie wagten nicht, die Verurteilung Ludwigs XVI. laut zu tadeln. Nach und nach aber begannen sie, die Royalisten weniger zu hassen. Einige wurden selbst dazu, die Kaufleute vor allem, je nachdem, wie schlechte Geschäfte sie machten. Tausend Ursachen hatten dem Handel den Todesstoß gegeben: die Emigranten, der Umsturz der Vermögen, die allgemeine Besorgnis, und als bedeutendere Ursache, das Erstehen eines neuen Handels, die Börsenspekulation mit Assignaten, der Verkauf des Geldes. Jedermann wollte Geld und gab, um solches zu erlangen, das Papier zum Spottpreis. Wer Geld hatte, verschaffte sich sogleich einen bequemen Verdienst, kaufte das Papier bei Preisverminderung und brachte es auf pari zur Annahme, entweder durch seine Gläubiger oder durch die öffentlichen Kassen. Die Fabrikation der kleinen Assignate von fünf Franken und darunter verbreitete den Börsenwucher allenthalben, sogar bis in die kleinsten Dörfer. Es gab keinen anderen Handel mehr.

Das ist nicht alles. Am Tage, da England, da Holland der Krieg erklärt wird, werden die ausländischen Banken für Frankreich geschlossen. Unsere großen Handelsplätze, Lyon, Bordeaux, Marseille,

innen geschlagen, sind nach außen wie ummauert, sozusagen in den finanziellen Bannfluch Europas getan.

Alles das nimmt seinen Beginn am 1. Februar, dem Tag der Kriegserklärung; die schon im März empfindlichen Folgen sind im April, im Mai entsetzlich*).

Bordeaux, das alles verloren hatte; das, besonders seit dem Unglück von San Domingo, den Goldstrom versiegen sah, der sonst durch seine Mauern rann (ungefähr achtzig Millionen im Jahr!). Bordeaux war darum nicht weniger bewunderungswürdig, heldenhaft gewesen. Noch im März hatte man es voran vor ganz Frankreich in die Vendée eilen sehen, der Republik zu helfen. Im gleichen Monat aber ist das Meer ihm verschlossen. Die große Stadt erstickt, sie weint, sie schreit nach dem Konvent. Der Schrei trifft ein in Gestalt einer girondistischen Eingabe, die scheinbar für die Unverletzlichkeit der girondistischen Volksvertreter eintrat.

Was Marseille umbrachte, das war gerade das Übermaß seines Patriotismus', demzufolge der beste Teil seiner Bevölkerung und der am meisten vaterländisch gesinnte, zur Grenze ging. Die hohe Handelswelt blieb Herrin. Sie war zwar girondistisch, republikanisch, durchkreuzte aber nichtsdestoweniger die revolutionären Maßnahmen. Die Kommissare des Konvents, Boisset und Moïse Bayle, versuchten, diese Marseiller Regierung aufzulösen; da gab ihnen diese in aller Ruhe zu verstehen, sie hätten sich innerhalb

---

*) Man muß hier die Daten gut auseinanderhalten. Es ist am 4. und am 5. März (und nicht im Mai), es ist unter der Drohung des Mordes, daß Vergniaud an Bordeaux die Briefe schrieb, die man ihm vorgeworfen hat und die man im Mai verbreitete, als habe er sie jetzt geschrieben. Er schrieb ihnen, nicht, zu marschieren, sondern: „Haltet euch bereit; wenn man mich dazu zwingt, so werde ich von der Tribüne nach euch rufen, damit ihr zu unserer Verteidigung kommt. Wenn ihr eine große Willenskraft entwickelt so werdet ihr die Männer zum Frieden zwingen, die auf den Bürgerkrieg lossteuern.“ Bordeaux, dessen Nationalgarden damals vor Paris, vor ganz Frankreich, die Vendée bekämpfen gingen, Bordeaux erschien damals als am meisten republikanisch in der Republik. Später war es nicht so. Übrigens war der Aufruf Vergniauds keineswegs drohend. „Ihr werdet zum Frieden zwingen . . .“ Sollte der Mann, der am 20. April die Besorgnis vor dem Bürgerkrieg soweit trieb, die friedliche Anrufung der Urwählerversammlungen zurückzuweisen, am 5. März den ruchlosen Wunsch nach einem bewaffneten Konflikt ausgesprochen haben? — Sogar die Jakobiner, die auf Wunsch eine kleine Armee in Paris besaßen, hätten nichts unterlassen, um Kräfte aus den Provinzen herbeizurufen. Am 17. April erinnerte der Jakobiner Desfieux die Gesellschaft daran, „daß sie zwei Kuriere entsandt habe, um Marseiller herbeizurufen, daß sie unterwegs seien, und daß sie in einer Zahl von sechstausend eintreffen würden.“

vierundzwanzig Stunden davonzumachen. Der Konvent verteidigte seine Kommissare nicht und vertagte ihre Beschlüsse (12. Mai).

Er traf in den Angelegenheiten Lyons noch eine unklügere Entscheidung. Vom Schicksal dieser Stadt war das von zwanzig Departements abhängig, die auf sie blickten und ihr zu folgen hatten, was sie auch tat. Frankreichs Heil war eng mit dem Lyons verknüpft. So nahe der Grenze war es der Ausgangspunkt der Operationen der Alpenarmee, ihr Magazin, ihre Niederlage. Was würde mit dieser schon so geschwächten Armee geschehen, wenn sie im Rücken Lyon selbst zum Feinde hatte? Nirgend hatte es die Revolution nötiger, gekräftigt zu sein, und sie erlahmte gerade hier. Von den Girondisten zu den Royalisten verwischte sich der Abstand mehr und mehr. Das zeigte sich am 29. Mai, als royalistische Offiziere in den girondistischen Reihen getötet wurden. Die Revolutionäre hatten kein anderes Mittel, soviel Feinde in Schach zu halten und das Notwendige herbeizuschaffen, als den Schrecken. Sie begingen eine kühne Tat, die den Beifall der zur Alpenarmee abgehenden Volksvertreter fand; sie schufen ein Gericht, verhafteten die Verdächtigen.

Die Sache wird am 15. Mai dem Konvent angezeigt; der Girondist Chasset erlangt von ihm folgende Verfügung: „Die, welche man zu verhaften sucht, haben das Recht, sich der Gewalt mit Gewalt zu erwehren." Das hieß den Kampf verfügen; er wurde bald geliefert.

Man sieht aus diesem ernsten Fall, wie die Gironde in ihrer Verständnislosigkeit für die Krise, in der Frankreich sich befand, unbeabsichtigt die Sache des Feindes führte, die Sache des Royalismus, und die Lage mehr und mehr erschwerte.

Besonders auch in den Finanzen. Ihr Minister, Clavière, war in Streit mit dem Schatzamt, das heißt mit Cambon. Die girondistischen Behörden, die diesem im Verkauf der Emigrantengüter Einhalt geboten, machten es ihm auch unmöglich, dem schönen Plan des Departements l'Hérault zu folgen. Der Plan hatte diese so verdächtigen Behörden der Rekrutierungsgewalt angegliedert. Man konnte sich nur auf die Gemeindeverwaltungen verlassen, auf ihre heftigen, aber zuverlässigen und echt republikanischen Ausschüsse.

Ein barbarisches, ungeschicktes Werkzeug, das einzige jedoch, das die Revolution besaß, und das ihr Haß eintrug, weil die gewaltsame Form und die Tyrannei des Vorgangs sie noch verabscheuungswürdiger machte als die Größe der von ihr auferlegten Opfer. Mit Geschrei, mit Drohungen, Schimpfworten, mit rohem Einbruch in die Behausungen, so daß die Frauen ohnmächtig wurden — mit solchen Mitteln forderte man den in der Tat gerechten Tribut,

dessen das gefährdete Land bedurfte. Dieses Anleiheverfahren verlieh Frankreich monatelang den Anblick einer belagerten Stadt.

Es ist indessen zu beachten, daß diese Anleihe nur gegen gute Sicherheit erhoben wurde. Man erhielt als Entgelt eine Empfangsbescheinigung, die man sich in Emigrantengut ausbezahlen lassen konnte.

Dieses war Cambons Erfindung, um die Güter zur Annahme zu bringen.

Eine andere, nicht weniger notwendige und dennoch sehr verhaßte Sache war die Personenaushebung, mit der die Ausschüsse eine ganze Welt junger Leute traf, die nicht marschieren wollten, Müßiggänger, Kaufleute, Schreiber usw., bürgerliche Leute, die darauf zählten, den Militärdienst zu umgehen oder Ersatz zu stellen. Die Mehrzahl der Sektionen hielt zu ihnen, denn diese fanden die Gewaltsamkeit ihrer Ausschüsse, vor allem die Geldeintreibung, unerträglich.

Der Konflikt brach in Paris aus, am 3. und am 4. Mai. Und die revolutionären Ausschüsse trugen ihn in die Sektionen weiter, deren Versammlungen seitdem unterdrückt wurden oder fast verödet waren.

In Lyon war das Resultat entgegengesetzt; während des ganzen Maimonats wehrten sich die „Gemäßigten" mit bewaffneter Hand gegen die Gemeindebehörde. Daraus ergab sich, wie man sehen wird, ein Bürgerkrieg, bei dem — hinter den Gemäßigten, hinter den echten oder falschen Girondisten, der Royalismus zutage trat.

Die persönliche Aushebung, die so erfolgte, daß die Kommissionen den und den ausdrücklich bezeichneten, hatte die Unzuträglichkeit, daß jeder glaubte, die Wahl sei von persönlichem Haß diktiert. Die Sektion der Gravilliers und viele vernünftige Leute hätten die Bestimmung durch das Los vorgezogen. Das war auch die Ansicht Dantons, der sich beeilte, den Vorschlag einzubringen. Unglücklicherweise zollte ein Girondist dem Antrag Beifall. Damit war seine Volkstümlichkeit verloren, wurde er verdächtig. Danton wagte nicht, darauf zu beharren.

Die Lage war so bedenklich, daß der Konvent (am 8.) „die von jeder Sektion getroffenen Maßnahmen guthieß", ohne danach zu fragen, ob diese Maßnahmen verschieden waren. Von welcher Hand die Hilfe kam, welcher Arm auch immer die gewaltsame Aushebung leitete, das war gleich.

Die Patrioten stärken, sie bewaffnen, sie besolden, wenn nötig, den Gegenrevolutionären und den Selbstsüchtigen einen Schrecken einjagen, das war die ganze Politik des Augenblicks.

Am 8., abends, schlug Robespierre bei den Jakobinern als eine gegebene und durchführbare Sache vor, alle Verdächtigen zu verhaften.

Am 13. verlangte er, man solle eine revolutionäre Armee besolden, sie aus Sansculotten bilden, und man solle auch alle die besolden, welche den Sektionsversammlungen beiwohnten. Der erste Antrag wurde am gleichen Tage von der Kommune angenommen.

Das Gesetz gab den Sektionsausschüssen ein Überwachungsrecht über verdächtige Ausländer. Am 16. wagten sie den ersten Versuch zu einer neuen Machtbefugnis, nämlich jeden Verdächtigen, sei es ein Fremder oder Mitbürger, zu verhaften. Sie nahmen in der Nacht einen Beamten, einen Friedensrichter, fest.

Am Morgen reklamiert ihn die Sektion beim Konvent, der seine Freilassung gebietet. Am gleichen Tage gibt die Nationalversammlung noch deutlicher ihre Unzufriedenheit zu verstehen: sie ernennt den heftigsten unter den Girondisten, Isnard, zum Präsidenten. Eine unglückselige Wahl. Isnards Heftigkeit war herausfordernd, jähzornig, gefährlich, ungeschickt und maßlos.

Das war der Krieg.

Man konnte leicht voraussehen, daß es bei einem solchen Präsidenten bald zum Streit kommen, daß die Gironde oder die Bergpartei unfehlbar zerschmettert würde.

Indessen war die Lage nicht so, daß man mit der Zustimmung zaudern konnte. Die Gironde hatte viele Talente, war beredsam, sie zählte viel ehrenwerte Männer, die man notgedrungen lieben mußte; schließlich aber brachte sie kein Heilmittel, keine Hilfe in Vorschlag. Frankreich ging mit ihr zugrunde. Sie war das Zentrum, die Stütze der verhängnisvollen „Mäßigung", die der Tat im Wege war, insonderheit die finanzielle Tat vereitelte, den Verkauf der Emigrantengüter.

Wie die Gironde abtun, wenn sie nicht selber ihren Abschied nahm? Wie sie abtun, ohne die Departements zu den Waffen zu rufen, den Bürgerkrieg zu beginnen?

Danton wünschte, die Gironde solle sich zurückziehen, dadurch, daß man sie einschüchtere, oder daß sie einsehe, sie sei das Hindernis für das Heil des Vaterlandes. Er hätte gewünscht, daß der Konvent vorläufig die Stimme von Paris in dieser Sache guthieß, daß seine Entscheidung den Departements mitgeteilt werde. Wenn sie beistimmten, würde der Rücktritt der zweiundzwanzig endgültig werden. Unter diesem Gesichtspunkt ließ er die Sache bei den Jakobinern durch seinen Freund Fabre d'Églantine darstellen (Sit-

zung vom 1. Mai). Dieses Unternehmen hatte — wie man auch sonst darüber denken mag — wenigstens den Vorzug, den Konvent während der Frühjahrskrise der Girondisten zu entheben. Das ist alles, was Danton wollte.

Robespierre wollte nicht, daß die Gironde ihren Abschied einreiche. Er wollte, daß sie gerichtet wurde. Er hielt sie für schuldig, verurteilungswürdig. So ehrlich er es zweifellos meinte, so bewies er damit doch wenig politische Einsicht. Welch ungeheure Gefahr, in der damaligen Lage Frankreichs einen solchen Prozeß zu beginnen! Waren die Girondisten schuldig, so hatte man doch sicherlich nur moralische Beweise gegen sie, bloße Vorurteile. Und selbst wenn man sehr gewisse und sehr überzeugende Beweise gefunden hätte, welches Mittel besaß man, sie als solche den Departements darzutun, die aus alledem eine Ehrensache machen und sich stets in ihren Abgeordneten beleidigt sehen würden?

Wollte Robespierre den Tod der Girondisten? Nein, damals nicht. Er wollte sie nicht tot, sondern entlarvt, entehrt.

Das war auch Marats Meinung, der maßvoller war, als seine blutrünstigen Reden das ahnen ließen. Ich glaube sogar, daß er wenig nach einem regelrechten Prozeß verlangte. Er wünschte nichts weiter, als daß die Girondisten entfernt, verhaftet, außerstande gesetzt wurden, Verschwörungen anzuzetteln.

Die Mehrzahl der Jakobiner dachte nicht anders als Robespierre. Man wäre ungerecht, wollte man sie nach dem Ausspruch beurteilen, den einer unter ihnen, der elende Desfieux, am 6. April den Jakobinern in Bordeaux schrieb: „Glücklicherweise werden die Girondisten ermordet werden."

Nur bei den Cordeliers oder in der Versammlung des erzbischöflichen Palais hielten ein paar Leute die wenig volkstümliche These aufrecht, daß eine Metzelei nötig sei.

Wir haben die unbesonnene Heftigkeit derer vom erzbischöflichen Palast gesehen, die im Oktober 1792, im April 1793 von Robespierre und Marat geschlagen wurden. Der erzbischöfliche Palast wurde in seinem mörderischen Vorgehen vom 10. März keineswegs vom Volke gestützt. Am 1. April versetzten ihm die Jakobiner einen harten Tadel, durch Marat, seinen Präsidenten, und hinderten ihn, sich der Waffen der Kommune zu bemächtigen, welche der erzbischöfliche Palast, wie er sagte, an die Sektionen verteilen wollte.

Ende April gab ihnen ein Zufall, ein unvorhergesehener Umstand unerwartet große Volkstümlichkeit. Das war der Tod Lazowskis, eines ihrer Mitglieder, Hauptmann bei den Kanonieren des Faubourg Saint-Marceau. Wir haben schon von diesem polnischen

Flüchtling erzählt, der am 10. August geglänzt hatte und der seitdem in diesem Faubourg lebte, mitten unter der bedürftigsten Bevölkerung von ganz Paris. Als er mit Fournier ausgesandt wurde, um die Gefangenen von Orléans zu geleiten, hinderte er nicht deren Ermordung; hätte er es gekonnt? Das ist zweifelhaft. Am 10. März finden wir ihn wieder. Das Faubourg sah in ihm nur immer den Sieger vom 10. August. Diese Armen hatten für ihren Polen eine außerordentliche Vorliebe; sie beweinten ihn aufrichtig, behaupteten, er sei vergiftet worden. Die Kommune schloß sich diesem Verdacht, dieser Trauer an; sie adoptierte die Tochter des Toten, sie verfügte, daß ihm die hervorragende, einzig dastehende Ehre werden solle, auf eben dem Platz des Carrousel begraben zu werden, dem Palast gegenüber, den er zerschmettert hatte. Lazowski, der Mann der Erzbischöflichen, der Mann des Aufstandes vom 10. März, dem man für alle Zeiten seinen Platz vor dem Konvent gab, war das nicht für diesen wie eine stumme Drohung, ein Vorspiel zum Aufstand?

Der erzbischöfliche Palast wurde durch dieses volkstümliche Ereignis gewaltig gestärkt. Die Jakobiner, die oft ihre Gewaltsamkeit verurteilt hatten, reichten ihm ohne Zögern die Hand. Robespierre veranstaltete in der Gesellschaft eine Trauerfeier für den großen Patrioten.

Die Kommune ihrerseits hielt sich angesichts dieser neuen Einigkeit zwischen den Jakobinern und denen vom erzbischöflichen Palast an diese. Sie machte den Palast zum Mittelpunkt der Ausschüsse, die sich im Namen der Sektionen mit der Eintreibung der gewaltsamen Anleihe befaßten. Die Ausschüsse, denen die Verteilung der Unterstützungen für Bedürftige oblag, versammelten sich gleichfalls hier.

Der erste Versuch einer Gewalttat gegen den Konvent war ein Frauenaufstand (18. Mai). Man ließ sie glauben, die Teuerung des Brotes sei das Werk der Gironde. Diese wolle, sagte man, das Volk aushungern, es ermatten und zähmen durch das Übermaß des Elends; die Girondisten häuften das Brot auf, um es in die Seine zu werfen. Die Frauen belagerten die Nationalversammlung; man schlug sich am Tor und auf den Tribünen.

„Sie sehen," sagte Isnard, „man will die Auflösung der Versammlung . . . Das ist ein Komplott von Pitt . . ." Auf diesen Unsinn erwiderte Marat durch einen anderen Unsinn; er behauptete, die Gironde sei ein Freund der Vendée.

Da erkühnte sich Guadet zu zwei sehr ernsten Anträgen. Der eine wiederholte den gefährlichen, schon mehrfach geäußerten Gedanken, in Bourges die Stellvertreter der Nationalversammlung

zusammenzurufen. Der andere verlangte, der Konvent solle alle Autoritäten von Paris zerbrechen.

Es wäre zunächst nötig gewesen, daß der Konvent diese Autoritäten entwaffnete, daß er ihnen das Recht nahm, die starke Armee zu rufen, daß er sich selber dieses Recht zurücknahm, es in die Hände des Wohlfahrtsausschusses legte.

Selbstverständlich mußte diese ganze von Guadet vorgeschlagene Revolution auf dem Mute des Ausschusses der öffentlichen Wohlfahrt oder Vollziehung beruhen. Kam es in Paris zum Kampf, so sah sich der Ausschuß gewissermaßen zum General des Konvents gemacht. Hätte er eine solche Rolle angenommen? Schon der Gedanke daran ließ Barère erbeben. Übrigens besaß der Ausschuß nicht die zu solcher Vollziehungsgewalt unentbehrliche Einigkeit.

Barère schwingt sich auf die Tribüne und wendet vom Ausschuß die drohende Verantwortlichkeit ab. Der geschmeidige und lebhafte Redner liefert das erstaunliche Schauspiel eines geschickten Manövrierens, das nach allen Seiten Hiebe austeilt. Er haut nach links, beklagt die Ausschreitungen der Kommune . . . Die Rechte beginnt Beifall zu bekunden. — Da wirft sich Barère unverzüglich auf die Rechte: „Die Autoritäten von Paris zerbrechen!“ sagt er; „wollte ich die Anarchie, so würde ich diesen Antrag stützen. (Beifall auf der Linken.) Man muß einen Ausschuß von zwölf Mitgliedern gründen, der die Beschlüsse der Kommune prüft, der die Minister hört und Maßnahmen ergreift für die allgemeine Beruhigung.“ — Wird sogleich beschlossen.

So hatte der Vollziehungsausschuß durch Barère die Vollziehung abgelehnt. Was tat diese neue Kommission der Zwölf, die beauftragt war, „Maßnahmen zu ergreifen“? Was besagte ein so unbestimmter Ausdruck? War das ein Vertrauensamt? Dann mußte man dieses Vertrauen Männern übertragen, deren Charakter achtunggebietend war. Die Erwählten (ausgenommen zwei, Rabaut und Fonfrède) besaßen keineswegs Gewicht genug für eine so ernste Mission; es waren durchweg junge Abgeordnete der Rechten, die man eine Gironde zweiten Ranges nennen konnte. Vigié beispielsweise und Henri Larivière waren tollkühne junge Leute, mit dreisten, leichtfertigen Reden, die man (ohne daß sie es bewiesen hätten) für tatkräftige Leute hielt.

Am Sonntag, dem 19., abends, wurde eine Versammlung der revolutionären Kommissionen abgehalten, nicht im erzbischöflichen Palast, sondern beim Bürgermeister. Den Vorsitz führten die Polizeiverwalter der Kommune; es sollten Mittel und Wege zur Ergreifung und Verhaftung der Verdächtigen erwogen werden. Der Admini-

strator Marino, Porzellanmaler (derselbe, der später durch die Urteile von Lyon schauerlich berühmt wurde), sagte, er kenne Verdächtige nur innerhalb des Konvents, man müsse die zweiundzwanzig (außerdem noch acht andere, die er bezeichnen werde) ergreifen, sie in sicheren Gewahrsam bringen und verschwinden lassen: „Wir werden dann sagen," fügte er hinzu, „sie seien ausgewandert." Alles das wurde kühl und sicher vorgebracht; es war ein ernster, ruhiger Mann, der einen gesetzten Eindruck machte. Schweigen folgte; nur sehr wenige stimmten zu. Einige sagten, man habe kein Lokal, das für solche geheime Aburteilung geeignet wäre. Ein anderer, daß man den Plan zur Erhebung abwarten müsse, den Robespierre und Marat bei den Jakobinern vorlegen würden. Einer der Gewalttätigen gab sich nun das Ansehen eines Staatsmannes und sagte mit der Wichtigkeit eines Macchiavelli, es bedürfe schleuniger Maßnahmen: „Coligny," sagte er, „war um Mitternacht beim König; um eins war er tot."

Diese kaltblütige Überspanntheit zeigte sich noch abscheulicher und lächerlicher in den folgenden Tagen bei den Cordeliers. Der junge Varlet war eifersüchtig auf Marino, der ihm seinen Plan stahl, und brachte einen unvergleichlich viel schöneren, vollständigeren, von weit dramatischerer Wirkung in Vorschlag. Er sagte: „Man muß einen durchaus neuartigen Aufstand machen . . . Wir werden die Nationalversammlung betreten, die schwarz verschleierten ‚Droits de l'homme' in Händen, wir werden das ganze Zentrum absetzen, was nur an ehemaligen Konstituierenden vorhanden ist, Adlige, Priester, Rechtsverdreher . . . Die ganze Brut, mitsamt den Bourbonen, bringen wir um, usw." Legendre, der anwesend war, verlangte, daß man wenigstens den Umkreis des Konvents achte.

Man muß nicht glauben, daß alle diese schönen Dinge in den Sektionen gut aufgenommen wurden. In der Nacht vom Sonntag zum Montag bewiesen diejenigen Mitglieder, die dauernd tagten, als sie den Vorschlag Marinos erfuhren, lebhaftes Entsetzen. Der Bürgermeister Pache, der am Montagabend kam, um in der Versammlung der revolutionären Komitees den Vorsitz zu führen, erlaubte nicht, daß von irgendwelcher Gewalt die Rede sei: „Wenn ihr die zweiundzwanzig tötet," sagte er, „so habt ihr den Bürgerkrieg." Als einige ihm seine Sanftmut vorwarfen, meinte er: „Auf alle Fälle ist hier nicht der Ort, um solche Sachen zu besprechen." Auf die Art setzte er sie ganz sachte vor die Tür, indem er es ihnen nur völlig freistellte, die Verschwörung an jedem anderen Ort, aber nur nicht in der Bürgermeisterei fortzusetzen.

In Wirklichkeit glaubte niemand ernstlich an eine Metzelei. Das

Paris von 1793 glich nicht dem von 1792. Das Blut hatte sich beruhigt. Die nachhinkenden Provinzen waren noch jung in der Revolution, Paris aber war alt darin. Es konnte Zeuge großer geschichtlicher Barbareien sein, die jedermann geschehen ließ. Der Mord war möglich; die allgemeine Metzelei hatte aber wenig Aussicht.

Die Absetzung, die Verhaftung einiger Volksvertreter war weit wahrscheinlicher. Ein Polizeibericht brachte dem Ausschuß der öffentlichen Wohlfahrt die (wahre oder unwahre Nachricht), daß Robespierre, Danton und andere in Charenton vereint, die Sache verabredet hätten. Der Ausschuß war nun in doppelter Verlegenheit. Er erlebte nichts als Schicksalsschläge (im Norden und in der Vendée), er hatte der Nationalversammlung nur traurige, demütigende Neuigkeiten zu geben, und er sollte an sie ungeheure Forderungen stellen, höchst wichtige Zustimmungen von ihr einholen, ein unbegrenztes Vertrauen. Am 20. Mai ließ Cambon durch einen seiner Kollegen die Aufstellung der progressiven Steuer beantragen, die durch die Gemeindeverwaltungen geregelt werden sollte. Dann, inmitten der Erörterung, brachte er selber ein ganz anderes Verlangen vor: Die Zwangsanleihe einer Milliarde, die sogleich bei den Geizigen und den Gleichgültigen erhoben werden sollte (eine in Emigrantengütern einzulösende Steuer). Er setzte die Sache gewaltsam durch, und nachher erst (am 23.) verkündete er das Komplott der Aushebung. Die Versammlung hörte ihn ziemlich kühl an. Mehr Aufmerksamkeit widmete sie den Ansprachen der Sektionen, welche die am Sonntag und Montag in den Versammlungen im Bürgermeisteramt gemachten Vorschläge zur Metzelei verrieten. Die Kommune hatte Angst; sie widerrief, was am Sonntag gesagt worden war. Auf den Antrag Chaumettes hin beschloß sie, die Angeber um Aufschlüsse zu ersuchen, „damit sie die Verräter entlarven und sie noch am gleichen Abend den Gerichten übergeben könne“.

Zu allen diesen Enthüllungen rührte die Versammlung sich nicht. Sie ließ sich die beruhigenden Zuschriften des Bürgermeisters verlesen und schlummerte bei diesen sanften Tönen ein. Am 19., am 24., sogar am 27. Mai, als der Konvent belagert wurde, schrieb Pache:

„Es hat keine Bedeutung . . . Es besteht keine Verschwörung . . . Die ärgerliche, in den Sektionen verbreitete Gewohnheit, bei jeder Gelegenheit von Metzelei zu reden, hat bis jetzt keine anderen Folgen als Worte und Phantastereien. Das Herz ist noch menschenfreundlich und empfänglich.“

Der Konvent hatte zwei Tage angesetzt zur Ernennung der Zwölf, und die Zwölf nahmen sich drei Tage, um ihren Bericht zu machen, einen durchaus lächerlichen Bericht. Vigié, der damit beauftragt war, begann mit der Äußerung, die Gefahr sei außerordentlich: „Noch ein paar Tage," sagte er, „und Sie würden nicht mehr sein." Darum, um dieser großen Gefahr vorzubeugen, beantragte er lediglich den Wachtposten des Konvents zu verstärken; jede Kompanie wurde angehalten, zwei Mann zu entsenden. Im übrigen wurde nichts geändert. Die Kommune behielt ihr Recht, die militärische Gewalt anzurufen, das heißt, wann es ihr beliebte, den Konvent zu belagern.

Der Bericht wurde angenommen, ungeachtet Dantons Widerspruch, der sagte:

„Das heißt, die Furcht verfügen."

So unbedeutend und kraftlos die von den Zwölf vorgeschlagene Maßnahme war, so hatte sie doch das Gute, daß sie Paris die Sicherheit der Nationalversammlung anvertraute. Das war der einzige Weg, den man einschlagen konnte; der Konvent hätte ihn verfolgen müssen. Eine verhängnisvolle Unbesonnenheit seines Präsidenten Isnard brachte ihn am folgenden Tage davon ab.

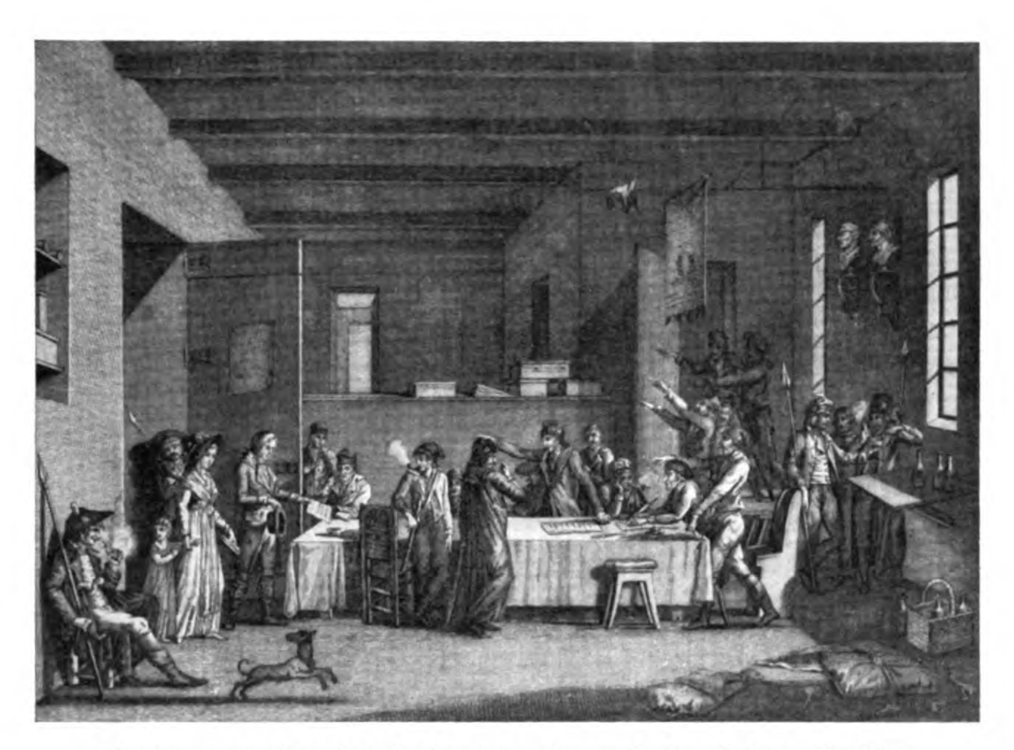
Am 24. Mai hatten die Zwölf die Verhaftung Varlets und Marinos geboten, der Urheber der blutdürstigen Vorschläge vom Sonntagabend, und die Verhaftung des Staatsanwaltsgehilfen Hébert, des allzu berühmten „père Duchesne", der in seiner letzten Nummer (Nr. 239) sagte, die von Pitt bestochenen Girondisten hätten im Februar die Plünderung der Gewürzkrämer ins Werk gesetzt und seitdem „zu wiederholten Malen den Bäckern das Brot fortgenommen, um die Teuerung herbeizuführen".

Am 25. erschien beizeiten die Kommune an den Toren des Konvents, um die Freilassung dieses großen Bürgers, Hébert, dieses hochgeachteten Beamten, zu fordern. Die Eingabe der Kommune, eine wütende Gegenbeschuldigung, verlangte den Tod für die Verleumder von Paris, für die, welche den in der Bürgermeisterei gemachten Vorschlag zur Metzelei verraten hatten.

Ein Schauer der Entrüstung durchlief die Versammlung.

Isnard beherrschte sich nicht mehr. Von seinem Präsidentensitz ließ er ein beklagenswertes Wort ertönen, eins der Worte, die Revolutionen entfachen . . .

„Ihr sollt schnelle Justiz haben," sagte er zu den Sprechern der Kommune. „Doch hört die Wahrheiten, die ich euch verkünden will. Frankreich hat in Paris den Sammelplatz der nationalen Vertretung errichtet. Paris hat diesen zu respektieren. Sollte jemals der Kon-



Sitzungssaal eines Revolutionsausschusses in den Jahren 1793/94.
Stich von Carl Schleich sen. nach der Zeichnung von Th. Fragonard fils.



Fouquier-Tinville.
Der Öffentliche Ankläger
des Revolutionstribunals.



Montané.
Präsident des Revolutionstribunals.
(Nach zeitgenössischen Skizzen.)

vent verletzt werden, so erkläre ich euch im Namen ganz Frankreichs . . .“ Und hier erhob er die Hand zum feierlichen Fluch . . .

„Nein! Nein!“ rief die Linke.

Doch die ganze Versammlung erhebt sich: „Ja! Ja! Im Namen Frankreichs! . . .“

Da fuhr Isnard fort: „So wird Paris vernichtet werden! . . .“

Marat: „Feigling, Memme! . . . Sie wollen die Staatsmänner retten.“

Isnard, mit düsterer Stimme: „Man wird an den Ufern der Seine suchen, ob es ein Paris gegeben hat . . .“

Bei dieser Lästerung heulten manche vor Empörung und manche vor Freude, denn sie erkannten, welche furchtbare Handhabe gegen sich selbst der unglückselige Präsident ihnen da gegeben hatte. Danton bestieg die Tribüne, und ohne seinen Vorteil gegen Isnard auszunutzen (sah er ihn doch von der großen Mehrheit gestützt), verteidigte er Paris mit unerhörtem Geschick, mit Verständnis, Klugheit und Mäßigung. Er gewann alle Welt zurück und endete unter dem Beifall sämtlicher Parteien.

Isnard hatte einen Fehler, einen großen Fehler begangen. Er war ungeschickt und ungerecht gewesen. Paris war in Wirklichkeit dem Konvent sehr zugetan.

Kaum eine Viertelstunde war vergangen, seit Isnard das unheilvolle Wort gesprochen, und schon war es im Faubourg Saint-Antoine verbreitet. Man sagte sich mit Grauen: „Der Präsident hat die Zerstörung von Paris verlangt.“

Was Isnard am 25. Mai sagte, das hatte Barère am 10. März gesagt, abgesehen von der feierlichen Form, dem düsteren Ton, dem finster prophetischen Gehabe. Keiner hatte es beachtet.

Dieses immer wiederholte, mit viel Geräusch durch ganz Paris getragene Wort hatte die Wirkung eines Orkans. Man zeigte sich in der Ferne die anrückenden Armeen der Departements, die kamen, um die Hauptstadt zu zerstören, sich seine Trümmer streitig zu machen. Am 25. abends machten die revolutionären Kommissionen, gestützt auf den Ausspruch Isnards und seine unheilvolle Wirkung in Paris, eine eigene Kraftanstrengung. Der Versuch geschah in der Cité, deren Kommission die Versammlung des erzbischöflichen Palastes und des Revolutionstribunals in der Nähe hatte. Man verhaftete hier fünf Personen, „die von Robespierre und Marat schlecht gesprochen hatten“. Der Befehl war vom Sektionspräsidenten Dobsent unterzeichnet, dem Richter des Revolutionstribunals, den dieser Titel sozusagen unverletzlich machte.

Die Wahl eines solchen Mannes für den gefährlichen Versuch

der neuen Tyrannei war sehr geschickt. Das Tribunal war der Mittelpunkt, die Sammelstelle der Männer von 1793, der Tempel, das Allerheiligste der Gläubigen des Schreckens. Er selber tagte hier, und wer hier mit ihm tagte, der fühlte sich noch weit unantastbarer als der Konvent. Was auch immer die wahre Meinung über dieses Tribunal sein mochte, man konnte nicht bestreiten, daß es das Schwert der Republik war, und daß es den Royalisten unberechenbaren Mut verleihen würde, wenn man an dieses Schwert rührte, es wagte, seine Spitze abzustumpfen.

Eben jetzt brachte man aus der Bretagne die Royalisten herbei, die bei sich alle Akten der Verschwörung, die Listen der Verschwörer verborgen hatten. Sollten diese dem Revolutionstribunal zugeführten Gefangenen ihre Richter verfolgt, selber als Gefangene sehen? Das war unmöglich. Diese Richter waren in solchem Augenblick unverletzlich, unfehlbar, was sie auch taten.

Die Zwölf ließen sich dadurch nicht abhalten. Sie geboten Dobsent, ihnen die Register der Sektion vorzulegen, und als er sich weigerte, ließen sie ihn festnehmen.

Der Konvent tat wie die Zwölf; er schien entschlossen. Am gleichen Tage, am 26. Mai, bestimmte er ohne weitere Erörterung nicht nur die Freilassung der auf Befehl Dobsents und des Ausschusses gefangengesetzten fünf Personen, sondern die Unterdrückung der Kommission selbst, sowie das Verbot an jede Kommission, sich „revolutionär“ zu nennen und das an alle Ausschüsse gerichtete Gebot, sich auf die Machtbefugnisse zu beschränken, die das Gesetz ihnen über die Fremden gab.

Mit einer Abstimmung lag die ganze Schreckensmaschine zerschmettert am Boden.

Was setzte der Konvent an ihre Stelle? Nichts. Organisierte er eine neue, wirksame und tatkräftige Gewalt zur Unterdrückung des Royalismus? Keineswegs. Der Schluß des Erlasses machte ihn lächerlich. Die Versammlung verließ sich in allem auf den Minister des Inneren, den schwachen, schüchternen und machtlosen Garat.

Der Beschluß wurde am Morgen bekanntgegeben. Als Entgegnung versuchten die Gewaltsamen den Aufstand. Die den Frauen und Müttern der Krieger zugesprochenen Summen unterlagen bei der Verteilung großenteils ihrem Einfluß, sie hatten zahlreiche Frauen zu ihrer Verfügung. Die führten sie durch Paris, in Banden, mit Piken bewaffnet. Diese Frauen schlugen die Trommel und riefen zum Aufstand. Er verwirklichte sich schon in mehr als einer Sektion; da kämpften die Gewalttätigen gegen die Gemäßigten, mit Stockhieben und Stuhlbeinen jagten sie sie aus den Versamm-

lungen. In kleinen Trupps, wie sie waren, herrschte volles Einvernehmen unter ihnen, eine Sektion half der anderen. Selbst wenn sie die Schwächeren gewesen wären, so hätten sie jederzeit die bewaffnete Macht herbeirufen können, die zu ihrer Verfügung stand, da sie der Kommune unterstellt war.

Immerhin machte der seltsame Fall, daß eine sehr kleine Zahl derartig vorging, in Gegenwart einer Bevölkerung von hunderttausend anscheinend schlafenden Nationalgarden, die Sache zu einer gewagten. Diese Reinigung durch Stockschläge konnte Paris erwecken. Es hätte nur ein Zeichen zu geben brauchen, um den Dingen ein anderes Gesicht zu geben. Die Zügellosen vom erzbischöflichen Palast hatten unvorsichtigerweise in diesen kritischen Tagen einen Mann an die Spitze gestellt, sogar zum Vorsitzenden gemacht, der bei der Pariser Bevölkerung nur allzubekannt war, dessen Name viel sagte, der sich nur in den allerfinstersten Tagen zeigte, der schwarze Mann vom 5. Oktober, die düstere Gestalt des Richters der Abbaye.

Die Jakobiner konnten nicht länger untätig bleiben. Es galt, die Gewaltsamen vor ihrer eigenen Heftigkeit zu retten, die sie ins Verderben stürzen konnte und statt einer Metzelei irgendeinen Mord herbeiführen. Robespierre mußte sich überdies beeilen, der Gesellschaft ihren Platz als Vorhut der Revolution zurückzugewinnen, den sie sich rauben ließ. Er selber hatte sich vor wenigen Tagen durch seine Mäßigung bloßgestellt, da er den Konvent gegen die bitteren Schmähungen eines revolutionären Richters verteidigte, der gekommen war, die Nationalversammlung bei den Jakobinern anzuklagen. Er hielt am Abend des 26. die kriegerischste Rede, die er jemals losgelassen hatte. Unter der Notwendigkeit, durch die Heftigkeit der Worte das verlorene Gebiet zurückzugewinnen, ging er aus seiner eigentlichen Art heraus und sagte erstaunliche Dinge, die seine Freunde in Verwirrung setzten. Es war der Zorn des Achill. Er erklärte, wenn das Volk nicht im Aufstand gegen die bestochenen Abgeordneten sei, „so werde er allein es sein". Die Gesellschaft lachte nicht, sie erhob sich ausnahmslos gegen die bestochenen Abgeordneten und erklärte sich im Aufstand.

In dieser zornigen, vorzüglich für die Menge der Jakobiner berechneten Rede fand Robespierre immerhin Gelegenheit, seinen wahren Standpunkt, zu drohen und hinauszuschieben, zu bekunden. Er wandte sich an die drohendste Waffe, an den revolutionärsten Teil der Nationalgarde, die Artillerie und sagte, „wenn die Kanoniere, die Herren der Feuerschlünde, sich ihrer nicht beim Nahen des Feindes bedienten, so werde er es auf sich allein nehmen, die

Verräter zu bestrafen, werde jeden Verschwörer als seinen Feind erachten und danach behandeln".

Beim Nahen des Feindes, dies Wort vertagte die Dinge. Tatsächlich erklärte er den hervorragenden Jakobinern, für den Augenblick genüge ein moralischer Aufstand.

Die ganze Schwierigkeit lag darin, die erzbischöfliche Partei, Männer wie Maillard, Varlet, Fournier zum Gedanken eines moralischen Aufstands zu bringen. Der Kapuziner Chabot übernahm es, mit Dufourny und anderen, ihnen die Sache zu predigen und sie zu den weiseren und wirksameren Anschauungen der jakobinischen Gesellschaft zu bekehren.

Sechstes Kapitel

Der 31. Mai Machtlosigkeit des Aufstandes

Warum man die Gironde im Stich lassen mußte. — Sie hatte keine Vorschläge. — Sie unterwarf sich einem royalistischen Gemenge. — Falsche Beschuldigungen, denen die Gironde zum Opfer fiel. — Wie sie von ihren Feinden gerechtfertigt wurde. — Das Geheimnis des 31. Mai wird zum erstenmal aufgedeckt. — Einleitende Bewegung vom 27. Mai 1793. — Man dringt in den Konvent ein (Nacht vom 27. Mai). — Fortschritt der Bergpartei (28. Mai). — Schwäche der beiden Parteien. — Bei den Pariser Wahlen gaben keine fünftausend ihre Stimme ab. — Der moralische und der gewaltsame Aufstand. — Robespierre fürchtet den gewaltsamen Aufstand. — Die Sektionen sind gegen einen Aufstand. — Der erzbischöfliche Palast verpflichtet die Sektionen, ihm ihre Abgeordneten zu schicken. — Direkter oder indirekter Widerstand der Sektionen (29.—31. Mai). — Die vom erzbischöflichen Palast schreiten zum Aufstand. — Die Jakobiner organisieren ihren moralischen Aufstand, vereinigen das Departement mit den Abgeordneten der Sektionen (30.—31. Mai). — Der erzbischöfliche Palast ernennt einen Ausschuß der öffentlichen Wohlfahrt und bemächtigt sich der Kommune (31. Mai). — Unentschiedenheit der neuen Gewalt. — Untätigkeit der Nationalversammlung. — Doppelsinnige Rede Dantons. — Der Aufstand hat Mühe, zum Ziel zu gelangen. — Die Jakobiner gründen einen Ausschuß der öffentlichen Wohlfahrt und senden ihn zur Kommune. — Der erzbischöfliche Palast wendet sich an das Faubourg Saint-Antoine und treibt es zu dem Zusammenstoß. — Die Jakobiner dringen in die Nationalversammlung ein und fordern den Anklagebefehl. — Das Faubourg und die Sektionen sind wieder ausgesöhnt, betreten die Nationalversammlung und geben ihr Beruhigung. — Der Aufstand ist ergebnislos.

Man vergißt allzuoft, daß ein großer Teil des Berges, die Grégoire, die Thibaudeau, viele militärische Abgeordnete, der jakobinischen Gesellschaft fremd blieben. Die Dantonisten, besonders Camille Desmoulins, gehörten nur dem Namen nach dazu; im Geiste waren sie ihnen entgegengesetzt.

Der inquisitorische Geist, der Korpsgeist, der priesterliche Geist, der gewaltsame Machiavellismus der großen Gesellschaft trugen ohne Zweifel bedeutend dazu bei, die Feinde in Schach zu halten, aber sie vermehrten sie auch. Die Jakobiner unternahmen die vollständige Reinigung der Nation durch Verhaftung aller Verdächtigen. Nach Verlauf von fünfzehn Monaten der jakobinischen Regierung war aber ganz Frankreich verdächtig.

Die Gironde ihrerseits hatte den ganz entgegengesetzten Fehler, einen bei Revolutionen gefährlichen Fehler, ich meine die Duldsamkeit. Die Duldung des Bösen — ist es nicht wiederum das Böse? Die Duldung des Feindes, ist sie weit entfernt von Verrat? Es ist wahr, die Gironde stimmte für strenge Gesetze, aber sie verweigerte die Mittel, sie zur Ausführung zu bringen.

Sie verkündete den allgemeinen Krieg, den revolutionären Kreuzzug und die Befreiung der Welt; darin war sie der gesetzmäßige Vertreter Frankreichs und zeigte sich sowohl edelmütiger als die Jakobiner wie auch politischer. Gleichzeitig aber verweigerte sie die Mittel zu diesem Krieg. Durch ihren beredten Widerstand ermutigte sie den stummen Widerstand und die berechnete Untätigkeit der Departementsverwaltungen, die alles durchkreuzten (vor allem den Verkauf der Emigrantengüter). Ja, ungeachtet unserer Bewunderung für die Gaben der Girondisten, und für den Geist hochherziger Milde, den sie der Revolution wahren wollten, waren sie der Revolution doch schädlich.

Sie hatten keine Vorschläge. In der furchtbarsten Krise, bei der es allerschnellster Heilmittel bedurfte, wußten sie keinen Ausweg, nur Einwände.

Ihre Politik erschöpft sich in einem Wort, einem einzigen Wort: Abwarten.

Handelt es sich um finanzielle Bedürfnisse, um das Sinken des Assignats, so sagt Ducos: „Man muß abwarten. Auf die Dauer müssen die Dinge ins Gleichgewicht kommen."

Handelt es sich um die Rekrutierung, so sagt Brissot in seinem Blatt: „Man muß abwarten, die Einschreibungen der Freiwilligen abwarten. Diese Art der Rekrutierung ist die einzige, die freier Männer würdig ist."

Abwarten? Die Vendée wartet nicht. Sie gewinnt am 24. eine Schlacht . . . Sie rückt vor, sie geht auf uns los; schon ist sie in Saumur.

Die Engländer warten nicht. Ihre Armee vereinigt sich mit der österreichischen, ihre Flotte ist vor Dünkirchen.

Die Österreicher warten nicht. Schon haben sie die Heere be-

zwungen, die Valenciennes deckten. Werden sie diese Stadt belagern oder auf Paris marschieren? Man wüßte nicht, was sie hindern sollte, in vierzehn Tagen da zu sein.

In einer solchen Lage war jede Durchkreuzung, jeder Widerstand gegen die vorgeschlagenen Verteidigungsmaßnahmen eine Art Verbrechen. Da die Girondisten keinen Rat vorbrachten, hatten sie blindlings anzunehmen, was ihre Gegner vorschlugen. Diese gaben mehr als einen abscheulichen Rat, schließlich aber war es doch ein Rat.

Die Girondisten hätten einer Sache Beachtung schenken müssen, die für so ausgezeichnete Republikaner wie sie die Frage entschieden haben, allen Parteigeist verstummen lassen und sie zum Rückzug hätte bestimmen müssen: ihre Partei royalisierte sich.

Sie, die Gründer der Republik, wurden der Schild der Royalisten. Wenn sie nicht durch ihre Feinde über die Lage aufgeklärt wurden, so hätten sie es durch ihre Freunde sein müssen, durch diese seltsamen und nichtswürdigen Freunde, die sich in ihrem Schatten vordrängten, um Frankreich ins Herz zu treffen.

Die Blindheit der Girondisten des Konvents ist traurig mit anzusehen. Sie, die rein und rechtschaffen geblieben waren, weigerten sich hartnäckig die beklagenswerte Vermischung zu sehen, die ihre Partei eingegangen war. Sie glaubten Lyon girondistisch; bei ihrer Flucht im Juni/Juli fanden sie es royalistisch. Dasselbe war mit der Normandie, dasselbe auch mit Bordeaux. Mit Staunen, mit Grauen und Verzweiflung sahen sie sich als Werkzeug des Royalismus.

Auch hätte die Gironde, wenngleich sie auf unedle, unwürdige Art aus dem Konvent vertrieben wurde, sich begnügen müssen, gegen diesen Ausschluß zu protestieren, hätte nicht den angegriffenen Konvent im Stich lassen, nicht die Einigkeit des Berges brechen dürfen. Da die Royalisten sich den Girondisten vermischt hatten, konnte man diese nicht mehr verteidigen, ohne jene zu stärken; jedes Eintreten für die Girondisten wäre ein Schlag gegen die Revolution gewesen.

Diese Vernichtung war das eigentliche Verbrechen der Gironde, ihr einziges Verbrechen, wie man betonen muß — und nicht der Föderalismus, die Teilung Frankreichs, an die sie nie gedacht hat *),

---

*) Lächerlich, aber traurig ist es, daß Brissot für einen Föderalisten, Vertreter des Teilungsgedankens, gehalten wurde, weil er den „Föderalisten" gelobt hatte; eine amerikanische Schrift zugunsten der Einheit.

— und nicht die doppelte Anklage, die man gegen sie vorbrachte, es mit Dumouriez *) zu halten, wegen der jüngeren Linie, mit der Vendée wegen der älteren! . . .

Die anderen Anschuldigungen waren nicht weniger sinnlos. Was soll man zu der Marats sagen: „Pétion ist es, Brissot und Gorsas, die an den Septembermetzeleien schuld haben."

Und zu der Lüge Héberts: „Die Girondisten holen des Nachts den Bäckern das ganze Brot fort."

Ein anderes Wort Marats: „Der Schurke Brissot hat ganz absichtlich Ludwig XVI. Priester beigegeben, damit er zum Fanatiker, zum Heiligen und Märtyrer werden sollte."

„Roland und die Girondisten sind es, die die Gerätkammer bestohlen haben. Brissot hat seinen Anteil in ausländischen Fonds angelegt. Jetzt lacht der Heuchler, er haust im Palast der Könige."

Tatsächlich hatte Brissot sich eine Mansarde des verlassenen Schlosses Saint-Cloud anweisen lassen. Er besaß drei Hemden; seine Frau wusch sie und hing sie der Reihe nach zu den Fenstern des „Palastes der Könige" hinaus.

Die Girondisten hatten verlangt, man solle das Vermögen aller Abgeordneten feststellen. Die Nationalversammlung erlaubte es nicht. Alle waren uneigennützig, und alle entrüsteten sich über eine solche Inquisition.

In ihrer letzten, ihrer Sterbenacht vom 30. Oktober 1793 ist es nicht der Tod, den sie am kommenden Tag erleiden sollen, sondern das tiefe Elend, darin sie ihre Familien zurücklassen, was die verurteilten Girondisten beschwert. Die Frauen Brissots, Pétions, Gensonnés wären mit ihren Kindern Hungers gestorben, wären nicht die Almosen einiger Freunde gewesen.

Was an unveröffentlichten Briefen Vergniauds vorhanden ist, ist Zeuge für die eigentümliche Besorgnis des großen Redners: er ist in Schwierigkeiten, seine Waschfrau zu bezahlen.

Am Tage ihres Todes oder am folgenden Tage, kommt Licht in die Sache. Danton, Camille Desmoulins haben sie bitter beweint.

*) Brissot hatte Dumouriez verteidigt; die Gironde hatte ihn verteidigt. Aber alle Welt hatte ihn verteidigt, alle Welt war schuldig. Robespierre sagte am 10. März: „Ich habe Vertrauen zu ihm." Marat sagte dasselbe am 12. Billault-Varennes verteidigte ihn glühend bei den Jakobinern. Diese hatten eine absonderliche Parteilichkeit für Dumouriez gegen Cambon bewiesen. Sie hatten nicht glauben wollen, was alle aus Belgien zurückkehrenden Patrioten ihnen über seine Ränke sagten. Einer unter anderen, Saint-Huruge, erbot sich, die Beweise zu erbringen. Die Jakobiner weigerten sich nicht nur, ihn anzuhören; sie setzten ihn schmählich vor die Tür, stießen ihn, schlossen ihn auf immer von der Gesellschaft aus.

Dumouriez, ihr angeblicher Komplize, beehrt sie seit 1794 mit Beleidigungen. Dasselbe tut Mallet-Dupan (siehe weiter oben), tun alle Royalisten; alle verwünschen die Gironde wie die Republik selber. Garat, der schwache Garat, bekennt nach dem 9. Thermidor. verspätet, in seinen Memoiren die Unschuld der Gironde.

Das Herz Frankreichs selbst spricht aus den schmerzlichen Worten Chéniers, mit denen er 1795 den unerbittlichen Leuten entgegentrat, die noch den überlebenden Girondisten die Nationalversammlung verschließen wollten:

„Sie sind geflohen, sagt ihr? Sie haben sich versteckt gehalten, sie haben ihr Dasein in Kellertiefen verborgen? . . . Ach, wollten doch die Geschicke der Republik, daß alle dieses Verbrechen begangen hätten! . . . Warum fanden sich keine Gewölbe, die tief genug waren, dem Vaterlande die Betrachtungen Condorcets und die Beredsamkeit Vergniauds zu erhalten? Condorcet, Vergniaud, Rabaut Saint-Etienne, Camille Desmoulins wollen keine blutigen Sühneopfer. Die Republikaner vergeben ihren Tod, sofern die Republik unsterblich ist. Einigkeit, Freiheit, Republik, das ist das Feldgeschrei Frankreichs, der Wunsch der Toten, der Ruf aus den Gräbern!“

Die Einigkeit bei Todesstrafe, das war Frankreichs Forderung im Mai 1793; das konnten die Mitglieder dieser Versammlung anführen, die das Unglück gehabt hatten, diese Tragödie vom 31. Mai zu sehen, ihren schmählichen Kelch zu leeren . . . Sie sahen alles, wußten alles, duldeten alles, bewahrten bis zum Tage des Heils das beklagenswerte Geheimnis, das sie begraben mußten. Das ist der wörtliche Ausspruch Cambons, als er 1794 für das Gedächtnis der unglücklichen Girondisten eintrat.

Es ist aufgedeckt, das Geheimnis. Hier ist es zum ersten Male vollständig; es ist nach den urkundlichen Akten ans volle Licht gebracht. Die Gironde selber hatte gewählt. Der Konvent vollzog nur, was Vergniaud geraten hatte: „Zögert nicht in der Wahl zwischen einigen Männern und der allgemeinen Sache . . . werft uns in den Abgrund und rettet das Vaterland!“

Die am 26. angekündigte Bewegung fand am 27. statt. In mehreren Sektionen vervollständigte man die Kompanien der Kanoniere. Man hinderte die Freiwilligen, nach der Vendée abzugehen. Die Sektion der Gravilliers erklärte sich im Aufstand. Das Faubourg Montmartre machte sich mit mehreren anderen Sektionen am Morgen des 27. auf den Weg, um der Versammlung eine drohende Eingabe vorzulegen, an einer Pike aufgespießt.

Über welche Verteidigungsmittel verfügte der Konvent? Die Ein-

ziehung der bewaffneten Macht war Sache des Bürgermeisters, der Kommune; eine ungewisse und unbeständige Macht, die in der Gewalt der Aufständischen war.

Allerdings war den „Zwölf“ von der Versammlung die unklare Ermächtigung erteilt worden, Maßnahmen zu ergreifen. — War darin auch die Ermächtigung einbegriffen, die bewaffnete Macht herbeizuholen?

Sie riefen sie in der Nacht, und trotzdem der Bürgermeister widersprach, sandten drei der Nationalversammlung benachbarte Sektionen (die Butte-des-Moulins und zwei andere) ihr je dreihundert Mann zu Hilfe, so daß die bewaffneten Banden, die sich beizeiten der Zugänge zu den Tuilerien bemächtigt hatten, hinter sich dieses Korps von nahezu tausend Mann in Schlachtordnung auf dem Carrousel aufgestellt fanden: die Belagerer wurden belagert.

Das störte den Plan sehr. Der erzürnte Konvent erhielt als Besänftigungsmittel ein gefühlvolles Schreiben des Bürgermeisters von Paris. Nichts Ernstes. Keine Gewalt zu fürchten, kein Blutvergießen.

Indessen erschien die Sektion der Cité, — getreu der nächtlichen Verabredung und zweifellos ohne Kenntnis des bewaffneten Schutzes, den der Konvent besaß, — um mit großem Lärm die Freilassung ihres Präsidenten zu verlangen; drohend forderte sie: daß die Zwölf dem Revolutionstribunal überantwortet würden.

Isnard sagte, die Tagesordnung sei die Verfassung, und verweigerte Robespierre hartnäckig das Wort. Es erhob sich ein entsetzlicher Tumult, ein Entrüstungssturm auf seiten des Berges und der Tribünen. Es fielen unglaubliche Worte. Bourbon (von der Oise) drohte, den Präsidenten umzubringen. Thuriot überbot noch Marat in der Sinnlosigkeit der Verleumdung und rief, daß Isnard sich als Führer der königstreuen Armee, als General der Vendée bekannt habe! . . .

Inzwischen kam die Menge, die die Wandelgänge füllte, immer näher. Ein Abgeordneter versuchte hinauszugehen, und man setzte ihm den Degen auf die Brust. Isnard gelang es, der Nationalgarde den Befehl zukommen zu lassen, die Tore zu räumen und die Bewegungsfreiheit wiederherzustellen.

Neue Rufe, wütende Forderungen. Der Berg zwingt den Kommandanten der Nationalgarde an der Barre zu erscheinen, seine Befehle vorzulegen. Die Versammlung, weit entfernt, ihn zu tadeln, entscheidet, er werde der Ehre teilhaftig, an der Sitzung teilzunehmen.

Zu der Zeit war der Konvent noch Herr seines Schicksals; er

konnte sich noch seine Freiheit sichern. Er konnte die Verfügung treffen, daß die Aushebung der bewaffneten Macht nur ihm allein zustand.

Nun aber trifft der Bürgermeister ein und vor ihm der ehrenwerte und gefühlvolle Garat, Minister des Inneren, den der Bürgermeister auf die Tribüne schiebt. Dieser arme Mann tut in einer langen weinerlichen Rede voller Menschenfreundlichkeit den Schwur, er rede „als stehe er zu Füßen der Gottheit selbst“. — Der Konvent hat nichts zu fürchten; er kann sich überzeugen, sich getrost in die Volkswoge stürzen ... „Wenn ich so spreche,“ sagte er, „übernehme ich selbst die grausige Verantwortung für ein etwaiges Attentat.“ Man kann sich auf den Bürgermeister verlassen: „Ich habe ihn für kalt gehalten, wenn Sie aber gesehen hätten, mit wieviel Wärme, wieviel Entrüstung er den Gedanken zurückgewiesen hat, Abgeordnete zu verhaften! ...“

Der von Garats Bußpredigt gerührte Konvent hörte nun den Bürgermeister an, der dieselben Dinge sagt. Es war spät, man ging auseinander: auch der Präsident ging. Hatte er die Sitzung aufgehoben? Man kann es aus dem verstümmelten Zustand, in dem das Protokoll uns überkommen ist, nicht ersehen.

Sicher ist dies, daß die allein zurückgebliebene Bergpartei die Sitzung fortführte. Hérault de Séchelles übernahm den Vorsitz. Er empfing zwei Abordnungen, die eine im Namen von achtundzwanzig Sektionen, die andere im Namen des Volkes, die kamen, um die Freilassung der Hébert, Marino, Dobsent zu fordern, und die Niederhaltung der Zwölf; auch Roland sollte der Prozeß gemacht werden.

Hérault, Staatsanwalt des Parlaments, war ein schöner Mann, vornehm und reich, ein bekannter Philanthrop, der seinen Weg durch die Gunst der Königin und der Frau von Polignac gemacht hatte, mit der er entfernt verwandt war. Er hatte zu büßen; mehr noch als ein andrer war er genötigt, weit zu gehen in der Gewalt. Als lebenslustiger Mann war er Dantons Freund.

Der Berg stellte gern diesen hohlen Schönkopf in den Vordergrund, der in Phrasen redete. Die Phrase, die er der ersten Abordnung mitgab, war diese: „Die Gewalt der Vernunft und die Gewalt des Volkes sind ein und dasselbe.“ — Und die zweite: Wenn die Menschenrechte verletzt sind, muß es heißen: „Ihre Wiederherstellung oder den Tod.“

Donnernder Beifall. Es war Mitternacht; es blieben kaum hundert Abgeordnete im Saal. Die Antragsteller hatten sich ohne weiteres der leeren Plätze bemächtigt und nahmen an der Sitzung des

Konvents teil. Diese wunderliche Versammlung bestimmte, daß die Gefangenen freizulassen, die Zwölf zu stürzen seien, und daß der Überwachungsausschuß ihre Führung nachzuprüfen habe.

Der Tumult war so groß, daß ein Abgeordneter, dessen Sitz nur zehn Schritte vom Präsidenten entfernt war, nicht einmal hören konnte, ob der Erlaß zur Abstimmung gegeben oder verfügt worden war. Der Saal war belagert; Meillan und Chappe wollten hinaus; Pétion und Lasource wollten herein: zwei gleicherweise unmögliche Dinge.

Der Konvent konnte in diesem entweihten Saal nur tagen, indem er, um seine Freiheit zu wahren, für Gewaltmaßregeln stimmte. Ohne Verteidigung, ohne Stütze und Sicherheit umkehren, das hieß, sich selbst neuen Gewalttätigkeiten aussetzen und das Verbrechen herausfordern.

Ein Mann, den nichts schreckte, der Bretone Lanjuinais, erklärt am 28. früh den Erlaß für ungültig. Kein Zwischenruf bringt ihn zum Schweigen, keine Drohung; der Metzger Legendre brüllte, er werde ihn von der Tribüne stürzen. Lanjuinais blieb standhaft.

Er hatte nur unrecht, von seinem Mut auf den aller zu schließen. Er wollte den namentlichen Aufruf. Alle waren tapfer einverstanden, aber es stimmten nicht alle ebenso. Ihre Schwäche oder ihre Vorsicht zeigte einen großen Umschwung im Geist der Nationalversammlung, ein unerwartetes Nachlassen von Wille und Kraft.

Der Berg erhielt beinahe die Mehrheit. Er, der anfänglich keine hundert Stimmen hatte, der am 15. Mai hundertundfünfzig erhielt, er hat am 28. zweihundertachtunddreißig!

Die Gironde erhielt zweihundertneunundsiebzig, das heißt sie hat nur einundvierzig Stimmen mehr.

Fonfrède fühlte sehr wohl, daß die Kommission der Zwölf, deren Mitglied er war, da sie nur eine so geringe Mehrheit besaß, etwas drangeben mußte. Er selber verlangte die vorläufige Freilassung Héberts, Dobsents und anderer Festgenommener.

Genau gesagt, erkannten beide Parteien ihre Schwäche. Alle beide verloren, alle beide gewannen.

Die Rechte hatte die Wiedereinsetzung der Zwölf gewonnen.

Die Linke hatte hundertvierzig neue Stimmen gewonnen und die Freilassung Héberts.

Zu einem Gewaltstreich hätte weder die eine noch die andere ausführende Männer gefunden.

Man jammerte darüber im erzbischöflichen Palast: „Man hätte nicht einmal dreihundert Männer, um den Schlag vom September auszuführen.“ — Aber man warb Frauen an.

Anderseits gebot die Regierung, die Kenntnis erhielt, daß man es auf die Kasse der Staatsdomänen abgesehen hatte, in der Sektion vom Mail Männer zusammenzuholen. Man konnte nur fünfundzwanzig auftreiben, und von den fünfundzwanzig hatten nur zwei Gewehre.

Was an den Akten jener Zeit überrascht und bestürzt, das ist die fast gänzliche Abwesenheit der Pariser Bevölkerung. Die Zahl der Wähler bei den Sektionswahlen ist kaum wahrnehmbar. Abgesehen von drei Sektionen (von den reichsten, die Butte-des-Moulins, das Muséum und die Tuilerien), die an einem kritischen Tage zahlreich genug erscheinen, haben die anderen kaum mehr als hundert Abstimmende, und fast stets ist die Zahl wesentlich niedriger. Die Sektion des Temple hatte bei einem wichtigen Wahlgang nur achtunddreißig.

Man kann dreist versichern, indem man sogar die Zahlen etwas höher greift und für jede der achtundvierzig Sektionen hundert Mann zählt, daß die gesamte politische aktive Bevölkerung (in dieser Stadt von siebenhunderttausend Seelen) keine fünftausend Mann ausmachte.

In den Fragen des Lebensunterhalts oder anderer Volksinteressen konnte man viel Volk aus den Faubourgs herbeilocken. Aber die Zahl der Stimmabgebenden, wir wiederholen es, war nicht höher als fünftausend. Im November 1792 hatte Lhuillier, jakobinischer Kandidat für das Bürgermeisteramt, den alle Republikaner gegen einen Royalisten aufstellten, nur viertausendneunhundert Stimmen gehabt. Im Juni 1793 konnten die siegreichen Jakobiner, die Herren von Paris, in einer ähnlichen Wahlsache durch List, Gewalt und Schrecken ihrem Kommandanten Henriot nicht mehr als viertausendsechshundert Stimmen verschaffen. Zweimal warf man die Wahl um. Man verfügte den Zwang zur lauten Abstimmung, um die Schwachen zur guten Wahl zu bringen. Das genügte nicht, und nachdem man zuerst eine kühne Öffentlichkeit ausposaunt hatte, flüchtete man nun zur Geheimwahl; man befreite die Wähler von der Vorzeigung ihrer Karten, was den Leuten gestattete, nacheinander in mehreren Sektionen die Stimmen abzugeben.

Tatsächlich war Paris von den öffentlichen Angelegenheiten zurückgetreten. Und das hob den Mut der Gewalttätigen außerordentlich. Nichts war leichter, als in diesen verödeten Versammlungen Beschlüsse zu erschleichen, die den Wünschen der Bevölkerung entgegengesetzt waren. Auf die Art geschah es, daß man am 10. Februar 1793 in der Nacht in dreißig Sektionen die fürchterliche Eingabe zur Unterzeichnung brachte, vor der selbst Marat sich entsetzte.

„Der moralische Aufstand“ Robespierres mußte, als er Mördern und rasenden Weibern vorgelegt wurde, die im erzbischöflichen Palast thronten, bei einem solchen Publikum eine Art Heiterkeit auslösen. Die Frauen hatten hier den Männern den Rang abgelaufen; es gab an die hundert, die behaupteten, sogar die Männer zu beschützen, zu gängeln, und die sie an Heftigkeit weit überboten. Sie bemitleideten sie, warfen ihnen ihre Zurückhaltung vor. Maillard, Fournier, Varlet, die hitzigsten Cordeliers verharrten in demütigem Schweigen, wenn Rose Lacombe die Tribüne betrat. Sie spottete ihrer aller, forderte nur Piken und Dolche für die Frauen, die zur Tat schreiten würden, während die Männer an ihrer Stelle nähen könnten.

Die Jakobiner setzten vergeblich ihren „moralischen Aufstand“ auseinander. Der Gedanke war scharfsinnig. Es handelte sich darum, den Konvent sachte dahin zu bringen, daß er sich selber verstümmelte, aus der Entfernung einen Druck auszuüben, ohne Hand an ihn zu legen, zu handeln, ohne daß man die Tat sah — eine Art Erstickungstod herbeizuführen. Schlugen die Departements Lärm, so würde man ihnen sagen: „Ihr täuscht euch. Der Konvent war stets frei. Fragt ihn selbst danach! Er wird nicht Nein sagen.“ Und er, geduckt und gezähmt wie er war, würde tatsächlich „Ja“ sagen, lieber sagen: „Ich war frei,“ als: „Ich war feige.“

Alles das war zu fein eingefädelt für die Leute vom erzbischöflichen Palast. Sie beschlossen, voranzugehen — mit oder ohne die Jakobiner.

Robespierre wurde davon zunächst ungemein niedergeschlagen. Er sah, daß die Gewaltsamen durch eine Überstürzung der Bewegung wahrscheinlich alles verderben würden. Er trat zurück, kroch, (und während die Jakobiner die Sektionen bearbeiteten) nahm öffentlich alles zurück. Er sei entkräftet, sagte er, könne sich nicht Gehör verschaffen. Seine am Abend des 26. so starke und durchdringende Stimme war plötzlich am 28. erloschen: „Ich muß Ihre Nachsicht in Anspruch nehmen, da es mir physisch unmöglich ist, alles zu sagen, was mein Mitgefühl für die Gefahr des Vaterlandes mir eingibt.“ Und am 29. bei den Jakobinern: „Ich bin unfähig, dem Volke die Mittel zu seiner Rettung vorzuschreiben. Das ist einem einzelnen Manne nicht gegeben, nicht mir, der ich von vier Jahren Revolution erschöpft bin. Es ist nicht an mir, diese Maßnahmen vorzuschreiben, an mir, den ein langsames Fieber aufzehrt, die Vaterlandsliebe.“

Der erzbischöfliche Palast war zu vorschnell. Durch seine unbesonnene Gewaltsamkeit stärkte er die Jakobiner.

In Saint-Paul, Rue Saint-Antoine, hatten die Gewaltsamen, um einem der ihren den Vorsitz zu verschaffen, alle Kirchenstühle auf die Rücken der Sektionsleute niedersausen lassen. Sie vertrieben die Hälfte der Versammlung, um die andere Hälfte zu beherrschen.

In Saint-Roch, wo die Sektion der Butte-des-Moulins sich versammelte, machte Maillard einen wunderlichen Versuch, Furcht einzujagen. Am 27., jenem kritischen Tage, an dem die Sektion dem Konvent Verstärkungen schickte, kam er, um zu sehen, ob seine wohlbekannte Gestalt dem Feind Schrecken einjagte. Wahrscheinlich wollte der Fanatiker eine Kränkung herausfordern: es gelang ihm nicht. Der Präsident sagte ganz einfach, Maillard hätte als Departementsmitglied an einem solchen Tage seinen Posten nicht verlassen dürfen. Verzweifelt über diese Zurückhaltung, verließ er die Versammlung und legte seine Schärpe um, als wenn er sich in Gefahr befände und sich mit dem Abzeichen seiner Würde decken müsse; dann sah man ihn oben auf einer Tribüne wieder auftauchen, und von da sagte er voller Wut zum Präsidenten (ganz wie ein Septemberrichter), „er werde ihn verhaften lassen".

Diese Rasenden hatten keinen Erfolg. Das Departement, darin Lhuillier (das heißt Robespierre) großen Einfluß hatte, führte eine sehr kluge Regelung ein, um die Ordnung der Sektionen zu sichern. Man mußte unbewaffnet und ohne Stock eintreten und am Tor Vor- und Zunamen und Beruf schriftlich angeben.

Mehrere Sektionen, die Cordeliers und die Septembermänner, begriffen, daß sie in der Gegnerschaft gegen den erzbischöflichen Palast bei den Jakobinern Unterstützung fänden. Die Sektion du Mont-Blanc (Chaussé-d'Antin) nahm Lhuillier zum Vizepräsidenten, und gestärkt durch diesen Schutz ließ sie die Aufforderung derer vom erzbischöflichen Palast unbeachtet, die sie bat, ihr Kommissare zu senden; sie ging kaltblütig zur Tagesordnung über.

Das Widerstreben der Sektionen gegen den erzbischöflichen Palast zeigte sich noch deutlicher, als (am 28. und 29.) sie drei ihrer Männer überhaupt verwarfen, die von der Kommune dem Generalrat als Kandidaten vorgeführt worden waren.

Die jakobinischen Sektionen (Bonconseil zum Beispiel) wollten in den Erzbischöflichen lediglich einen einfachen Klub erblicken, weiter nichts. Ihre Anmaßung ging aber viel weiter; sie hielten sich für eine konstituierte Körperschaft, hervorgegangen aus der Macht des souveränen Volkes, und Vertreter dieser Macht. Alles das auf zweideutige Art. Die Abgesandten der Sektionen waren mit unbestimmten Befugnissen dorthin gesandt worden, weil sie verschiedene Angelegenheiten verhandelten. Unbestimmt und unbegrenzt, war das nicht das-

selbe? Die Erzbischöflichen waren es zufrieden, daß man es so auffaßte*).

Das Protokoll weist naiv auf die Unsicherheit und Verwirrung hin, in der die Sektionen sich befanden.

Die eigenartigste Szene ist die, welche sich am 29. bei den „Droits de l'Homme" ereignet. Diese Sektion, eine der zügellosesten, zaudert jedoch, als man sie veranlassen will, Kommissare mit unbegrenzter Vollmacht zu ernennen: „Auch wäre es gut," sagten einige, „zu wissen, was sie eigentlich sollen?" Doch Varlet tritt in den Saal, der jüngst freigelassene Varlet, Varlet der Held, das Opfer, der sich selber rühmt und seinen Triumph feiert. Der allzu bescheidene Märtyrer verlieh sich selbst die Bürgerkrone. Ein junges Mädchen mit einem Eichenzweig schritt hinter ihm. Die begeisterte Versammlung ließ den Zweig neben die Büste Lepelletiers niedersetzen. Alle sind hingerissen; man ernennt die Kommissare, und der erste ist Varlet, mit unbeschränkter Vollmacht.

Die meisten anderen Sektionen (wenn ich ihren Protokollen Glauben schenke) zeigten weniger Überschwang. Der erzbischöfliche Palast begriff, daß er allein nicht stark genug war. Die klügsten Köpfe sagten, man könne nicht so unter Umgehung der Jakobiner vorgehen. Man beschloß, sie wenigstens mit schönen Reden abzuspeisen. Man tat, als komme man auf ihren „moralischen Aufstand" zurück. Man hißte sogar am 30. im Saal des erzbischöflichen Palastes eine ganz jakobinische Fahne mit der Inschrift: „Bildung und gute Sitten machen die Menschen gleich."

---

*) Der erzbischöfliche Palast war geschickter, als man es von einer solchen Versammlung erwartet hätte. Um die Sektionen zu veranlassen, ihr neue Abgeordnete zu schicken, griff sie, je nach Art der Sektionen, zu verschiedenen Mitteln. Sie lud mehrere nicht selber ein, sondern durch Vermittlung anderer, befreundeter, benachbarter Sektionen, die vielleicht vermöchten, sie ins Schlepptau zu nehmen; das Arsenal beispielsweise wurde von den Quinze-Vingts gebeten, den erzbischöflichen Palast zu beschicken. Wer nach dem Grunde der Zusammenkunft fragte, der erhielt verschiedene Antwort; den Schüchternen erwiderte man, es sei lediglich, um eine Eingabe zu verfassen gegen die Verordnung des Zehn-Uhr-Schlusses für Versammlungen, den anderen gestand man, es geschehe, um Maßnahmen zu ergreifen, welche die öffentliche Wohlfahrt erfordern. Bonconseil, Bondi schickten, aber nur „um eine Eingabe zu machen". Die „Amis de la Patrie" schickten „nur um zu beraten", Die „Piques" (Place Vendôme, die Sektion, in der Robespierre wohnte), ernannte wohl Kommissare, entsandte sie aber nicht. Das „Observatoire" erwies von allen Sektionen dem erzbischöflichen Palast am meisten Verachtung. Es wollte „den Abgesandten Maillards" nicht glauben, verlangte ihre Vollmachten, nahm sie zur Prüfung an sich und gab sie ihnen mit Versen von Voltaire, mit Witzen und Gassenhauern bekritzelt zurück.

Auf diese Versicherung hin versicherte Lhuillier seinerseits, als er am 30. mit Pache vor den Ausschuß für die öffentliche Wohlfahrt gerufen wurde, „es sei nichts zu befürchten, es handle sich nur um einen ‚moralischen Aufstand'."

Indessen gab es bei denen im erzbischöflichen Palast zu ungestüme Männer, als daß sie die Jakobiner bis zuletzt täuschen konnten. Varlet hielt nicht mehr an sich: „Wir haben unbegrenzte Vollmachten," sagte er; „wir sind die Herrscher. Wir zerbrechen die Autorität, wir richten sie wieder auf, und wir geben ihr die Herrschergewalt. Sie zerbricht den Konvent; was wäre gesetzlicher . . .?" Alles das findet starken Beifall. Ein Beamter der Kommune, Hébert, der dabei war, bekundete selber Beifall. Die stürmische Versammlung beschloß, daß Paris zur Festnahme der Verräter in den Aufstand eintrete. Die Verwirrung war so groß, daß man nicht gewahrte, wie einer von denen, die man Verräter nannte, Lanjuinais, hier unerschrocken mitten unter seinen Feinden weilte.

Doch stimmte man nicht widerspruchslos für den Aufstand, und dieser Widerspruch kam von unerwarteter Seite, von den Abordnungen des Faubourg Saint-Antoine. Die der Sektion de Montreuil (Sektion der Gärtner und ganz einfachen Arbeiter) sagten, sie würden nicht weitergehen, sie brauchten andere Vollmachten. Sie hatten nicht Verstand genug, sich auf ein Wagnis einzulassen und wollten durchaus nicht glauben, daß ihre Vollmachten unbeschränkt wären, um nur unbestimmt zu sein.

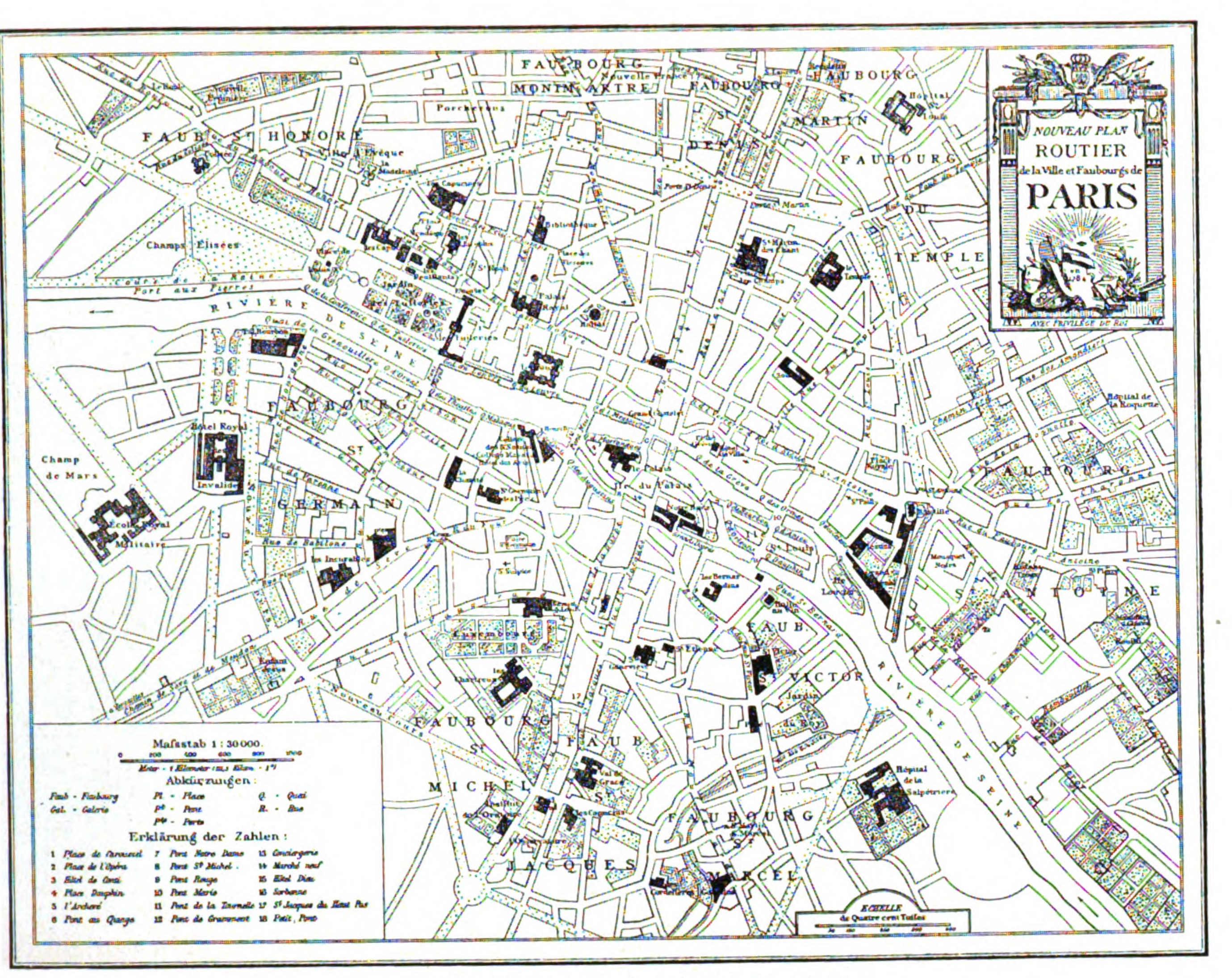
Gleicher Widerstand seitens der Abordnungen von Popincourt, einer anderen Sektion des Faubourg; sie wollten nichts unternehmen, ohne neue Vollmachten zu besitzen. Man beachte, daß diese Sektion, deren Vorsitz Herman, aus Arras (vom Revolutionstribunal) führte, ein naher Freund Robespierres, vollständig in der Hand der Jakobiner sein mußte.

Im Faubourg Saint-Marceau zeigte sich die Sektion von Finistère oder der Gobelins noch mehr der Gewalt abgeneigt und dem Konvent treu*).

Während der „brutale Aufstand", der des erzbischöflichen Palastes, mühsam in die Wege geleitet wurde, war der „moralische Aufstand" der Jakobiner noch langsamer vorangeschritten.

Der hauptsächlichste Führer, Staatsanwaltssyndikus Lhuillier, hatte am 29. die Departementsmitglieder berufen, und indem er durch seinen Einfluß als Agent Robespierres über die Zügellosigkeit Maillards

*) Wir haben dieses Protokoll verloren, aber wir haben die Gewißheit durch das der Kommune, in dem das Finistère jeden Anteil an der Bewegung ablehnt.



Plan von Paris beim Ausbruch der Revolution.

(der ebenfalls Departementsmitglied war), siegte, hatte er diesen Beschluß durchgesetzt: Am 31. Mai um neun Uhr morgens werden die Sektionen Kommissare zum Saal der Jakobiner entsenden, wo die bestehende Obrigkeit sich zu befinden hat. Noch am 29. jedoch zögerte Robespierre. Dieser Beschluß, die Grundlage zu seinem „moralischen Aufstand“ wurde erst am 30. abends verschickt, als vom erzbischöflichen Palast der gewaltsame Aufstand losgelassen wurde.

Die jakobinische Einberufung, die abends bei den Sektionen eintraf, zog sie aus einer großen Verlegenheit. Die meisten hatten eine letzte und heftige Aufforderung des erzbischöflichen Palastes erhalten, ihre Kommissare zu senden. Die Sache wurde besprochen. Die Erörterung bricht ab, man gibt sie auf, vergißt sie; man entscheidet, daß man es vorzieht, zu den Jakobinern zu gehen. Irgendeine Sektion, die eine Abordnung zu den Erzbsichöflichen zu schicken hatte, bestimmte denselben Mann, daß er zur selben Stunde zu den Jakobinern gehe; welchem der beiden Befehle wird er folgen? Dem zweiten sicherlich, da die Versammlung der Jakobiner auch die der Departementsobrigkeit war, als Körperschaft vereinigt, wohingegen die vom erzbischöflichen Palast nur die vorübergehende Unterstützung der Kommune besaßen.

Der erzbischöfliche Palast sah, daß er keinen Kräftezuwachs mehr zu erwarten hatte, und er handelte in der Nacht. Noch hatte er Zeit; die Zusammenkunft der Jakobiner sollte erst am Morgen um neun Uhr stattfinden.

Zwischen Mitternacht und eins setzte der erzbischöfliche Palast die ihm von den Sektionen übertragenen Vollmachten in die Tat um. Ob sie unbeschränkt waren, wird stark bezweifelt. Mir liegen einundvierzig von den achtundvierzig Protokollen von Paris vor. Nur fünf erwähnen unbeschränkte Vollmachten. Drei geben sie auf zweifelhafte Art oder nach dem Ereignis. Vier lehnen glatt ab. Vierzehn lehnen höflich ab, gewähren die Vollmacht nur zum Beraten und um Eingaben zu machen*). Alle anderen sind stumm.

Was überrascht, das sind die abweichenden Zahlen, welche der erz-

*) „Nur fünf erwähnen unbeschränkte Vollmachten“ (Halle au blé, Arcis, Arsenal, Droits de l'Homme, Sans-Culottes oder Jardin des Plantes). Ich füge drei weitere hinzu, „die sie nur auf zweifelhafte Art oder verspätet gewähren“, als das Ereignis ausgebrochen war (Lombards, Pont-Neuf, Bonne-Nouvelle). Fünf, die nichts von der Sache erwähnen, haben sicherlich die Vollmacht gegeben (Montmartre, Quatre-Nations, Halles, Beaubourg und Quinze-Vingts). Fügen wir zwei hinzu, die Gravilliers und das Luxembourg, deren Protokoll ich nicht habe, deren Meinung aber wohlbekannt ist. — „Vier Sektionen lehnten ab“, die Butte-des-Moulins, der Mont Blanc, die Invalides und das Finistère (Gobelins). (Archives de la Préfecture de police).

bischöfliche Palast angibt. Am Morgen gibt er an, die unbeschränkten Vollmachten von dreiunddreißig Sektionen zu besitzen. Gegen zwei Uhr sagten seine Abgesandten selber im Konvent, sie besäßen nur deren sechsundzwanzig. Und am Abend behaupteten sie, sie hätten alle achtundvierzig.

Wie dem nun sei, die neue Gewalt, die gegen ein Uhr nachts begründet wurde, ernannte zwischen zwei und drei Uhr neun Kommissare der öffentlichen Wohlfahrt: Dobsent*), Gusman usw. Zum Kommandanten der Nationalgarde ernannte man einen Hauptmann, Henriot. Man verfügte als erste Maßnahme die Verhaftung der Verdächtigen. Um drei Uhr ertönte die Sturmglocke von Notre-Dame.

Pache, der Bürgermeister, ist sehr beunruhigt, daß die vom erzbischöflichen Palast unbekümmert um die Jakobiner vorstürmen, ist entsetzt im Gedanken an einen möglichen Zusammenstoß zwischen den beiden Obrigkeiten von Paris, dem Departement und der Kommune. Er läuft zum erzbischöflichen Palast, erreicht aber nichts. Er schreibt im Namen des Generalrates eine Eingabe an die Sektionen, um daran zu erinnern, daß man sich bei den Jakobinern zu versammeln habe: „Jede andere Maßnahme ist unheilvoll."

Die Palastleute gehen ihren Weg. Um sechs Uhr sind ihre Kommissare, Dobsent an der Spitze, in der Kommune. Sie werden von Hébert, Chaumette, sogar von Pache, der soeben gegen sie geschrieben hat, prachtvoll aufgenommen. Dobsent weist seine Vollmachten vor, man prüft sie, findet sie ganz in Ordnung: unbegrenzte Vollmachten von der Mehrzahl der Sektionen, Vollmachten des souveränen Volkes.

Im Namen des Volkes also verlangt Dobsent, daß die Gemeindebehörde und der Generalrat aufgelöst und neugebildet werden. Das Volk setzt sie ab, aber das Volk setzt sie wieder ein, indem es ihnen die unbegrenzten Vollmachten seiner Kommissare überträgt. Sie gehen durch die eine Tür hinaus und kommen durch die andere wieder herein.

Sie treten wieder ein, aber verwandelt. Als Beamte von Paris,

---

*) Der für diese Rolle bestimmte Strohmann war ein Unbekannter, Dobsent. Sonderbar! Mehrere der großen Tage der Revolution haben an der Spitze solche schattenhafte Persönlichkeiten ohne Eigenart, ohne Namen, ohne Vorgeschichte, ohne Folgerungen. So einer war Huguenin am 10. August. So einer Dobsent am 31. Mai. Man weiß nichts von ihm vor diesem Tag, nur daß er aus den Deux-Sèvres stammte, sozusagen Vendéer war. Man tat nichts für ihn 1793; man beließ ihn im düsteren, verhaßten Amt eines Revolutionsrichters. Am 9. Thermidor ging Dobsent nicht zur Kommune, sondern zum Konvent, was ihm damit gelohnt wurde, daß die Thermidorianer ihn zum Gerichtspräsidenten ernannten.

abhängig vom Konvent, gingen sie hinaus. Als souveränes Volk kommen sie zurück.

Diese Souveränität wurde sogleich auf die Probe gestellt. Der Konvent verlangt nach dem Bürgermeister. Varlet und die Zügellosesten wollten, man solle nicht gehorchen; sie gaben an, der Bürgermeister habe Stubenarrest, wie es Pétion während der Schlacht des 10. August ergangen war. Andere, Vernünftigere (vor allem Dobsent im Einvernehmen mit der Kommune) dachten, schließlich sei noch nichts organisiert, man wisse nicht einmal, ob der neue Kommandant von der Nationalgarde anerkannt werde; sie entschieden, man werde gehorchen, und Pache werde gehen und dem Konvent Rechenschaft abgeben.

Das war die erste Uneinigkeit. Die zweite war die Frage, ob die Alarmkanone abgeschossen werden solle. Seit den Septembertagen war diese Kanone das Grauen der Pariser Bevölkerung geblieben; eine furchtbare Panik konnte in Paris ausbrechen, unberechenbare Szenen von Angst und wütender Furcht. Auf das Abschießen der Kanone stand Todesstrafe. Die Gewaltsamen vom erzbischöflichen Palast, Henriot, gaben den Befehl dazu. Auch hier entschied die Kommune gegen sie, daß man dem Gesetz gehorchen werde und daß nicht geschossen werde. Chaumette ordnete sogar an, daß die Sturmglocke des Hotel de Ville, die unerlaubt in Bewegung gesetzt worden war, zum Schweigen gebracht werde.

Den ganzen Tag wogte die Kommune so, wie ein Meer im Sturm, zwischen den Gemäßigten und Wütenden hin und her. Der revolutionäre Ausschuß (zum großen Teile Maratisten) und der Generalrat (meist jakobinisch) gaben widersprechende Anweisungen. Die ersteren sagten: „Schießt!" — Die anderen „Schießt nicht!" Die Sektion vom Pont-Neuf, wo die Kanone sich befand, wollte die Befehle des neuen Kommandanten nicht anerkennen noch auch erlauben, daß geschossen werde. Sie widerstand bis ein Uhr und hätte es noch länger getan, wenn sie nur im geringsten vom Konvent unterstützt worden wäre.

Die neuen Machthaber, die unter sich recht uneins waren, einigten sich nur auf zwei Punkte. Es sollte allen Beamten der Eid abgenommen und es sollte eine bewaffnete Macht gegründet werden. Die bewaffneten Patrioten erhalten 40 Sous am Tag. Was würde man mit dieser Macht beginnen? Das sagte man nicht.

Im übrigen erkannten sowohl die einen wie die anderen, daß in der Kommune nichts entschieden werden konnte. Schon begann man anderseits zu handeln, die Gewaltsamen in den Faubourgs, die Gemäßigten bei den Jakobinern.

Der Konvent dagegen tat nichts.

Am Morgen hatte ihm sein Minister Garat, ganz bleich und aufgelöst, erklärt, was das Sturmläuten zu bedeuten habe, wies die Nationalversammlung darauf hin, daß während sie im Schlafe war, die Gewalt in andere Hände übergegangen sei. Pache kam und sagte dasselbe, schlicht, natürlich, durchaus nicht verlegen mit seinem kühlen Schweizer Gesicht. Der von ihm so oft geleugnete Aufstand — jetzt erklärte er ihn zur Tatsache. Dann stieg er herab und kehrte zur Kommune zurück.

Garat und Pache hatten beide dasselbe gesagt: „Die Ursache des Aufstands war die Wiedereinsetzung der Kommission der Zwölf."

Würde man die Kommission aufheben? Würde man Henriot bestrafen, der unter Mißachtung des Gesetzes die Alarmkanone abschießen lassen wollte? — Darum ging die Erörterung.

„Es ist nötig," sagte Vergniaud, „daß der Konvent seine Unabhängigkeit beweist. Es ist nicht nötig, daß er heute die Kommission absetzt . . . Es ist nötig, daß sie erfährt, wer den Befehl zum Abfeuern der Alarmkanone gegeben hat . . . Kommt es zum Kampf, so wird das, wie immer der Erfolg sei, der Republik zum Verderb werden. Laßt uns alle schwören, auf unserem Posten zu sterben!"

Fast die ganze Versammlung gab den Schwur.

In eben diesem Augenblick vernahm sie entrüstet den Abschuß der Alarmkanone. Die Gewaltsamen hatten das Schießen durchgesetzt.

Diese dreiste Gesetzesübertretung, dieses feindliche Zeichen der Mißachtung für die Nationalversammlung, konnte diese zu irgendeinem starken Entschluß treiben. Das machte die Antwort schwierig, die Danton an Vergniaud richten sollte. Es galt, sie mußte gemäßigt sein, um die Versammlung zurückzuhalten; sie mußte heftig sein, um die Tribünen zufriedenzustellen, die atemlos auf Dantons Rede warteten. Er gab diesen ein paar Worte nach ihrem Gefallen; im allgemeinen aber war er sehr vorsichtig, sehr politisch, erklärte, kein voreiliges Urteil abgeben zu wollen, weder in diesem noch in jenem Sinne, verlangte nur die Aufhebung des Zwölferausschusses aus Zweckmäßigkeitsgründen. „Dieser Ausschuß," sagte er, „hat den Fehler begangen, gegen die vorzugehen, die sich gegen die Maßvollen wandten; und dieses Maßvolle muß Frankreich ausmerzen, um die Republik zu retten . . . Wir müssen dem Volke gerecht werden . . . Wenn Paris um ein gewaltiges Signal zu geben, die Bürger durch einen — allerdings allzu lärmenden Aufruf warnen wollte, so hat es sich auch diesmal noch wohl um das Vaterland verdient gemacht . . . Sollten bedenkliche Männer, von welcher Partei auch

immer, die Bewegung fortsetzen wollen, wenn sie nicht mehr von Nutzen ist, so wird Paris selbst sie zunichte machen . . ."

„Ihr müßt doch aber mindestens, die ihr die Zwölf aufhebt, ihren Bericht anhören . . .," sagte die Gironde. Der Berichterstatter, Rabaut, war da, auf der Tribüne, bereit, vorzulesen, vom Konvent dazu ermächtigt; aber immer hinderte ihn das Geschrei. Stunden vergingen so. „Ihr habt Angst, mich zu hören," sagte er zum Berg. „Ihr beschuldigt uns; weswegen? Weil ihr nur zu gut wißt, daß wir beschuldigen werden."

Was den Berg in Verlegenheit setzte, das war, daß die Lage sich unentschieden in die Länge zu ziehen drohte. Der Aufstand kam nicht. Die Kommune war uneins und konnte sich zu nichts entschließen. Der Tag verrann. Spät, sehr spät am Vormittag kommt endlich eine Abordnung, die angibt, vom Generalrat geschickt zu sein: „Man hat eine Verschwörung entdeckt; die Kommissare der achtundvierzig Sektionen veranlassen die Ergreifung ihrer Urheber. Der Generalrat entsendet die Abordnung an den Konvent um ihm die Maßnahmen zu übermitteln, die er ergriffen hat," usw. Sie sprachen zur Versammlung wie zu einer untergeordneten Macht. Guadet sagte unerschrocken: „Man spricht Ihnen von einem Komplott . . . Nur ein Wort mögen sie ändern. Sie sagen, sie haben es „entdeckt", sie wollten sagen, sie haben es „ausgeheckt" . . . Der Konvent muß beschließen, daß er über keine andere Frage beraten wird, als die seiner eigenen Freiheit . . ."

Hier kommt eine andere Abordnung, aber vom Bürgermeister und dem Gemeinderat, eine friedliche Abordnung, die der vorhergehenden widerspricht. Die Gemeindebehörde wünscht weiter nichts, als sich dem Konvent zu nähern, eine direkte Verbindung mit ihm aufzustellen. Sie ersucht, ihren Kommissaren beim Konvent einen Raum anzuweisen.

Das ist ein ganz anderer Ton. Was war denn vorgegangen?

In Wirklichkeit ging nichts vor und konnte nichts vorgehen. Daher kam es, daß die Kommune sich von dem ohnmächtigen Aufstand abwandte und dem Konvent näherte.

Die machtvolle Stimme der Sturmglocken, die von allen Kirchen läuteten, der schreckliche Kanonendonner, das war ein gewaltiger Auftakt, eine wirklich feierliche Ankündigung. Doch nichts geschah vorläufig. Man gewöhnte sich an den Lärm. Das Wetter war herrlich, der Sommer schon in voller Pracht. Die Frauen standen vor den Türen, um den Aufstand vorüberkommen zu sehen; aber er kam nicht.

Bonconseil und andere Sektionen hatten zweimal den General-

marsch geschlagen, immer vergebens. Der erzbischöfliche Palast hatte beizeiten an die seinigen verteilt, was es an Waffen im Hotel de Ville gab, und diese unscheinbare Macht verlor sich vollkommen in dem Ozean von Paris. Vereinzelte Eiferer durcheilten die Straßen, taten sich mit kleinen bewaffneten Gruppen zusammen; Léonard Bourdon zum Beispiel, der Pensionatsinhaber war, hatte sechs Leute aus seinem Hause, vermutlich Lehrer oder Studienaufseher, mit Flinten bewaffnet. Geringe Mittel, kleine vereinzelte Bewegungen, durch die sich die Ohnmacht der allgemeinen Bewegung nur umso deutlicher herausstellte.

Um halb drei hatte der Generalrat die Sturmglocke zum Schweigen bringen lassen, die lächerlich wurde, da keiner darauf achtgab. Er empfing eine feindliche Abordnung der Jakobiner. Diese gebärdeten sich als Erben des entschlafenen Aufstands, griffen ihn in der ursprünglichen Form des jakobinischen Gedankens (eines „moralischen“ Aufstandes) wieder auf und kamen, um der Kommune zu erklären, daß sich bei ihnen eine Versammlung der Sektionsbevollmächtigten — im Einverständnis mit den Departementsbehörden organisiert habe und daß diese eine Kommission der öffentlichen Wohlfahrt gebildet habe, zur Wahrung aller notwendigen Maßnahmen, die die achtundvierzig Sektionen auszuführen verpflichtet wären. „Diese Kommission ist es, die zu Ihnen spricht,“ sagten sie zu den Leuten der Kommune; „wir kommen, um in Ihrer Mitte zu tagen.“

Die vom erzbischöflichen Palast wären gern allein die Herren der Kommune geblieben. Am Morgen, als sie stark, gefürchtet, unwiderstehlich gewesen waren, hatten sie von ihr erlangt, daß in Paris durch Anschläge verbreitet wurde, man habe nur dem im Hôtel de Ville versammelten Revolutionsausschuß und dem Generalrat zu gehorchen, das heißt, man wolle den Departements und den bei den Jakobinern versammelten Abgeordneten nicht folgen. Nun aber, um halb drei, zu einer so vorgerückten Stunde, sahen sich diese furchtbaren Diktatoren vom erzbischöflichen Palast, die nicht das Geringste tun konnten, wohl genötigt, nachzugeben und das Departement von Paris und die jakobinische Gewalt an der Machtstellung teilnehmen zu lassen.

Diese ganz neue, dem Konvent unbekannte Sachlage gibt die Erklärung für die süßliche Rede, mit der Couthon ihn zu dieser Stunde unterhielt: er war unparteiisch, gehörte weder Marat noch Brissot an; er gehörte nur seinem Gewissen. Kaum einer war so abhängig wie er von den Bewegungen, den Unterbrechungen auf den Tribünen. „Man spricht von Aufstand; aber wo ist der Aufstand? Es

heißt das Volk von Paris beleidigen, wenn man sagt, es sei im Aufstand.“ Couthon trieb die Sanftmut sogar bis zu der Annahme, seine Kollegen seien nur im Irrtum, eine höllische Parteiung hielte sie im Irrtum befangen: „Schließen wir uns wieder zusammen, heben wir die Kommission der Zwölf auf, die Freiheit ist gerettet.“

„Ja, vereinigen wir uns wieder,“ sagte Vergniaud. „Ich bin weit davon entfernt, die Bevölkerung von Paris anzuklagen. Es genügt zu sehen, wie sie Ordnung und Ruhe in den Straßen aufrecht erhält, um zu dem Beschluß zu kommen, daß Paris sich um das Vaterland recht verdient gemacht hat.“

Dies Wort wurde von der Bergpartei gierig aufgegriffen, einmütig zum Beschluß erhoben.

Die Rechte zog Vorteil daraus; ein wenig bekannter Abgeordneter verlangte, man solle untersuchen, wer die Sturmglocke in Bewegung gesetzt, die Kanone abgeschossen habe.

Abordnungen treffen ein, um den Aufruhr in Abrede zu stellen; eine besonders, die alle Forderungen des Volkes zusammenfaßt, setzt auseinander, daß die Bürger von Paris, falls die Zweiundzwanzig unter Anklage versetzt würden, ebensoviele Geiseln stellen würden.

Alle faßten wieder Mut, so daß selbst Barère kühn und wagehalsig wurde. Er machte den entscheidenden Vorschlag, den keiner sonst machte und der den Dingen ein anderes Gesicht gegeben hätte: Der Konvent solle seine Kommission der Zwölf einziehen, solle aber für sich selbst das Recht ergreifen, die bewaffnete Macht anzurufen.

Wir müssen hier etwas sagen, was man uns kaum glauben wird und das zeigt, wie sehr der Geist der Zwietracht die politische Einsicht trübte. Die Einwendungen kamen — von der Rechten, die durch den Antrag gerettet wurde! . . .

Die Rechte hielt so voll Selbstgefälligkeit daran fest, ihren Ausschuß der Zwölf (so zerbrochen, vernichtet, ohnmächtig er war) zu behalten, daß sie gleichzeitig den Antrag hinsichtlich der bewaffneten Macht abwies, die Barère in die Hände des Konvents legen wollte!

Während die Rechte gegen sich selber streitet, die Eigensinnige und Hochmütige spielt, den Sieg nicht will, kommt der Aufstand zur Welt; zwei schwarze Wolken ballen sich zusammen und werden auf die Nationalversammlung niederstürzen.

Der moralische Aufstand der Freunde Robespierres hat die Anklageschrift gegen die Gironde verfaßt und kommt mit einem Haufen bewaffneter Sansculotten, die Freiheit der Nationalversammlung moralisch zu erdrosseln.

Die maratistische Erhebung bearbeitet den Faubourg Saint-

Antoine; sie greift zu der nichtswürdigen und verzweifelten Waffe, auf den Straßen ausschreien zu lassen, „die Butte-des-Moulins hat die weiße Kokarde genommen, zur Gegenrevolution aufgerufen. Der ganze Faubourg ist aufgewühlt. Um fünf Uhr ergießt sich ein schwarzer Strom durch die Rue Saint-Antoine, über den Grèveplatz, durch die Rue Saint-Honoré.

Eine furchtbare Lage für die Pariser Nationalversammlung! Wenn sie nicht vom ersten Ansturm erstickt wird, ist sie da nicht in Gefahr, vom zweiten vernichtet zu werden? Von den Jakobinern gestürzt, von den Maratisten niedergemetzelt? Wie wird es ihr jetzt ergehen? Sollte es im Herzen von Paris zu einem großen Blutbad kommen, könnten da die Führer nicht die feindselige Bevölkerung gegen den Konvent selbst hetzen?

Der jakobinische Aufstand trat als erster in die Erscheinung. Die Jakobiner, die durch ihren Ausschuß für die öffentliche Wohlfahrt von der Kommune Besitz ergriffen hatten, erscheinen in der Nationalversammlung, bezeichnen sich als die Kommune selbst. Lhuillier führte das Wort. Die kunstvoll verfaßte Rede war ein literarisches Schriftstück, von jakobinischer Rhetorik, gefühlvoll und heftig. Die zügellose Anklage begann mit einem Klagelied: „Ist es denn wahr, daß man den Plan gefaßt hatte, Paris zu vernichten? . . . Wie! All den Reichtum zerstören, die Wissenschaften und die Künste! Den geheiligten Herd menschlicher Gelehrsamkeit! usw. Um die Wissenschaften und die Künste zu retten, muß man Vergniaud, Isnard, die Girondisten unter Anklage versetzen, die Verteidiger des Royalismus und Aufwiegler der Vendée.

Der Schuhmacher und Mann des Gesetzes unterstützte seine Verteidigungsrede für die Zivilisation durch den Haufen mit Stöcken und Piken bewaffneter Rohlinge an seiner Seite. Er hatte kaum geendet, als diese lärmende Menge die Barre durchbrach und den Saal überschwemmte. Es scheint jedoch, als sei das weniger ein Akt der Feindseligkeit gewesen, als eine gewisse barbarische Gutmütigkeit; sie stürzten nicht auf die Rechte los, sondern auf die Seite, die sie liebten, die Seite der Bergparteiler. Sie eilten dorthin, um sich mit ihnen zu verbrüdern. Ein Dantonist rief, der Präsident müsse sie auffordern, sich zurückzuziehen. Levasseur hatte mehr Geistesgegenwart und veranlaßte die Montagnards, sich auf die wenig besetzten Bänke der Rechten zu flüchten, und der ganze Berg ging hinüber.

Keiner wollte mehr beraten, weder die Dantonisten, noch die Girondisten, noch die Mitte. Nur die Gruppe der Anhänger Robespierres schien sich mit dem Volkseinfall abzufinden.

Vergniaud beantragte, der Konvent solle den Saal verlassen und sich unter den Schutz der bewaffneten Macht begeben, die sich am Carrousel befand. Er selber erhob sich von seinem Platz; er ging hinaus . . . aber fast allein . . .

Die Mitte blieb an ihren Bänken kleben. Der Entschluß des jungen Redners, der den Konvent aufrief, sich frei zu machen, diesen Ort der Sklaverei zu verlassen, der selbst den Staub von seinen Füßen schüttelte und unter freiem Himmel die Freiheit suchen ging, hatte auf die Mitte keinen Einfluß. Es erneuerte, verstärkte nur den heimtückischen Neid der wortlosen Führer, der Sieyès und anderer. Sie begriffen, „daß es nur ein Schritt ist vom Erhabenen zum Lächerlichen“, und daß es, um Vergniaud zu stürzen, für sie genügte, auszuharren, nichts zu hören, nichts zu sehen und nichts zu tun. Sie verwarfen dieses moralische Königtum des Geistes; sie zogen für diesen Tag das Königtum der Kraft vor.

Robespierre hatte gesiegt. Zum erstenmal seit dem Morgen, zum Schluß einer so langen Sitzung, ergriff er das Wort. Er fühlte sich recht stark, da er nicht nur die Wut der Bergpartei und die Roheit der Eindringlinge auf seiner Seite hatte, sondern auch den Verrat der Mitte, den freiwilligen Selbstmord der Nationalversammlung.

„Ich behellige die Versammlung nicht mit der Flucht derjenigen, die aus den Sitzungen fortlaufen (Vergniaud trat soeben wieder ein) . . . Die Zwölf aufheben, das genügt nicht; man muß sie verfolgen . . . Die Maßnahme, die bewaffnete Macht in die Hände des Konvents zurückzulegen, kann ich nicht gutheißen. Diese Macht ist in Waffen gegen die Verräter; doch wo sind die Verräter? Im Konvent selbst. Was die anderen Anträge betrifft . . .“

Vergniaud: „Beschließen Sie . . .“

Robespierre: „Ich beschließe, und gegen Sie . . . Gegen Sie, der Sie nach der Revolution vom 10. August ihre Anstifter aufs Schafott bringen wollten, gegen Sie, der zu einer Zerstörung von Paris herausfordert, Sie, den Mitschuldigen Dumouriez' . . .“

Seine Wut war so groß, daß er sich nicht klar machte, welche unmittelbare und tragische Wirkung dieser Strom von Schmähungen haben konnte. Da sie auf einen Mann losgelassen wurden, der bereits in Gefahr und sozusagen unter dem Fallbeil lag, konnte das dahin führen, daß er nicht (wie Robespierre es forderte) unter Anklage gestellt, sondern in Stücke gerissen wurde.

Vielleicht wäre das geschehen. Doch der ohnehin so volle Saal, füllte sich durch eine neue Hochflut, eine von anderen Empfindungen getragene Menge. Die neuen Ankömmlinge, unter denen sich Sansculotten mit bloßen Armen und Nationalgarden befanden,

hatten das Gemeinsame, daß ihre Gesichter in absonderlicher Freude strahlten.

Die düstere, von Robespierre in Bann gehaltene Nationalversammlung, die in sich selbst zusammenbrach, wurde trotz der vorgerückten Abendstunde (es war neun Uhr) von heiterer Morgenröte beleuchtet.

Diesmal war es wirklich das Volk.

Erzählen wir die hübsche Geschichte.

Wir haben berichtet, wie die ehrenwerten Maratisten Mittel und Wege gefunden hatten, daß Paris sich umbrachte. Sie hatten im Faubourg Saint-Antoine die Sektion der Butte-des-Moulins verklagt, die weiße Kokarde genommen zu haben, eine niederträchtige Verleumdung, einen unlauteren Köder. Die beschuldigte Sektion war die der Händler vom Palais-Royal, vom Quartier Saint-Honoré, Goldschmiede, Uhrmacher, Juweliere. Es war ein Aufruf zum Mord und zur Meuterei.

Der Faubourg zauderte zunächst, den Anstiftern zu glauben. Das Protokoll der Quinze-Vingts bezeugt, daß das Volk sagte: „Wir möchten wenigstens wissen, wofür wir marschieren sollen . . .“ Dessenungeachtet glaubte man es schließlich; der Faubourg zog bewaffnet los, erregt und sehr entschlossen, die Royalisten zur Vernunft zu bringen. Der Zug war ungeheuer; nur die Erwähnung, daß der Royalismus wieder das Haupt erhebe, hatte diesem braven Volk die gewaltige Einmütigkeit verliehen, die es beim Bastillensturm besessen hatte. Sie marschierten alle, und da die Masse unterwegs noch zunahm, so waren es, beim Palais-Royal angelangt, wie man sagt, zwanzigtausend.

Die von der Butte-des-Moulins, erschreckt, aber entschlossen, ihr Leben teuer zu verkaufen, hatten sich im Garten des Palais-Royal zur Schlacht gestellt. Tore, Gitter, alles war geschlossen: eine Verteidigungsmaßnahme, doch eine gefährliche. Da jede Verbindung abgeschnitten war, würde man sich gegenseitig niedermachen, ohne auch nur zu wissen, ob man feindlich war. Auf beiden Seiten waren die Kanonen geladen, schußfertig. Glücklicherweise gab es unter den Leuten vom Faubourg ein paar vernünftige Männer, die sagten, vor allem müsse man sich doch erst überzeugen, ob sie wirklich die weiße Kokarde führten.

Sie ersuchten um Einlaß, gelangten durch die Gitter, erblickten nur die Freiheitsmütze und die drei Farben. Alle hatten das gleiche Feldgeschrei, das der Republik: die Gitter und die Tore tun sich auf, der Platz wird im Sturm genommen, dem Sturm der Brüderlichkeit. Man spricht sich aus, entschuldigt sich, umarmt sich. Die Gewalt so entgegengesetzter Erregungen, der so plötzliche Wechsel von

Wut zur Freundschaft waren derart, daß nicht alle die Kraft hatten, standzuhalten; sie brachen zusammen. Ein Kommandant wurde ohnmächtig; er hat einen Blutsturz; der Freude folgt die Bestürzung, man holt eilig einen Heilgehilfen, man läßt ihn zur Ader, er ist gerettet . . . Neuer Jubel und stürmische Rufe: „Es lebe die Republik!"

Das Palais-Royal, Galerien und Gärten, die angrenzenden Straßen und das ganze Viertel boten im Handumdrehen das Bild eines Festes; man trank, man tanzte. Dann stellte man sich wieder im Zuge auf, und die Leute vom Palais-Royal geleiteten brüderlich ihre Freunde vom großen Faubourg nach Hause.

Vorher aber hatten die einen wie die anderen dem Konvent die gute Friedensnachricht bringen wollen. Aus diesem Grunde fluteten sie herein, und da dieser neue Zug auf den ersten drückte, so war man am Ersticken.

„Gesetzgeber," sagte einer der Ankommenden voll Begeisterung, „die Verbrüderung hat sich vollzogen! Die Verbrüderung des Faubourg, der Butte-des-Moulins und der benachbarten Sektionen. Man wollte, sie sollten sich umbringen, sie haben sich umarmt . . ."

Für diesen Tag war alles erledigt. Keine Anklage mehr. Alles, was Robespierre erreichte, war die Aufhebung der Zwölf, die schon durch die Ereignisse abgesetzt waren. Barère, als Verfasser des Erlasses, setzte einen zweideutigen, doppelsinnigen Satz hinein: „Man habe die Verschwörungen zu verfolgen."

Die vom erzbischöflichen Palast oder die der Girondisten? Man hatte die Wahl.

Ein Dantonist beantragte: Der Konvent möge die Sitzung aufheben und sich mit dem Volk verbrüdern. Tatsächlich begab sich der Konvent hinaus, ging auf die Terrasse der Feuillants hinunter und durchzog bei Fackelbeleuchtung die Tuilerien, später das Carrousel. Paris war illuminiert.

Siebentes Kapitel

Der zweite Juni Verhaftung der Girondisten

Sieg der Vendéer bei Fontenay (24. Mai). — Die Vendée organisiert sich. — Das Verhängnis der Lage. — Die Versammlung ist es müde, die Girondisten zu decken. — Die Priester im Konvent hassen die Gironde. — Warum sich die Girondisten nicht zurückzogen. — Frau Rolands Mut. — Der Wohlfahrtsausschuß lobt den Aufstand und vermeint, ihn zu schwächen (1. Juni). — Er leistet ihm nur geringen Widerstand. — Der erzbischöfliche Palast klagt die Jakobiner an und lehnt sie ab. — Die Nacht vom 1. zum 2. Juni. — Wie man die Nationalgarde zwingt, sich zu bewaffnen. — Bestürzung der Girondisten über die Nachricht von dem Gemețel in Lyon, die am 2. Juni morgens eintrifft. — Letzte Bemühung des Wohlfahrtsausschusses. — Aufopferung Dantons. — Der Konvent widersteht der Kommune. — Der Aufstand fest in der Hand der Jakobiner, die eins der Häupter des Aufstandes gefangensetzen. — Der Berg selbst verteidigt die Rechte. — Die Jakobiner geben ihren Plan des moralischen Aufstandes auf. — Amtsniederlegung von vier Volksvertretern. — Der Konvent gefangen. — Entrüstung des Berges. — Widerspruch der Dantonisten. — Die Jakobiner halten die Versammlung fest. — Der Konvent verläßt seinen Saal und begibt sich auf den Hof des Carrousel. — Der General Henriot. — Er läßt die Kanonen auf den Konvent richten. — Dantons Schwanken. — Der Konvent im Jardin des Tuileries. — Er wird von Marat festgehalten. — Der Berg allein beschließt die Verhaftung der Girondisten. — Paris am Abend des 2. Juni.

Der Wohlfahrtsausschuß war in diesen düsteren Tagen gleichsam zerschmettert unter dem schauerlichen Hagel von Unglücksbotschaften, die Schlag auf Schlag auf ihn niedersausten. Kaum wagte er, davon zu sprechen. Das geringste Wort hätte den Untergang der Gironde bedeutet.

Eine ganze Armee in Mainz eingeschlossen und dort gleichsam gefangen, — Valenciennes, das einzige und letzte Bollwerk, belagert, vielleicht übergeben, — die Südarmee auf dem Rückzug, Frankreich den Spaniern geöffnet, — eine andere Vendée in den Bergen der Lozère in den Anfängen begriffen, — Savoyen, unlängst noch französisch gesinnt, von den Priestern gegen uns gehetzt und eifrig dabei, unsere Alpenarmee auszuhungern (ein Ei kostete dort fünf Franken) — und Lyon, im Rücken, war in vollem Aufstande gegen seine Gemeindeobrigkeit, gegen die Kommissare des Konvents, marschierte gegen sie unter dem Banner der Gironde und schoß am 29. mit Kartätschen auf die Volksvertreter.

Schon an sich ein ernstes Ereignis, weit ernster aber noch in seinen Folgen, da es für die Vendée zur Grundlage einer neuen Organisation wurde.

Die Vendée hatte in drei Monaten drei Zeitalter durchlaufen. Im März ereignete sich die erste ganz volkstümliche Erhebung, bei der die Führer keine Bedeutung hatten. Nach Ostern, im April übernahmen die Adligen, da sie die Bauern wieder zu den Waffen greifen und durchdringen sahen, die Rolle von Generalen. Diese Adligen waren im allgemeinen Offiziere niederen Grades, sehr tapfer aber ohne Erfahrung, die noch nie befehligt hatten. Dennoch gab ihre Gegenwart dem Aufstand eine neue Schwungkraft; der Bauer folgte ihnen willig; er liebte besonders den Wagemut, die junge Heldengestalt des Herrn „Henri“ (de la Rochejaquelein).

Dessenungeachtet erwiesen diese glänzenden Kavaliere, die weder Kenntnis noch Genie besaßen, weder Generale noch Organisatoren waren, im Mai ihre Unfähigkeit. Bei einem ersten Angriff auf Fontenay gelang es ihnen mit ihren dreißigtausend Mann nicht, mit Chalbos fertig zu werden, der nur dreitausend besaß. Durch eine neue vendéeische Division verstärkt und unter der geschickteren Führung eines Mannes von Verstand und Kaltblütigkeit, dem Bauerngeneral Cathelineau, trotzten sie endlich Chalbos und nahmen Fontenay. Da sich die Überlegenheit Cathelineaus derart erwiesen hatte, gelangte er zu schnellem Aufstieg. Er war der Mann der Geistlichkeit. Von nun an wurde ein Oberster Verwaltungsrat, halb aus Adligen, gegründet; aber die Priester hatten den Vorrang.

Als der Wohlfahrtsausschuß diese Nachricht verkündete, schwächte er sie nach Kräften ab und behauptete, eine Armee von sechzigtausend Mann werde die Vendéer einschließen. Sie wußten genau, daß diese Armee nicht vorhanden war.

Der Ausschuß befand sich in einem verzweifelten Zustand. Drei seiner Mitglieder waren krank. Besorgniserregender war aber das eigentümliche Verhalten, das Danton hier zum ersten Male zeigte. Er, der 1792, vor dem Einfall der Feinde so stolz gewesen war, der noch im März den Kopf hoch getragen und sich unbekümmert gezeigt hatte, war nun in den Tagen des Mai düster, unruhig, tief bestürzt. Ganz gegen seine Gewohnheit schien er verträumt, zerstreut. Ein junger Mann der Rechten, Meillan, der an diesem bedeutenden Menschen Anteil nahm, ihn nur für unbeständig, nicht aber für verderbt hielt und der meinte, „je nach dem Interesse seiner Sicherheit hätte er sowohl Cromwell als Cato sein können“, suchte ihn am 1. Juni im Wohlfahrtsausschuß auf und drang in ihn, die Führung zu übernehmen, den Ausschuß zu lenken . . . „Sie haben kein Vertrauen,“ sagte er und sah ihn an. Und da Meillan beharrlich blieb, sah er ihn wieder an und sagte noch einmal: „Sie haben alle kein Vertrauen.“ Der Ausschuß befand sich in einem anderen

Raume, wo er Marat anhörte. Danton war mit Treilhard allein geblieben. Er schien ganz abwesend, ganz in Gedanken; er sprach mit sich selbst: „Es ist unbedingt nötig," sagte er, „daß eine der beiden Seiten abdankt . . . Die Dinge gehen so nicht weiter . . . Wir haben die Kommune holen lassen. Was will sie, diese Kommune?"

Die verhängnisvolle Lage war diese: Wenn der Konvent, um die Gironde zu verteidigen, die Kommune gestürzt hätte (was im Grunde nicht so schwer war, als man vermeinte), so wäre er verpflichtet gewesen, in den unangenehmsten Punkten selbst die Rolle der Kommune zu übernehmen: die durch Gewaltmaßregeln beschleunigte Aushebung, die unverzügliche Eintreibung der Zwangsanleihe, usw. Die Tyrannei der Gemeinden war in ganz Frankreich unmittelbar, war geboten, nachdem die Dinge so weit gekommen waren; es war die einzige Handhabe, die der Revolution verblieb. Diese Handhabe vernichten, hieß die Republik vernichten, die Royalisten im Süden sowohl, als in Lyon und im belagerten Valenciennes wieder aufkommen lassen, wo sie oben aus ihren Häusern die Emigranten und Österreicher durch Zeichengebung herbeiriefen.

Vor allem hätte die Lyoner Angelegenheit die Girondisten aufklären und sie bestimmen müssen, zurückzutreten. Sie konnten sich kaum mehr darauf versteifen, im Konvent zu tagen, nachdem die (falschen oder echten) Girondisten von Lyon den Kommissaren des Konvents den Krieg machten. Ähnlich stand es in Marseille, wo die Girondisten die Volksvertreter aus der Stadt jagten.

Diese zunehmenden Mißhelligkeiten hatten den Konvent ermüdet, seine Geduld erschöpft. Er war der Gironde sehr entfremdet und beeilte sich, diese bloßgestellte Partei loszuwerden. Das konnte er auf zweierlei, einander entgegengesetzte Art: einerseits, „weil sich der Royalismus dahinter verbarg"; anderseits, weil die rechtmäßige Republik durch ihre Vermittlung Einspruch erhob. Die Gironde, das war die Pressefreiheit, die persönliche Freiheit, alle die Dinge, die unvereinbar waren mit den furchtbaren Zuständen einer Lage, die zur Diktatur führte.

Hierzu kamen noch viele trübe Leidenschaften. Die Masse der nicht als Redner auftretenden Abgeordneten war denen keineswegs freundlich gesinnt, die stets und mit so großer Wirkung sprachen. Man hat gesehen, mit welcher Freude diese Stummen am 31. Mai den Aufruf Vergniauds zwecklos, lächerlich machten.

Zu diesen erklärlichen Böswilligkeiten gesellte sich noch eine andere, dunkle und heimliche, die zwar wenig bemerkt wurde, aber doch sehr tiefgreifend war; sie trug der Gironde auf allen Bänken der Nationalversammlung Feinde ein, links, in der Mitte und sogar

rechts. Die Gironde, eine sehr gemischte Partei, zu der auch Christen (selbst unduldsame) gehörten, barg nichtsdestoweniger die Vertreter aller philosophischen Schulen des achtzehnten Jahrhunderts; dieser kam von Voltaire her, jener von Diderot; alle waren Feinde der Priester. Nun waren die Priester sehr zahlreich im Konvent. Es gab beim Berge eine ganze Bank voll Bischöfe, die von Blois, von Beauvais, von Évreux, Limoges und Vannes. Letzterer, Audrein, war Robespierres Lehrer gewesen.

Unter den Christen beim Konvent gab es Gläubige, wie Grégoire, und Ungläubige, wie Sieyès. Doch wie gering ihr Glaube sein mochte, so fanden sie es keineswegs richtig, daß man der Geistlichkeit und ihres ehrwürdigen Glaubens spottete.

Die Nichtachtung des Sonntags bei den Verwaltungen, zu der die Gironde nicht herausgefordert hatte, wurde bei den girondistischen Behörden peinlich durchgeführt, bei denen des Protestanten Clavière, des Philosophen Roland.

Als Isnard, als Jacob Dupont sich Atheisten nannten (was übrigens in jenem Jahrhundert nichts anderes bedeutete, als einen gewaltigen Haß auf die Priester), erhob die Gironde keinen Einspruch. Einige sagten sogar: „Was tut's? Ihr seid ehrenwerte Männer . . .“ Der Berg stieß einen Schrei aus; der Bischof Audrein sagte: „Man ist nicht der Meinung.“ Und er verließ den Saal.

Wir haben weiter oben das kluge Vorgehen Durand-Maillanes gesehen, Abgeordneten der Rechten. Robespierre hatte ihm sagen lassen: „Die Sicherheit ist links.“ Durand, der in seinen Memoiren noch mehr Girondist ist, als die Girondisten selbst (so daß er sogar die Lästerung Isnards gegen Paris guthieß), Durand befolgte trotzdem den Rat Robespierres; er tagte rechts, aber stimmte links. Man sah das in der Frage des öffentlichen Unterrichts, wo er sich tapfer von den (sehr gefährdeten) Ungläubigen trennte und kraftvoll gegen die Philosophie loszog, bekannte, „ein guter Jakobiner“ zu sein.

In der Erörterung über die Verfassung (von der wir später reden werden), ergriffen die Konventspriester eine neue Gelegenheit, die Girondisten zu hassen, um sie aufgeben zu können. Als der Konvent fast einmütig beschloß, daß die Erklärung der Rechte nicht mit der Anrufung Gottes beginnen solle, machten die Priester die Gironde dafür verantwortlich, die jedoch nur das Organ der allgemeinen Meinung war. Durand verbindet hiermit ein Wort, daß Vergniaud bei anderer Gelegenheit sagte: „Die Vernunft allein genügt uns . . . Wir brauchen keinen Betrug, weder durch die Nymphe von Numa noch durch die Taube Mohammeds . . .“ Diese Taube brachte sie in Wut: „Ich sah wohl,“ sagte Durand-Maillane, „daß die girondistische

Partei sogar gottloser war als die Partei Robespierres." Er sah es und vermochte mit ruhigem Gewissen für seine Sicherheit zu sorgen, indem er die Gottlosen umkommen ließ.

Er gesteht in allen seinen Memoiren, daß er nie etwas anderes gewollt noch gesucht habe als seine Sicherheit. Noch nie ist die Feigheit in dem Grade gepredigt und gerühmt worden. Er hat am Vorabend des 9. Thermidor ein in diesem Sinne erhabenes Wort gesagt, als die Robespierre feindlichen Montagnards bei denen der Rechten anfragten: „Werdet ihr für uns sein?" — „Ja," erwiderte er, „wenn ihr die Stärkeren seid."

Standen die ganz Reinen und ganz Gerechten, Grégoire zum Beispiel, diesen Böswilligkeiten der Priester gegen die Girondisten gänzlich fern? Ich kann es kaum glauben. Grégoire schweigt sich in seinen Memoiren vollkommen über sie aus.

Der Sekretär vom 2. Juni, der Verfasser des schmachvollen Protokolls, der es auch fälschen ließ, war Durand-Maillane; das sagt er selbst.

Tatsächlich hätten die Girondisten das alles voraussehen können. Die Lage gebot, daß sie sich zurückzogen. Auch der Konvent war ihrer überdrüssig. Politischer Haß und religiöses Übelwollen überboten einander, ihnen jede Stütze zu rauben. Und noch ein schwacher Faden verband sie mit der Nationalversammlung.

Wer hinderte sie denn, ihr Opfer zu vollenden und abzutreten? Fehlte es ihnen etwa an Uneigennützigkeit, an Edelmut? Nein; das sah man am 20. April, als sie durch ihr Schweigen dem großmütigen Verzicht zustimmten, mit dem Vergniaud ihr letztes Rettungsmittel zurückwies.

Die Gefahr hieß sie bleiben.

Ihre Gefahr reizte sie, und so fest ihr Herz war, ihr Hirn unterlag jener Trunkenheit, wie sie gerade die Tapfersten angesichts des Todes ergreift. Das düstere Glück des Martyriums, eine Art mannhafter Freude, ihr Blut für Frankreich hinzugeben, führte sie jeden Morgen auf diese bedrohten Bänke zurück, zu den Kränkungen von den Tribünen, vor die Spitzen der Dolche, die Mündungen der von oben auf sie gerichteten Pistolen. Nicht alle waren unerschrocken; Advokaten und Schriftsteller, an sanfte, friedliche Lebensbedingungen gewöhnt, einige (wie Rabaut) Verkündiger des Evangeliums, waren wenig vorbereitet, diesen furchtbaren Szenen zu trotzen; manche zitterten und erschienen dennoch, geleitet vom Pflichtgefühl, trugen den Kopf hoch und sagten: „Dies hier ist der letzte Tag."

Die unvergleichlich Tapfersten waren die Rolands, die es nie unternahmen, außer dem Hause zu schlafen oder die Wohnung zu

wechseln. Frau Roland fürchtete weder Gefängnis noch Tod; sie hatte nur Angst vor einer persönlichen Beleidigung, und um stets Herrin über ihr Schicksal zu bleiben, schlief sie nie ohne die Pistole neben dem Lager. Als sie erfuhr, daß die Kommune gegen Roland einen Haftbefehl erlassen habe, eilte sie zu den Tuilerien, in der mehr heldenhaften als vernünftigen Absicht, die Ankläger zu zerschmettern, den Berg durch ihre Beredsamkeit und ihren Mut umzuwerfen, der Nationalversammlung die Freiheit ihres Gatten zu entreißen. Sie wurde selbst in der Nacht verhaftet.

Man muß den ganzen Vorgang in ihren wundervollen Memoiren lesen, die oft weniger der Feder einer Frau als dem Dolch des Cato zu entstammen scheinen. Doch ein aus mütterlichstem Herzen kommendes Wort, ein rührender Hinweis auf die untadelhafte Freundschaft, lassen für Augenblicke nur zu deutlich fühlen, daß diese so starke Seele darum nicht weniger zärtlich war.

Was in dieser grausamen Tragödie am meisten rührt, was Frankreich ewig weinen machen wird, ist, daß die Opfer, die so zugrunde gingen, niemals das Volk anklagten. Die Girondisten konnten niemals glauben, daß das Volk gegen sie sei. Die Unfehlbarkeit des Volkes, diese große Lehre Rousseaus, mit der sie vollzogen waren, daran glaubten sie bis zum Tode.

Tatsächlich hatte die Bevölkerung von Paris fast keinen Anteil am 31. Mai. Das Faubourg Saint-Antoine, das für kurze Zeit getäuscht worden war, hatte sich zugunsten des Konvents entschieden. Die zum Handeln genötigten Sektionen bevorzugten sichtlich von den beiden Aufständen den gemäßigten, den „moralischen“, das heißt den jakobinischen. Die Jakobiner, die zur Kommune gekommen waren, wurden zu Herren der Kommune. Die vom erzbischöflichen Palast trugen den Kopf gesenkt. Hébert, dessen Beifall den erzbischöflichen Palast ermuntert, zur Entscheidung gedrängt hatte, war ein Vorsichtiger, ein Gemäßigter, ein Jakobiner geworden. Alle schienen bekehrt. Sie wiesen mit Entrüstung den gewalttätigen Vorschlag von sich, die Tuilerien anzugreifen, die Abgeordneten festzunehmen. Pache sagte: „Die Zweiundzwanzig festnehmen, hieße die Departements zu den Waffen greifen lassen, den Bürgerkrieg entfesseln.“ Als Chaumette die nämlichen Anträge wieder auftauchen hörte, drohte er, sie dem Volke preiszugeben. Die Zuhörer aber tadelten diese Anträge nicht, sondern zollten ihnen Beifall. „Seht,“ sagte Chaumette, „sie fühlen nicht, daß ihr Beifall dem eigenen Untergang gilt.“ Wirklich stark aber war es, daß Dobsent, der Mann vom erzbischöflichen Palast, dieselben Reden führte und Mäßigung predigte.

Die Jakobiner sahen sehr wohl, daß es sich nicht darum handelte, eine schon bestehende Gewalt anzuwenden, sondern eine neue zu begründen. Sie verfügten in der Nacht die sofortige Einziehung der Zwangsanleihe, deren Ertrag an die Familien der Kriegsteilnehmer verteilt werden sollte, und die Schaffung der revolutionären Armee gegen einen Sold von 40 Centimes für den Tag. Man überbot sich in solchem Edelmut. Der sollte den Arbeitslosen sechs Franken geben; jener den nach der Vendée abgehenden Freiwilligen Renten zuerteilen. Chaumette hatte jedoch den Mut, dieser Verschwendung entgegenzutreten: „Und wo sollen wir das alles hernehmen?“ fragte er. Selbst die, welche man bestechen wollte, erröteten darüber. Es gab Arbeiter, die sagten: „Wir verlangen nur unseren Unterhalt als Soldaten; ein wenig Brot und Wein.“

Die Jakobiner hatten sich damit begnügt, in der Nacht lediglich die Worte zu verbreiten: „Der Konvent habe die Eingabe der Kommune kühl aufgenommen. Die Mehrzahl in der Versammlung sei unfähig, das Volk zu retten.“ — Die Zügellosen, in der Hoffnung, die Menge aufzureizen, fügten die dreiste Lüge hinzu: „Man habe den Zwölferausschuß wieder eingesetzt.“

Weit davon entfernt, ihn wieder einzusetzen, ließ der Wohlfahrtsausschuß ihn von der Tribüne durch Barère ablehnen, durch eben den, der seine Gründung veranlaßt hatte. Barère begrüßte in einer Eingabe an das Volk den Aufstand, schmeichelte dem Aufstand, lobte die wundervolle Sanftheit einer friedlichen Erhebung. Er lobte, bewunderte Paris, beglückwünschte alle Welt. Er glaubte, den Aufstand leichten Kaufes einschläfern zu können, sein Mißlingen vollkommen zu machen, ihn in Ehren zu begraben. Nachdem die Eingabe verlesen und gutgeheißen war, hob der Konvent die Sitzung unvermittelt auf und ging auseinander, im Glauben, wenn es ihm gelänge, einen Tag lang den Forderungen der Kommune auszuweichen, so werde alles von selbst enden.

Es war sieben Uhr abends. Seit zwei Stunden schleifte Henriot seine Kanonen durch Paris. Doch die Kommune hatte sich noch nicht über die mehr oder weniger drohende Eingabe einigen können, die man der Nationalversammlung vorlegen wollte. Man erfährt, daß diese davongeschlichen sei, um nichts mehr zu hören. Marat nimmt den Bürgermeister mit sich, läuft zum Wohlfahrtsausschuß, schreit, droht, verlangt, daß man die Versammlung zu einer Abendsitzung einberufe. Cambon und Barère versprachen es, waren aber sehr entschlossen, nichts zu tun. Marat kommt mit dieser Zusage wieder zur Kommune, beruhigt die Zweifel, die einigen hinsichtlich der Unverletzlichkeit der Volksvertreter aufsteigen und läßt die Ein-

gabe schließen. Man bereitet die Belagerung des Konvents vor, man bestimmt, daß die heute abend lagernden Truppen Lebensmittel bei sich haben sollen. Einige fügen hinzu, man müsse von neuem die Sturmglocke läuten, die Alarmkanone abfeuern, und das taten sie wirklich, ohne die Ermächtigung der Kommune.

Der Wohlfahrtsausschuß hatte sich gehütet, Marat Wort zu halten. Er hatte die Versammlung gar nicht einberufen. Cambon gestand das unerschrocken. Sie versammelte sich aber beim Sturmläuten von allein, abends gegen neun Uhr. Die rechte Seite war verödet. Der Berg war erschienen und ein Teil des Zentrums. Das Departement und die Gemeindeverwaltung erschienen an der Barre. Die von Hassenfratz verlesene Eingabe war von zweierlei Geist ihrer Verfasser beseelt: Die Jakobiner waren durch die Forderung der Anklage vertreten; der erzbischöfliche Palast hatte ein paar Worte der Todesdrohung hineingesetzt; ferner einen harten, dürren Befehl: Es ist genug, man muß ein Ende machen.

Der „Moniteur", der in den Tagen der Krisis stets von der siegreichen Gewalt verbessert und gefälscht wurde *), hütet sich, die wirklich bedeutsamen Tatsachen dieser Abendsitzung zu erwähnen. Er sagt nicht ein Wort über den Widerstand des Wohlfahrtsausschusses. Durand-Maillane ergänzt das in seinen Memoiren.

Als Legendre gesagt hatte, man müsse die festnehmen, die den Aufruf ans Volk gefordert hatten, rief Cambon aus: „Wenn man einen Abgeordneten köpfen will, weil er eine Ansicht ausgesprochen hat, so werden wir nicht mehr zu reden wagen! — Man muß es laut aussprechen, es gibt hier zwei Parteien, und alle beide haben unrecht."

---

*) Die wissentlichen oder unwissentlichen Ungenauigkeiten des „Moniteur" sind so zahlreich, daß ich sie nicht wiedergebe. Die meisten sind wissentlich. Man beachte in den Papieren Robespierres das naive Bekenntnis des Leiters dieses Blattes über seine berechneten Entstellungen. — Am 10. April verstümmelte der noch unter girondistischem Einfluß stehende „Moniteur" eine Rede Robespierres. Am 29. Mai und den folgenden Tagen nennt das von den Jakobinern hergerichtete und gefälschte Protokoll Vergniaud unter denen, die nach den Urwählerversammlungen verlangten, was nach seiner letzten Rede sehr unwahrscheinlich ist, denn er hatte gerade festgestellt, daß die Berufung dieser Versammlungen Frankreich verderben werde. — Der „Moniteur" hat ganze Bücher herausgegeben. Die „Memoiren von Levasseur", geschrieben von Herrn Roche, folgen dem „Moniteur" Schritt für Schritt (abgesehen vom an sich schon sehr romantischen militärischen Teil) und schließt sich seiner üblichen Ungenauigkeit an. Der Bericht vom 31. Mai steht hier so in Widerspruch mit den authentischen Akten, daß man versichern kann, der damals hochbetagte Levasseur habe gar keine Erklärungen abgegeben.

Barère, dem Cambons Auftreten Mut machte, fuhr kraftvoll fort: „Ihr werdet die Freiheit nur mit Volksvertretern begründen können, die offen ihre Meinung sagen. Welche Nation wäre entwürdigt genug, eine Verfassung entgegenzunehmen, die von der Gewalt diktiert ist? . . . Ihr könnt nicht die Abgeordneten ihrer Meinungen wegen verfolgen; ihr könnt es nur um Tatsachen willen. Der Wohlfahrtsausschuß wird keinen Bericht erstatten, wenn die Ankläger nicht den Beweis für ihre Beschuldigungen erbringen."

Würde die Versammlung ihren Wohlfahrtsausschuß in dieser Verteidigung der Gironde stützen? Es gab Grund, das zu bezweifeln. Man schien ungeduldig, die Girondisten los zu werden; man sagte: „Wären sie ehrenhaft, so würden sie sich von selbst zurückziehen." Dennoch stimmte man dafür, daß die Kommune und alle, die Beweisstücke gegen die beschuldigten Mitglieder besäßen, gehalten seien, sie vorzulegen, und daß der Wohlfahrtsausschuß innerhalb dreier Tage seinen Bericht über die Eingabe zu machen und Maßnahmen zu beantragen habe.

Dieser lange Aufschub, die Forderung des Konvents, den Tatsachenbeweis zu liefern, sagten der Kommune zur Genüge, daß nur mit Gewalt etwas zu erreichen war. Die beiden aufständischen Parteien, die in der Kommune tagten, die Jakobiner und der erzbischöfliche Palast, waren gezwungen, gemeinsam zu handeln. Hätten die Jakobiner den Rückzug antreten wollen, sie hätten es nicht gekonnt. Die vom erzbischöflichen Palast predigten gegen sie in den Sektionen und waren nahe daran, sie als Verräter zu brandmarken. Gusman hatte das schon am Abend des 31. Mai bei der Sektion der Piken getan. Er ließ sich zu der Bemerkung hinreißen: „Hat man je rücksichtsloser mit der Majestät des Volkes gespielt? Die, von denen es zum Aufstand getrieben worden ist, sind mit seinen Feinden im Einverständnis. Die von der Großmut des Volkes neugeschaffene Kommune hat die Undankbarkeit, ihren Schöpfer zu vergessen. Ich beantrage eine Erklärung, daß der revolutionäre Ausschuß des Vertrauens der Sektion der Piken unwürdig ist."

Der erzbischöfliche Palast ging weiter, und am gleichen Tage beschuldigte Varlet beim Generalrat die Mäßigung seines Kollegen Dobsent. Dadurch, daß man eine gesetzliche Autorität gelten ließ, die des Bürgermeisters, habe man die Maßnahmen der revolutionären Autorität durchkreuzt. Mit größerer Berechtigung klagte er über die Schwäche und Unentschiedenheit des jakobinischen Aufstands.

So schob und reizte der erzbischöfliche Palast die Jakobiner, bis man den gemeinsamen Beschluß faßte, in der Nacht (des 1. zum

2. Juni) die Gemeindebeamten mit Fackelbeleuchtung und von der bewaffneten Macht geleitet, in der ganzen Stadt die Gesetze vom 31. Mai verkünden zu lassen und „die Bürger aufzufordern, ihre Rechte zurückzuerobern, sie mit Waffengewalt zu hüten."

Diese lärmende Proklamation bei Trommelschlag war den Bewohnern von Paris keineswegs angenehm. Einige, die sich bei dem Lärm erhoben und sahen, daß die Ausgesandten ihre Abzeichen nicht trugen, fragten: „Wer sind die Leute?" Und sie bezweifelten hartnäckig, daß sie tatsächlich von der Kommune ausgeschickt seien.

Die unwürdige Lüge, mit deren Hilfe die Leute vom erzbischöflichen Palast versucht hatten, den Faubourg Saint-Antoine zum Mord zu treiben, hatte berechtigtes Mißtrauen geweckt. Zwei Sektionen des Faubourg stellten sich, am 1. Juni, den Gewaltsamen sehr entgegen. Die der Quinze-Vingts nahmen die Abgesandten der Butte-des-Moulins als Freunde auf. Die von Montreuil ließen der Kommune sagen, sie verließen sich auf die Jakobiner, womit sie höflich andeuteten, daß sie sich nicht auf andere verließen, auf die vom erzbischöflichen Palast.

Die Sektion von Grenelle hatte sich ebenso geäußert und erklärt, sie werde nur den Jakobinern folgen, dem gemäßigten oder moralischen Aufstand.

Es war deutlich: die Bewegung kühlte sich ab statt aufzuflammen. Die am 31. Mai und auch noch am 1. Juni mühevoll unter die Waffen gerufene Bevölkerung war endgültig nach Haus gegangen und wollte nicht mehr herauskommen. Die Revolution erfolgte im Namen des souveränen Volkes. Wo aber war dieses Volk? Es wollte sich nicht zeigen. Es war ein Aufstand gegen den Willen der Menge.

Einige Sektionen sahen voraus, daß niemand dem Rufe folgen würde, und fürchteten, verdächtig zu sein. Bei den Lombards geriet man auf den Einfall, die Abwesenden durch vier Füsiliere herbeischaffen lassen zu wollen.

Das waren die Gewaltmittel, mit denen man am Sonntag, dem 2. Juni, die Nationalversammlung zusammenbrachte. Man wendete auch List an. Bei der Sektion de l'Observatoire versicherten die Kanoniere, sie würden die Geschütze nur bis zum Platz des Panthéon schaffen, aber sie brachten sie gegen den ausdrücklichen Befehl der Sektion zum Carrousel.

In mehreren Sektionen konnte man die Nationalgarde nur durch den Hinweis in Bewegung setzen, daß sich auf den Champs-Elysées eine royalistische Ansammlung gegen den Konvent gebildet habe. Bei der Sektion „des Halles" und anderswo machte man die armen

Leute glauben, es handle sich um die Erlangung billiger Preise für die Lebensmittel.

Dieses gemäßigte Verhalten des Volkes, das den Girondisten bekannt war, steigerte gerade ihre Unentschiedenheit aufs höchste. Sie speisten am 1. Juni gemeinsam, und Louvet drängte lebhaft, man solle in die Departements flüchten und bewaffnet wiederkehren, um den Konvent zu befreien. Er blieb mit seiner Ansicht ganz allein. Konnte diese Rückkehr ohne Blutvergießen stattfinden? War das nicht der Bürgerkrieg? Einige unter ihnen, die späterhin dieses grausame Mittel nicht von sich wiesen, hatten jetzt noch ein Grauen davor. Einige sagten (und sagten es immer) das Wort, das sie auf die Mauer ihres Gefängnisses schrieben: „Den Tod und nicht das Verbrechen!“ (Potius mori quam foedari!) Sie wollten lieber bleiben und den Becher des Schicksals leeren, was er auch enthalten mochte. Fliehen? Wenn man fühlte, daß man das Volk für sich hatte, als der größte Teil der achtzigtausend Mann von der Nationalgarde in Wirklichkeit nur kam, um den Konvent zu verteidigen . . . Wäre das vernünftig? Wäre es möglich? . . . Doch, hätten sie auch niemand für sich gehabt, so glaubten sie doch das Recht für sich . . . Sie sorgten und überließen die Gewalttätigkeit den anderen: „Bleiben wir, wir sind das Gesetz.“

Sie blieben, sie mußten sich der Menge zeigen, sich auf ihre Bänke begeben, um zu leben oder zu sterben. Von hier aus würden sie noch immer stark sein. Ihr Mut würde den der Rechten einschließen. Würde die Mitte angesichts ihrer Gefahr, ihrer entschlossenen und traurigen Blicke den Mut haben, sie zu verlassen, auszuliefern? Sie hatten viele Aussichten für sich.

Die ganze Nacht blieben sie bei diesem Beschluß, und er war gut. Am Morgen wurden sie von ihren Freunden von der Rechten besucht, umgestimmt; es war ihr Verderben.

Die Nacht war furchtbar. Die Fackeln, der Trommelschlag, die Proklamationen der Kommune, die Einberufung bei Tagesgrauen, alles war dazu angetan, den Geist zu ermatten, die beunruhigten Gemüter zu schwächen. Sie versammelten sich in der Rue des Moulins, in einem weitläufigen, verödeten Hause, darin Meillan wohnte, der junge Abgeordnete der Rechten, ein sanfter, beweglicher Geist, der die Diktatur Dantons angenommen haben würde und später Royalist wurde. Er machte die größten Anstrengungen, um die Girondisten zurückzuhalten. Sprach er nur in seinem eigenen Namen? Zweifellos gab er der Empfindung der ganzen Rechte Ausdruck, die außerordentlich besorgt war, es könne auf ihren eigenen Bänken zu einer blutigen Szene kommen. Überdies glaubte die Rechte ehrlich

daran, daß die erbitternde Anwesenheit der Girondisten diesen selbst nur schaden würde; sie gedachte, auch für sie und besser als sie selbst Widerstand zu leisten.

Wie kam es, daß diese unerschrockenen Männer sich entschlossen, dem beklagenswerten Rat zu folgen? Kein Geschichtsschreiber hat es gesagt. Es ist aber nicht nötig, daß man es sagt. Der eigentliche Schlag, der sie besiegte, vernichtete, das war die jammervolle Nachricht, die am 2. morgens eintraf, die Ermordung von achthundert Menschen in Lyon . . . Girondistische Hände, wenigstens die Hände solcher, die sich hinter diesem Namen verbargen, hatten es getan. Die Gironde wurde zermalmt . . . Sie war bis dahin die Partei der Menschlichkeit, und nun, an ihrem letzten Tage, kam sie blutbesudelt! . . .

Einer von ihnen, Buzot, dessen Herz Frau Roland gehörte, der wußte, daß sie verhaftet war, entwand sich den Armen seiner Freunde. Er kämpfte mit ihnen und sagte: „Ich will auf der Tribüne sterben.“ Sie hielten ihn zurück. Barbaroux war glücklicher; er entschlüpfte. In herrlicher Unerschrockenheit thronte er auf der verlassenen Bank der Girondisten. Die anderen blieben bei Meillan, der versprach, sie von Stunde zu Stunde zu benachrichtigen. Sie hielten sich stumm, unbeweglich, vom Verhängnis getroffen.

Die Unschuld Barbaroux' erwies sich zu eben dieser Stunde beim Wohlfahrtsausschuß. Man hatte an der Post die Briefe festgehalten, die seine Korrespondenten ihm aus Marseille schrieben. Sie liegen mir vor Augen. Sie enthalten nichts, das auch nur im entferntesten eine royalistische oder gegenrevolutionäre Anschauung verriet. Diese Briefe, besonders die Granets, einer der hervorragendsten Sieger vom 10. August, sind sichtlich von feurigen Republikanern geschrieben, die sich allerdings über den Geist der Bergpartei täuschen, dem girondistischen Irrtum folgen und sich einbilden, die Montagnards seien die Vorposten der Orleans.

Der Wohlfahrtsausschuß fühlte bitteren Kummer, als er diese Briefe las. Der Minister Garat, der anwesend war, erinnerte an das Wort des Aristides in seinem wütenden Streit mit Themistokles: „O Athener, ihr werdet nicht eher zur Ruhe kommen, als bis ihr uns alle beide in den Abgrund gestürzt habt, in den man die Verdammten schleudert!“ Er erinnerte ferner an den Ausweg, den eine der Sektionen vorgeschlagen habe: „Daß die Gironde sich zurückziehen und der Berg die gleiche Zahl Geiseln in die Departements entsenden möge. Cambon, Barère, Delmas, alle griffen den Gedanken eifrig auf. Danton erhob sich, Tränen in den Augen: „Ich erbiete mich als erster,“ sagte er, „um als Geisel nach Bordeaux

zu gehen. Schlagen wir es dem Konvent vor.“ Barère ging sofort hinaus. Er sprach, nicht von der Tribüne, sondern von Bank zu Bank, um den Führern, Robespierre vor allem, auf den Zahn zu fühlen. Alles war verloren. Durch ein Wort, ein einziges spöttisches Wort, machte er die Aufopferung Dantons verdächtig, unmöglich: „Es ist nichts als eine Falle,“ sagte er, „die man den Patrioten stellt.“

Gewiß, der Ausweg war gewagt. Schließlich aber, was tun? Mit welchem anderen Mittel den Bürgerkrieg verhindern? Robespierre nannte keines. Er glaubte sicherlich noch an das Vorhandensein eines „moralischen Aufstands“, der, sich nur im Furchterregen betätigend, ohne wirkliches Handeln, die Freiheit der Nationalversammlung langsam ersticken würde und die Behauptung aufrechterhalten ließe, daß sie stets frei gewesen sei.

Die unter dem Vorsitz des Montagnards Mallarmé eröffnete Sitzung begann mit einem fürchterlichen Schlag, der mit Wucht auf den Wohlfahrtsausschuß niedersauste, ihn demütigte, ihn für diesen Tag des Widerstands beraubte. Man las den verzweifelten Brief der Behörden aus der Vendée, die besiegt, ausgeraubt, auf der Flucht waren und alles bei der Flucht verloren hatten; ein Brief voll Schrei und Tränen, voll bitterer Anklagen gegen die Uneinigkeit der Nationalversammlung.

Es folgte, ohne Atempause, die Nachricht von der Revolte der Sozière und der Haute-Loire, den finster wühlenden Gegenden, die die robuste Bevölkerung Frankreichs ernähren.

Jean-Bon Saint-André fuhr fort. Sein gelbes, galliges Antlitz (aus dem innere Flammen leuchtend hervorglühten) entsetzte die Versammlung, als er die Neuigkeit verkündete: „Achthundert Patrioten sind in Lyon umgebracht worden . . . Man muß überallhin bevollmächtigte Kommissare entsenden, die jeden mit dem Tode bestrafen, der sich der Freiheit entgegenstellt . . .“

Die unversöhnliche, die unermüdliche Kommune war da und wartete an der Barre mit ihrer neuen Eingabe gegen die Gironde. Der Generalmarsch, der noch in allen Straßen geschlagen wurde, ertönte bis in die Versammlung. Lanjuinais besteigt die Tribüne: „Beim Generalmarsch will ich reden.“

Und nun hält er dem Konvent seine Schmach, sein Elend vor — mit dem entschlossenen Mut seines bretonischen Hartkopfes, ohne sich im geringsten beirren zu lassen von den Wutschreien, den Drohungen, die man ihm bei jedem Worte zuwirft . . . ein Gefangener seit drei Tagen, der gegnerischen Macht dienstbar, die ihn durch ihre Söldner drinnen in Schach hält, draußen durch ihre Kanonen;

was hat er getan, seine Würde zu wahren, die Unantastbarkeit der nationalen Repräsentation? „Als die Gewalt Euch diese Eingabe vorbrachte, die durch den Straßenschlamm von Paris geschleift worden war . . . (Heftige Rufe: Er hat das Volk beleidigt! . . .) Nein, ich beschuldige Paris nicht! Paris ist rein! Paris ist gut! Aber schließlich: es ist unterdrückt, ist das Werkzeug der Tyrannen . . .“

„Elender,“ sagte Legendre, „du willst auf der Tribüne Verrat üben!“ Und er eilte auf ihn zu und hob den Arm, als wolle er ihn erschlagen.

Lanjuinais sagt (in seinem Bericht vom 2. Juni), daß er ihm das Wort hinwarf: „Laß dafür abstimmen, daß ich ein Ochse bin; dann kannst du mich totschlagen.“

Legendre, Thureau, Drouet, Chabot und der jüngere Robespierre setzten ihm die Mündung ihrer Pistole auf die Brust. Ein paar Abgeordnete der Rechten liefen, ebenfalls bewaffnet, herbei und befreiten ihn.

Unerschrocken fuhr er fort und schloß damit, daß der Konvent die revolutionären Gewalten brechen und allen, die sich eine solche Gewalt anmaßten, den Schutz des Gesetzes entziehen müsse, so daß man über sie herfallen dürfe.

In diesem Augenblick treten sie ein, diese Gewalten, bringen ihre Eingabe; sie sprechen als Herrscher. Sie fordern die vorläufige Verhaftung der Aufwiegler des Konvents.

Die Antwort des Präsidenten Mallarmé war entschiedener, als man erwartet hatte. Als Montagnard, der eben sehr wohl sah, daß der Berg selber uneins war, schloß er sich dem abweisenden Verhalten an, das fast die Gesamtheit der Nationalversammlung der Bittschrift entgegenbrachte: „Wenn es Verräter unter uns gibt,“ sagte er, „so müssen sie entlarvt und abgeurteilt werden. Ehe man sie bestraft, muß man ihre Verbrechen beweisen.“

Man verfügte die Überweisung an den Wohlfahrtsausschuß, der noch in dieser Sitzung Bericht zu erstatten habe.

Der Konvent, den es zuerst beunruhigt hatte, sich von einer ganzen Armee umschlossen zu sehen, begann neuen Mut zu fassen. Einige Abgeordnete, die hinausgegangen waren, hatten die Haltung der Nationalgarde gesehen. Sie hatten sie dem Konvent sehr wohlgesinnt gefunden. „Ganz Paris steht unter Waffen,“ sagten sie beim Wiedereintreten, „unter Waffen für euch, wenn ihr fest bleibt; gegen euch, wenn ihr nachgebt.“

Der Wohlfahrtsausschuß, der diese Zuversicht teilte, tat einen kühnen Schritt: er ließ im Hôtel de Ville ausrichten, der revolutio-

näre Ausschuß müsse erneuert werden *). Er hoffe, die aufständische Gewalt würde, sobald die Leute vom erzbischöflichen Palast hinausgesetzt wären und sie in den Händen der Jakobiner vereinigt sei, Vernunft annehmen und zögern, die Demütigung der Nationalversammlung herbeizuführen.

Die Begründung, die der Wohlfahrtsausschuß beim Hôtel de Ville ins Treffen führen konnte (und die er kurz darauf dem Konvent vorlegte), bestand darin, daß dieser „Revolutionsausschuß" zum Teil aus Ausländern bestand, Gusman, Proly usw. Diese Bezeichnung „Ausländer", die damals soviel besagte wie „Agenten von Pitt", war von wundersamer Wirkung. Der Bürgermeister Pache, der Schweizer war, mußte für sich selbst besorgt sein. Es war natürlich, daß er mit den Leuten vom erzbischöflichen Palast kurzen Prozeß machte und sich unbedenklich auf die Seite der Jakobiner stellte.

So gehorchte also das Hôtel de Ville. Der Generalrat bestimmt, daß der Revolutionsausschuß nur die neun vom Departement im Saal der Jakobiner ernannten Mitglieder umfassen soll. Das Departement war Lhuillier, und Lhuillier war Robespierre. Die neun konnten, sofern sie wollten, sich ein paar Amtsgehilfen zulegen.

Weit entfernt, die Männer vom erzbischöflichen Palast zu Amtsgehilfen zu machen, nahmen die Jakobiner vor allem Gusman in Haft. Dies merkwürdige Vorgehen ist im Protokoll der Sektion Gusmans (es ist die der Place Vendôme) bezeugt, der gegen ein Uhr erfuhr, daß er verhaftet sei.

Er selbst sagt, man habe ihn verhaftet, weil er „eine großzügige Maßnahme zur allgemeinen Wohlfahrt eingebracht habe". — Welche Maßnahme? Das Niedermetzeln einer Konventspartei? Ausschluß und Verhaftung der gesamten Nationalversammlung, an deren Stelle man als souveräne Volksvertretung die Kommune von Paris setzen würde? Man kann das eine wie das andere mutmaßen. Es ist auch nicht unwahrscheinlich, daß er am 2. Juni wiederholte, was er am 31. Mai zur Sektion gesagt hatte: „Daß der Aufstand von denen verraten worden war, die ihn angezettelt hatten." — Was wäre geschehen, wenn er inmitten der bewaffneten Macht zur Stelle gewesen wäre, die gleichen Schmähungen äußernd?

Wurde dieser wahrhaft kühne Schritt der Festnahme eines Führers vom erzbischöflichen Palast durch die Jakobiner (eine der Aufstands-

*) Dieser bedeutsame Fall findet sich weder in den Urkunden noch in den Registern des Wohlfahrtsausschusses erwähnt (Archives nationales). Trotzdem hat er sich zugetragen; man findet das in den Protokollen der Kommune bestätigt (Archives de la Seine), die gedruckt sind.

parteien setzte also die andere gefangen!), ohne Wissen Robespierres gewagt? Wir können das kaum annehmen. Ein Kurier zu Pferde braucht keine zehn Minuten vom Hôtel de Ville zu den Tuilerien. Lhuillier, der zu dieser Stunde Diktator war im Hôtel de Ville, der Führer der Jakobiner, befragte gewiß seinen Herrn hinsichtlich der Festnahme Gusmans und er erhielt von ihm für Henriot, den er lenkte, die Befugnis, zur Haft zu schreiten, welche die unerwartete Haltung des Konvents notwendig machte.

Als der Präsident, der Montagnard Mallarmé die entschlossene Antwort gegeben hatte: „Man muß beweisen, man muß richten," hatte man, ungeschickt genug, versucht, die Versammlung in Angst zu jagen; ein paar Männer auf den Tribünen hatten sich zu den Rufen verstiegen: „Zu den Waffen!" Dann hatte ein Abgeordneter der Rechten, mochte er nur erschreckt oder bestochen sein, in weinerlichem Ton gesagt: „Rettet das Volk vor sich selbst! Rettet eure Gefährten! Verfügt die vorläufige Festnahme!"

Diese Schwäche oder diese Verstellung weckte in der Versammlung einen Sturm der Entrüstung. — Nicht allein die Mitte und die Rechte, sondern ein Teil der Linken, fast der ganze Konvent, erhob sich und schrie auf: „Nein!"

Ein seltsames Schauspiel! Nur etwa dreißig Abgeordnete blieben sitzen, die jakobinischen Bergparteiler, die Freunde Robespierres und die Maratisten.

Der nichtjakobinische Berg (wie Cambon und Grégoire), der dantonistische Berg, hatten sich mit der Rechten gemeinsam erhoben und hatten wie diese gesagt: „Nein!"

Die Rolle der Jakobiner wurde recht schwierig. Sie hatten geglaubt, den Aufstand durch den Berg gegen die Rechte durchzusetzen. Da nun aber der Berg gleich der Rechten die Verletzung der Nationalversammlung zurückwies, so mußte der Aufstand sich gegen den Berg selbst richten!

Was wurde aus dem Plan des „moralischen Aufstandes?" Die Jakobiner hatten im Hôtel de Ville den erzbischöflichen Palast verdrängt, waren selber von den Männern vom erzbischöflichen Palast angeklagt; würden sie für die Versammlung die Rücksicht bewahren, die sie zu bewahren gedacht hatten? Hätten sie das getan, so wäre der 2. Juni verunglückt, wie der 31. Mai versagt hatte. Dann hätte der erzbischöfliche Palast gesagt: „Wir haben den Aufstand gemacht; die Jakobiner haben ihn an sich genommen und unseren Händen entrissen, aber es war nur, um ihn zu verraten." — Die Jakobiner wären auf die Stufe der Gironde herabgesunken.

So erging es den Anhängern Robespierres *). Da der „moralische Aufstand“ unmöglich war, machten sie, was der erzbischöfliche Palast tun wollte, den „gewaltsamen Aufstand“, die öffentliche Herabsetzung des Konvents.

Das Kommen und Gehen vom Hôtel de Ville zu den Tuilerien, von den Tuilerien zum Hôtel de Ville beanspruchte etwa eine Stunde. Die Stunde wurde von verschiedenen Ereignissen ausgefüllt. Die nach Marseille entsandten Kommissare kamen, um Bericht zu erstatten. Levasseur hielt eine eifernde Rede gegen die Gironde, verlangte die nicht nur vorläufige, sondern endgültige Verhaftung. Als ehrenhafter Montagnard, heldenhaft, ein feuriger Draufgänger, im übrigen aber seinem Fanatismus entsprechend einfältig und leichtgläubig, zog er gegen die Gironde los, wie er bei der Nordarmee gegen die österreichischen Husaren losgezogen wäre.

Endlich erschien Barère und las den Bericht des Wohlfahrtsausschusses: „Der Ausschuß,“ sagte er, „glaubt aus Rücksicht auf die Lage des Konvents, die Verhaftung nicht beantragen zu sollen; er wendet sich an den Patriotismus, an den Edelmut und verlangt von den beschuldigten Mitgliedern für begrenzte Zeit den freiwilligen Rücktritt von ihren Machtbefugnissen.“

Sogleich erhob sich Isnard und bot sich opfermütig als Sühnopfer an. Seine Heftigkeit, sein unverständiger Fluch auf Paris hatte mehr als sonst etwas dem Aufstand zum Vorwand gedient. Mehr als jedem anderen kam es ihm zu, zu sühnen, sich zu demütigen. Er, der ebenso haltlose, wie düstere Geist, gestern Atheist und heute Mystiker, betrat von diesem Tage an das Gebiet des Niedergangs, der Reue, den moralischen Selbstmord.

Auch Fauchet, der stets Christ gewesen war, der sich durch Beichte und Kommunion auf den Tod vorbereitete, nahm seine Absetzung an.

Der gute alte Dussaulx, der seit September ein gebrochenes, blutendes Herz hatte, erbat seinen Abschied.

Lanthenas, der Freund Rolands, zeigte mehr als nur Schwäche; er beging den Fehler, zu sprechen, nicht für sich allein, sondern für die Zweiundzwanzig, die ihn gar nicht beauftragt hatten; er sagte

*) Das ist, wie ich glaube, der eigentliche Grund des sehr berechtigten Hasses, den Robespierre für die Männer dieser Partei empfand. Er hatte ihre Zügellosigkeit im Oktober 1792 nicht aufhalten können: er wurde im Juni 1793 selbst davon mitgerissen. Gusman wußte genau, daß er verloren sei, von Robespierre auf unauslöschliche Tafeln gegraben. Er erbat von Camille Desmoulins die Gnade, ihm einen Posten in der Armee zu geben, eine Gelegenheit, in den Tod zu gehen. Er starb tatsächlich, aber hier, auf der Guillotine, in die „Verschwörung der Ausländer“ mitverwickelt.

in ihrem Namen: „Stürzen wir uns hinab; füllen wir, wenn möglich, den Abgrund aus . . ."

Barbaroux war von wundersamem Mut beseelt und von Entsagung: „Wie soll ich mich für verdächtig halten, da ich von dreißig Departements, von hundert Volksgemeinschaften Zeichen des Vertrauens erhalte? . . . Immerhin, wenn der Konvent meine Entsetzung für nötig hält, werde ich der Verfügung gehorchen."

„Was mich betrifft," sagte Lanjuinais, „so habe ich genug Mut und Willenskraft gezeigt, daß Sie von mir weder Rücktritt noch Amtsenthebung erwarten können."

Todesdrohungen ertönten von den Tribünen und aus einer Ecke der Bergpartei. Die scharfe Stimme des Kapuziners Chabot überschrillte die anderen mit gemeinen Beschimpfungen auf Barbaroux. Die Entrüstung hob Lanjuinais über sich selbst empor, bis zum Erhabenen; er tat den Ausspruch: „Ich sage dem Priester Chabot: Im Altertum konnte man sehen, wie die Todesopfer mit Bändern und Blumen geschmückt wurden; doch der Priester, der sie hinschlachtete, beschimpfte sie nicht . . ."

Marat mißbilligte den Vorschlag des Ausschusses: „Das hieße, den Verschwörern die Ehre der Selbstaufopferung geben. Um sich zu opfern, muß man fleckenlos sein. An mir wäre es, sich aufzuopfern, an mir, dem wahren Märtyrer der Freiheit! Setzt mich ab, sofern ihr nur die Verschwörer festnehmt. Nur muß man der Liste noch Valazé und Fermont hinzufügen, Ducos, der nur ein paar Irrtümer beging, streichen, ebenso den alten Faselhans Dussaulx und Lanthenas, einen geistig Beschränkten . . ."

Billault-Varennes: „Der Konvent hat nicht das Recht, die Amtsenthebung zu veranlassen. Sind sie schuldig, so müssen sie verklagt werden, und zwar durch namentlichen Aufruf . . ."

Er wurde durch einen gewaltigen Lärm vor den Türen unterbrochen. Schon etwas früher, während Levasseur sprach, hatten ein paar Mitglieder fortgehen wollen, es aber nicht gekonnt. Man hatte den Kommandanten der Wache kommen lassen: „Es sind nur Frauen," sagte er, „sie bekundeten das Verlangen, daß kein Abgeordneter fortgehe . . . Doch sie haben Vernunft angenommen."

Die Versammlung gab sich mit dieser vorläufigen Erklärung zufrieden. Diesmal aber gab es keinen Zweifel; sie war tatsächlich gefangen. Es war jetzt die übliche Zeit, zum Mittagessen zu gehen. Die seit dem Morgen eingeschlossenen Abgeordneten hatten alle das Bedürfnis, etwas zu sich zu nehmen. Der Girondist Duperret wollte hinausgehen und konnte es nicht. Abgeordnete der Rechten, der ehrwürdige Dussaulx, wurde zurückgestoßen, ernstlich verletzt. Er

kehrte um, entrüstet wie ein alter Militär, an den man gewagt hat, die Hand zu legen. Boissy d'Anglas, der jünger war, wollte beharren, versuchte Gewalt anzuwenden, wurde aber an der Gurgel ergriffen; man zerriß ihm die Kleidung; er kehrte um, bestieg die Tribüne und zeigte, wie man ihm Krawatte und Hemd zerfetzt hatte.

Sogar der Berg konnte dieses beschämende Schauspiel nicht ertragen. Lacroix verließ seinen Platz, eilte, die Sache festzustellen, und wurde wie die anderen zurückgestoßen.

Grégoire verläßt den Berg, zeigt sich an der Tür, bekundet ein dringendes Bedürfnis. Man entgegnet ihm: „Gern; nur wird man Ihnen vier Füsiliere als Geleit mitgeben." Er nimmt es an und geht so hinaus . . . stellt durch dieses unwürdige Gebaren, diesen Gipfel der Kränkung, fest, bis zu welchem schmachvollen, elenden Zustand der Konvent herabgesunken ist . . . Doch der Konvent war nicht mehr.

Der Berg erstickte in Entrüstung und Wut. Barère sah, daß er dem Wohlfahrtsausschuß beipflichten würde. Laut klagte er die Tyrannei der Kommune an. „London ist es, das hier handelt. Berlin ist es, Madrid . . . Im Revolutionsausschuß gibt es einen Spanier; ein Ausländer tagt dort als Vertreter von Paris; ich habe es dem Bürgermeister sagen lassen und man hat ihn verschwinden lassen . . . Die Engländer sind in Famars, doch sie sind hier in Ihrer Mitte. In diesem Augenblick und vor meinen Augen verteilt man an die Soldaten Assignate zu fünf Francs . . ."

Das war Tatsache. Die Jakobiner, gleichzeitig im Kampf gegen den erzbischöflichen Palast und den Konvent, hatten auf der Stelle zum überzeugenden Argument gegriffen. Sie ließen sich von dem Bürgermeister die zur Unterstützung der nach Paris geflüchteten Ansiedler von San Domingo bestimmte Kasse aushändigen; ihr Beauftragter verteilte zu Pferde im Hof des Carrousel und im Garten der Tuilerien hundertundfünfzigtausend Franken à conto.

„Er muß sterben," sagte Barère, „der Wagehals, der sich vermißt, an die Freiheit der Volksvertreter zu rühren."

Man ließ den Kommandanten der zweiten Legion kommen, der die Wache an den Tuilerien hatte. „Ich habe nicht den Posten bei der Nationalversammlung," sagte er, „ich habe keine Instruktion gegeben."

Der Kommandant der Wache wurde gerufen und sagte: „Meine Schildwachen sind durch ein Bataillon außerordentlicher Garden ersetzt worden . . . Weit entfernt, irgendwem Befehle zu erteilen, habe ich selber solche entgegennehmen müssen."

Lacroix mit donnernder Stimme: „Gebieten wir der bewaffneten Macht, sich von unserem Sitzungsort zu entfernen."

Und Danton schließlich (so spät!): „Damit die beginnende Bewegung nicht zum Vorteil des Adels ausschlage, ersuche ich die Versammlung, ihren Wohlfahrtsausschuß zu beauftragen, der Quelle dieses Befehls nachzugehen. Rechnen Sie auf seinen Eifer, die nationale Majestät zu rächen."

Überweisung an den Wohlfahrtsausschuß.

Darauf der Abgeordnete Saurine: „Der Offizier, der die Befehle erteilt hat, ist der Hauptmann der bewaffneten Macht von Bonconseil."

Ein Blitzschlag konnte nicht stärker wirken . . . Bonconseil, Lhuillier, Robespierre — drei gleichbedeutende Worte.

Barère und der Wohlfahrtsausschuß hatten bei der Kommune gehandelt, beim Konvent geredet, sowohl gegen den erzbischöflichen Palast als gegen Gusman und die Teilnehmer am gewaltsamen Aufstand. Sie hatten es gern gesehen, daß die aufständische Gewalt an die Vertreter des „moralischen Aufstands" überging, an die Vorsichtigen, die Jakobiner. Sie hielten sie für klug genug, um auf die Nationalversammlung Rücksichten zu nehmen, den Bürgerkrieg zu vermeiden, die unfehlbare Folge einer direkten Freiheitsberaubung des Konvents.

Sie glaubten das, sie täuschten sich . . . Bei diesem Wort von Bonconseil sah man, daß alles verloren war . . .

„Rufen wir den Mann von Bonconseil", riefen einige Mitglieder. Eine die Jakobiner beunruhigende Anordnung. Wäre er erschienen, dieser Hauptmann, so hätte man leicht durch ihn auf Henriot und auf Lhuillier geraten können, den eigentlichen Führer von Bonconseil, der überdies an diesem Tage, dem 2. Juni, als absoluter Herr der Kommune an Henriot, an die ganze bewaffnete Macht den Befehl gab.

Barère schwingt sich auf die Tribüne, bleich, vernichtet: „Beweisen wir, daß wir frei sind," sagt er mit erloschener Stimme. „Setzen wir unsere Beratungen inmitten der bewaffneten Macht fort; gewiß wird sie den Konvent beschützen . . ."

Was war die Absicht dieses Mannes mit dem zweierlei Gesicht? Glaubte er, die Jakobiner seien ein für allemal Sieger, und wollte er sie zurückgewinnen, indem er plötzlich die Nachforschungen zum Abbruch brachte, welche die Hand der Jakobiner nachweisen würden? Man könnte es annehmen. Vielleicht dachte er auch, da er wußte, daß die Nationalgarde dem Konvent sehr günstig gesinnt war, wenn die Versammlung bis zu ihr durchdringt, sei sie gerettet.

Welche Partei dann auch siegte, Barère konnte stets sagen, er habe dazu verholfen, und sich den Siegern anschließen.

Mallarmé hatte den Vorsitz niedergelegt, als er die Nationalversammlung gefangen sah. Man drängte Grégoire zu diesem Amt, der sich weigerte; er gab vor, krank zu sein und hatte vermutlich keine Lust, sich als Priester und Montagnard in den Sessel zu setzen, um die Girondisten zu verteidigen. Da er versagte, erhob man den Dantonisten Hérault de Séchelles auf diesen Platz, den Mann der Nacht vom 27. Mai, den Schwächling, den großartigen Schauspieler, der den Feiglingen diente. Majestätisch steigt er herab und stellt sich an die Spitze des Konvents; das Zentrum folgt ihm. Von der Rechten erhebt sich als erster der junge Meillan, der am Morgen die Gironde so schlecht beraten hat. Sie folgt, in einer Anzahl von etwa hundert Abgeordneten. Der Berg rührte sich nicht. Von den Tribünen rief man ihm zu (vor allem die Frauen riefen beschwörend und beugten sich mit halbem Körper vor): „Es ist Gefahr, rührt euch nicht.“ Die jakobinischen Bergparteiler und die Maratisten, einige dreißig Abgeordnete, folgten diesem Rat und blieben. Doch die Masse der Bergparteiler, ehrliche und gerechte Feinde, konnten nicht mit ansehen, wie ihre Gegner, die Vertreter der Rechten, so ganz allein in den Rachen der Kanonen liefen. Auch sie verlassen ihren Platz und reihten sich ihnen an, entschlossen, ihr Los zu teilen.

Es drohte tatsächlich Gefahr. Die Nationalgarde, friedlich und gewaltig an der Zahl, war ganz in der Ferne zu sehen, achtzigtausend Bajonette, die für den Konvent waren. Doch es gab keine Möglichkeit, mit diesem großen Freundesheer in Verbindung zu kommen. Der Hof in seiner engen Holzumzäunung, der Garten — besonders nach der Seite zur Drehbrücke, waren sorgfältig eingeschlossen; man sah hier nur etwa drei- bis viertausend ausgewählte Leute; ein Teil, die Kanoniere, war meist seit zwei Tagen und eben durch den Aufstand beschäftigt; ein anderer Teil Freiwillige — nicht solche, die von allein und umsonst zur Armee laufen, sondern von den Sektionen zu so und so viel pro Kopf angekaufte Freiwillige, meist üble Subjekte, von unersättlicher Geldgier (wie die Protokolle bezeugen), die jeden Augenblick den Säbel zogen, um sich bezahlt zu machen. Man hatte ihnen Mut gemacht, indem man auf der Stelle dieses Assignat zu fünf Livres an sie verteilte, das sich ebenfalls auf der Stelle in Branntwein umzusetzen begann. Der General dieser Trunkenbolde hatte mehr getrunken als die anderen.

Der General Henriot, Lakai und Spion unter dem ancien régime, hatte manchen Feldzug auf Messen und Jahrmärkten unternommen, in Generalskleidung, wie Charlatan und Zahnzieher sie trugen. Er

hatte lange Zeit auf dem Marktschreiergerüst gestanden, mit Epaulettes, Degen und Helmbusch. Es gab keinen zweiten Mann, der so weit zu hören war; er hatte eine fürchterliche Stimme, die einen ganzen Platz zum Schweigen bringen konnte. Seine Feldzüge waren nicht ohne Rückschläge gewesen; welcher Feldherr hätte sie nicht? Gefangengenommen (von der Polizei), hatte er einige Zeit in Bicêtre verbracht. Gerade das begründete sein Glück als Revolutionär. Man hielt ihn für ein Opfer; man hielt ihn nach der Kleidung für einen wirklichen Militär. Das arme Volk des Faubourg Saint-Marceau, das in seinem großen Elend stets einen Gegenstand der Verehrung braucht, hatte Lazowski verloren; es setzte Henriot an seine Stelle. Das Viertel der Rue Mouffetard (Sektion der Sans-Culottes) hatte ihn zum Hauptmann gewählt. In der Nacht vom 31. Mai machte der erzbischöfliche Palast ihn zum General, aus der einzigen Erwägung, daß er in gewissem Sinne der Nachfolger Lazowskis war, ein Mann, in den das Viertel der Allerärmsten vernarrt war.

Das hatte jedoch eine Unannehmlichkeit, daß nämlich dieser große Schreier in Wirklichkeit nichts als Stimme war. Im übrigen ein vollkommener Hohlkopf; nur der Branntwein gab ihm Haltung und Worte. An den großen Tagen, die Geistesgegenwart verlangten, sorgte Henriot dafür, daß er betrunken war; er war fast betrunken am 2. Juni, ganz am 9. Thermidor. In diesem Zustand wurde der General äußerst gefährlich; da er unterschiedslos „nein“ für „ja“ sagte und „ja“ für „nein“, konnte er Unheil anrichten, sogar bei seinen Freunden. Als seine Sektion, die ihm sehr ergeben war, ihm am 2. Juni einen Sprecher sandte, beleidigte er ihn plump. Ein solcher Mann an der Spitze von hundertfünfzig Feuerschlünden, konnte durch einen verkehrten Befehl unparteiisch auf den Berg und die Gironde feuern.

Hérault und der Konvent treten als Masse aus dem Pavillon de l'Horloge heraus, wenden sich ein wenig nach rechts und sehen sich Henriot gegenüber. Dessen Truppe, die zwar besonders ausgewählt war, war doch nicht eines Sinnes; manche riefen: „Es lebe der Berg!“ Andere aber machten nicht diesen Unterschied und riefen: „Es lebe der Konvent!“

Die Unterhandlung beginnt zwischen den beiden Hanswürsten, dem Präsidenten und dem General.

Der Präsident, vornehm: „Was wünscht das Volk? . . . Der Konvent beschäftigt sich nur mit ihm und seinem Glück . . .“

Der General, kopfschüttelnd: „Hérault, das Volk hat sich nicht erhoben, um Phrasen anzuhören, sondern um seine Befehle zu er-

teilen . . . Es braucht vierunddreißig Opfer." — „Opfer?" rufen die Abgeordneten, „wir alle werden es sein!" — „Kanoniere! An die Geschütze!" ruft der General. Die Komödie war vorgesehen. Man beginnt das Manöver, man richtet sechs Geschütze auf dreihundert unbewaffnete Männer. Gleichzeitig springen zwei Dutzend Taugenichtse aus den Reihen, zücken den Degen und fällen die Bajonette.

Das hätte nur lächerlich gewirkt, wären diese Leute nicht betrunken gewesen. Wußte Henriot übrigens, daß der Berg mit herausgekommen war, um die Rechte zu begleiten? Er konnte glauben, die Rechte allein stehe vor ihm . . . Die Kanone konnte auch zufällig losgehen; die Idioten, die sie handhabten, waren in der Mehrzahl und seit zwei Tagen erst Kanoniere. Irgendwer nahm den Präsidenten kräftig beim Arm und gab ihm eine Drehung nach links, in der Richtung des Pavillon Marsan. Er ließ es geschehen, und er führte den ganzen Konvent nach links. Er fand auf dieser Seite nur Achtung und Schweigen. Hätte Hérault ernstlich die Reihen für die Nationalversammlung öffnen, sie hindurchführen wollen, durch diesen Wall Bewaffneter, die sichtlich zauderten, so hätte er das wahrscheinlich gekonnt, und der Konvent hätte sich in die Reihen der Nationalgarde flüchten können.

Die Schwäche Hérault de Séchelles war eine Folge der Unentschiedenheit seines Führers und Freundes Danton. Dieser zögerte jämmerlich. Wenn man selbst seinem Prozeß glauben will (der allerdings von seinen Todfeinden geführt und zurechtgemacht wurde), so soll er ein schmähliches Doppelspiel gespielt haben. Danach hätte er, als die Versammlung gefangengehalten wurde, gesagt: „Wir brauchen den Kopf Henriots." Dann, als er sah, daß die Versammlung entscheidend zurückwich, sei er im Hof herumspaziert und habe heuchlerisch zum General gesagt: „Hab keine Angst, mach nur so weiter."

Indessen durchschritt der Konvent wieder die Vorhalle, den Pavillon de l'Horloge und stieg in den Garten hinunter. Er durchquerte ihn und näherte sich der Drehbrücke. Ein paar junge Abgeordnete trennten sich hier vorübergehend von ihm und eilten auf die Terrasse, die den Quai beherrscht. Dort erblickten sie Tausende von der Nationalgarde, die sorgsam vom Konvent isoliert und ohne jede Nachricht — voll Besorgnis waren, was aus ihm geworden sei. Sie machten den Abgeordneten Zeichen, zu ihnen heranzukommen. „Auch wir werden zu euch stoßen," erwiderten sie ihnen. Eilig stiegen sie in den Garten herab und erreichten den Konvent beim großen Becken, nicht weit vom Platz. Der Durchgang war geschlossen, bewacht. Am Becken entlang lief Marat mit einem Haufen

zerlumpter Kinder hinter dem Konvent her. „Die pflichtgetreuen Volksvertreter zurück auf ihre Plätze!“ rief Marat mit scharfer Stimme. Der Nachtrab, bestehend aus den Dantonisten und Unabhängigen der Bergpartei, von Danton im Stich gelassen, folgte dem Ruf Marats, kehrte zum Palast zurück und schloß sich fügsam den dreißig jakobinischen oder maratistischen Montagnards wieder an, die im Saal zurückgeblieben waren. Die Rechte, die an der Spitze der Prozession marschiert war, wurde nun ihrerseits der Nachtrab und kehrte traurig, besiegt zurück.

Von der Bank der Dreißig sprach der beinlose Couthon, der seinen Platz nicht verlassen konnte, mit sanfter Stimme: „Jetzt,“ sagte er, „haben Sie sich Ihrer Freiheit versichert; Sie sind zum Volk hinausgegangen; Sie haben es überall gut, edelmütig und empfänglich gefunden . . . Ich fordere noch nicht die Anklage . . . Nein; nur, daß die Zweiundzwanzig in Stubenarrest verbleiben — und mit ihnen der Zwölferausschuß, die Minister Clavière und Lebrun.“

Legendre wollte von den Zwölf einen ausgenommen wissen und Marat zwei bis drei andere. Während man die Verfügung verlas, sagte er: „Fügen Sie dieses hinzu, streichen Sie jenes . . .“ Der Vorlesende fügte hinzu und strich, ohne die Versammlung zu Rate zu ziehen. Die Rechte verlangte die namentliche Abstimmung, im Gedanken, daß manche eine Ehrlosigkeit scheuen würden. Indessen sagten einige: „Schließlich sind sie nicht sehr zu beklagen, wenn sie zu Hause bleiben dürfen.“ Und andere: „Ein kleines Übel ist vorzuziehen, wenn damit ein großes vermieden wird.“ Ein anderer, mit stoischer Miene: „Es wäre wohl besser, nicht abzustimmen, als seine Pflicht zu verletzen?“ Dieser Ausweg wurde eingeschlagen. Die Versammlung unterließ die Abstimmung. Der Berg allein stimmte ab, durcheinander mit Leuten aus dem Volk, die sich freundschaftlich in seine Reihen gesetzt hatten.

Kaum war der Erlaß bestimmt, als eine große Zahl Abgeordneter den Sekretär, den Verfasser des Protokolls, Durand-Maillane, umringten, damit er verzeichne, daß sie gegen die Gewalt Einspruch erhoben, mit der man die Nationalversammlung bedroht hatte. Der sehr vorsichtige Sekretär ließ sie unterzeichnen, aber auf einem losen Blatt. „Was manchen Vergnügen machte,“ sagte er boshaft; „als sie sahen, daß die Partei Robespierre an Kraft und Festigkeit gewann, baten sie mich, das Blatt mit ihren Unterschriften zu verbrennen.“ Durand erfreute alle: die Besiegten, indem er ihren Einspruch zunichte machte; die Sieger, indem er ihnen gestattete, sein Protokoll zu fälschen, jede Spur einer Gewalt gegen den Konvent zu tilgen.

Gegen Ende der Sitzung erschien eine Deputation, die behauptete, das „gesamte Volk von Paris" zu vertreten, um der Nationalversammlung zu danken, und erbot sich, Geiseln zu stellen in Höhe der verhafteten Abgeordneten. „Ich nehme es an," sagte Lanjuinais, „um den Bürgerkrieg zu vermeiden." — Doch Barbaroux lehnte ab, setzte edelmütig sein Vertrauen in die Gerechtigkeit von Paris.

Es war zehn Uhr abends. Hérault war verschwunden. Mallarmé sah sich genötigt, den Vorsitz wieder einzunehmen, um die Sitzung aufzuheben. Die Bergpartei ging auseinander. Die Rechte wollte es ebenso machen durch die Tür, die sich an ihrer Seite befand. Diese Tür war gesperrt. Die in den Saal zurückgedrängten Abgeordneten wandten sich an den Präsidenten, der, von Scham übergossen, die Nase ins Papier steckte und auf gut Glück sagte: „Ich mische mich da nicht hinein." Tatsächlich wies ein Hausdiener auf die überlegene Gewalt hin, welche die Versammlung gefangen hielt. Er sagte: „Man ist zur Kommune gegangen, um den Befehl zu holen, die Überwachung aufzuheben." Man wartete eine Viertelstunde.

Nichts fehlte, das häßliche Bild dieses traurigen Ereignisses zu vervollkommnen; es bedurfte keines deutlicheren Beweises für die über den Konvent ausgeübte Gewalt. Die unzulänglichen Werkzeuge dieser Gewalt rühmten sich dessen und glänzten damit. Den ganzen Tag sah man auf den Champs-Élysées die Vorbereitungen zu einer Belagerung, das ganze Material der Artillerie, Öfen zum Erhitzen der Kugeln und ähnliche Werkzeuge. Soviel Vernunft besaß der General Henriot!

Am Abend, im Théâtre-Français (Odéon) und zweifellos auch in anderen Sektionen, gab man entrüstete Berichte von den Szenen des Tages. Bonneville, der als erster die Republik beantragt hatte, verfaßte einen Protest gegen den 2. Juni, und das Théâtre-Français wollte ihn an alle anderen Sektionen senden. Dieser Beschluß wurde nicht befolgt.

Die Trägheit war ungeheuer; man unterwarf sich, und allgemein war die Befriedigung, das Ende der Krise zu sehen. Die Nationalgarde war seit vier Tagen fast dauernd unter Waffen gehalten worden. Die Husaren der École-Militaire, die zweiundsiebzig Stunden nicht vom Pferd gekommen waren, hatten nicht mehr die Kraft, in ihr Quartier zurückzukehren; sie verblieben, halbtot vor Hunger, bei den Quatre-Nations, wo die Sektion ihnen zu essen gab.

Abends und während der ganzen Nacht wandte man allerlei Mittel an, um irgendwelche Widerstände zu brechen. Der Revolutionsausschuß des Hotel de Ville verlangte, daß jede der benachbarten Sektionen ihm acht Kommissare sende, um bei der Entwaffnung und

der Festnahme der Verdächtigen behilflich zu sein. Im „Droits de l'Homme“ (dem äußersten Viertel des Marais), ließ man die Liste der bewaffneten Sansculotten anfertigen, um ihnen auf der Stelle den Lohn zu bezahlen. Bei der Sektion de Grenelle leugnete man zunächst die Verhaftung der Abgeordneten ab; dann sagte man, sie seien nur bis zum Bericht des Wohlfahrtsausschusses in Haft genommen. Andernorts berichtete man mit Nachdruck von der Würde, mit der das souveräne Volk die Bewegung abgeschlossen habe. Der Konvent hatte für den 10. August eine allgemeine Verbrüderung zugesagt. Dieses eine Wort, das eine Zeit des Friedens und der Hoffnung ins Gedächtnis rief, wurde beifällig aufgenommen.

Von Sektion zu Sektion lief auch ein Ausspruch um, den man erhaben fand. Ein Sansculotte sollte zu einem erschreckten Abgeordneten, der eine Pistole trug, gesagt haben: „Du bemühst dich umsonst, du wirst nicht mal eine Schramme kriegen.“ Tatsächlich fanden manche einen Trost darin, daß schließlich in dieser großen viertägigen Bewegung kein Blut geflossen war. Man schloß daraus, daß künftighin die Septemberzustände unmöglich seien, man bewunderte die Milderung der Sitten und man bemühte sich, Hoffnung zu fassen.

Trotz alledem fühlten sich die Jakobiner keineswegs beruhigt. Sie, die unfreiwillig den Plan des „moralischen Aufstands“ aufgegeben hatten und zu dem gewaltsamen Verfahren des erzbischöflichen Palastes ihre Zuflucht genommen hatten, waren besorgt und traurig. Die jakobinischen Sektionen begannen den anderen auf den Zahn zu fühlen, sie zu festigen, ihnen den Hergang darzulegen: Wie der Konvent im Garten gewesen war, um sich ein paar Minuten auszusprechen, und dann, vom Volke aufgefordert, zur Sitzung zurückgekehrt war. Die Sektion von Bonconseil zeigte sich unermüdlich. Die ganze Nacht besuchten ihre Abgeordneten die achtundvierzig anderen Sektionen von Paris und boten jeder von ihnen „den Bruderkuß“.

Keine Begebenheit war von solcher Tragweite. Der 2. Juni 1793 enthält in sich den Fructidor und den Brumaire, alle die folgenden Staatsstreiche.

Diese große, so oftmals wiedergegebene Begebenheit, von geschäftigen Händen geschildert, ist darum nicht weniger unbeachtet, unverstanden geblieben.

Und das führte zu ewigem Streit. Man kopierte mehr oder weniger geschickt die Zeitungen, die Memoiren, die sehr allgemein ein paar äußere Züge der Begebenheit berichten, und die nicht ein Wort

von den entscheidenden Tatsachen, dem Drama im Inneren sagen, das sich unter der Oberfläche abspielte.

Ein einwandfreies Zeugnis dieses Dramas blieb jedoch bestehen, in den authentischen Akten, besonders in den Protokollen der achtundvierzig Sektionen; jede dieser Akten ist ganz kurz, unklar für den, der nur eine allein betrachtet. Alle zusammen ergänzen sich, beleuchten, kontrollieren einander; sie werfen auf das Ereignis ein grelles Licht, das gestattet, es klar zu sehen, Teil am Teil. Nie vielleicht hat man auf ein geschichtliches Ereignis ein solches Strahlenbündel vereinigen können.

Zwei Dinge werden durch diese letzten Kapitel festgestellt bleiben: Die girondistische Politik war in den ersten Monaten von 1793 ohnmächtig, blind; sie hätte Frankreich zugrunde gerichtet.

Die Girondisten persönlich waren schuldlos. Sie haben nie daran gedacht, Frankreich zu entvölkern. Sie waren in keinem Einvernehmen mit dem Feind.

Achtes Kapitel

Paris und der Konvent

Besorgnisse und Größe des Konvents. — Frankreich in Todesgefahr. — Das Verbrechen der Gironde. — Gab es eine Regierung? — Die einzige organisierte Gewalt ist bei den Jakobinern. — Neue Ausblicke der Revolution. — Die „Terra incognita". — Der Berg will die Regierung nicht an Robespierre übertragen. — Der Konvent will nichts anderes als die Verfassung. — Das Fehlen jeder Regierung. — Die revolutionäre Armee — Wie man die revolutionäre Armee forderte. — Wie man die revolutionäre Armee vermied. — Robespierre und Marat Hüter der Ordnung.

Der Konvent kehrte am 3. Juni in sein Gefängnis vom vorigen Tage zurück, in den düsteren kleinen Theatersaal der Tuilerien, wo er eine so traurige Rolle gespielt hatte. Der Berg trat bebend vor unterdrückter Wut hinein; er begab sich auf diese Bänke zurück, auf denen er genau so gut wie die Gironde gefangen gewesen war; Grégoire hatte hier gerufen, Lacroix hatte geweint; hier hatte, unter dem Gelächter der Tribünen, ein Montagnard, der austreten mußte, das Zugeständnis erlangt, begleitet, in Sehweite von vier Füsilieren bewacht zu werden . . .

Die Royalisten rieben sich die Hände. „Der König ist gezwungen worden, die rote Mütze aufzusetzen; diesmal ist es der Konvent . . . Er wird die grüne Mütze nehmen, und dies neue Königtum ist nur ein morscher Balken . . ." (Révolutions de Paris.)

Soll das heißen, daß der Konvent eine Versammlung von Feiglingen war, aus lauter Sieyès bestand?

Seien wir gerecht. Von der Zange der Notwendigkeit gepackt, unter die fürchterliche Presse des Mißgeschicks gehalten, hat er, im Guten wie im Bösen, das geleistet, was in der menschlichen Natur liegt. Unglaublich geduldig vor dem Thermidor und später schwach und aufbrausend, von einer bedauerlichen Reaktion bis zur Auflösung getrieben, hat er darum nicht weniger die Welt in Erstaunen gesetzt, sowohl durch den persönlichen Heldenmut seiner Mitglieder als durch die wundersame Fruchtbarkeit seiner Schöpfungen.

Das ist es, was die Geschichte ihm schuldet.

Was man auch sagen möchte oder könnte, niemals hat eine Volksvertretung soviel lebendige Kräfte, besessen, so viele bis in den Tod pflichtgetreue Männer. Diese Abgeordneten, gestern noch Anwälte, Ärzte, Schriftsteller, setzten die Kléber und die Desaix durch ihren Mut in Erstaunen. Oft, wenn die Militärs versagten, gingen sie vor und ließen sich, wie Fabre, de l'Aude, auf der Stelle töten, wo sie die Fahne aufpflanzten. Nie wird die Welt unerschrockenere Leute sehen als Merlin de Thionville, Bourbotte, Lacoste, Romme, Philippeaux; nie einen stählеren Willen als den von Jean-Bon Saint-André, Baudot, Levasseur.

„Habt ihr denn," sagte ein Mann von der Rechten, „einen Pakt geschlossen mit dem Siege?" — „Nein, wohl aber mit dem Tod," entgegnete der junge Bazire, der neben Danton saß.

Eine große Volksvertretung von beständiger Fruchtbarkeit, selbst über ihr Elend hinaus, unabhängig von den Ereignissen; verstümmelt am 31. Mai, begeht sie die größten Taten; verstümmelt im Thermidor, fährt sie fort zu zeugen. Vorher und nachher beschenkt sie Frankreich mit einer Unmenge von Einrichtungen. Alle folgenden Regierungen verdammen sie und stützen sich auf sie, verwenden folgsam ihre Gesetze, ziehen aus dem, was sie geschaffen, ihren Nutzen — in unfreiwilliger Anerkennung der souveränen Majestät einer vor allen anderen schöpferischen, organisatorischen Nationalversammlung, die mehr als irgendeine andere Menschenkraft die unerschöpfliche Fruchtbarkeit der Natur zum Ausdruck brachte.

Erwähnen wir wenigstens einige ihrer großen Schöpfungen:

Vor dem 9. Thermidor. — Die ersten Teile des Code civil. Das Staatsschuldenbuch. Die Teilung des Gemeindebesitzes. Den neuen Kalender (astronomisch und vernunftgemäß). Das Dezimalsystem. Die Einheitlichkeit der Maße und Gewichte. Das Museum des Louvre. Das Museum der Denkmäler Frankreichs. Das Musikkonservatorium. Die Erweiterung des naturgeschichtlichen Museums,

dem großen Lehrmittel der Naturwissenschaften. Die Verwaltung des Telegraphen. Das Bergbaukollegium. Die Erzfabrikation, die neuen Pulverfabriken usw.

Nach dem 9. Thermidor. — Die École normale, die Écoles centrales et primaires (höhere Schulen und Elementarschulen), das heißt das einzige vollkommene Unterrichtssystem, das es in Frankreich gegeben hat. Das Polytechnikum. Das „Institut de France". Das „Bureau des Longitudes" (Bureau der Längengrade) usw.

Was aber den Konvent für immer empfiehlt, das ist seine unendliche Wohltätigkeit, die ungeheure Anstrengung, mit der er, besonders 1793, die Gesetze der Brüderlichkeit zu verwirklichen sucht. Er bewilligt den Soldaten Pensionsgelder, den Kalvinisten Unterstützungsgelder. Er nimmt sich der Findelkinder an, der Kinder der Hingerichteten, erzieht sie und nennt sie Kinder des Vaterlandes. Er unterstützt die Familien mit großer Kinderzahl. Er gründet die „Écoles de santé". Er befaßt sich selbst mit der Verwaltung der Hospitäler. Er gibt den Hospitälern von Paris eine so große Ausdehnung, daß man ihn als ihren Gründer erachten muß. Er ruft „Beaujon" und „Saint-Antoine" ins Leben. Er erweitert das Hôtel-Dieu und verordnet, daß jedes Bett nur einen Kranken beherbergen darf (man belegte es sogar mit sechs).

Nun frage man nicht, weshalb der Konvent am 3. Juni auf seinen entweihten Bänken wieder Platz nahm. Aus zwei Gründen kam er wieder.

Er fühlte sich der Menschheit verantwortlich, da er so große Dinge zu tun hatte.

Er konnte sich, in der entsetzlichen Gefahr, die Frankreich bedrohte, nicht zurückziehen, ohne ihm den Gnadenstoß zu geben. Der Rückzug wäre ein Verbrechen gewesen.

Frankreich, fast aufgelöst, wie es war, an allen seinen Grenzen offen, ohne Regierung, ohne Verteidigung, im Inneren von der Vendée geschlagen (die am 10. die Straße nach Paris eroberte), Frankreich hatte noch eine Stärke, eine einzige, seine Nationalversammlung. Es hing ganz und gar an diesem dünnen Faden, den man schon für gerissen halten konnte.

Wehe dem, der unter solchen Umständen an seine persönliche Ehre dachte! Man mußte alles erdulden, nichts sehen und nichts empfinden, die Herausforderung und die Tränen hinunterschlucken und in aller Schmach wieder Platz nehmen, sie wenn möglich leugnen, behaupten, man sei frei gewesen und sei noch immer frei. Das war es, was der Berg tat, und er rettete Frankreich, dessen einzige und letzte Zuflucht in der Autorität des Konvents lag.

Das Protokoll vom 2. Juni, das von dem ängstlichsten Mann der Versammlung verfaßt und eingerichtet worden war, von Durand-Maillane, dem Mann der Rechten, der für die Linke stimmte, wurde auf unbestimmte Zeit vertagt und kam erst lange nachher zum Vorschein. Als Grégoire bei der Rückkehr verlangte, das Protokoll solle die der Versammlung angetane Kränkung feststellen, sagte der Verfasser: „Ich habe den allgemeinen Tatbestand wiedergegeben, so daß man erkennt, in welcher Verfassung der Konvent beraten hat.“ Die Versammlung gab sich zufrieden; stumm und düster ging sie unvermittelt zur Tagesordnung über. Sie war entschlossen, sich nicht für beleidigt zu halten, sich mit Frankreich zu befassen und nicht mit sich selbst.

Die Lage war im April fast verzweifelt. Wie war sie nun im Juni? . . . Man war nicht mehr auf dem Wege zum Abgrund, man hatte ihn erreicht, man stürzte hinab. Ein Wort genügt, das zu beurteilen. Es brauchte mindestens sechs Monate, um Hilfsquellen zu erschließen, eine Regierung ins Leben zu rufen, die Armeen wiederherzustellen. Und die ungarische Reiterei konnte in drei Tagen von Valenciennes hier sein und ihre Pferde im Konvent an die Krippe legen.

Die englisch-österreichische Armee, die fünfzig Meilen von hier stand, warum kam sie nicht nach Paris? Es gibt nur einen Grund, nämlich, daß sie nicht wollte. Sie sollte Städte einnehmen und nicht wieder einen König von Frankreich machen.

Hier zeigt sich das Verbrechen der Gironde in seiner ganzen Größe, das Verbrechen, angesichts des Feindes drei Monate nur geredet zu haben! Man wagt kaum, den Blick in das unergründliche Nichts zu tauchen, darin sie das Land gelassen hatte. Sie hatte weder selbst etwas getan noch irgend etwas tun lassen.

Sie hatte nicht verstanden, die Steuern beizutreiben. Die Rückstände mehrten sich fortwährend; man kehrte zu den barbarischen Zeiten zurück; die Steuern mußten in Lebensmitteln eingefordert werden (September).

Sie hatte nicht verstanden, die Emigrantengüter zu verkaufen. Die girondistischen Verwaltungen widersetzten sich hartnäckig den Anordnungen ihres Ministers Roland und wußten sich den Emigrantenfamilien nicht zu widersetzen, die durch falsche Ausweise ohne Schwierigkeit die Aufhebung der Beschlagnahmen durchsetzten und von ihren Gütern wieder Besitz ergriffen.

Sie stützte nicht das Assignat und wagte nicht, die schlechten Bürger zu strafen, die die Unterschrift des gefährdeten Frankreich nicht anerkannten. Daher eine doppelte und entgegengesetzte grau-

same Wirkung, todbringend für das Volk. Der Lohn stieg nicht, die Preise der Lebensmittel stiegen. Im Juli kostete eine Metze weißer Bohnen dreißig Centimes.

Sie machte auch nicht einmal Gebrauch von der Zuflucht der Zwangsanleihe, in der glücklichen Verbindung, wie Cambon sie vorgeschlagen hatte, und ließ die Sache in die Hände der revolutionären Ausschüsse geraten.

Der Berg hatte als Zuflucht gegen das heraufbeschworene Europa, gegen einen so nahen Feind, der jeden Augenblick in Paris einfallen konnte — der Berg hatte zwei Projekte in der Lade! und zwei Blatt Papier . . . Das Gesetz der Milliarde Zwangsanleihe und das einer neuerlichen Fabrikation von einer Milliarde Assignaten.

Doch um diese Anleihe zu erheben, um die Armeen wiederherzustellen, um in den ungeheuren Wirrwarr etwas Einheitlichkeit zu bringen, um auf die Departements zu wirken, die von der ihnen angetanen Kränkung höchst erzürnt waren, bedurfte es einer Regierung.

Und hier tat sich vor den Augen der Bergpartei ein Abgrund noch im Abgrund auf . . . Daß nämlich die Heilmittel ebenso grausam schienen als die Leiden.

Die vierzigtausend revolutionären Ausschüsse — wären sie eine Regierung? Sie waren voll Feuereifer, voll Vaterlandsliebe, gleichzeitig aber ungeschickt, linkisch und jähzornig. Es gab kein ungeeigneteres Werkzeug. Sie ereiferten sich, verleumdeten, verhafteten, aber handelten nicht. Die Revolution glich in ihren Händen jenen Tausendfüßlern, die sich abzappeln und nicht vorankommen.

Die Volksvertreter selbst — wären sie eine Regierung? Ihre Aufopferung war bewundernswert, ihr Mühen erstaunlich; sie gaben ihr Leben, ihr Blut. Doch es genügte nicht, zu sterben; die Schwierigkeit war, zu leben und nutzbringend zu handeln, gemeinsam und im Einverständnis zu handeln, sich einer allgemeinen Leitung unterzuordnen. Die Gewalt ihrer patriotischen Leidenschaft, das Feuer ihres stolzen Mutes waren ein Hindernis dafür. Alle übereilten sich, alle schadeten sich. In dem mißtönenden Wetteifer der beauftragten Volksvertreter und der Agenten, die von der Kommune, den Ministern, den Sektionen ebenfalls entsandt wurden, zeigte sich genau das Gegenteil einer Regierung; es war wie ein Orkan von Streit und Anklage, ein Kampf einander entgegengesetzter Tätigkeiten, die sich wieder aufhoben.

Die Verwirrung, das Übermaß der Gefahr verlangten die Diktatur. Ich sage nicht, einen Diktator. Einer Nationalversammlung, die vor

kurzem einem König den Kopf abgehauen hatte, eilte es nicht, einen neuen einzusetzen.

Die Girondisten stellten in ihren Romanen ein Triumvirat Marats, Dantons und Robespierres auf — des Königs der Presse, des Königs der Nationalversammlung und des Königs der Jakobiner.

Eine scharfsinnige Annahme, doch ohne Grundlage. Diese Männer waren unvereinbar, überdies alle drei unmöglich.

Danton hatte am 2. Juni geschwankt, wie im Januar. Er flößte kein Vertrauen ein.

Robespierre, mit seinem „moralischen“ Aufstand, hatte sich zu spitzfindig erwiesen; er besaß nicht die rücksichtslose Energie, welche die Volksphantasie verlangte. Viele achteten ihn, bewunderten ihn, hielten ihn aber für einen Philosophen, einen armen guten Menschen.

Möglicher als diese beiden war Marat, der in seiner Überspanntheit wenigstens das Verdienst hatte, nicht gewankt zu haben. Er hatte freimütig, plump gesagt: „Man braucht ein leitendes Haupt.“ Und er hatte es nicht nur gesagt. Er war am 2. Juni dieses Haupt gewesen. Er übte „Gnade und Gerechtigkeit“. König sein ist nichts anderes. Doch seit dem Tage war er auch todgeweiht. Nicht nur wurde er das Ziel des girondistischen Dolches, sondern er wurde auch von der Bergpartei stillschweigend in den Bann getan; sie hörte nicht mehr auf seine Worte und würdigte seine Briefe keiner Durchsicht. Das verletzte ihn ungemein. Er war schon krank, jetzt wurde er bettlägerig. Er schrieb am 20. an die Jakobiner, um den verhängnisvollen Ausspruch zu erklären. Wie aber die Tat erklären, wie dem Berg beweisen, daß er nicht gefangen gewesen und daß er, Marat, nicht König gewesen sei?

Überdies hatte Marat, trotz der Macht, die er in der volkstümlichen Presse besaß, nur in Paris Gewalt. An einer über ganz Frankreich ausgedehnten Gewalt gab es nur eine, die einigermaßen organisiert war, die jakobinische Gesellschaft. Das führte wieder auf Robespierre zurück, der als der Mann des Schicksals erschien und die Zukunft bedrohte.

Aber gerade dies Schicksalsvolle entrüstete die große Mehrheit des Berges.

An Temperament, Instinkt, Naturanlage war er Robespierre noch mehr entgegengesetzt als Danton oder Marat. Das dantonistische Temperament, der Geist Diderots in seinem Dithyrambus von der „Orgie der Freiheit“ war dem Berge geläufiger. So begeistert er war, der lehrhaften und pedantischen Zungenfertigkeit des großen „Phrasendreschers“ Brissot ledig zu sein, ebensosehr grauste es

ihn, unter die Zuchtrute des „unfehlbaren“ Robespierre zu geraten. Er verabscheute die Gironde, in welcher er die Auflösung der Republik erblickte, doch entsetzte es ihn nicht weniger, die ungeheure und fruchtbringende, überschäumende und von Empfindungen, Ideen und Lebenskraft strotzende Revolution plötzlich zusammenschrumpfen zu sehen, Selbstgeißelung und Buße tun, diese mittelmäßige Vernunft annehmen, welche die gewaltigsten Lebenswogen zugunsten der Disziplin und der einheitlichen Organisation unterdrückt*).

Umfaßten die Jakobiner die Revolution? Nein.

Abgesehen von den neutralen Bergparteilern, Barère, Grégoire und anderen, waren die dantonistischen Montagnards, Männer von Schwung und Leidenschaft, die Desmoulins, Fabre d'Églantine, Legendre, Philippeaux, Thuriot — mochten sie nun das jakobinische Diplom haben oder nicht — dem Geist der jakobinischen Gesellschaft entgegen.

Dasselbe ist zu sagen von den in ihrer Eigenart (im Militär-, Finanz- oder Verwaltungswesen) hervorragenden Montagnards, Cambon, Carnot, Prieur, Lindet, die im allgemeinen den Jakobinern nicht gut gesinnt waren und nie den Fuß dorthin setzten.

In zweierlei Sinne, als Leidenschaft und als Besonderheit, überragte der Berg die jakobinische Gesellschaft. Doch selbst der Berg umfaßte längst nicht die ganze Revolution.

Seit dem 2. Juni gewinnt man neue, ungeheure Ausblicke. — Die Revolution schien groß. Sie erscheint unendlich.

„Über Marat hinaus,“ hatte Desmoulin geäußert, „muß man das sagen, was die alten Geographen bei unerforschten Gebieten auf ihre Karten setzten: ‚Terra incognita‘.“

Diese ‚Terra incognita‘ ist es, die jetzt zum Vorschein kommt.

Aus der Richtung Lyons steigt der revolutionäre Mystizismus Chaliers empor.

Gegen Norden, in der Picardie, macht sich der große Kommunist

---

*) Die schon gefesselte Presse deckt alles sorgfältig zu. Besonders der „Moniteur“ ist geschickt zurechtgestutzt und verwischt alles. Der Eigensinn, die Unduldsamkeit des Berges, wie sehr er auch von den Zeitungen und den Protokollen geheimgehalten, gefälscht, verstümmelt worden sein mag, brach deshalb nicht weniger los, und in der verstärkten Wut des Juni drängt man schon zum Thermidor. — Bourdon, von der Oise, Feind der Girondisten, nicht weniger auch ein Feind Robespierres, wird von den Cordeliers einer seltsamen Tat beschuldigt. Sein Haß gegen Robespierre riß ihn am 31. Mai derart hin, daß er im Augenblick vergaß, wie sehr er den Tod der Gironde wollte; er durchquerte den Saal und ging auf sie zu, um Vergniaud die Hand zu drücken. — Protokoll des Klubs der Cordeliers, auf losen Blättern, aufbewahrt im zweiten Register, 3 vend. (29. September). (Archives de la Préfecture de police.)

Babeuf bemerkbar, der seit 1790 Schriften veröffentlicht, und der 1792 und 1793 von den Montagnards sehr schlecht behandelt wird.

Im Zentrum selbst erhebt sich der kühne Versuch einer neuen Religion, das Unternehmen, der Revolution (nicht nur Frankreichs, sondern der ganzen Welt) ihr Weltorgan zu geben, den Kultus der Vernunft. Wer tut das? Es ist Paris. Paris überflutet Frankreich, übertrifft es und verfolgt seinen Weg in der Entwicklung der Menschheit.

Was wird die Gesellschaft der Jakobiner allen diesen großen Dingen gegenüber tun? Es genügt nicht, sie zu leugnen, sie abzutun, indem man nicht von ihnen spricht.

Könnte die politische Revolution sich durchsetzen, ohne zu einer sozialen und religiösen Revolution zu werden?

Die klassische Revolution Rousseaus und Robespierres, kann sie unbehelligt im düsteren Saal der Rue Saint-Honoré bestehen, ohne mit der anderen, der romantischen Revolution zu rechnen, die vor den Mauern dumpf aufbrüllt, wie die Stimme des Ozeans?

Ohne sich das richtig klar zu machen, fühlte der Berg instinktmäßig, was es bedeuten würde, die Revolution in die reinen und patriotischen, aber begrenzten Hände der jakobinischen Diktatur zu legen; es hieße, ein unbegrenztes Maß lebendiger, nicht umzubringender Kräfte zurückdämmen — wären sie aber zu ersticken, so würden sie durch ihren Tod die Republik ausdörren, sie unfruchtbar machen.

Das ist der Grund, weshalb der Berg drei Monate lang, auf die Gefahr hin, alles zu verlieren, mit Grauen vor der Notwendigkeit zurückschreckte, eine Regierung zu schaffen. Nur eine war möglich, die jakobinische Regierung. Er achtete die Jakobiner, er bewunderte Robespierre, und er erbebte vor dem verhängnisvollen Abhang, auf dem alles ihm entgegen soll. Er vermeinte (ich glaube, mit Unrecht), daß er nach der Macht verlangte. Er wollte nichts, als die Autorität.

Das war weniger, und das war mehr. Er hatte den Charakter des Priesters und erstrebte als solcher vor allem die Herrschaft der Geister.

Der Konvent, weit entfernt, diesen Charakter zu durchschauen, vermeinte, als er am 3. Juni wieder zusammentrat, keinen Augenblick verlieren zu dürfen, um ihm die Macht zu verschließen.

Ein gemäßigter Montagnard, Cambacérès, Kollege Cambons im Departement de l'Hérault, der, ohne Dantonist zu sein, zweimal, bei zwei großen Gelegenheiten dem Gedanken Dantons und der Nationalversammlung Ausdruck gegeben hatte, faßte auch diesmal das Empfinden des Konvents in eine einzige Zeile:

„Die Nationalversammlung nimmt einen Wechsel in ihren Ausschüssen vor, abgesehen vom Wohlfahrtsausschuß." — Einmütig angenommen.

Was besagte:

1. Der Konvent fügt sich den gegebenen Tatsachen; er öffnet dem Berg seine Ausschüsse, welche von der Gironde besetzt waren;

2. Er öffnet nicht seinen Regierungsausschuß dem Manne, der den Aufstand mit seiner moralischen Autorität deckt;

3. Diesen Ausschuß, der fast einstimmig von vornherein gegen den 31. Mai protestierte, der dem 2. Juni so viel als möglich in den Weg legte, der Konvent stützt ihn, weil er das Gesetz verteidigt hat.

Dieser Beschluß war sehr geeignet, die Departements zu beruhigen, und entsprach den Worten, die ihnen von den Beschwichtigern Danton, Cambon, Barère und Lindet gesagt oder übermittelt wurden.

Drei andere feierliche Beschlüsse kennzeichnen die Sitzungen vom 3. und vom 4. Juni:

„Inangriffnahme der Bearbeitung des Code civile durch eine besondere gesetzgebende Sektion.

Nationaler Unterricht, gestützt auf gute grundlegende Bücher, deren Ausarbeitung man fördert.

Die Verteilung des Gemeindebesitzes, im August 1792 von der Gesetzgebenden angeordnet, wird vom Konvent geregelt. Jeder Einwohner, Mann, Weib, Kind, die Abwesenden und die Anwesenden, alle haben Anrecht auf einen Teil; wenn ein Drittel der Gemeindestimmen für die Teilung ist, so ist sie entschieden.

Gewaltige und geschickte Maßnahmen. Indessen blieb die dringende Frage durchaus bestehen: Wie eine Regierung schaffen?

Der Konvent vertagte diese Frage. Er beschäftigte sich nur mit der nebensächlicheren Frage der Aussöhnung Frankreichs. Er entschied, daß man vor allem den redlichen Girondisten ihren Irrtum nehmen, das Mißverständnis enden müsse. Man sagte ihnen, der Berg wolle das Königtum wieder aufleben lassen. „Bieten wir ihm als Erwiderung," sagten sie, „eine stark republikanische Verfassung, kräftig demokratisch. Eher ist nichts möglich. Man muß Frankreich aufklären, ihm seine Einigkeit zurückgeben. Einig, kann es der Welt trotzen."

Würde der Feind warten? Man hatte Grund genug, das zu bezweifeln.

Wie dem auch sei, die Nationalversammlung und ihr Wohlfahrts-

ausschuß arbeiteten nur an der inneren Frage*). Sie rechneten nicht mit der Welt.

Ein überraschendes Schauspiel! Gegenstand der Bewunderung für die einen, für die anderen des Spottes! . . . Ein von allen Seiten bedrängtes Volk, auf dessen Brust fünfhunderttausend Schwerter gerichtet sind, von der Vendée ins Herz getroffen, gerade als überdies ein zweiter Bürgerkrieg droht — dieses Volk beschäftigt sich kaltblütig mit einer Idee, einer unabwendbaren Form und den Gesetzen für die Zukunft.

„Die Rheinarmee zieht sich zurück, die Nordarmee ist in Auflösung, der Österreicher ist in Valenciennes . . .“ — „Wir bereiten die Verfassung vor.“ — „Die Pyrenäen sind überschritten, die Alpen werden folgen, Lyon gibt den Piemontesern Zeichen . . .“ — „Höher als die Alpen laßt uns die Fahne halten, die Verfassung!“ — „Wenn aber die Vendéer kommen? . . . Schon sind sie in Saumur . . .“ „Haben wir erst die Verfassung, so erwarten wir sie festen Fußes.“

Wer möchte diesem Jahrhundert den Ehrentitel weigern, den ein erlauchter Deutscher ihm gab, als er sah, wie es zum Schluß diesen erstaunlichen Glauben an die Idee erlangte: „Das Kaiserreich des Geistes.“ — Und wer möchte ihm abstreiten, was Saint-Just für es fordert: „Das achtzehnte Jahrhundert ins Panthéon!“

Die Verfassung von 1793 wurde wie die Welt in sechs Tagen geschaffen. Am 10. vorgelegt, am 24. beschlossen, wurde sie im Juli von ganz Frankreich, dem Berg und der Gironde (mit wenigen Ausnahmen) angenommen. Man war sich vollkommen klar, daß sie unausführbar war, man glaubte aber darum nicht weniger, daß diese machtvolle Formel durch eine Art Zauberkraft das Heil erwirken werde.

Die Bevölkerung von Paris, Sektion auf Sektion, begab sich mit Spielleuten zum Konvent, ihre Annahme zu überbringen, Blumen zu streuen und Danklieder zu singen, gleich den Israeliten, die vor der Bundeslade sangen und tanzten.

Das Wundersamste ist, daß der Feind diese Ablenkung Frankreichs, das ausschließlich mit sich selbst beschäftigt war, mit seinen inneren Streitigkeiten und seiner Aussöhnung, nicht ausnutzte.

Es verblieb so drei Monate, ohne Regierung, ohne Verteidigung, in dem Gedanken an eine Idee, fest in seinem Glauben, den Gefahren, den einmütigen Drohungen der Welt nichts entgegenzusetzen als die abstrakte Formel der Demokratie.

Ein Führer vom 31. Mai hatte von dem Ereignis gesagt:

---

*) Das geht aus den Registern des Wohlfahrtsausschusses hervor (Archives nationales).

„Erinnert euch des 10. August; als der Schlag geführt war, hat alles geschwiegen . . . Nun, auch diesmal wird Frankreich die vollzogene Tatsache hinnehmen.“ Ein ungenauer Vergleich zwischen zwei so unähnlichen Geschehnissen: am 10. August wurde Frankreich von einer ungeheuren Bewegung ergriffen, der größten, die es je gegeben; am 2. Juni war es von verhängnisvoller Unentschlossenheit geschlagen.

Die revolutionären Maßnahmen, welche die Gironde durchkreuzte, wurden erst drei Monate nach ihrer Ausstoßung ergriffen.

Der erste Wohlfahrtsausschuß bestand kaum erst. Der zweite begann am 10. Juli, tat erst etwas im September, vervollständigte sich nicht vor November. Er war sehr lange untätig. Das bezeugen seine Register, die mir vorliegen. Besonders unsere militärische Lage verschlimmerte sich bis Ende August.

Der 2. Juni hatte einen seltsamen Tatbestand geboten: einen Sieg ohne Sieger.

Wo war die Gewalt?

Sie war nicht beim Konvent, der für Frankreich Gesetze machte, der aber nicht gewagt hätte, dem General Henriot einen Befehl zu geben.

Sie war nicht bei Robespierre, der sich am 2. eine Zeitlang auf dreißig Getreue zusammengeschmolzen sah — als die ganze Versammlung den Saal verließ.

War sie bei der Kommune? Man glaubte es allgemein. Der Berg glaubte es. Am Abend des 3. sagten ein paar Montagnards, als sie bei den Jakobinern einen Mann der Kommune trafen, zu diesem voll Bitterkeit: „So seid Ihr also König?“

Es war jedoch — und das recht deutlich — ersichtlich, daß die Kommune weniger freiwillig voranging, als daß sie gezogen wurde, wohl oder übel dem Aufstandsausschuß folgte.

So war also die Gewalt bei diesem Ausschuß? Er bestand aus neun damals unbekannten jungen Leuten, Rousselin, Auvray usw. Waren sie wirklich anerkannt, diese bartlosen Könige, folgte man ihnen, als den wahren Siegern des 2. Juni? Man wird das gleich beurteilen können.

Vergegenwärtigen wir uns zunächst die regelrechten Amtsgewalten der Hauptstadt. Sie waren geistig uneins und tagten nicht am gleichen Ort. Abgesehen vom Departement, das seinen Sitz an der Place Vendôme hatte, abgesehen vom Bürgermeister Pache, der im Polizeigebäude sein Amt ausübte — tagte im Hôtel de Ville genau gesagt die Kommune, das heißt, der Generalrat, Chaumette, Vorsitzender der Kommune, und sein Amtsgehilfe Hébert. Alle beide

waren Cordeliers. Es ist jedoch leicht, hinter ihrer scheinbaren Einigkeit ihre Spaltung zu entdecken. In der Nacht des 31. Mai, als die Sturmglocke ertönte, begab sich Hébert zum erzbischöflichen Palast. Und Chaumette, der sie vom Hôtel de Ville läuten hörte, begann zu jammern: „Wir haben die Gegenrevolution vorbereitet." Chaumette suchte zu verhindern, daß die Alarmkanone abgefeuert werde.

Das also war die alte, gewissermaßen gemäßigte Kommune, welche den Machern des Aufstands, den Führern des erzbischöflichen Palastes, kein Vertrauen einflößte. Diese verziehen es ihrem Präsidenten nicht, daß er mit der Kommune gemeinsame Sache gemacht und zugestimmt hatte, mit Pache und Chaumette zu tagen. Man hat gesehen, wie die Kommune die Männer vom erzbischöflichen Palast beseitigte und als „Zentralrevolutionsausschuß" jene Neun anerkannte, die von den Departementsbehörden im Saal der Jakobiner und unter jakobinischem Einfluß gewählt worden waren.

Doch warum so Unbekannte? Jedenfalls, weil die Jakobiner keinen bedeutenden Jakobiner wollten. Sie überließen diese Aufgabe jungen unwichtigen Leuten, und wenngleich sie entschlossen waren, die Nationalversammlung zu vergewaltigen, so wollten sie doch die große Gesellschaft, die Freundin von Ordnung und Gesetz, in dieser Sache nicht allzu sehr bloßstellen.

Daraus ergab sich etwas Eigentümliches: Da die Cordeliers abgetan waren, die Jakobiner in den Hintergrund traten, der Konvent gesprengt, die Kommune vergewaltigt war und der junge Zentralausschuß kein Gewicht hatte, so gab es nirgends eine Autorität.

War sie zum Volk zurückgekehrt, zu ihrer natürlichen Quelle? Keineswegs: Die Sektionen waren stumm und gezügelt. Ihre Revolutionsausschüsse hatten sie gezähmt, unterworfen.

Die Wahrheit zu sagen: was hätten sie getan? Gleich der girondistischen Partei, der sie in großer Mehrzahl angehörten, widersetzten sie sich, das ist alles; aber sie wollten nichts. Sie hätten nichts getan, als die Ohnmacht und Unentschlossenheit, die Frankreichs Untergang bedeuteten, zu verlängern.

Diese revolutionären Ausschüsse, eine so geringe, kaum wahrnehmbare Minderheit in dem Meer der Sektionen, das sie leiteten und beeinflußten, waren im Verhältnis zu ihrer außerordentlichen Schwäche gewalttätig, äußerst argwöhnisch; entschlossen, selbst das Vaterland zu retten und sich weder auf jemanden zu verlassen, noch bei der zentralen Gewalt Rat zu holen, behandelten sie den Aufstandsausschuß höchst gleichgültig.

Alles das erhellt vollkommen durch einen Vorgang, die Verhaf-

tung Prudhommes, des berühmten Verlegers der „Révolutions de Paris".

Prudhomme hatte als echter Kaufmann die Wetterfahne der öffentlichen Meinung stets beachtet und paßte sich ihr prachtvoll an, indem er stets solche Autoren anstellte, die der Bewegung folgten. Vor der Revolution brachte er „les Crimes des Rois" und nach ihr „les Crimes révolutionnaires". Man hat seinen ungeheuren Erfolg gesehen, als er Loustalot beschäftigte, auch, daß er gelegentlich zweihunderttausend dabei herausschlug. Im Jahre 1793 war Prudhomme sehr heftig für den Tod des Königs eingetreten. Im April hatte er Marat verteidigt, Hébert im Mai, hatte sich kräftig gegen die Gironde ausgesprochen, die den „Père Duchesne" festnahm. Es ist richtig, daß er, der Masse seiner Abonnenten nachgebend, mit Entrüstung von den Gewaltsamkeiten gesprochen hatte, die am 2. Juni voraufgingen. An eben diesem Tage, um elf Uhr vormittags, wurde er verhaftet.

Sonderbares Schauspiel! Der Verteidiger Marats und Héberts wird behandelt wie ein Royalist!

Es war der Revolutionsausschuß seiner Sektion, der ihn festnahm, wenn man Prudhomme glauben will, infolge der Bezichtigung eines persönlichen Gegners. Er läßt die Kommune benachrichtigen, beziehungsweise Chaumette, der auf der Stelle seine Freilassung anordnet.

Eine Stunde später ruft man ihn unter einem Vorwand wieder zu seinem Sektionsausschuß, und hier erklärt man ihm, er sei wiederum verhaftet, und zwar auf den Befehl des „Zentralausschusses" der Neun. Man zeigt ihm diesen, und er liest: „In Erwägung, daß die dem Mitbürger Prudhomme erteilte Freiheit ihm unüberlegt zugestanden worden ist, usw."

Am Montag, dem 3. Juni, um zehn Uhr läßt der Zentralausschuß Prudhomme frei, sicherlich auf Ersuchen Chaumettes. Doch diese Einzelmaßnahme wird von einer allgemeinen durchkreuzt; derselbe Zentralausschuß hatte dem General Henriot Befehl erteilt, die nichtpatriotischen Journalisten festzunehmen. Mittags kommt man wieder zu Prudhomme, um ihn von neuem einzusperren; man findet nur seinen Gehilfen; tut nichts, der Gehilfe ist eine gute Beute.

Das Mißverständnis klärt sich auf. Neue Verordnung des Zentralausschusses, den Verleger freizugeben. Dem widersetzt sich aber der Sektionsausschuß, der den Gefangenen für schuldig erklärt und drohend sagt, „der Zentralausschuß sei für die Folgen dieses Schrittes verantwortlich".

Erst am 4., um halb ein Uhr mittags, wurde Prudhomme, nach

drei Verhaftungen und drei Freilassungen innerhalb dreier Tage, endgültig freigegeben.

Wir haben diesen Fall so ausführlich berichtet, um den Kampf der drei rivalisierenden Autoritäten verständlich zu machen: der Kommune, des Zentralausschusses für den Aufstand und der Revolutionsausschüsse der Sektionen.

Dem Zentralausschuß, einzelstehend, kraftlos und ohne Grundlage wie er war, blieb nur übrig, sich schleunigst zurückzuziehen. Sein Rückzug befreite ihn selbst, enthob ihn, dem Volke das große Versprechen des Aufstands einzulösen, und die Frage des Unterhalts und der Besoldung, der Schaffung einer revolutionären Armee.

Diese Vogelscheuche für die reichen und besitzenden Klassen, dieses furchtbare Werkzeug, um namens eines großen allgemeinen Bedürfnisses, Geldschränke zu öffnen und Geldbörsen zu lockern, scheint hauptsächlich ein Gedanke der Cordeliers gewesen zu sein.

Den ersten Versuch machte ein Dantonist, Dubois-Crancé, in Lyon. Er hat selbst sehr gut dargelegt, wie er, als man von Zentralfrankreich abgeschnitten und ohne Nachricht war, bedrängt von drei Gefahren, Lyon, Marseille und dem Piemont, das über die Alpen kam, wie er nicht wußte, ob er die Hölle oder den Himmel um Rettung angehen solle und seinen Entschluß faßte; er schloß sich ganz an Chalier an und an die Aufgebrachten von Lyon und legte ihnen einen Degen in die Hand: die revolutionäre Armee. Er wollte Lyon halten, den Feind zurücktreiben und in Ermangelung anderer Hilfsmittel, Lyon, wenn nötig, von der Alpenarmee auffressen lassen.

In Paris gab es einen anderen, sehr gewichtigen Grund, das Volk zu besolden, wußte man doch nicht mehr, wie man es ernähren sollte. Die revolutionäre Armee würde einem Teil den Lebensunterhalt bieten, würde die Reichen zahlen machen, die Armen im Zaume halten.

Seit 1790 gab es hundertundzwanzigtausend Arme in Paris und in Versailles vierzigtausend (auf sechzigtausend Einwohner *).

*) Das Elend erschien um so grausamer, als die letzten Zeiten unter Ludwig XVI. bei allen Schulden, dem unerhörten Bankrott, den wachsenden Verlegenheiten, dennoch eine auffällige Fülle von Arbeitsmöglichkeiten geboten hatten. Es war, als habe man in der Gewißheit des Untergangs jede Vorsicht und Zurückhaltung aufgegeben. Durch das falsche Vorgehen Calonnes, durch den Aufwand der Herren Generalpächter, welche die einen ruinierten, um die anderen zu bereichern, und die ungeheuren Faubourgs von Paris in den städtischen Zoll miteinbezogen, hatte eine fiebernde Arbeitstätigkeit begonnen: die Rue Royal wurde zu Ende geführt, die Pont-Royal begonnen, das Palais-Royal gebaut, Straßen, Plätze, Theater, ganze Stadtviertel (Odéon, Vivienne), alle unsere massiven Stadttore, Steuerhäuser, die ungeheure Umfassung von Paris, alles das wurde gleichzeitig

Die Ernte von 1792, die in Weizen gut war, brachte in allem anderen nichts. Alles war bald erschöpft, und im Frühjahr 1793 gab es eine Teuerung.

Die furchtbare Aufgabe, wie das Volk zu ernähren sei, zeigte sich von März bis Mai, im Juni und bis in den September wie eine grausige Sphinx, die alle Parteien zu verschlingen drohte.

So wurde die Kommune von Not und Gefahr dazu gedrängt, das gleiche zu tun wie Lyon, eine „revolutionäre Armee" zu schaffen. Die Lyoner Patrioten hatten acht Tage vor Beginn einen der Ihren nach Paris entsandt, den jungen redegewandten und stürmischen Leclerc, Liebhaber der Rose Lacombe, der bei ihr schlief, mit ihr Paris durcheilte und Blut, Tod und Untergang schwor. Dieser Hetzer belebte die Wut der Cordeliers aufs neue. Am 13. (eben dem Tag, da Crancé denen von Lyon ihre revolutionäre Armee bewilligte) brachten die Cordeliers durch Vermittlung der von ihnen abhängigen Polizeiverwaltung im Generalrat der Kommune den gleichen Antrag ein, der beschloß, daß dem Konvent das Gesuch vorgelegt werde.

Robespierre, der offenbar nicht hinter Lyon und den Cordeliers zurückbleiben wollte, brachte in der Gesellschaft der Jakobiner den gleichen Antrag ein, den er noch dadurch überbot, daß er forderte, die Patrioten, die sich an den Sektionssitzungen beteiligten, sollten besoldet werden.

Bezeichnete das Wort „revolutionäre Armee" für die Jakobiner denselben Begriff wie für die Cordeliers? Wollten sie beide dasselbe?

Durchaus nicht. Die Jakobiner, Robespierre, wollten sich lediglich eine Waffe gegen die Gironde verschaffen und anderseits die Anleihe wie die Aushebungen auf einem tatkräftigen Wege fördern, durch den Arm des Volkes.

Aber Chalier, Gaillard, Leclerc in Lyon; Gusman, Jacques Roux,

---

getan. Es war, als lege Paris sein neues Kleid an, um triumphierend die Revolution zu empfangen. Sie kommt . . . und mit ihr zunächst das Elend, der Hunger. — Ich habe in den Protokollen der Pariser Sektionen eifrig nachgeforscht, was dieses verhungerte Volk verlangte. Es fordert meist nichts als Arbeit. Diese Protokolle, so voll Brüderlichkeit, gegenseitigen Beistands, Kinderadoptionen, voll Barmherzigkeit des Armen mit dem Armen, sind häufig belehrend. Der arme Faubourg Saint-Marceau möchte, daß man eine große Arbeit von allgemeinem Nutzen in Angriff nimmt; er ersucht den Faubourg Saint-Antoine, sich gemeinsam mit ihm dafür einzusetzen, daß die Brücke des Jardin-des-Plantes gebaut wird, welche die beiden Faubourgs verbinden soll. (Protokolle der Sektionen Quinze-Vingts, 22. November 1792.)

Varlet in Paris; die Cordeliers schärfster Richtung, die Marat die „Hitzigen“ nannte, dachten sich die Sache anders. Nach ihrer Auffassung sollte die revolutionäre Armee mit dem Henker an der Spitze ganz Frankreich durcheilen, richtend und hinrichtend, im Taumel hinreißend, im Schrecken bekehrend. Da würde das Brot billig werden, denn die zitternden Landleute würden alle ihre Scheunen öffnen, die Reichen ihre Geldschränke. Frankreich, im Besitz aller seiner Hilfsquellen, würde plötzlich eine unberechenbare Macht sein; es wäre unschwer zu sättigen und zu verteidigen.

Die Politiker des Berges waren dieser wilden Idee sehr abgeneigt. Robert Lindet vor allem versicherte, es sei nur ein Mittel, die Aushungerung und vielleicht den Bürgerkrieg zu organisieren, durch den wütenden Widerstand, dem man beim Bauern begegnen werde.

Dies furchtbare Wort von der „revolutionären Armee“ wird mit immer beunruhigenderen höhergreifenden Zahlen von den verschiedenen Parteien genannt; je höher die Flut in den letzten Maitagen steigt, desto mehr wird auf die Zahl draufgeschlagen.

Am 31. Mai windet der Dantonist Lacroix den „Zügellosen“ die Waffe aus der Hand, indem er ihren Antrag aufgreift und selber diese Armee in Stärke von sechstausend Mann fordert.

In der Nacht zum 1. Juni will der Aufstandsausschuß die schleppende Bewegung zu neuer Begeisterung entflammen und sagt im Generalrat, die revolutionäre Armee werde auf zwanzigtausend Mann gebracht werden, mit je zwei Franken Tageslöhnung.

Am 2. Juni versucht Lacroix der Bewegung dadurch Einhalt zu tun, daß er den Aufständischen die Armee mit sechzehntausend Mann zugesteht. Die Sache wird angenommen.

Sie war nicht weiter unbequem für den Aufstandsausschuß, der als vorläufige Autorität wieder gehen und anderen die Sorge überlassen konnte, seine Versprechungen zu erfüllen.

Sie blieb sehr unbequem für die Kommune, für Robespierre, von denen die ersten Vorschläge dazu stammten, und die die Sache nun zu einem Punkte gediehen sahen, der es für jeden unmöglich machte, die Hoffnungen des Volkes zu erfüllen.

„Wo werden Sie so viel Geld hernehmen?“ hatte Chaumette gesagt. „Soll man sechzehntausend Mann die Löhnung von zwei Franken dafür geben, daß sie ruhig in Paris bleiben, während unsere Soldaten am Rhein, in der Nordarmee, die vorm Feind stehen, die erschöpft und schlecht verpflegt sind, seit so langer Zeit nichts erhielten?“

Beschaffte man diese Armee, so gab man sie den „Zügellosen“, legte den Dolch in die Hand eines Tollen! Und beschaffte man sie

nicht, so drohte ein Aufstand, aber diesmal ein sehr bedenklicher, der Aufstand des Elends und des Hungers.

Man sah nun ein merkwürdiges Schauspiel: Chaumette und den Père Duchesne, die erschreckt und übereifrig Mäßigung predigten. Sie hatten Gusman festgenommen; sie versuchten, Leclerc zum Schweigen zu bringen: „Wer Blut will,“ sagte Hébert, „der ist kein guter Bürger.“

Es kam ein Vergleich zustande. Der Aufstandsausschuß verlangte, der Armee sollten wenigstens sechstausend Mann bewilligt werden. Das geschah, und um diesen Preis erklärte der Ausschuß sich am 6. Juni für aufgelöst.

Ein unvorhergesehener Umstand gestattete aber, diesen Beschluß zu umgehen. Die Kanoniere von Paris, ein Elitekorps von großem Mut (man hat es in Nantes und allenthalben gesehen), aber von viel Anmaßung, bildeten bereits eine Art „revolutionärer Armee“. Sie widersetzten sich dem Beschluß, daß eine solche geschaffen werden sollte, für die sie nur ein Ergänzungskorps gewesen wären. Sie gelobten, nicht auseinanderzugehen, sich fest zusammenzuschließen und sich gegenseitig zu unterstützen.

Das gab allen denen Mut, welche die „revolutionäre Armee“ fürchteten, den Feinden der „Zügellosen“, nämlich Robespierre, den Jakobinern, der Kommune, Chaumette.

Am 11. Juni unternahm es die Sektion der Piken (oder der Place Vendôme), Sektion Robespierres, ein paar andere Sektionen zu überreden. Sie begaben sich zum erzbischöflichen Palast, dem Mittelpunkt der „Zügellosen“. Zweifellos war der Saal unbenutzt. Sie hielten hier nach Gefallen ihre Sitzung ab und stimmten — namens des erzbischöflichen Palastes — für einen Antrag zur Vertagung der „revolutionären Armee“. Die Cordeliers waren wütend; noch am gleichen Abend zeigten sie die Überrumpelung an und beschuldigten die Sektion Robespierres aufs heftigste.

Die Armee blieb trotzdem aufgeschoben.

Schon seit einiger Zeit, sogar vor dem Fall der Gironde schon, sagte sich der weitblickende Instinkt der Reichen, die der Schreck hellsichtig gemacht hatte, daß Robespierre, sogar Marat, durch ihren natürlichen Gegensatz zu den „Zügellosen“ die Lage besänftigen und die Ordnung verteidigen würden. Ohne der Gironde, die offensichtlich zugrunde ging, die Treue zu wahren, ohne Gewissensskrupel, wandten sie sich an den Berg, an den Gipfel des Berges, direkt an Marat; Marat war in Worten grausam, aber er war eitel, empfänglich für Schmeicheleien, für Vertrauen.

Er selbst berichtet einen bezeichnenden Fall:

Einige Zeit vor dem 31. Mai lud ein geachteter Bankier, Herr Perregaux (Vorgänger des Herrn Laffite), ihn zum Diner ein.

Marat lehnte nicht ab. Doch hatte er die große Vorsicht, einen Zeugen seiner Aussagen mitzunehmen; es war Saint-Just. Die Tafelrunde bestand aus mehreren Bankiers oder Kaufleuten. Beim Nachtisch wagten sie es, den großen Patrioten zu fragen, was man nach seiner Meinung vom geplanten Agrargesetz, von der Teilung des Besitzes, usw. zu halten habe. Marat zuckte die Achseln, beruhigte sie vollständig, verwies diese Utopien in ferne Zeiten und andere gesellschaftliche Verhältnisse. Sie erhoben sich beruhigt und voll Vertrauen in den guten Herrn Marat.

Neuntes Kapitel

Die Verfassung von 1793

Verdienste dieser Verfassung. — Wie die Verfassung zustandekam. — Sie führte zur Diktatur. — Angriffe, deren Gegenstand sie ist. — Von der Priesterpartei im Konvent. — Von der entgegengesetzten Partei. — Robespierre verletzt die entgegengesetzte Partei.

Die Verfassung von 1793, ein Versuch vom Bedürfnis einer politischen Krise geschaffen, hat immerhin die Eigenschaft, durch ein paar ursprüngliche und starke Züge zum Herzen der Menschheit zu sprechen.

Sie entspricht zunächst dem althergebrachten, dem unveränderlichen Herzensbedürfnis. Sie spricht von Gott.

Allerdings, sie spricht von ihm in abstrakten, unbestimmten, zweideutigen Ausdrücken. Doch allein schon dadurch, daß sie ihn nennt, heiligt sie sich selbst im Gedanken des Volkes und wird ein volkstümliches Gesetz. Es ist nicht mehr ein zufälliges Werk von Gelehrten und Philosophen. Sie fußt auf der Überlieferung, harmoniert mit ihr, mit dem allgemeinen Begriff der Menschheit.

Der zweite eigentümliche Punkt ist der, daß diese für ein großes Reich geschriebene Verfassung behauptet, etwas zu verwirklichen, was schon in den allerkleinsten Gesellschaften auf Schwierigkeiten stößt: Die allgemeine und beständige Ausübung der Volkssouveränität.

Eine edle Vorstellung einer einfachen Regierungsform, bei der das Volk sich keinem anheimgibt, sondern gleich Gott nur das gebietet und dem gehorsam ist, was es selbst gewollt hat.

Der dritte sehr bedeutsame Punkt, durch den diese wie immer

geartete Verfassung die voraufgegangenen auslöscht, ist der erstmalig ausgesprochene Gedanke, daß das Gesetz nicht nur ein Werkzeug sei, den Menschen zu regieren, sondern daß es sich um ihn kümmert, sein Leben erhalten will, daß es nicht den Untergang des Volkes will.

„Die Volksunterstützungen sind eine heilige Schuld. Die Gesellschaft schuldet den notleidenden Bürgern den Unterhalt, sei es, indem sie ihnen Arbeit beschafft, sei es daß sie denen, die arbeitsunfähig sind, die Existenzmittel sichert."

Der erste noch schwache Ausdruck für die vornehmste Pflicht der Brüderlichkeit. Nichtsdestoweniger ist es der Anbeginn eines besseren Zeitalters, das Morgenrot der neuen Welt.

Man gehe auf 1792 zurück, auf den von Condorcet geschriebenen girondistischen Verfassungsplan; da gibt es noch nichts dergleichen. Der Verfasser versprach allerdings das Gesetz für öffentliche Unterstützungen, aber ein besonderes Gesetz, als wenn dieses Gesetz, dieses Gebot der Brüderlichkeit, nicht an der Spitze der Verfassung seinen Platz haben müßte.

Noch schlimmer, wenn man auf die Konstituierende Versammlung zurückgreift. Hier herrscht ungeteilt die anglo-amerikanische Schule. Die Berichte, die Reden de la Rochefoucaulds und andere Philosophen aus der Schule des „laissez faire" und „laissez passer", sind wenig philanthropisch, verglichen mit dem großen Herzen von 1793, seiner Liebe zum Volk, seinen zahllosen Gründungen, die aus diesem verwünschten Jahr eine gewaltige Ära der sozialen Brüderlichkeit machen.

Das sind die drei Hauptpunkte, die der Verfassung von 1793 ihren Charakter geben. Man möchte nur, daß diese hohen befruchtenden Dinge wie Gott und die Brüderlichkeit, nicht nur in zwei vereinzelten Artikeln ohne Zusammenhang mit dem Ganzen, als schmückendes Beiwerk erschienen. Sie müßten im Gegenteil den Beginn und das Herz des Ganzen bilden; mehr noch, das Blut, das Leben, den Lebenssaft, der alles durchdringt und aus dem ganzen Werk eine lebendige Schöpfung macht.

Es zeigt sich nur zu deutlich das Unglück, daß die Verfasser, die den Umständen schleunigst Rechnung tragen mußten, vor sich hin auf den Tisch ein untaugliches Verfassungsprojekt legten, das der Gironde. Sie kürzten, verbesserten es. Ein sicheres Mittel, um nichts Gutes zuwege zu bringen. Man hätte es ganz beiseite lassen und in einem Wurf ein aus sich geschaffenes Werk geben müssen.

Immerhin zeugten die oft glücklichen Abänderungen von einem besseren Geist.

Zum Beispiel gefällt es mir, daß die Verfassung von 1793, als vom Besitz die Rede ist, vom Recht des Menschen, sich seiner zu erfreuen, das Wort „Kapitalien", das man in dem girondistischen Werk liest, durch „die Frucht seiner Arbeit" ersetzt.

Das ist ein sehr schönes Wort. Bei der Aufzählung der Mittel, durch die man das Bürgerrecht erwirbt, fügt das Gesetz hinzu: „Wenn man ein Kind adoptiert, einem Greis den Unterhalt gibt."

Die girondistische Verfassung verlieh sehr unklug dem Frankreich des platten Landes denselben Einfluß wie den Städten, das heißt, sie gab den blinden Barbaren, den Hörigen einer altgewohnten Unterwürfigkeit, dem fanatischen Haufen, dem Werkzeug der Priester und Adligen das Mittel in die Hand, sich selbst und die Republik dem Untergang auszuliefern. Die jakobinische Verfassung verteilt den Einfluß nach der Einsicht und gibt den Städten das Übergewicht.

Wieso ging dieses Werk so schnell vonstatten?

Alle Volksschichten verlangten danach, wollten es sogleich. Keiner wollte die Anarchie, nicht einmal jene, die sie veranlaßten. Alle hungerten und dürsteten nach den Gesetzen.

Alle hatten den naiven Glauben jenes Zeitalters, daß die Wahrheit nur zu erscheinen brauche, um siegreich zu sein; sie gaben ihren Feinden die Ehre, anzunehmen, angesichts der in der Verfassung klar niedergelegten wahren Freiheit und wahren Gerechtigkeit würden sie ihre Waffen hinwerfen, alles würde sich fügen: Leidenschaften, Interessen und Parteien.

Diese Ungeduld schien den Verfassern die Aufgabe zu erleichtern. Ein Volk, das es so eilig hatte, Gesetze zu bekommen, würde sie im Vertrauen hinnehmen und den Gesetzgeber wenig plagen.

Anderseits bot die Lage der Verfassung ernste Schwierigkeiten. Sie hatte zwei ganz entgegengesetzten Bedingungen gerecht zu werden:

Aus dem 31. Mai geboren, hatte sie sich zu rechtfertigen, indem sie den girondistischen Plan vergessen machte, sich volkstümlicher zeigte. Sie mußte die Gironde an Demokratie überbieten.

Und sie mußte gleichzeitig das Entgegengesetzte tun: Eine starke Regierung organisieren. Frankreich ging zugrunde, weil es keine Regierung hatte.

Man wandte sich damit an Robespierre. Der Berg, der ihm die Macht verweigert hatte, legte in Wirklichkeit nun die Verfassung in seine Hand.

Sie wurde unter seinem Einfluß geschaffen, von fünf Volksvertretern, die man dem Wohlfahrtsausschuß hinzufügte. Dieser verbrauchte, zerbrochene Ausschuß hatte nur noch einen Monat Lebens-

dauer. Er ließ die Dinge gehen. Die Neuhinzugekommenen waren die beiden Ergebenen Robespierres, Couthon und Saint-Just. Ferner drei nebensächliche Leute, um die Zahl zu vervollständigen: ein sehr oberflächlicher Dantonist, Hérault de Séchelles, der schöne Mann und Hohlkopf, der, ohne es selbst zu wissen, die Revolution vom 2. Juni gemacht hatte; ferner zwei Gesetzgeber von Beruf, keineswegs Politiker, Berlier und Ramel; also drei Stimmen für Couthon und Saint-Just, das heißt für Robespierre.

Man wagte nicht, man konnte nicht die Diktatur fordern, ohne die alles zugrunde ging. Man versuchte, sie aus der Verfassung selbst abzuleiten, der demokratischsten Verfassung, die es je gegeben.

Ein seltsamer Hohn des Schicksals! Robespierre trug im Herzen das Ideal von der Demokratie; er wollte weniger die Gewalt, als die moralische Autorität, zum Vorteil der Gleichheit. Sein ganzer Ehrgeiz war tatsächlich, durch eine siegreiche Formel, in welcher der jakobinische Glaube erschöpfend enthalten sei, der Diktator der Seelen und König der Geister zu sein; vor dieser Formel sollten Girondisten, Cordeliers, Frankreich und die ganze Welt in die Knie sinken . . . Der Tag kommt, und Robespierre hat wirklich die Gesetze zu diktieren, doch zu einem Zeitpunkt, als die Lage keine Gesetze mehr verträgt. Das große Werk tritt an ihn heran, als die äußerste Not der Lage nicht mehr gestattet, es zu verwirklichen!

Die Gewalt organisieren, das war das notwendige Gebot, und von höchster Notwendigkeit. Wie aber das wagen, da am 10. Mai Robespierre selbst, genau einen Monat vor dem 10. Juni, an welchem seine Verfassung vorgelegt wurde, eine äußerst mißtrauische, der Regierungsgewalt feindliche Rede gehalten hatte, die aus dem öffentlichen Leben einen Krieg gegen die Behörden machte?

Der Wagemut Saint-Justs und Couthons war nicht zu verblüffen. Diese Gewalt, die nicht ausdrücklich verfassungsmäßig festgelegt werden konnte, sie schufen sie, ohne davon zu reden. Sie nahmen ganz einfach den mittelmäßigen girondistischen Entwurf, den schon Condorcet vorgelegt hatte und kürzten und entfernten die Bürgschaftsartikel, die der Gewalt gezogenen Schranken. So wurde diese durch Streichungen und durch die stutzende Schere geschaffen.

1. Die allgemeine Zensur des einzelnen und des Volkes über den Mißbrauch der Amtsbefugnis ist in der jakobinischen Verfassung verschwunden.

2. Wie die große nationale Prüfungskommission zur Aburteilung von Verbrechen des Verrats die gesetzgebende Körperschaft, die Minister verklagen könne, ist angegeben, doch der Gerichtshof nicht.

3. Die in dem Entwurf von 1792 vom Volke ernannten Minister werden in der Verfassung von 1793 durch eine doppelte Wahl ernannt, durch einen vom Volke berufenen Wahlkörper.

4. Die Kommissare der Schatzkammer, denen die Finanzbeamten Rechnung abzulegen haben, waren in dem girondistischen Entwurf vom Volke zu ernennen; im jakobinischen sind sie es von den Ministern, die nicht mehr von Mitgliedern der gesetzgebenden Körperschaft (wie Cambon usw.) überwacht werden, sondern von Beamten, welche die gesetzgebende Körperschaft ernennt.

Am meisten verwunderten sich die Männer aller Parteien über diese Schöpfung eines Wahlkörpers.

Jedermann glaubte die Leute der Konstituierenden dahinter zu erkennen; man fürchtete die Gründung einer neuen Aristokratie.

Vergeblich sagte der Berichterstatter, Hérault de Séchelles, wenn die ausübende Gewalt nicht vom Volke ernannt werde, so sei es, um ihre Bedeutung zu verringern. Man entgegnete: „Daß diese, durch den wichtigen Einfluß der Jakobiner mit Leichtigkeit zu einer ständigen Einrichtung gemachten Wahlkörper der ausübenden Gewalt den festen Stützpunkt einer Kaste geben würden. Die Verfassung von 1791 stützte ihr Königtum auf die Wahlkörper der Notabeln. Die Verfassung von 1793 werde ihre Diktatur auf jakobinische Wahlkörper stützen, eine sansculotte Aristokratie, die ebenso gefährlich sei, wie jene andere.“

Man hätte die Möglichkeit haben müssen freimütig zu sein, sagen zu dürfen, daß man bei der unaufhörlichen Beweglichkeit der Parteien keinen anderen festen Boden erkenne, auf dem zu fußen sei, als die jakobinische Gesellschaft; daß gegenwärtig alle, außer ihr, flohen oder dahinschmolzen.

Damit das Volk diese Auferstehung der Exekutivgewalt herunterschluckt, macht ihnen die Verfassung von 1793 ein großes und köstliches Versprechen, es soll selbst zu allen Gesetzen seine Stimme abgeben. Die gesetzgebende Körperschaft bringt sie nur in Vorschlag.

Es ist die höchste Ehrenbezeugung, die je dem Volke dargebracht worden ist, das umfangreichste Zugeständnis, das je dem Instinkt der Massen gemacht wurde. Man setzt voraus, daß bei den schwierigsten, den besondersten und spitzfindigsten Fragen die schlichte, natürliche Erkenntnis alle wissenschaftlichen Behelfe ergänzen werde.

Kaum aber war dem Volk dieses prachtvolle Geschenk gemacht, als man es ihm tatsächlich wieder nimmt. Diese Zustimmung zu allen Gesetzen wird illusorisch:

„Wenn innerhalb vierzig Tagen nach Beantragung des Gesetzes in

der Hälfte der Departements nicht von einem Zehntel der Urwählerversammlung Einspruch erhoben worden ist, so wird der Antrag zum Gesetz."

Also: Wer nichts sagt, stimmt zu. Es ist unzweifelhaft, daß für die Gesetze zur Regelung schwieriger Fragen (und das sind die meisten Gesetze in einer Gesellschaft wie der unserigen, von so vielartigen Interessen) die Massen weder die Zeit noch den Willen, noch die Möglichkeit haben werden, sich ans Studium zu begeben; sie werden das Gesetz nur durch ihr Schweigen machen.

Die Wahrheit zu sagen, waren die beiden Verfassungen, die girondistische und die jakobinische, entweder kaum anwendbar oder äußerst gefährlich.

Die girondistische ist lediglich ein Werkzeug des Widerstandes gegen die Autorität, die noch gar nicht vorhanden ist und die mit einer solchen Verfassung gar nicht beginnen konnte. Sie hat nichts als Fesseln, Grenzen, Hindernisse aller Art: so sehr, daß ein solches Werkzeug vollkommen festgelegt sein und sich nicht rühren würde.

Die jakobinische Verfassung führt, so demokratisch sie auch ist, geradenwegs zur Diktatur. Das ist ihr Fehler, und das war ihr Verdienst, zur Zeit, da sie entstand und in der furchtbaren Krise, für welche die Diktatur das Heilmittel schien.

Sie wurde am 10. verlesen und vom Konvent geduldig angehört. Am Abend aber konnte man schon sehen, daß sie nicht gut aufgenommen wurde, selbst nicht von den Männern des 2. Juni. Gerade innerhalb der jakobinischen Gesellschaft war es, die diese Verfassung Frankreich anvertraute, daß die Kritik gewaltig losbrach.

Chabot, der mehr als irgendeiner die Gironde geschmäht hatte, verfuhr fast ebenso kränkend mit dieser Verfassung von Robespierre. Unbekümmert um den Ort und die Personen sagte er roh und dreist, die neue Verfassung sei eine Falle, sie greife die Diktatur wieder auf, sie schaffe eine Exekutivgewalt, die unabhängig von der Nationalversammlung — riesenhaft und freiheitmordend von neuem mit dem Königtum beginne . . .

Robespierre war überrascht, bestürzt und fand nur die Antwort: „Er selbst werde beantragen, der Verfassung volksfreundliche Artikel anzufügen."

Chabot aber machte hier nicht halt, nun er einmal in Schwung war. Er fragte, wo die Artikel seien, die wirklich das Glück des Volkes berührten. Ein einziger war da, der besagte, „die Volksunterstützungen sind eine heilige Schuld", eine schwache und dürftige Ankündigung des Grundsatzes, ohne Mittel und Wege anzu-

geben. „Ist das alles," sagte Chabot, „was das siegreiche Volk als Frucht seines Sieges einzubringen erwarten durfte?"

Das Schweigen war furchtbar. Chabot selber entsetzte sich, daß man nicht antwortete. Er hielt sich für verloren. Und noch viel mehr, als er an den folgenden Tagen sah, wie die „Zügellosen" sich seiner Argumente bemächtigten und sie einer unverschämten Eingabe an den Konvent zugrunde legten. In seiner Verzweiflung, so recht gehabt zu haben, und entschlossen, sich durch irgendeine Feigheit reinzuwaschen, nutzte er die Gelegenheit, daß Condorcet eine anonyme Broschüre gegen die Verfassung geschrieben hatte. Chabot zeigte ihn an, veranlaßte seine Verhaftung und drang auf seinen Tod, im Glauben, sich selbst zu retten.

Chabot hatte in letzterem Punkte das Rechte getroffen. Die Verfassung von 1793 war wie so viele andere eine Maschine ohne Leben, ein Rad ohne Antrieb; es fehlte ihr gerade das, was sie in Bewegung gesetzt hätte.

Vergeblich hatte der Berichterstatter Hérault gesagt, die sozialen Gesetze würden nach der Verfassung kommen, entsprechend dem alten Verfahren, das zuerst einen Mechanismus schafft, ihn aufstellt und nun zusieht, ob er sich bewegen wird. Man muß den Motor schaffen und von ihm den Mechanismus ableiten, dieser hat nur Wert, insoweit er dem anderen gehorchen und ihm folgen kann. Religion, Erziehung, brüderliche Moral, Gesetze des Erbarmens und der Billigkeit, gegenseitiger Zuneigung, das ist es, was zunächst organisiert werden, in das Gesetz und in die Herzen gepflanzt werden muß; alles das ist dem politischen Mechanismus vorangesetzt und überlegen.

Chabot war sehr weit gegangen; doch hatte er nicht erwähnt, was die Herzen der meisten Revolutionäre, und sogar der Gemäßigten, der Mehrheit des Berges, am stärksten bedrückte.

Zu den Hauptursachen der Isolierung der Girondisten gehörte es, wie wir gesehen haben, daß diese im allgemeinen der philosophischen Überlieferung des achtzehnten Jahrhunderts anhingen und damit diejenigen unter den Mitgliedern des Konvents verletzten, die den alten Kult schonen wollten. Die Aufhebung der Sonntagsruhe in den Verwaltungen war ein unverzeihliches Verbrechen.

Der Priester Sieyès im Zentrum, Durand-Maillane und andere auf der Rechten übten trotz ihrer beständigen Stummheit einen ziemlich großen Einfluß auf den Konvent aus. Die Priester waren zahlreich vertreten; es gab vierzehn Bischöfe, von denen die Hälfte in der Bergpartei saß. Einer dieser Bischöfe vom Berge war Lehrer Robespierres gewesen. Alle fühlten sich als Amtsbrüder und stimm-

ten geschlossen in Fragen, bei denen ihre Robe interessiert war. Die Revolution konnte eine Welt zertrümmern, aber das Band zwischen Priester und Priester vermochte sie nicht zu zerschneiden.

Es war Robespierres Scharfblick nicht entgangen, daß es unabhängig von der örtlichen Spaltung der Parteien in rechte Seite, linke Seite und Zentrum gleichsam eine auf allen Bänken der Versammlung verstreute Partei gab, nämlich aller der Mitglieder, die mehr oder weniger den religiösen Ideen zugetan waren.

Wenn er diese besonders auf der Rechten ziemlich starke Partei an sich fesselte, so konnte er darin eine Stütze finden, sogar, wenn nötig, gegen den Berg, gegen diesen unbeständigen, unbändigen Berg, der ihn am 2. Juni mit dreißig Getreuen allein gelassen hatte. Wie würde es ihm gehen, wenn die Bergpartei eines Tages, von Danton oder irgendeinem anderen Cordelier verführt, noch einmal fahnenflüchtig würde? So setzte er sich für die Rechte ein, hütete sie sorgfältig und mehrte sie, wie eine Reserve für die Zukunft, um alle diejenigen, die auf der Linken und im Zentrum etwas von der alten Religion erhalten wollten.

In der Diskussion, die unlängst über die Frage geführt worden war, ob man den Namen des „Höchsten Wesens" an den Anfang der Verfassung setzen solle, hatte die Versammlung den Vorschlag vertagt, d. h. auf unbestimmte Zeit beseitigt. Robespierre kehrte sich nicht daran, sondern schrieb auf die erste Zeile seiner Erklärung der Rechte: „Im Angesicht des Höchsten Wesens."*)

Durch dies Wort vor allem wird die Verfassung mit dem Namen Robespierres verbunden. Ohne seinen Einfluß hätte keiner der Verfasser daran gedacht, es dorthin zu setzen. Er bekannte sich so zu dieser Urkunde und forderte den Haß eines großen Teiles der Bergpartei heraus.

Ein natürliches Ergebnis des Kampfes, den der moderne Geist so lange Zeit in Martern und Scheiterhaufen gegen die „Gottesmänner" bestanden hat, ist es, daß der Name Gottes verdächtig war; er erinnerte die Geister nur an die Tyrannei des Klerus, die man kaum gebrochen hatte.

Ein Wort wird dies deutlicher machen.

In der Zeit, als Diderot in der Enzyklopädie die Fortschritte der Künste schilderte, befand er sich eines Tages bei einem Drechsler

*) Prudhomme, der wahrscheinlich durch seinen Freund Chaumette ermutigt war, äußerte sich mit mehr Freiheit über diese religiöse Umkehr, als man es von der bereits ängstlich gewordenen Presse hätte erwarten sollen. Er sagt ziemlich hart: „Unsere Gesetzgeber haben da einen Krebsgang angetreten."

und sah ihm bei der Arbeit zu. Einer seiner Freunde kam hinzu, und Diderot, von der niederen Kunst zur Idee der ewigen Kunst übergehend, begann mit außergewöhnlicher Beredsamkeit von der Schöpfung und dem Schöpfer zu sprechen. Indessen wechselte der andere die Farbe. Endlich brach er in Tränen aus. Er warf sich vor Diderot auf die Knie, ergriff seine Hand und schluchzte: „Ach, mein Freund! Lieber Freund! Gnade! Sprechen Sie nicht so . . . Ich bitte Sie, ich beschwöre Sie . . . O! Nichts mehr von Gott, es gibt keinen Gott mehr!“

Er wollte offenbar sagen: „Keinen Klerus mehr, keine Mönche, keine Inquisition, keine Scheiterhaufen usw. usw.“

Ein ganz ähnlicher Vorgang geschah in der Zeit, deren Geschichte hier geschrieben wird. Einer der hitzigen Schüler Diderots kommt eines Abends im Jahre 1793 erschöpft und bleich in die kleine Rue Serpente zu der ihm befreundeten Familie des Buchhändlers Debure. Man fragt erstaunt: „Was haben Sie? Sind Sie etwa denunziert worden?“ — „Nein.“ — „Also ist einer unserer Freunde in Gefahr?“ — Endlich bringt er unter Tränen und mit Mühe die Antwort heraus: „Nichts von alldem. Dieser Schurke Robespierre läßt die Verehrung des ‚Höchsten Wesens‘ beschließen!“

Dieser atheistische Fanatismus fand sich besonders bei den Cordeliers. Die meisten hielten sich für Atheisten und waren es nicht. Wie ihr Meister Diderot waren sie gläubige Skeptiker. Die einen, wie Danton, empfanden Gott in den schöpferischen Kräften der Natur, im Weibe und in der Liebe. Die anderen, wie der arme Clootz, der Redner des Menschengeschlechtes, empfanden ihn in der Seele des Volkes, in der Menschheit, in der allgemeinen Vernunft. Die Einheit des Grundes konnte ihnen gewiß entgehen, aber aus Instinkt und Gefühl sahen und erkannten sie mehrere der Antlitze Gottes.

Die Cordeliers waren sehr gemischt. Sie hatten unter sich Männer mit Herz und prachtvollem Feuer, wie Desmoulins und Clootz, Intriganten, wie Hébert und Ronsin. Aber es waren keine Heuchler unter ihnen.

Sie waren der Meinung, die Revolution dürfe nicht haltmachen vor der Religionsfrage, sondern müsse sie anpacken und in sich aufnehmen, und sie besäße keine Sicherheit, solange sie diese Frage draußen ließe. Sie umgingen die Religion nicht, indem sie ihr ein paar Worte widmeten. Sie schlugen ihr Symbol vor gegen das des Mittelalters. Da die Jakobiner das letztere durch eine Zweideutigkeit schonten, so mußten sie erleben, wie es wiederauferstand, obgleich es tot war, und wie das Gespenst die Revolution erwürgte.

Auf einer Zweideutigkeit läßt sich nicht bauen. Nichts war so ungenau, so unklar, wie das Wort: „Das Höchste Wesen."

Rousseau, dem es angehört, hatte Erfolg damit gehabt. Robespierre suchte seinen Erfolg damit.

Dies Wort von zweifelhaftem Sinn ist das, was „Émile" den Gläubigen wie den Philosophen empfahl. Die einen sahen den alten Gott und die anderen den neuen.

Alle diejenigen, die aus Gefühlsgründen und unbekümmert um Logik an der alten Religion festhielten und diese unter sich dahinschwinden sahen, betraten begierig die lockere Planke, die Rousseau allen darbot.

Diese Formel gefiel allen, weil sie sehr wenig besagte. Zum mindesten ist sie sehr arm als Bezeichnung für den allmächtigen Erzeuger der Welten, oder sagen wir besser, für die große Mutter, die all-fruchtbare, die in Minuten die Welten und die Herzen gebiert. Die Kraft Gottes unerwähnt lassen und nur zu sagen, daß er „der Höchste" ist, das heißt im Grunde, ihn vernichten. Gott handelt, zeugt oder ist nicht. Dieser arme Name beraubt ihn, setzt ihn ab und verweist ihn irgendwo da oben hin, auf den Thron des Nichtstuns, auf welchem der Gott Epikurs saß.

Man darf von Gott nicht sprechen, es sei denn, man spricht deutlich.

So groß ist die fruchtbare Kraft dieses Namens, daß, spricht man nicht deutlich von ihm, er entsetzlich fruchtbar sein wird an Übeln und Irrtümern.

War diese erste Zeile geschrieben und die Religion begründet, so hätte die Verfassung von 1793 nicht den Sturz tun können, den sie in der zweiten Zeile tut, wo sie der Gesellschaft als Ziel „das Glück" verkündet (das allgemeine Glück).

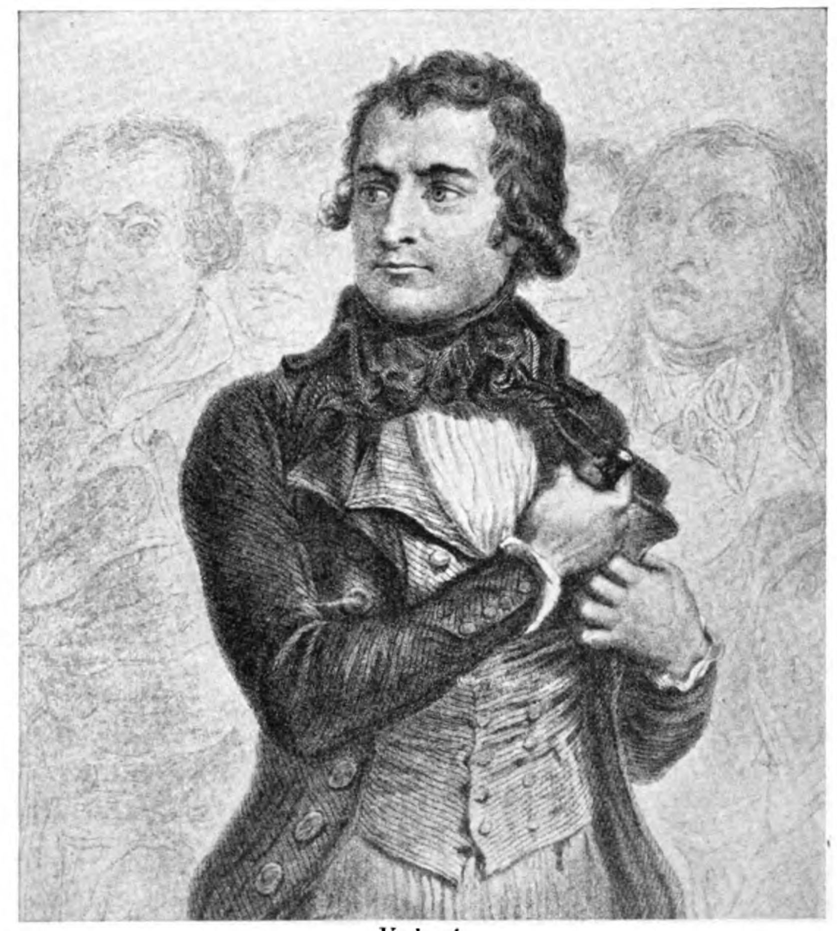
Die girondistische Verfassung gab der Gesellschaft als Ziel: „die Erhaltung der Rechte". Und Robespierre selbst zeigte dies Ziel in seiner ersten Erklärung, die er den Jakobinern vorlegte. Diese Lösung war zweifellos höher als das „Glück"; aber sie war dennoch unvollständig, mehr negativ als positiv, eher Schutz als Tat, mehr bewahrend vor Bösem, als Gutes schaffend.

Weder die girondistische Verfassung noch die jakobinische gehen aus Gerechtigkeit und Pflicht hervor. Daher ihre Unfruchtbarkeit.

Vergleichen wir mit der Verfassung ein sehr wichtiges Gesetz (vom 22. Juni). Auf Robespierres Antrag nahm der Konvent von der Zwangsanleihe diejenigen aus, die weniger als zehntausend Francs Renten hatten, das heißt, fast alle Eigentümer. Höhere Erträge hatten nur die Vermögen der Emigranten, die, zu National-



Chaumette.
Nach dem Schabkunstblatt von Levachez.



Valazé.
Nach der Lithographie von Raffet.

gütern geworden, nicht in Frage kamen, oder die Vermögen der Bankiers; die Bankiers waren meistens Ausländer, sie reisten ab und waren nicht zu fassen. Damals gab es nicht mehr die vielen großen Vermögen aus Industrie, Handel und Wucher, die seither wiedererstanden sind.

Dieser Antrag, in der Tat alle Welt auszunehmen, war eine geschickte politische Schonung, aber er war maßlos übertrieben gegenüber dem Besitz. Viele dieser Befreiten, die weniger als zehntausend Francs Rente hatten, waren dennoch sehr wohlhabende Leute. Und es war zu befürchten, daß, wenn man nur noch reichere Leute heranzog, man niemanden fand, bei dem man die Milliarde auftreiben konnte.

Übrigens war nichts so geeignet, die Bourgeoisie herumzukriegen, sie um die Verfassung zu sammeln und die girondistische Partei, die zum Teil aus den geschonten wohlhabenden Leuten bestand, zu vernichten und aufzulösen.

Durch seine Verfassung, durch dies dem Eigentum günstige Gesetz, durch die Vertagung des großen Schreckgespenstes (der revolutionären Armee) wurde Robespierre die Hoffnung dreier völlig verschiedener Klassen, die bis dahin in ihren Ansichten gespalten waren:

1. der Jakobiner, die er zur Macht berief;
2. der Besitzenden, die in ihm ihren Beschützer sahen;
3. der Freunde der Vergangenheit, selbst der Priester, die in seiner Formel vom Höchsten Wesen, jenem philosophischen Mittelding zwischen dem Christentum und der Revolution, mit gutem Grunde die Möglichkeit erblickten, die alten, im geheimen immer noch bestehenden Einrichtungen eines Tages wieder erscheinen zu lassen, und die neue Schöpfung zu ersticken und zu vereiteln.

Zehntes Kapitel

Die Girondisten (Juni 1793)

Meinung der in die Departements gesandten Bergparteiler. — Aussöhnungsversuche. — Die Girondisten betreiben selbst ihren Untergang. — Konnte der Konvent mit den Departements verhandeln? — Die Girondisten mit den Royalisten vermischt. — Die Anhänger Robespierres im Wohlfahrtsausschuß. — Robespierres Strategie.

Es sieht fast so aus, als hätten wir die Gironde vergessen.

Sie liegt schon in der Vergangenheit und versinkt von Stunde zu Stunde mehr. Sie beschleunigt selbst ihren Sturz, indem sie ihn nachträglich verdient durch den Aufruf zum Bürgerkriege.

Jeden Augenblick erneuerte die Rechte ihre Forderung, die verhafteten Mitglieder abzuurteilen; aber sie fand immer weniger Gehör, wie eine schwache Stimme, ein ohnmächtiges Echo aus den Grüften der Vergangenheit.

Wenige Tage nach dem 2. Juni erhielt der Konvent einen Brief von zwei Montagnards, Romme und Prieur von der Cote d'Or, die von den Girondisten im Calvados festgehalten wurden: „Bestätigt unsere Verhaftung und anerkennt uns als Geiseln für die Sicherheit der in Paris gefangengenommenen Abgeordneten."

Eine wundervolle Selbstverleugnung, welche die ganze Größe der Hingebung und der gütigen Seelenstärke dieser heroischen Männer beweist, würdig der Helden des Altertums.

Man bedenke auch, daß diese Verhaftung besonders dadurch abscheulich wurde, daß die beiden Abgeordneten zur Armee an der Küste gesandt worden waren, um die Verteidigung des Landes sicherzustellen, um die irregeleitete Bevölkerung, die sie festnahm, gegen die englischen Flotten zu schützen.

Als man den Brief im Konvent verlas, machte jemand darauf aufmerksam, man habe die Abgeordneten vielleicht „dazu gezwungen". — „Sie irren sich," sagte Couthon, „Romme bliebe frei auch mitten unter allen Kanonen Europas."

Der Auvergnat Romme, ein schroffer, herber und starker Kopf, brachte den strengen Geist der Mathematik in die Freiheit. Ebenso frei in Rußland wie im Calvados oder im Konvent, behielt er den Glauben an die Revolution, als niemand mehr daran glaubte. In der auf Thermidor folgenden Reaktion trat er für die Radikalen ein, deren Ausschreitungen er nicht mitgemacht hatte, bis er sich selbst gefährdete. Der Aufstand vom Prairial, der der Republik ein

Ende machte, machte auch Rommes Leben ein Ende. Angeklagt, für das hungrige Volk Partei ergriffen zu haben, kam er dem Schafott zuvor und entleibte sich selbst.

An jenem unglücklichen 2. Juni und bei seiner Verhaftung durch die Girondisten suchte Romme keine Ausflüchte. Unbeugsam gegen sich selbst in der Theorie des revolutionären Rechtes erklärte er den Aufständischen kalt (wie später im Prairial): „Da ihr überzeugt seid, daß man euch unterdrückt, so handelt ihr nach dem Gesetz, wenn ihr euch des Rechtes zum Widerstand gegen die Unterdrückung bedient."

Der andere Abgeordnete, Prieur, Mathematiker wie Romme und Genieoffizier, berühmt als Gründer der „École Politechnique", war Carnots rechte Hand in der Verteidigung Frankreichs. Wie dieser war er Abgeordneter der Cote d'Or, wie dieser besaß er die hochherzige Seele des Landes der guten Weine und der warmen Herzen. Gern würde ich seiner Hand eine rührende Adresse zuschreiben, welche die Cote d'Or an die girondistischen Departements richtete: „Nein, ihr werdet nicht zu den Waffen greifen, ihr werdet nicht im Aufruhr verharren. Zittert vor Verbrechen, zu denen die Tugend sogar aus Vaterlandsliebe gelangen kann. Wenn es wahr ist, daß die brüderlichen Worte euerer Freunde von der Cote d'Or eure Kriegsbegier nicht niederhalten können, so werden eure Freunde zu euch kommen, ohne Waffen, und zu euch sagen: ‚schlagt zu, bevor ihr das Vaterland erwürgt, erwürgt lieber uns. Wenn wir eure Wut stillen, so haben wir genug gelebt'."

Dieser brüderliche Aufruf kam aus Dijon, aus dem Teile Frankreichs, der der Bergpartei am stärksten anhing. Und es war ein Schrei Frankreichs selbst. Die so gewalttätigen, aber für große Dinge so empfänglichen Cordeliers hatten folgendem Antrage eines der Ihrigen lebhaft zugestimmt: „Ich schlage vor, daß dreitausend der Unsrigen sich mit unsern Brüdern aus den Departements, die gegen Paris ziehen, treffen, aber ohne Waffen, nur, um sie zu umarmen!"

Die Sektion Bondy erklärte, sie werde ebenfalls teilnehmen und einen Friedensrichter und einen Ölzweig mitnehmen.

Äußerst rührend war es, als man auf einem Fest in den Champs-Élysées die Kanoniere von Paris, die treuesten Anhänger des Berges, Tränen vergießen sah, als sie nach Calvados abrücken sollten. Sie erklärten: „Vergebens möchte man uns den Haß gegen die anderen Bürger Frankreichs einflößen. Es sind unsere Brüder, es sind Republikaner, es sind Patrioten. Wenn sie gegen Paris marschieren, so werden wir zu ihnen gehen, nicht, um mit ihnen zu kämpfen,

sondern um sie zu umarmen und mit ihnen den Tyrannen Untergang zu schwören und Rettung dem Vaterlande.

Die Montagnards, die in die Departements gesandt worden waren und deren Zustand sahen, wurden niedergeschmettert durch die Nachricht vom 2. Juni.

Carnot legte Verwahrung ein.

Der Rechtsgelehrte Merlin aus Douai schrieb an den Konvent seine Ansicht über diese Verletzung des nationalen Rechtes und über die Gefahr, worin sie Frankreich bringen würde. Diese Adresse wurde von Gilet, Sevestre und Cavaignac unterzeichnet.

Lindet in Lyon und Trailhard in Bordeaux versuchten nicht, das Ereignis zu rechtfertigen; sie sagten nur, in der Lage, in der sich Frankreich befände, müsse man die vollendete Tatsache hinnehmen und sich um den einzig möglichen Mittelpunkt scharen, um den Konvent.

Viele Bürger in Paris boten sich als Geisel an, um die Departements sicher zu machen und zu beruhigen.

Danton und andere boten sich wiederum an. Couthon selbst bot sich an.

Deforgues, Dantons Agent, war frühzeitig im Calvados gewesen, um sich mit Prieur und Romme zu verständigen. Weder Geld noch gute Worte, noch Versprechen wurden gescheut, um die Normandie zu beruhigen. So wurde der Klugheit Lindets der Weg geöffnet, der, selbst Normanne, seine Landsleute mit geschickter Schonung behandelte.

Es muß gesagt werden, daß die Girondisten viel zu ihrem Untergang beitrugen.

Ehrgefühl und das Bewußtsein ihrer Unschuld veranlaßten Vergniaud und Valazé jeden Vergleich abzulehnen. Sie erklärten, nur Gerechtigkeit zu wollen. Sie wurden im Anfang sehr schlecht gehütet und hätten, wie andere, entwischen können. Sie blieben in Paris, freiwillig gefangen, mit etwa einem Dutzend ihrer Freunde, darauf gefaßt, zu sterben, wenn sie nicht ihre Wiederherstellung und den Sieg des Rechtes durchsetzten. Sie legten es nicht darauf an, in Vergessenheit zu geraten, sondern schrieben jeden Augenblick heftige Worte an den Konvent und machten ihm das Gewissen scharf. Sie verlangten nichts, als was er selbst beschlossen hatte; sie beriefen sich auf seine Entscheidung vom 2. Juni: Die Kommune soll die Beweisstücke liefern, und der Bericht soll in drei Tagen erstattet werden; Vergniaud erklärte: „mögen sie beweisen, daß sie schuldig sind, wenn nicht, so mögen sie selbst ihren Kopf aufs Schafott legen.“

Als Barère am 6. Juni im Namen des Wohlfahrtsausschusses den Berg bat, den Departements Geiseln zu stellen, widersetzten sich dem die im Konvent verbliebenen Girondisten, Ducos, Fonfrède, und erklärten: „Diese Maßregel macht einen kleinlichen und verzagten Eindruck.“ Mit Robespierre blieben sie dabei, daß ein Urteil nötig sei. Sie verlangten vom Konvent abgeurteilt zu werden; Robespierre war für ihre Verweisung an das Revolutionstribunal.

Am Abend des 6. gaben dreiundsiebzig Abgeordnete der Rechten eine heimliche Protesterklärung gegen den 2. Juni ab. Einige von ihnen waren Royalisten oder wurden es; aber die Mehrzahl, wie Daunou, Blanqui usw., waren aufrichtige Republikaner und glaubten, um des Rechtes willen protestieren zu müssen.

Tatsächlich war ein Urteil unmöglich und wurde immer unmöglicher.

Machte der Konvent den 2. Juni rückgängig, so bedeutete das seine Erniedrigung, sein Geständnis, daß er der Furcht und der Gewalttätigkeit nachgegeben habe, daß er alles ungeschehen machte, was er seit jenem Tage getan hatte.

Waren die Girondisten auch nicht des Hochverrats schuldig, so waren sie dennoch nicht unschuldig. Ihre Schwäche hatte alle Feinde der Republik ermutigt. Ihr hartnäckiger Kampf hatte alles gehemmt und Frankreich im Augenblick der Gefahr wehrlos gemacht. Fehlte es an genauen Beweisen gegen sie, so wäre der Konvent verpflichtet gewesen, sie wieder aufzunehmen, und sie hätten ihn gezwungen, ihre Feinde zu verfolgen und einen anderen 2. Juni im umgekehrten Sinne zu machen.

Alles belastete die Girondisten: die Flucht mehrerer der Ihrigen, und der Aufruf dieser Flüchtlinge zum Bürgerkrieg. Die Gewalttätigkeiten und das Toben der Gironde in den Departements, die Aufrichtung der Guillotine in Marseille und Lyon gegen die Montagnards, die Kränkungen, denen die Volksvertreter in der Provençe ausgesetzt waren — all das waren ebensoviele Schläge gegen die Girondisten von Paris. Man hielt sich an sie für alles, was durch ihre Anhänger in den entlegenen Gegenden Frankreichs geschah, und sogar für die Verbrechen, welche die Royalisten in ihrem Namen begingen.

Da der Ausweg der Stellung von Geiseln von ihnen selbst zurückgewiesen wurde, so war er nicht mehr gangbar. Ihn dem Berg zumuten, hieß die Versammlung vor den Departements demütigen, hieß nicht allein die Girondisten wieder ermutigen und zu Ansehen bringen, sondern auch das Anhängsel der Gironde — den verkappten Royalismus; hieß, die Auflösung der Republik anerkennen,

die durch die Schlaffheit der Rednerregierung schon so weit vorgeschritten war.

Die Versammlung hätte mit den Departements verhandelt wie gleich zu gleich. Aber mit wem sollte man verhandeln? Eben das wußte man nicht. Was man sehr schlecht und unklar „girondistische Partei“ nannte, war eine ungleichartige Mischung von verschiedener Färbung. Die Vereinigungen, die sich — zum Beispiel in Rennes — zur Organisation des girondistischen Widerstandes bildeten, waren uneinheitliche Gebilde.

Robespierre widersetzte sich jedem Vergleich, und er hatte zweifellos recht.

Die Ereignisse klagten die Gironde an. Die schlechten Nachrichten von den royalistischen Siegen, den girondistischen Aufständen, fielen durcheinander und wie ein Hagel auf den Konvent herab.

Man erfuhr gleichzeitig von den royalistischen Bewegungen in der Lozère und die Bildung des girondistischen Ausschusses der Departements des Westens in Rennes.

Man erfuhr gleichzeitig den Sieg der Vendéer bei Saumur und die militärische Organisation der girondistischen Kräfte in Bordeaux, Évreux und Marseille sowie die drohenden Beschlüsse mehrerer Beschlüsse gegen den Konvent.

Der Berg, die Jakobiner, die besten Patrioten befanden sich so in einem Zustande, den man absolute Ahnungslosigkeit nennen kann. Es war fast unmöglich, nicht zu glauben, daß diese gleichzeitig eintretenden Ereignisse keinen Zusammenhang miteinander hatten. Als Robespierre am Abend des 12. bei den Jakobinern Mitteilung machte von der Niederlage bei Saumur, welche den Vendéern die Straße nach Paris frei machte, stieg die Wut aufs höchste, richtete sich aber gegen die Girondisten, gegen die Rechte des Konvents. Der anständige, aber blinde Legendre erklärte, man müsse die Mitglieder der Rechten verhaften und bis zur Vertilgung der Vendée als Geiseln verwahren.

Ein sehr loyaler Montagnard, ehrlich wie sein Degen, der tapfere Bourbotte, sandte aus dem Westen einen Beweis, daß einer der Girondisten Royalist war. Man schloß daraus, daß alle es waren.

Die in das Calvados geflüchteten Girondisten, Pétion, Buzot usw., waren von den Ereignissen zerbrochen, verbraucht, abgestumpft und erledigt und ließen sich von den Leuten des Calvados beherrschen. Diese letzteren hatten zum militärischen Führer einen konstitutionellen Royalisten gewählt, den General Wimpfen. Louvet, der scharfblickender war, warnte Buzot und Pétion und sagte ihnen,

dieser Mann sei ein Verräter und Royalist. Sie antworteten lässig, er sei ein Ehrenmann und besäße allein das Vertrauen der Truppen und der Normannen. Wimpfen verriet sich bald, indem er davon sprach, die Engländer herbeizuholen. Die Girondisten weigerten sich, waren aber nichtsdestoweniger verloren und schienen nun ihr Geschick verdient zu haben.

Denn all dies befestigte endgültig den Glauben an etwas sehr Falsches: daß die Gironde mit der Vendée verbündet wäre.

Als die Versammlung am 13. Juni gleichzeitig die Schreckensnachricht von Saumur empfing und anderseits einen unverschämten Brief Wimpfens, in welchem dieser mitteilte, er habe zwei ihrer Mitglieder verhaftet, wurde der Knoten zerhauen.

Danton, gegen den man schon bei den Cordeliers und den Jakobinern Beschuldigungen erhob, glaubte bei der lebhaften Erregung der Versammlung nicht länger ungefährdet schweigen zu können. Er brach los gegen die Gironde, lobte den 31. Mai und erklärte, er habe ihn vorbereitet.

Couthon ergriff den Augenblick, in welchem der Berg durch diesen Ausbruch Dantons ein für allemal einig schien. Er beantragte folgende Erklärung und setzte ihren Beschluß durch: „Am 31. Mai und am 2. Juni haben der revolutionäre Rat der Kommune und das Volk gewaltig gewetteifert, um die Freiheit, Einheit und Unteilbarkeit der Republik zu retten."

Robespierre hatte gesiegt und trat am selben Tage, dem 13. Juni, durch seine Männer Couthon und Saint-Just auch persönlich in den Ausschuß ein.

Eins von dessen Mitgliedern, Delmas, hatte es gewagt, eine der angeklagten Verwaltungen zu verteidigen, und wurde nun selbst der Gegenstand der jakobinischen Beschuldigungen. Er fand ein Mittel, sich zu retten, indem er die Türe des Ausschusses den Robespierristen öffnete. Am 13. schlug er eine Einteilung des Ausschusses in Sektionen vor, und bei dieser Anordnung gab man ihnen den besten Anteil*).

In der wichtigsten Abteilung, die die allgemeine Verwaltung der Geschäfte hatte (correspondance générale), saßen Couthon und Saint-Just, außerdem der Jurist Berlier, ein Fachmann und durchaus kein Politiker, der seinen Kollegen nicht lästig wurde. Das vierte Mitglied endlich war Cambon, der ewig Angegriffene und Beunruhigte, eingefangen und verschlungen von der Hölle unserer Finanzen, der im Schatzamt lebte, aß und schlief, nach allen

*) Registres du Comité de salut public, 13.—15. Juni, Seite 96, 107. (Archives nationales.)

Seiten hin- und hergezerrt, von den tausend Bedürfnissen des Inneren und des Krieges verzehrt wurde und in diesem Wirrwarr seine neue Schöpfung betrieb, die gleichsam eine vulkanische Insel werden sollte auf dem Feuermeer, in welchem die Revolution Anker werfen mußte: Die Schöpfung des Grand-Livre.

Die wichtigste Abteilung also des regierenden Ausschusses bestand aus nur zwei Männern. Diese Abteilung der allgemeinen Korrespondenz verhandelte auch persönlich mit den Mitgliedern des Konvents, mit den Abordnungen, mit Privatleuten. Alle Leute, die im Wohlfahrtsausschuß Geschäfte hatten, wurden von Couthon und Saint-Just im „Zweisäulensaal" empfangen. Alle große Bewegung draußen brach sich an den beiden Unbeweglichen. Couthon war es von Natur aus und mit Absicht; der lahme Auvergnat in seiner scheinbaren Milde war glatt, kalt und hart wie der Flintenstein seiner Berge. Der Chevalier de Saint-Just, wie ihn Desmoulins nennt, in seiner erstaunlichen jakobinischen Steifheit, den Hals eingezwängt in eine gestärkte Binde, drehte den Körper immer ganz und auf einmal um und war in sich unbeweglich, selbst dann, wenn er sich von einer Stelle zur anderen bewegte. Sicherlich: In den Strudeln einer so verwirrten Lage hätte man kein fertigeres Bild einer unwandelbaren Regierung finden können.

Diese strenge, furchtbare Festigkeit der beiden Männer Robespierres verliehen ihm ein einzigartiges Ansehen: „Wenn so seine Schüler sind," sagte man, „wie muß dann der Meister sein?" Die Macht seines moralischen Ansehens trat besonders in dem Streich zutage, den er gegen die Cordeliers führte, gegen die Radikalen, die sich damals gerade des Klubs bemächtigt hatten. Sie hatten Marats Rolle wieder aufgenommen und seine zügellosen Grundsätze, die sie mit Angriffen gegen die Verfassung, das heißt gegen Robespierres, mischten.

Am 24. brachte der wütendste der Radikalen, der „Enragés", der Cordelier Jacques Roux, im Namen seiner Sektion — der der Gravilliers — eine heftige Eingabe vor die Barre, die er durch Zusätze noch verstärkte. Es war nicht alles Unsinn in dieser Mahnung an den Konvent. Er warf der Bergpartei vor, die säße unbeweglich „auf ihrem unsterblichen Felsen" und täte nichts. In schonungslosem Verstehen klatschten die Tribünen Beifall. Die Bergpartei geriet außer sich vor Wut. Sie erhob sich geschlossen, Thuriot an der Spitze, gegen den unheilbringenden Redner, und Legendre ließ ihn von der Barre forttreiben.

Wer war Jacques Roux im Grunde? Seine offenbar verstüm-

melten Reden, sein Leben, das von allen Parteien in überraschender Einigkeit totgeschwiegen wird, geben uns keinen Anhalt.

In den Unglückszeiten sehen wir ihn mit dem jungen Varlet gepaart, dem kühnen Gassenredner; anderseits mit Leclerc, dem jungen Lyonaiser, Chaliers Freund, der sich im Mai in Paris bei seiner Freundin Rose Lacombe, der Führerin und dem Mittelpunkt der „revolutionären Frauen“ niedergelassen hatte. Welches waren die Lehren Roux'? Inwieweit stand er in Beziehungen mit Lyon, mit seinem Apostel Chalier? Oder mit Gracchus Babeuf, der im Jahre 1790 seinen „Cadastre perpétuel“ veröffentlicht hatte und sehr betriebsam war in Paris?

Leider können wir auf diese Fragen nicht antworten.

Die Protokolle der Cordeliers fehlen uns für diese Zeit; die der Sektion der Gravilliers, des großen Industrieviertels von Paris, erwähnen Roux im guten und bösen Sinne häufig, aber kurz.

Ich glaube gern, daß der Berg nicht mehr wußte von ihm als wir und auch nicht mehr wissen wollte. Schon saß hinter den „klassischen Republikanern“ ein Gespenst, das schnelle Beine hatte und sie wohl überholt hätte: „der romantische Republikanismus“ mit den hundert Köpfen und den tausend Schulen, den sie heute Sozialismus nennen. Zwischen den einen und den anderen bestand eine schier unüberbrückbare Kluft: ihre sehr verschiedene Auffassung vom Eigentum. Marat und Hébert, die zwar in ihrer unbesonnenen Heftigkeit bisweilen den Raub zu begünstigen schienen, waren nichtsdestoweniger Vertreter des Eigentumsrechtes.

Was würden die Cordeliers tun? Sie hatten zuerst den Druck der Eingabe Jacques Roux' angeordnet. Roux und Leclerc waren damals ihre Apostel. Und die „revolutionären Frauen“ brachten die Auflösung, die Trunkenheit und die Ekstase in diesen glühenden Herd. Wenn die Sache den Verlauf genommen hätte, den sie in anderen Zeiten gehabt haben würde, so wären die Cordeliers bei einem rohen anarchistischen Kommunismus gelandet, bei einem orgiastischen Taumel, von dem die Demagogien des Altertums und des Mittelalters so oft ergriffen wurden.

Diese Gedanken, undeutlich wahrgenommen, waren Robespierre, dem weisesten der Jakobiner, ein Abscheu. Er war der Freund reinlicher und klarer Ideen, fest in seinen Grundsätzen, und ihn schauderte, die Revolution dieser phantastischen Verwandlung erliegen zu sehen. Er fürchtete auch nicht ohne Grund die Versuchungen der Not, „den Hunger als schlechten Ratgeber“, die Plünderungsgelüste, die, gewannen sie einmal in einer Stadt von siebenhunderttausend Seelen (unter denen hunderttausend Bettler waren) Boden, nicht mehr zum

Stillstand gebracht werden konnten. Am 26. und 27. Juni bemächtigten sich die Weiber eines Bootes mit Seife und eigneten sich die Ware an zu einem Preise, den sie selbst festsetzten. Man vermutete, daß diese Gewalttätigkeiten eine Wirkung der Eingabe Jacques Roux' waren. Robespierre schleuderte am 28. abends bei den Jakobinern den Bannfluch gegen ihn. Roux wollte sich bei der Kommune rechtfertigen, aber dort hielten ihn Hébert und Chaumette am Boden und zerschmetterten ihn. Schließlich traf ihn eine überlegene Autorität, die Marats.

All dies machte starken Eindruck. Indessen verstand Robespierre, daß die Wirkung nur vorübergehend sein würde, wenn Roux nicht von den Seinen selbst getroffen, von den Cordeliers verlassen, verleugnet und verdammt wurde. Robespierre war niemals bei den Cordeliers gewesen und sprach niemals von ihnen. Er hatte gegen sie eine tiefe, natürliche Abneigung. Er überwand sie um dieser großen und entscheidenden Gelegenheit willen. Er nahm den Jakobiner mit, der im stärksten Maße das Temperament der Cordeliers besaß, den einflußreichen Klubmenschen Collot-d'Herbois, außerdem Hébert, den Abgesandten der Kommune; alle drei, geeint in diesem jakobinischen Kreuzzug zur Aufrechterhaltung der Ordnung, stellten sich am Abend des 30. Juni an der Pforte zum Klub der Cordeliers ein. Darauf waren diese nicht vorbereitet, und der Achtung gebietende und ungewöhnliche Besuch machte Eindruck auf sie. Noch größer wurde der Eindruck, als eine der „revolutionären Frauen“, der bisherigen Verbündeten Jacques Roux' und Leclercs, ums Wort bat gegen Jacques Roux, ihn mit Spott überschüttete und ironisch von seinen grotesken Seltsamkeiten auf dem gewöhnlichen Schauplatz seiner Tätigkeit, in der Sektion der Gravilliers, erzählte. Dieser heftige Ausfall einer Frau, die vor Robespierre und den Jakobinern den Apostel wie einen Narren behandelte, war demütigend für die Cordeliers; ein einziger wagte ein Wort der Verteidigung für Roux und Leclerc.

Die Gesellschaft wurde schwach, strich sie von der Liste ihrer Mitglieder und versprach Roux' Verhalten an der Barre des Konvents zu mißbilligen.

In Wirklichkeit entsagten die Cordeliers ihrer neuen Rolle; die meisten stürzten sich auf Stellen, auf ergiebige Aufträge. Momoro, Vincent, Ronsin schlossen sich eng an Hébert an, und alle zusammen fielen über eine reiche und fette Beute her, das Kriegsministerium. Der Minister, der schwache Bouchotte, der gehorsame Diener der Klubs und des „Père Duchesne“, wurde dauernd beschäftigt. Der kleine, giftige Vincent wurde Generalsekretär des Krieges. Hébert

saugte Bouchotte in unverschämter Weise aus für seinen „Père Duchesne" und zog ungeheure Summen aus ihm. Ronsin, ein früherer Vaudevillist und niedriger Schmeichler Lafayettes, erhielt den allergrößten Anteil: er wurde zum bevollmächtigten General ernannt und erhielt den festesten Platz bei der großen Plünderung zugewiesen, wo alles erlaubt war, die Diktatur in der Vendée. Die Beförderung Ronsins erinnert an die traurigsten Geschichten aus der Günstlingszeit der Monarchie; er wurde am 1. Juli Kapitän, am 2. Brigadechef und am 4. General. Drei Monate später erhielt er als Lohn für zwei Verrätereien, für die er das Schafott verdient hätte, den höchsten Vertrauensposten: er wurde zum General der Revolutionsarmee ernannt!

Diese Verbrecher waren Robespierre durchaus bekannt; er veranlaßte ihren Untergang so bald er konnte. Einstweilen waren sie ihm noch nötig. Als Herren der Kommune, der Cordeliers, der Volkspresse und als Nachfolger Marats erschienen sie als die Vorhut der Revolution. Wenn Robespierre die Kraft gehabt hätte, sie zu entlarven, so hätte er nichts anderes getan, als Jacques Roux und Leclerc, den „Enragés", die Tür geöffnet, die hinter ihnen herandrängten.

Er fürchtete die Hébertisten noch weniger als die „Enragés". Warum? Die Hébertisten vertraten keine Idee, machten keinen Anspruch auf eine Doktrin, waren nichts als Begehrlichkeit und Interesse; sie waren Schurken, die man unbedingt eines Morgen finden mußte, die Hand in fremder Tasche, und die dann hinausfliegen würden. Dagegen waren die „Enragés" Fanatiker von noch unbekannter Bedeutung; ihr Fanatismus war furchtbar; ein vorläufig noch unbestimmter Geist trieb sie, aber dieser konnte eines Tages bestimmte Gestalt annehmen, sich fortsetzen und im Angesicht der Revolution eine neue Revolution beginnen.

Die dringende Notwendigkeit, die „Enragés" zu treffen, die Cordeliers in ihrem lebendigsten Teile zu demütigen und zu verstümmeln, zog für den Berg und besonders für Robespierre die andere Notwendigkeit nach sich, einen Ausgleich zu schaffen, das heißt, die Gironde zu treffen.

An demselben Tage, an dem Jacques Roux sprach, hatte die Versammlung, bewogen durch ein paar rührende Worte des jungen Ducos, beschlossen, am folgenden Tage, dem 26., solle endlich der Bericht über die Girondisten erstattet werden. Nach der Rede Jacques Roux' hob sie auf Antrag Robespierres ihren Beschluß auf.

Der Berichterstatter war Saint-Just. Er hatte zuerst eine große Mäßigung gezeigt und sich angeboten, persönlich mit Garat das

Calvados zu beruhigen. Sein Bericht, der am 2. Juni im Wohlfahrtsausschuß verlesen wurde, war von grausamer Heftigkeit. Die Girondisten von Caen wurden für Verräter erklärt, und die von Paris für Mitschuldige.

Niemand hatte etwas einzuwenden. Und Danton war zugegen. Seine Unterschrift findet sich im Register.

Das war das Ende des Ausschusses; er war gleichsam moralisch guillotiniert. Man stellte ihn am 10. Juli unter jakobinischem Einfluß wieder her.*)

Elftes Kapitel

Unbeweglichkeit, Verdruß Dantons zweite Ehe (Juni 1793)

Marats Niedergeschlagenheit. — Allgemeine Entmutigung. — Danton heiratet in eine royalistische Familie und vor einem widerspenstigen Priester.

Die Einzigartigkeit der Lage im Juni besteht darin, daß die Sieger, die Herren der Lage, sich durchaus zu der Untätigkeit derer verurteilt sahen, die sie ersetzt hatten. Die Wut der „Enragés" zwang die Jakobiner, einzulenken. Da Robespierre und Marat nur nach rechts schlagen konnten, wenn sie gleichzeitig auch nach links schlugen, und weder vor noch zurück konnten, so saßen sie fest in kläglichem Gleichgewicht. Eine unerwartete Lage! Marat war zum Wächter der Gesellschaft geworden.

Daran ist er allem Anschein nach gestorben. Vor dem 2. Juni war er müde, aber noch nicht krank. Vom 3. an kommt er nicht mehr: er will die Verurteilung der Girondisten abwarten, erklärt er. Die Versammlung hört seinen Brief kaum an und geht zur Tagesordnung über. Ohne Grund erscheint er wieder am 17. Anwesend und abwesend ist er gleichermaßen aufgeregt. Die geringschätzige Unaufmerksamkeit des Konvents läßt ihn hart empfinden, daß er die Vorhut verloren hat. Die täglich neue Notwendigkeit, die

*) Die Memoiren Barères behaupten, daß Danton es war, der den zweiten Wohlfahrtsausschuß machte. Ein Irrtum. In diesem Ausschuß gab es nur zwei Dantonisten, Thuriot und Hérault; der erstere blieb nur zwei Monate darin und nahm seine Entlassung. — Die Herausgeber dieser Memoiren, ehrenwerte und gewissenhafte Männer, haben einige Fehler darin richtig gestellt; sie hätten noch andere nachweisen können. — Danton „hat die Vendée verlängert"! Danton „war auf die Hinrichtung der Girondisten versessen"! Danton „hat Herrn von Staël hunderttausend Taler überweisen lassen; dieser, anstatt sie nach Schweden zu bringen, ist in Coppet geblieben; man hat nichts mehr davon gehört"! Offenbar teilte Herr von Staël mit Danton! — Bei der geplanten Teilung Frankreichs, bei der die Ver-

„Enragés“, zurückzuhalten, betrübte ihn und lähmte ihn. Marats Mäßigung — was bedeutet das anderes als Marats Tod?

Nicht nur Marat war krank. Wer war es im Grunde nicht? Ein allgemeines Gefühl der Entmutigung und der Trauer kam auf.

Diese Trauer hatte tausend Gründe. Vielleicht der stärkste war der verhängnisvolle Widerspruch zwischen Reden und Gedanken. So gut man konnte, verbarg man unter heftigen Worten die Schwächung des Glaubens, die innere Erkaltung.

„Ach,“ sagte Ducos, der Verteidiger der Gironde, zu den gemäßigten Montagnards, „wenn ich euch einzeln nehme, so sehe ich, wie jeder durchdrungen ist von Achtung vor der Gerechtigkeit; vereint stimmt ihr gegen sie.“ (Sitzung vom 24. Juni.)

„Die Sitzungen der Versammlung verlaufen jetzt außergewöhnlich anständig,“ sagen die Zeitungen. Sie waren still und kurz; eilig faßte man die Beschlüsse und ging so schnell wie möglich wieder fort. Die Notwendigkeit, zu lügen und zu übertreiben, war allzudrückend.

Man war gezwungen, den ganzen Tag zu wiederholen, was man im allgemeinen selbst nicht glaubte: daß die Gironde Verrat begangen hatte. Was man glaubte und was der Wahrheit entsprach, war, daß sie ungeschickt, schwach und schlapp, daß sie gefährlich war, daß sie das Land zugrunde gerichtet hätte.

Die Versammlung sah sich gezwungen, von dem düsteren Rettungsfloß, auf welchem das schiffbrüchige Frankreich schwankte, die unfähigen Lotsen ins Meer hinabzuwerfen, unter deren Führung es umgeschlagen wäre. Sie bemühte sich, jene für schuldig zu halten; um das zu glauben, sagte und wiederholte sie es unaufhörlich. Man schwur, sie seien die Freunde der Vendée! Sie wollten Frankreich zerstückeln!

Rettete uns die Hinopferung der Gironde für den Augenblick? Man war versucht, es zu glauben. Aber wie würde es damit in der Zukunft stehen? War das Gesetz einmal so von der Hand des Ge-

bündeten sich im voraus wählten, was an ihre Staaten grenzte, „würde Preußen Flandern bekommen haben“! — Um sein berühmtes Wort: „Nur die Toten kehren nicht zurück“, zu erklären, versichert Barère, die von Houchard (am 7. September) verschonten Engländer hätten später Valenciennes belagert (das am 28. Juli genommen wurde). — Es ist klar, daß diese Notizen nachlässig geschrieben sind und nach den unklaren Erinnerungen eines Mannes, der damals mehr als achtzig Jahre alt war. (Bernard Barère de Vieusac, wegen der süßlichen Sprache seiner Berichte an den Konvent auch „Anakreon der Guillotine“ genannt, ist am 14. Januar 1841 im Alter von 86 Jahren gestorben. Seine Memoiren erschienen 1842 in 4 Bänden. Anmerkung des Herausgebers.)

setzgebers getötet, war es da nicht für immer tot? Würde diese offenbare Gesetzwidrigkeit nicht die ewige Gesetzwidrigkeit begründen? Was bedeuten die Gesetze einer zerbrochenen Versammlung? Und wenn sie eine andere Versammlung beruft, wird diese hier, die aus einer Berufung ohne Recht erstanden ist, nicht der anderen den Schandfleck der eigenen Geburt hinterlassen? Was kann man prophezeien, außer einer ungeheuerlichen Folge wechselnder Staatsstreiche? Wird Frankreich, das kein Gefühl mehr besitzt für das Recht, nichts mehr besitzt, woran es sich klammern könnte, nicht auf den Wogen rollen wie ein toter Körper, den weder Land noch Meer haben will und der ewig dahintreibt?

Die Traurigkeit war die gleiche bei den Männern der drei Parteien: bei den Siegern wie Marat, bei den Besiegten wie Vergniaud, bei den Neutralen wie Danton.

Ich werde gleich die geheimen Bemühungen Dantons zur Beruhigung Frankreichs schildern. Solche Versuche, die für jeden Vermittler schwierig und gefährlich sind, waren es in erhöhtem Maße für ihn. Seine Bemühungen zielten dahin, die Gironde in den Departements wieder anzugliedern, aber dabei sprach er stets gegen sie. Seine geschickt vorbereiteten Sätze, die er in scheinbarer Zufälligkeit im Konvent vorbrachte — wohlberechnete Zufälle — waren scharfblickenden Augen nicht weniger verdächtig. Der Haß täuschte sich nicht. Die Cordeliers klagten ihn am 4. an und die Jakobiner am 7. Robespierre verteidigte ihn und grub ihm nur um so mehr den Boden ab. Im Wohlfahrtsausschuß hatte man ihn in die diplomatische Abteilung abgeschoben, wo es nichts zu tun gab, und in die militärische Abteilung, von der er nichts verstand; er duldete am 2. Juli den grausamen Bericht Saint-Justs. Danton, wo war deine Seele?

Ein so scharfblickender Mensch irrte sich nicht über sein Schicksal. Es war das beste für ihn, wenn der Tod kam und schnell kam.

Merkwürdig! Vergniaud und Danton starben den gleichen Tod.

Der arme Vergniaud, der in der Rue de Clichy, diesem damals verlassenen Viertel, das ganz in Gärten lag, gefangen saß, der weniger ein Gefangener des Konvents als Fräulein Candeilles war, schwankte zwischen Liebe und Zweifel hin und her. Würde ihm diese Liebe einer glänzenden Theaterdame in dem Untergang aller Dinge erhalten bleiben? Was er von sich selbst übrig behielt, das legte er in die bitteren Briefe, die er gegen die Montagne richtete. Das Verhängnis hatte ihn der Taten enthoben, und er bedauerte es nicht; er fand es schön, so zu sterben, im Genuß der süßen

Tränen, die eine Frau so leicht vergießt, und im Glauben, geliebt zu sein.

Danton bereitete sich zur selben Zeit den gleichen Selbstmord.

Wäre das ein Einzelfall, so würden wir nicht so lange dabei verweilen; unglücklicherweise ist es aber damals der Fall für viele Männer. Sowie die öffentliche Angelegenheit eine private wird, eine Frage über Leben oder Tod, sagen sie: „Die Geschäfte kommen morgen daran." Sie schließen sich zu Hause ein, flüchten an den häuslichen Herd, zur Liebe, zur Natur. Die Natur ist eine gute Mutter; bald wird sie sie wieder aufnehmen in ihren Schoß.

Danton heiratete noch in der Trauerzeit. Seine erste, so sehr geliebte Frau war am 10. Februar gestorben. Und er hatte sie am 17. ausgegraben, um sie noch einmal zu sehen. Am 17. Juni war es auf den Tag vier Monate her, daß er in wahnsinniger Liebe, in brüllendem Schmerz, die Erde geöffnet hatte, um im Grauen des Leichentuches die zu umarmen, in der seine Jugend, sein Glück und sein Erfolg gelebt hatten. Was sah er, was hielt er in den Armen — nach sieben Tagen?! Sicher ist, daß sie ihn in Wirklichkeit mit hinwegnahm.

Noch im Sterben hatte sie seine zweite Ehe, die so viel zu seinem Untergang beitrug, vorbereitet und gewollt. Da sie ihn leidenschaftlich liebte, so ahnte sie seine Liebe zu einer anderen und wollte ihn glücklich machen. Auch hinterließ sie zwei kleine Kinder und glaubte ihnen in einem kaum sechzehnjährigen jungen Mädchen, das aber voll sittsamer Anmut war, fromm wie Frau Danton selbst und aus royalistischer Familie, eine gute Mutter zu geben. Die arme Frau, die an den Aufregungen des September und an dem schrecklichen Ruf ihres Gatten zugrunde ging, glaubte zweifellos, ihn durch eine solche neue Ehe der Revolution zu entfremden, seine Umkehr vorzubereiten, ihn vielleicht zum heimlichen Verteidiger der Königin, des Kindes im Temple und aller Verfolgten zu machen.

Danton hatte im Parlament den Vater des jungen Mädchens, einen Gerichtsschreiber, kennen gelernt. Als er Minister geworden war, verschaffte er ihm eine gute Stelle im Marineministerium. Aber zu wie großem Danke auch diese Familie Danton gegenüber verpflichtet sein mochte, sie zeigte sich seinen Heiratsabsichten keineswegs geneigt. Die Mutter, auf die der Schrecken seines Namens durchaus keinen Eindruck machte, warf ihm in dürren Worten die Septembermorde vor, die er nicht angestiftet hatte, und den Tod des Königs, den er gern gerettet hätte.

Danton hütete sich wohl, sich zu verteidigen. Er tat, was man in

solchen Fällen zu tun pflegt, wenn man seinen Prozeß gewinnen will, oder wenn man verliebt und eilig ist: er bereute. Er gestand wahrheitsgemäß, daß er die Auswüchse der Anarchie mit jedem Tage schwerer ertrüge, daß er sich der Revolution schon sehr überdrüssig fühle.

Stieß er die Mutter ab, so gefiel er der Tochter ebensowenig. Fräulein Louise Gély, ein zartes, hübsches Mädchen, war in dieser bürgerlichen Familie alten Schlages — lauter anständigen, mittelmäßigen Leuten — aufgewachsen und lebte ganz in den Anschauungen des ancien régime. In Dantons Nähe empfand sie viel eher Staunen und ein wenig Furcht als Liebe. Diese merkwürdige Persönlichkeit, Mensch und Löwe in einem, blieb ihr unfaßbar. Mochte er auch seine Zähne abfeilen und seine Krallen verkürzen, sie fühlte sich diesem erhabenen Ungeheuer gegenüber niemals sicher.

Dennoch war das Ungeheuer ein „guter“ Mensch. Aber alles, was groß in ihm war, kehrte sich gegen ihn. Die geheimnisvolle, wilde Energie, die poetische, von hellen Lichtern überflammte Häuslichkeit, die Stärke kraftvoller Männlichkeit dieses Mannes, aus dem eine lebendige Woge von Ideen, von unsterblichen Worten sprudelte — all das schüchterte das Herz des Kindes ein, krampfte es vielleicht zusammen.

Die Familie glaubte seinem Drängen Einhalt zu tun, wenn sie ihm ein Hindernis zeigte, das sie für unübersteiglich hielt: die Notwendigkeit, sich den Zeremonien der katholischen Trauung zu unterwerfen. Jedermann wußte, daß Danton als Diderots echter Sohn im Christentum nur einen Aberglauben sah und nur die Natur anbetete.

Aber gerade darum fügte sich dieser Sohn, dieser Hörige der Natur, ohne weiteres. Welchen Altar, welches Götzenbild man ihm auch wies, er ging dahin, er legte da den Eid ab. So groß war die Tyrannei seines blinden Begehrens. Die Natur war mit im Bunde; sie entfaltete plötzlich alle ihre verhaltenen Energien; der Frühling, ein wenig verspätet, brach in den brennenden Sommer hinein; die Rosenblüte begann. Niemals bestand ein solcher Gegensatz zwischen einer so triumphierenden Jahreszeit und einer so trüben verwirrten Lage. In der allgemeinen moralischen Gedrücktheit wog die Gewalt einer glühenden, leidenschaftliche Wünsche weckenden Temperatur um so schwerer. Unter diesem Antrieb wehrte sich Danton nicht lange, als man ihm sagte, daß er von einem widerspenstigen Priester den Segen empfangen müsse. Er wäre auch durchs Feuer gelaufen. Überdies war dieser Priester, der in einer Dachkammer hauste, gewissenhaft und fanatisch, er ließ Danton nicht los um einen ge-



Kléber Hoche Jourdan

Nach den Schabkunstblättern von Levachez.

kauften Zettel. Er mußte, erzählt man, niederknien und das Bekenntnis heucheln, und so lästerte er in einer Handlung zwei Religionen zugleich.

Wo war denn der von unseren Versammlungen der Religion des Gesetzes geweihte Altar, der auf den Trümmern des alten Altars der Willkür und der Gnade stand? Wo der Altar der Revolution, zu dem der gute Camille, Dantons Freund, seinen Neugeborenen trug und so künftigen Geschlechtern das erste Beispiel gab?

Diejenigen, die Dantons Bildnisse kennen, besonders die Skizzen, die David in den nächtlichen Sitzungen des Konvents heimlich von ihm zeichnete, wissen recht gut, wie der Mann vom Löwen zum Stier, was sage ich, zum Wildschwein hinabsinken konnte, ein düsteres, gedrücktes, in seiner wilden Sinnlichkeit unleidliches Geschöpf.

Hier haben wir eine Gewalt, die in der blutigen Zeit, von der ich erzählen muß, ihre allmächtige Herrschaft antritt; eine erschlaffende Gewalt, eine schreckliche Gewalt, die die Kraft der Revolution unterwühlt und zerbricht. Unter der sichtbaren Strenge der republikanischen Sitten, unter den Schrecken und den Tragödien des Schafotts sind das Weib und die Liebe die Könige von 1793.

Da sieht man Verurteilte, die unbekümmert, die Rose im Munde, den Karren besteigen. Das ist das wahre Bild der Zeit. Sie geleiten den Menschen zum Tode, diese blutigen Rosen.

Danton, der ebenso geleitet und geschleppt wurde, gestand es mit schamlos-schmerzlicher Naivität, deren Ausdruck man wohl mildern muß. Man beschuldigt ihn, daß er eine Verschwörung betreibe. „Ich!“ antwortete er. „Das ist unmöglich. Wie soll ein Mensch zum Handeln geneigt sein, der jede Nacht mit Leidenschaft der Liebe ergeben ist?“

Unter den melancholischen Liedern, die man noch hier und da hört, haben Fabre d'Églantine und andere die „Marseillaise der tödlichen Lüste“ hinterlassen, die sehr oft in den Gefängnissen und sogar im Gerichtssaal und bis zum Fuß des Schafotts gesungen wurde. Die Liebe erscheint im Jahre 1793 als das, was sie ist: als die Schwester des Todes.

Zwölftes Kapitel

Die Vendéer Ihr Aufruf an das Ausland (März—Juni 1793)

Die Rettung Nantes' war Frankreichs Rettung. — Wie man verfuhr, um die Vendée zum Aufstand zu bringen. — Henri de Larochejaquelein. — Schlacht bei Saumur (10. Juni). — Die Beziehungen der Vendée zum Auslande (April 1793). — Sie ziehen gegen Nantes. — Sie versuchen, sich mit Charette zu verständigen.

Zwei unerwartete Ereignisse traten Ende Juni ein; eins vernichtete Frankreich beinahe, und das andere rettete es.

Die drei Vendéen (Anjou, Bocage und Marais), die im wesentlichen miteinander uneinig waren und sich sehr schlecht verstanden, einten sich für kurze Zeit, bildeten eine große barbarische Massenarmee und wälzten gemeinsam ihre furchtbare Flut auf die Loire, nach Saumur, nach Angers und nach Nantes.

Aber nun tritt das andere Ereignis ein: Die Girondisten, in Paris als Royalisten geächtet, organisierten im Westen, verlassen und ohne Hilfe, den tapfersten Widerstand gegen die Royalisten. Sie hoben Truppen aus gegen den Konvent und schickten sie gegen die Vendée. Mit Ausnahme einiger hundert Bretonen, die ins Calvados zogen, verharrte die girondistische Bretagne in ihrer heldenmütigen Rolle. Sie war der wahre Felsen des Widerstandes, sowohl gegen den bretonischen Royalismus, der in ihrem Inneren wühlte, als auch gegen die Emigranten, die sie von Jersey aus bedrohten, und schließlich gegen den vendéeischen Einfall, den sie vor Nantes zum Scheitern brachte.

Der Angriff auf Nantes ist unbedeutend hinsichtlich der Zahl der Toten, aber von ungeheurer Bedeutung hinsichtlich der Ergebnisse. Napoleon hat mit Recht gesagt, die Rettung dieser Stadt sei die Rettung Frankreichs gewesen.

Nantes bot von März bis Juni das Schauspiel einer seltenen und eindrucksvollen Einmütigkeit. Die girondistische Verwaltung bestimmte die von der Lage erheischten strengen und wirksamen Maßregeln, und sie wurden, auf das Verlangen der Gemäßigten hin, von Girondisten und Montagnards unterschiedslos energisch durchgeführt. Es war der girondistische Klub, der am 13. März durch den jungen Villenave die Errichtung des Revolutionstribunals forderte, die unverzügliche Hinrichtung der Verräter, die Aufstellung

der Guillotine auf dem Marktplatz und schließlich ein fliegendes Kriegsgericht, das mit bewaffneter Macht das Departement durchziehen sollte, Gericht halten und Urteile vollstrecken sollte.

Man erkennt hieran (und wird es später noch besser erkennen), daß das republikanische Frankreich unter so viel lärmenden äußeren Zwistigkeiten, so viel Geschrei und Drohungen einen Fonds von Einigkeit bewahrte.

Es ist sonderbar, im Gegensatz dazu zu bemerken, wie sehr die in ihren Kundgebungen so vollkommen einige Koalition gespalten war, wie sehr die Vendéer, die, um Nantes zu treffen, den Anschein einer so furchtbaren Einigkeit erweckten, zwieträchtig und feindlich gegeneinander waren.

Die erste List war, wie wir sahen, die Verwendung eines unwissenden, aber schlauen und kühnen Bauern Cathelineau, den d'Elbée und der Klerus gegen die Adligen gebrauchten. D'Elbée, von Geburt ein Sachse *), wurde gehaßt und beneidet von den anderen Führern, niederen Offizieren und Landedelleuten, die im allgemeinen wenig Kopf besaßen. Er hätte im Anfang nicht selbst den Befehl führen können. Nach den Vorgängen bei Fontenay schob der Klerus Cathelineau vor. Der drohte den Adligen aus Poitou, er werde seine Landsleute, die Bauern von Anjou, mit fortnehmen. Lescure, „der Heilige von Poitou", der den Priestern anhing, unterstützte ihn. Und seitdem war alles unter denselben Einfluß gebracht, nämlich den des Klerus.

Die zweite List wurde zwischen den beiden Kämpfen bei Fontenay angewandt, als die Vendéer durch ihren Mißerfolg niedergeschlagen waren; sie diente dazu, sie wieder aufzurichten. Man machte ihnen einen Bischof. Ein von ihnen gefangener republikanischer Soldat, der dann Lescures Sekretär wurde**), erklärte, er sei trotz seines

*) Gigot d'Elbée war 1752 in Dresden geboren. In seiner Jugend diente er dem Kurfürsten von Sachsen, ging dann nach Frankreich, wo er Offiziersdienste nahm und lebte bis zum Ausbruch der Revolution auf seinem Gut Beaupréau in Anjou. 1791 emigrierte er, kehrte jedoch bald wieder zurück. Im März 1793 stellte er sich an die Spitze der Bauern seines Bezirkes, die sich gegen das Gesetz der allgemeinen Wehrpflicht erhoben und wurde von ihnen zum Oberbefehlshaber ausgerufen. Schwer verwundet fiel er bei der Einnahme der Insel Noirmoutiers in die Hände der Republikaner und wurde von ihnen erschossen. Anmerkung des Herausgebers.

**) All das wurde klar erwiesen in dem Prozeß des Betrügers Guillot de Folleville, des früheren Pfarrers von Dol. Der fromme Lescure begünstigte sichtlich diesen frommen Betrug, den er für den heiligen Krieg nützlich hielt. Guillot war auf Reisen, in seinem Wagen, und Lescure starb in Guillots Armen, obgleich der um diese Zeit schon entlarvt war. (Prozeß Guillot, Handschrift; Sammlung des Herrn Dugast-Matifeux.) Man erfährt

Laienrockes in Wirklichkeit einer der vier vom Papst nach Frankreich entsandten apostolischen Vikare, sei außerdem Bischof von Agra. Die berühmten „Soeurs de la Sagesse", die an allen Ränken beteiligt waren, Brin, ihr Pfarrer von Saint-Laurent, der Pfarrer von Saint-Laud in Angers, der Pfarrer Bernier — alle sanken auf die Knie und baten um den Segen des Schelmen. Das Volk war trunken vor Freude und läutete mit allen Glocken.

Das Ziel Lescures und der anderen Führer war, die Vendée zu einer einzigen Kraft unter einheitlicher Leitung zu vereinigen und darum die Pfarrer diesem angeblichen Bischof zu unterwerfen. In einer Urkunde vom 1. Juni, unterzeichnet mit dem Namen Lescure, heißt es: „Daß die Pfarrer, die durch ihre Bischöfe noch keine Vollmachten empfangen haben, und die sich nicht sogleich an den Herrn Bischof von Agra wenden, damit er ihr Verhalten regele, verhaftet werden sollen."

D'Elbée, Lescure und der Klerus machten Cathelineau zum Kommandierenden General. Zum General der Kavallerie ernannte man einen siebzehnjährigen Seminaristen, den jungen Forestier, Sohn eines Schusters aus Caudron, abenteuerlustig, furchtlos und von hübscher Gestalt.

Die Vorhut führte meist ein anderer junger Mann, ein Vetter Lescures, Henri de Larochejaquelein, „Monsieur Henri", wie ihn die Bauern nannten. Er trug ein rotes Halstuch, und so trug die ganze Armee rote Halstücher. Er war ein junger Mann von einundzwanzig Jahren, der schon sechs Dienstjahre hinter sich hatte, da er mit fünfzehn Jahren bei der Kavallerie eingetreten war. Sein Vater war Oberst im Regiment Royal-Pologne. Der junge Mann war nicht ausgewandert; man hatte ihn zum Kapitän in der konstitutionellen Garde Ludwigs XVI. gemacht. Weder der Aufenthalt in Paris noch diese abscheuliche Truppe, die hohe Schule der Rauferei und der Unverschämtheit hatten den Vendéer verändert. Er war ein wahrer Landedelmann geblieben, ein großer Jäger, immer zu Pferde und sehr bekannt bei den Bauern.

Er hatte eine große, schlanke Gestalt, eher englisch als französisch, blonde Haare und ein zugleich schüchternes und hochmütiges Gesicht, wie es die Engländer oft haben. Er besaß in höchstem

dort unter anderen merkwürdigen Dingen, daß die Vendéer bei seiner Gefangennahme seine Jakobinerkarte bei ihm fanden. Und als dann später die Republikaner ihn gefangennahmen, fanden sie ein goldenes Herz bei ihm, das — nach dem Protokoll — „religiösen Unrat" enthielt (vielleicht Reliquien) und Haare, die er nach seiner Erklärung von einer Frau erhalten hatte. Er war ein hübscher Mann von guten Manieren, aber ohne Geist, sanft und lügnerisch.

Maße eine für den Angriff sehr gute Eigenschaft. Er verachtete den Feind.

Diese Braven, die uns so sehr verachteten, wußten nicht, daß bei den „Plumpsäcken“ in den republikanischen Armeen die größten Kriegsmänner des Jahrhunderts (aller Jahrhunderte) standen, Männer von ganz anderem Werte als sie selbst, die Masséna, Hoche und Bonaparte.

Die vendéeischen Massen, die ihren Führern in Unordnung und verstreut folgten, hatten bei Saumur das Glück, die Republikaner noch weniger organisiert vorzufinden. Die letzteren hatten indessen einen geschickten Organisator in ihrer Mitte, Berthier, den berühmten Generalstabschef des Kaisers. Aber Berthier, Menou, Coustard, Santerre, die republikanischen Generale, kamen erst an, als die Schlacht begann. Sie konnten nichts tun, als tapfer mit ihrer Person eintreten; die beiden ersteren wurden verwundet und mehrere Pferde unter ihrem Leibe getötet. Sie hatten sowohl mit Zuchtlosigkeit als mit Verrat zu kämpfen. Noch am Tage vorher hatte Larochejaquelein verkleidet in Saumur zu Abend gegessen. Ein Wachtposten der Artillerie wurde beim Vernageln einer Kanone überrascht. Während des Kampfes selbst schrien zwei Bataillone, denen Coustard den Befehl gegeben hatte, die Brücke von Saumur zu decken, der Posten verrate sie; da banden sie ihn selbst an die Mündung einer Kanone.

Trotz alledem errangen die Vendéer nur mit Mühe den Sieg. Larochejaquelein griff hartnäckig auf dem rechten Flügel an, ohne zu bemerken, daß er sich, zwischen Hügel und Fluß eingezwängt, nicht vorteilhaft entfalten konnte. Es war sieben Uhr abends als Cathelineau auf eine Höhe stieg und die Schwierigkeit klar erkannte. Er gab der Schlacht eine bessere Richtung. Man umging die Republikaner. Die Bataillone, junge Formationen, erschraken, lösten sich auf und ergossen sich in regelloser Flucht durch die Stadt und dann über die Brücken der Loire.

Als Coustard um acht Uhr sah, daß der linke Flügel verloren und der Feind schon in der Stadt war, versuchte er es, diese wiederzunehmen. Er befahl den von Weißen befehligten Kürassieren die dorthin führende Chaussee zu säubern und eine Batterie zu nehmen, die soeben von den Vendéern in Stellung gebracht wurde. „Wohin schickst du mich?“ rief Weißen. — „In den Tod!“ antwortete Coustard. Weißen gehorchte tapfer, aber er erhielt keine Unterstützung und kehrte wundenbedeckt zurück.

Der Abgeordnete Bourbotte schlug sich ebenfalls wie ein Löwe. Sein Pferd wurde getötet, und er wäre gefangengenommen worden,

wenn nicht ein junger Leutnant mitten im Handgemenge von dem seinigen abgestiegen wäre und es ihm gegeben hätte. Bourbotte bewunderte den jungen Mann und war mehr besorgt um ihn als um seine eigene Gefahr. Er fand ihn ebenso klug wie heldenmütig. Von diesem Tage an verlor er ihn nicht aus den Augen, bis er ihn zum General gemacht hatte. Sechs Monate darauf gewann dieser General, der junge Marceau, die entscheidende Schlacht bei Mans, in der die Vendée begraben wurde.

Fünftausend Mann ergaben sich in Saumur und legten die Waffen nieder. Aber die Truppen, die in den äußeren Schanzen lagen, ergaben sich nicht. Vergebens griff Stofflet sie mit zwanzig Kanonen an.

Die Straße nach Paris stand offen. Wer konnte verhindern, daß man die Loire hinaufzog und das weiße Banner in den Provinzen des Zentrums zeigte? Henri de Larochejaquelein wollte, daß man wenigstens bis Tours zöge.

Die Vendéer hatten nur eine klägliche Kavallerie. Wenn dies anders gewesen wäre, so hätte sicherlich nichts im Wege gestanden, daß tausend gut berittene und entschlossene Männer bis Paris vordrangen.

Doch war nicht daran zu denken, daß die Masse der Vendéer folgen würde. Es war dem Bauer außerordentlich schwer gefallen, so lange bei der Fahne zu bleiben. Er war am 9. April (zum zweitenmal) ausgerückt und hatte auf dem Marsche von Fontenay nach Saumur kaum seine Hütte wiedergesehen. Viele waren am 9. Juni schon zwei Monate fern von den Ihrigen! Nun sind aber die Gewohnheiten des vendéeischen Bauern, wie Bourniseau sehr gut beobachtet, derart, daß „wenn es sich darum gehandelt hätte, Paris zu nehmen, man ihn nicht hätte hindern können, nach sechs Tagen seine Frau zu besuchen und ein sauberes Hemd anzuziehen“. Daher war Cathelineau der Ansicht, man solle sich nicht weit entfernen und sich mit Angers zufrieden geben.

Aber die Führer wollten im allgemeinen an das Meer ziehen.

Lescure wollte, links abmarschierend, dorthin gelangen und Niort und La Rochelle nehmen.

Bonchamp wollte rechts abmarschieren, durch die Bretagne, den schon beginnenden Parteikrieg ausbreiten und die normannischen Küsten abtasten, um festzustellen, ob sie tatsächlich royalistisch waren oder girondistisch.

D'Elbée wollte das Meer über Nantes erreichen, über die Einfahrt der Loire, dieses große Tor Frankreichs. Und diese Ansicht gewann die Oberhand.

Sie warteten ungeduldig auf die Hilfe Englands, aber sie wußten, daß sie keine erhalten würden, so lange sie nicht mit militärischen Kräften an der Küste erschienen und den Engländern einen Hafen anbieten konnten *).

Schon gleich nach Beginn des Aufstandes hatten die Vendéer das Ausland um Hilfe gebeten.

Am 6. April beauftragen d'Elbée und Sapinaud einen gewissen Guerry de Tiffauges in Noirmoutier um Pulver zu bitten, oder wenn Noirmoutier keins hat, mit allen Mitteln zu versuchen, sich aus Spanien oder England welches zu verschaffen.

Am 8. April handelt es sich nicht mehr nur um Pulver, sondern um Menschen: „Wir bitten den Herrn Kommandanten im ersten Hafen Englands, sich gütigst bei den englischen Machthabern dafür einsetzen zu wollen, um uns Munition und bedeutende Kräfte an Linientruppen zu verschaffen. D'Elbée, Sapinaud, Hauptquartier von Saint-Fulgent."

An einer anderen Stelle der Vendée schreibt der Chevalier de La Roche Saint-André in einem Brief vom 8. April: „Daß die royalistischen Ausschüsse beschlossen haben, er solle nach Spanien gehen und um Hilfe bitten."

Ich zweifle durchaus nicht, daß die Vendéer als Antwort auf ihre Bitten das bekommen haben, was man am leichtesten entbehrt, Gold und falsche Assignate.

Pitt machte sich keine Sorge, Menschen zu schicken. Er glaubte nicht ohne Grund, der Anblick der roten Röcke könne sonderbare Wirkungen auf den Geist der Vendéer hervorbringen, große Mißhelligkeiten zwischen ihnen schaffen und sie vielleicht mit dem Gedanken vertraut machen, sich den Republikanern zu nähern.

Man kannte einander so wenig, daß durch ein doppeltes Mißverständnis Pitt die Vendée für girondistisch, und der Konvent Nantes für royalistisch hielt.

---

*) Schon 1791, in den Tagen der Flucht des Königs, versuchten hundert Edelleute, sich Les Sables' zu bemächtigen. Eine Fregatte und vier kleine Fahrzeuge mit Soldaten versuchten zu landen. Noch einmal wurde Les Sables von den Vendéern angegriffen, am 29. März 1793, dem Karfreitag. Man sieht, wie viel ihnen an dem Besitz eines Hafens lag. (Handschriftliche Memoiren Mercier du Rochers.) — Die drei Tatsachen, die ich im folgenden über ihren Aufruf an das Ausland beibringe, sind durch drei Urkunden von unbestreitbarer Autorität erwiesen, die beiden ersteren sind in Fillons Broschüre: „Pièces contrerévolutionaires du commencement de l'insurrection vendéenne", 1847, Fontenay, gedruckt. Diese äußerst wichtige Broschüre wirft ein ganz neues Licht auf die Geschichte der Vendée. Die dritte Urkunde, vom 8. April, ist der handschriftliche Brief des Chevaliers La Roche Saint-André, im Besitz des Herrn Dugast-Matifeux.

Pitt blieb also eigensinnig. Seine Boten erklärten Ende August und später im November: „Wenn ihr Royalisten seid, wenn das Land royalistisch ist, so möge man uns einen Hafen als Pfand und Landungsgelegenheit geben.“

Wenn die Vendéer Nantes genommen hätten, so wären sie in Wirklichkeit die Herren der Lage geworden. Ein so großes Ereignis hätte ihnen zugleich das Meer, die Loire und mehrere Departements in die Hand gegeben, ein wahres Königtum im Westen. Die royalistische Bretagne hätte die girondistische, von der sie niedergehalten wurde, abgeschüttelt, und die Normandie wäre vielleicht gefolgt. Dann waren die Engländer nur noch ein nützliches Hilfsmittel; sie kamen als untergeordnete Hilfstruppen.

Dies sind sehr wahrscheinlich die Gründe, die d'Elbée geltend machte. Er glaubte in Nantes große Verbindungen zu haben. Der Bauer kannte Nantes. Er war von selbst zu dieser östlich wenig entfernten Unternehmung viel eher geneigt, als zu einem eiligen Marsche auf der Straße nach Paris. Paris war so weit und so unbekannt und besagte ihm nichts. Aber sein wahres Paris war Nantes, die reiche Stadt, die glänzende Stadt des Kolonialhandels, das Peru der vendéeischen Einbildungskraft.

Die leichte Einnahme von Angers, das von den Republikanern geräumt wurde, die Ankunft des jungen Prinzen von Talmont bei der vendéeischen Armee, alles bestärkte diese in ihrem Plan, Nantes anzugreifen. Talmont war der zweite Sohn des Herzogs von Trémouille und besaß im Westen ungeheure Güter, dreihundert Pfarrbezirke an einem Ufer der Loire und vielleicht ebensoviele am anderen. Die vendéeischen Führer, meistens Lehnsleute Talmonts, waren fröhlich und stolz, einen Prinzen unter sich zu haben. Nun zweifelten sie an nichts mehr. Ein Prinz! Ein Bischof! Jetzt, da sie dies alles hatten — wer konnte ihnen noch widerstehen?

Um indessen die große Stadt Nantes von allen Seiten zugleich anzugreifen, bedurfte die Armee von Anjou die Unterstützung der Küsten-Vendée, der Männer des Marais, und ihres Hauptführers Charette. Dieser hatte keinen Grund, mit den Adligen der Hoch-Vendée zufrieden zu sein, die von ihm nur mit Verachtung sprachen und ihn bis dahin lediglich als Räuberhauptmann betrachteten, worin sie sich freilich nicht täuschten.

Diejenigen, welche diese merkwürdige Persönlichkeit gründlich verstehen wollen, müssen vor allem die alten Geschichten der Freibeuter und Seeräuber lesen, die Geschichte unserer ersten Kolonisten in Kanada und in anderen Ländern, die mit den Wilden lebten und ihnen völlig ähnlich wurden. Die Huronen gaben ihnen

gern ihre Töchter, damit sie etwas abbekämen von dieser seltsamen furchtlosen Rasse, die die Lebensverachtung so weit wie möglich trieb. Unsere fröhlichen Landsleute verbrachten die Zeit in der Wildnis damit, die Wilden tanzen zu lehren. Dieser Zug hat wiederum Ähnlichkeit mit den Zuständen in der Armee Charettes, wo man alle Nächte tanzte.

Die Armee hatte viel von einer Diebsbande und einer Karnevalsgesellschaft. Aber die fröhlichen Tänzer waren sehr wild. Kampf, Ball, Messe und Morden, alles ging in eins.

Charette war ein trockener Mensch, etwa dreißig Jahre alt, erstaunlich behende und gewandt. Oft wenn er es eilig hatte, sprang er durchs Fenster. Er war engbrüstig (man hatte ihn für schwindsüchtig gehalten); als Kind war ihm eine Hand verbrannt. Er hatte kleine schwarze durchdringende Augen, eine hohe Stirn, eine Stülpnase, ein vorspringendes Kinn, einen flachen, wie einen Bogen gespannten Mund. Die Stupsnase und dieser Mund gaben ihm ein verwegenes Aussehen, das Aussehen eines kühnen Banditen *).

Was die Republikaner am meisten erstaunte, war, daß an dem Halse dieser sonderbaren Gestalt eine kokette schwarze Schleife mit Goldflitter zu sehen war, ein phantastischer Schmuck, den er zur Erinnerung an eine Dame trug. Sicher nicht aus Treue. Er hatte jede Nacht eine andere. Die großen Damen im Lande, die kleinen Mädchen aus dem Dorfe — alles war ihm recht. Die Damen folgten ihm zu Pferde; einige von ihnen waren tapfer, bisweilen blutdürstig. Sie verbrachten ganze Nächte mit Charette und kehrten dann zu ihren Gatten zurück, resigniert und befriedigt hinsichtlich ihrer Liebe zu Thron und Altar.

Charette glaubte, von hohem Adel zu sein. Er leitete seine Abstammung von einer gewissen Familie Caretti aus Piemont her. Indessen gab es Charettes im Parlamentsadel. Einer von ihnen

*) Betrachtet man Charettes Totenmaske, so spürt man da eine besondere Rasse, die glücklicherweise erloschen ist, wie mehrere wilde Rassen. Wenn man den knochigen Schädel von hinten betrachtet, sieht er aus wie der Kopf einer starken Katze. Es liegt eine wilde, katzenartige Grausamkeit darin. Die Stirn ist breit und niedrig. Die Maske ist von einer männlichen, schurkischen und militärischen Häßlichkeit, die alle Frauen verrückt macht. Das runde Auge ist eingesunken, damit es um so besser die Blitze der Wut und der Hurerei hervorschießen kann. Die Nase ist so verwegen, abenteuerlustig und unwahrscheinlich wie nur je eine war und sein wird. Das Ganze erschreckt besonders durch eine unglaubliche, aber dennoch ränkevolle Leichtfertigkeit, die das Leben wegwirft, das eigene und das der anderen. — Ein Wort enthält das Urteil über Charette: Sein Leutnant Savin sagte zu seiner Frau: „Für dich befürchte ich weniger die Ankunft der Blauen als einen Besuch Charettes."

wurde infolge der Affäre von Chalotais zum Tode verurteilt. Die Mutter Charettes stammte aus den Cevennen. Sein Vater, ein Offizier, kam eines Tages mit zwei Kameraden durch einen Flecken bei Uzès; sie sahen auf einem Balkon drei hübsche Mädchen aus dem Languedoc sitzen. „Die sollen unsere Frauen werden," meinten sie; sie traten ins Haus, baten die Mädchen um ihre Hand und erhielten sie. Dieser Laune verdankte Charette seinen Eintritt ins Leben im Jahre 1765.

1793 zählte er achtundzwanzig Jahre. Er war Marineleutnant, hatte mehrere Feldzüge mitgemacht, seine Entlassung genommen und lebte dann in seiner kleinen Burg Fonteclause mit einer reichen alten Frau, die er geheiratet hatte, um seine Angelegenheiten ordnen zu können.

Er hing nicht so sehr an den Adligen, daß er nicht bald des Krieges überdrüssig geworden wäre und sie im Stich gelassen hätte. Sie sagten, er sei nicht adlig; sie nannten ihn den „kleinen Kadetten" oder den „Savoyarden"; sie versicherten, er sei feige und verstände nur zu fliehen. Tatsächlich hatte keiner dazu so oft Gelegenheit wie er mit den von ihm geführten Banden. Doch gewöhnte er diese durch häufiges Fliehen, und indem er selbst an der Flucht teilnahm, an den Krieg.

Die Armee Charettes schlug sich für Beute und Plünderung; er selbst aber, um sich zu schlagen. Er überließ ihnen, was man mitnahm. So machte er's auch mit den englischen Hilfsgeldern; er verteilte sie, sobald sie kamen. Er hatte weder Tisch noch Lager; aß bei seinen Offizieren und schlief, wo und so gut er konnte.

Frankreich hat Charette getötet, der so viel französisches Blut vergossen hat, aber es hat ihn nicht gehaßt. Wie kam das? Dieser Räuber war wenigstens kein Heuchler. Er täuschte keinen Fanatismus vor, nicht einmal den des Royalismus. Er liebte die Emigranten nicht sehr und verurteilte die Prinzen durchaus. Diese verziehen ihm niemals seinen berühmten Brief an den Prätendenten: „Die Feigheit Ihres Bruders hat alles verdorben." Der Priester bediente er sich niemals und verabscheute besonders die bei der Armee von Anjou.*) Als ihm eines Tages der Abbé Bernier fragen

*) Wie soll man die Unterdrückung der „Vie de Charette" von Bouvier-Desmortiers, im Jahre 1809 erklären? Worin konnte das Buch der Polizei mißfallen? Es steht kein Wort gegen die Regierung darin. Die Leute, denen diese Verteidigung Charettes sicherlich mißfiel, waren die großen aristokratischen Namen, die sich dem Kaiser angeschlossen hatten und sehr einflußreich bei ihm waren. Dieses selbst in seiner Parteilichkeit naive Buch zerstörte grausam das überlieferte Heldenlied der Vendée. Man versuchte mit allen Mitteln, es in die Erde verschwinden zu lassen. — Ungefähr ebenso

ließ, was ihn abhielt, sich mit der großen Armee zu vereinigen, gab Charette, der die heimlichen galanten Abenteuer des heuchlerischen Intriganten kannte, die spöttische Antwort: „Eure Sitten".

Die größte Besorgnis der Leute Charettes war, er werde sie im Stich lassen, werde fortgehen, um sich den Leuten der Hoch-Vendée anzuschließen. Aus dieser Furcht heraus waren sie einmal nahe daran, ihn zu töten.*) Er geriet nicht aus der Fassung, sondern fiel mit dem Säbel in der Faust über sie her.

In Wirklichkeit hatte Charette weder den Wunsch noch ein Interesse daran, mit der frommen Vendée in enge Beziehung zu treten. Als die letztere ihm den Vorschlag machte, bei der Belagerung von Nantes mitzuwirken, hatte er gerade Machecoul wiedergenommen, das Tor von Nantes, und er hätte sehr gern Nantes selbst genommen, aber allein und nicht mit den anderen.

Nantes war das Jerusalem, für welches die Banden Charettes eine besondere Verehrung hatten. Sie beurteilten die Stadt nach der Beute, die jeder Kampf ergab, nach dem Gelde und den Assignaten, die sie in den Taschen der „culottes de soie" [Seidenhosen] (so nannten sie die Leute von Nantes) fanden. Was eine solche Stadt in sich bergen mußte, was Ausfuhr und Handel mit den Inseln seit zwei Jahrhunderten dort angehäuft hatte, das ließ sich nicht berechnen. Die Bravi Charettes kamen in die Stadt, strichen unter tausend Verkleidungen dort umher, betrachteten unersättlich die feierlichen Häuser, die, ohne so prunkvoll zu sein wie die in Bordeaux, nicht weniger die Schätze zweier Welten in ihren fünf Stockwerken bargen.

Dennoch fühlte Charette, daß, wenn er mit der großen Armee von Anjou in die Stadt einzöge, seine Bande nur eine untergeordnete Rolle spielen und einen kleinen Anteil an der Beute haben würde.

Er kam zur Belagerung, um der Form zu genügen, wie zu einer Begegnung, der man sich ehrenhalber nicht entziehen kann. Am

---

verhielt es sich mit Vauban, über Quiberon, über die Rolle des Grafen Artois usw. Man vergleiche über diese Dinge den Artikel „Charette" und andere, die Lejean in der „Biographie bretonne" veröffentlicht hat, die alle von eindringender Kritik zeugen, ebenso standhaft wie scharfsinnig sind und von der Hand eines Meisters stammen.

*) Der wahre Nebenbuhler Charettes war Joly aus Bordeaux, ein wirklich außergewöhnlicher Mensch, gänzlich unwissend, aber von Natur beschlagen in allen Fertigkeiten: ein ausgezeichneter Schneider, Uhrmacher, Maler, Architekt, Schuster, Schmied und Chirurg. Er war ungewöhnlich tapfer und wild. Er ließ seinen Sohn erschießen, der im Dienst der Patrioten stand. Er verachtete (wie Stofflet) die Adligen und verabscheute Charette, der ihn töten ließ.

Abend des 28. Juni war er mit seinen Leuten am Pont Rousseau, an der Mündung der Sèvre, Während man seine Batterie in Stellung brachte, machten sich seine Leute daran, einen Rundtanz zu arrangieren und tanzten fröhlich. Die Pariser Kanoniere, die sie am anderen Ufer der Loire von den Höhen von Nantes aus bemerkten, ärgerten sich darüber und töteten mit einem Geschoß drei oder vier der Tänzer.

Dreizehntes Kapitel

Die Belagerung von Nantes

Edle Gastlichkeit in Nantes. — Vendéeische Wildheit. — Nantes ruft um Hilfe. — Anarchie im Kriegsministerium. — Die Helden zu fünfhundert Franken. — Schwierigkeit der Verteidigung Nantes'. — Der Bürgermeister Baco. — Der Klempner Meuris. — Der Klub von Vincent-la-Montagne. — Eifersucht der Girondisten. — Einigung beider Parteien. — Ankunft der Vendéer. — Die Abgeordneten und die Militärs glauben die Stadt nicht verteidigen zu können. — Cathelineaus Tod. — Der Krieg ändert den Charakter.

Die Verteidigung von Nantes war eine große Angelegenheit nicht nur des Patriotismus, sondern auch der Menschlichkeit. Die Stadt war der Hauptzufluchtsort der Flüchtlinge aus dem Westen, der armen Leute, die nicht mehr auf dem Lande zu bleiben wagten, die aus ihren Häusern und von ihren Gütern flohen und diese den Räubern überließen. Ringsum brandete ein Meer von Flammen und Glut. Man kam an, wie es ging: ruiniert, entblößt, oft nur im Hemd, die Männer verwundet, blutend, die Frauen trostlos, denn sie hatten gesehen, wie man ihre Männer tötete und ihre kleinen Kinder erwürgte. Für all dies schiffbrüchige Volk war Nantes der Rettungshafen.

Da wir die Sache kennen, so können wir den Leuten des Westens das Zeugnis ausstellen: sie sind sparsam und hochherzig. Die antike Einfachheit der Sitten, die gewohnte Mäßigkeit, sogar die Knauserei, die in ihrem Charakter liegt, erlauben ihnen, wenn die Umstände es erfordern, eine großzügige Freigebigkeit, eine edle Verschwendung; wenn das Herz sich öffnet, so öffnet sich auch die Hand weit und groß.

Nantes ernährte damals eine ganze Welt; es wurde die Heimat für alle, die keine mehr hatten; die große Stadt öffnete dieser armen Schar der Flüchtlinge des Bürgerkrieges die mütterlichen Arme. Sie brachte das Volk unter, gab ihm Geld und füllte die von

ihren rechtmäßigen Bewohnern verlassenen Klöster mit denen, für die sie gegründet waren, mit den Armen.

Ob irgendeine Stadt, wie Valenciennes, von den Österreichern genommen wurde, oder Nantes von den Vendéern, das war nicht dasselbe. Im ersteren Falle schützte das Menschenrecht die Einwohner; sie hatten nichts zu fürchten. Wurde Nantes genommen, so standen die Bewohner von Nantes einem blindwütigen Volk gegenüber, das die Stadt der Bezirksregierung verabscheute wie die Republik selbst, das die von ihnen verwünschten Staatspersonen und Standespersonen mit Namen kannte. Besonders die Flüchtlinge waren dann von neuem in den Händen der Mörder, vor deren Verfolgung sie aus ihren Häusern geflohen waren; die Wut des Hasses und die Privatrache mußte sich zügellos entladen. Es war nicht der Tod, den man am meisten zu fürchten hatte, sondern die Qualen. Die Vendéer hatten merkwürdige und geradezu furchtbare Martern erfunden. Als die von Nantes im April 1793 nach Challans kamen, sahen sie an einem Tore ein Gebilde festgenagelt, ähnlich einer großen Fledermaus; es war ein republikanischer Soldat, der seit mehreren Stunden in schrecklichem Todeskampf dort hing und nicht sterben konnte.

Man hat oft die traurige Frage erörtert, wer den Anstoß zu diesen Barbareien gegeben hat, und welche von beiden Parteien im Verbrechen am weitesten gingen. Man hat unaufhörlich von den Ertränkungen im Carrier gesprochen; aber warum spricht man weniger von den Metzeleien Charettes? Frühere vendéeische Offiziere, rohe und wilde Bauern, gestanden später, daß sie jeden Soldaten, den sie gefangennahmen (besonders von der Mainzer Armee) töteten und, wenn Zeit dazu war, unter Martern töteten. Besäße man diese Geständnisse nicht, so müßte einem der Verstand allein sagen, daß die grausamste beider Parteien diejenige war, die Gott zu rächen glaubte, die das unendliche Verbrechen durch unendliche Leiden auszugleichen suchte. Wenn die Republikaner Blut vergossen, so geschah es nicht aus einem so hohen Gesichtspunkt. Sie wollten den Feind vernichten und nichts weiter; die Erschießungen und Ertränkungen waren Mittel, den Tod abzukürzen, und keine Darbringung von Menschenopfern. Dagegen glaubten die Vendéer, wenn sie die Brunnen und Backöfen mit republikanischen Soldaten vollstopften, wenn sie die Menschen lebendig begruben und ihre schauerlichen „Rosenkränze“ veranstalteten, ein Gott angenehmes Werk zu tun.

Der nur allzuberechtigte Schrecken, den das Erwarten dieser Barbaren in Nantes verbreitete, atmet in den Briefen, in den flehenden und verzweifelten Bittschriften, welche die Nanter Ver-

waltung ununterbrochen an die benachbarten Departements sandte. Der Vorsitzende des Nanter Departements schrieb nach Morbihan: „Unsere Leiden sind aufs äußerste gestiegen. Morgen wird Nantes der Plünderung preisgegeben sein. Eine ungeheure Schar von Räubern umzingelt uns; sie sind Herren des Flusses; alle Wege sind verschlossen; kein Bote kommt mehr zu uns. Unsere Lebensmittel sind geraubt; die Hungersnot wird bei uns ausbrechen. Im Namen der Menschlichkeit geben Sie uns Nachrichten. Lebt wohl, Brüder! Dieses Lebewohl ist vielleicht das letzte."

Man kann sagen, daß weder die Girondisten noch die Montagnards weder vor noch nach dem 2. Juni etwas für Nantes taten*). Im April wurden sechshundert Mann in die Stadt gesandt, die mitten in einer Sintflut von hunderttausend Aufrührern stand! Am 13. Juni schlug der Wohlfahrtsausschuß vor, tausend Mann zu schicken, die von der Stadt Paris angeboten wurden. Aber sie gingen nicht hin, mit Ausnahme von vier Kompanien Pariser Kanonieren. Nantes richtete rührende Adressen an den Konvent. Am 22. brachte es seinen letzten Hilferuf und gleichsam sein Testament vor den Konvent. Die Versammlung bewilligte fünfhunderttausend Franken und die Entsendung von Abgeordneten, welche versuchen sollten, in den benachbarten Departements ein paar Mann zusammenzuraffen. Die Leute von Nantes waren empört und riefen, als sie die Barre verließen: „Ihr laßt uns im Stich! Nun wohl, so wird euch der Strom mitfortreißen!"

In Wirklichkeit glaubte der Konvent Nantes durch eine Armee geschützt. Der Wohlfahrtsausschuß hatte niemals gewagt, ihm die schauerliche Lage offen darzulegen; bei jeder schlechten Nachricht hielt er die Versammlung mit ein paar Lügen hin. Als er die Niederlage vom 24. Mai mitteilte, erklärte er gleichzeitig, man bereite die Entsendung einer Armee von sechzigtausend Mann vor; darauf schlief die Versammlung wieder ein. Beim letzten Hilferuf Nantes', am 22. Juni, versicherte der Ausschuß, der General Biron werde mit einer Armee von fünfunddreißigtausend Mann einen ablenkenden Angriff machen. Nun, die sorgfältige Besichtigung dieser Armee, die einen Monat später von zwei abgesandten Montagnards vorgenommen wurde, ergab die genaue Ziffer: Neuntausend Mann, von denen dreitausend nicht bewaffnet und dreitausend Rekruten waren, die man soeben eingezogen hatte, und die kein Gewehr zu

*) Die Memoiren Mercier du Rochers erweisen vollkommen die beiden Parteien gemeinsame Gleichgültigkeit. Das Departement Vendée bekam keine Antwort, weder von Monge, noch von Beurnonville, noch von Bouchotte, noch vom Konvent.

handhaben wußten. In Wirklichkeit hatte Biron nur dreitausend Soldaten. Diese klägliche Truppe war in Niort mehr verborgen als untergebracht; sie hatte nicht für einen Tag Brot im Vorrat. Man zählte auf sie, nicht allein um Nantes zu decken, sondern auch Paris! Man wollte, Biron sollte mit dieser traurigen Schar ein Viertel von Frankreich durchziehen, an dem festgefügten Körper der großen siegreichen Armee der Vendée vorbeimarschieren und sich in Tours festsetzen, um die Hauptstadt zu decken!

Dies alles lag nicht nur an der allgemeinen Unordnung, sondern ganz besonders an der Anarchie im Kriegsministerium. Es befand sich seit dem 4. April in den Händen des Montagnards Bouchotte, eines Patrioten, aber sehr schwachen Mannes, der — eine natürliche Folge der Lage — ein Spielball der Klubs war. Minister konnte nur sein, wer diesen gehorchte, und Bouchotte hatte die hauptsächlichsten Führer der Volksgesellschaften zu ersten Unterbeamten. Das krankhafte und freilich durch zahlreiche Verrätereien berechtigte Mißtrauen dieser Gesellschaften ließ sie unaufhörlich andere Generale fordern und neue Wahlen diktieren.

Noch hielten der Rhein und der Norden eine gewisse Ordnung. Aber die Vendée war ein grausiges Durcheinander. Hier wechselten die Generale stündlich. „Man machte Leute zu Generalen, die niemals auf Wache gezogen waren.“ Der Vaudevillist Ronsin wurde in drei Tagen General. Bouchotte hatte die Schwäche, ihn zu seinem Amtsgehilfen zu machen, so daß er sich General-Minister nennen konnte.

Wie stand es mit Robespierre und den Jakobinern, die (in der Person Saint-Justs, Couthons, Jean-Bon Saint-Andrés) vom 13. Juni an Herren des Wohlfahrtsausschusses waren? Konnten sie nichts tun, um das Kriegsministerium zu reformieren, das unglückseligerweise dem unfähigsten der Cordeliers überlassen worden war? Die Schwierigkeit bestand darin: Wie wir gesehen haben, hatte Robespierre Ende Juni die Cordeliers gedemütigt und entzweit. Von einem Teil der Cordeliers (Marat, Legendre, Hébert, Chaumette), der sich in dieser Lage an ihn klammerte, unterstützt, hatte er Paris den radikalen Cordeliers (Roux, Leclerc) entrissen. Dieses große Ergebnis wurde mit dem Einfluß erkauft, den man die Hébertisten im Kriegsministerium und besonders in den Angelegenheiten der Vendée, gewinnen ließ.

Paris überflutete mit ihnen die Vendée; Ronsin ließ es sich hier wohl sein, prunkte in offenem Wagen vor der Front der Armee, umgeben von öffentlichen Dirnen, einer Schar von Offizieren, jungen

Nichtstuern mit gezwirbelten Bärtchen, die den Krieg nur in den Pariser Cafés ausgefochten hatten.

Diese Tapferen hatten eine Entschuldigung dafür, daß sie den Feind nicht zu Gesicht bekamen. Ihre Truppen waren nicht ausgebildet. Die „Helden zu fünfhundert Franken", die man angeworben hatte, waren größtenteils undisziplinierbare Trunkenbolde, die ihre Führer beherrschten, ihren Schrecken durch allerlei wahren oder falschen Argwohn zu beschönigen suchten und bei jeder Gelegenheit ausriefen: „Man gibt uns preis . . . Wir sind verraten!" Die meisten verblieben in Tours und versteiften sich darauf, die Kanonen abzuwarten, die man ihnen aus Paris versprach; sie behaupteten, ohne Kanonen könnten sie keinen Schritt tun.

Bekam Nantes aber keine Unterstützung, so bekam es wenigstens Ratschläge. Die kamen ihm von allen Seiten, gebieterische Ratschläge, da alle Welt befehlen wollte. Jede Behörde hatte im Westen ihre Agenten, sowohl der Kriegsminister als der Minister des Auswärtigen und die Kommune von Paris; und nicht nur die Kommune, sondern das Departement, die Sektionen, die Volksvereinigungen. Ronsin stellte sich mit seinen zehn Adjutanten ein, und die Wirkung war in Nantes derart, daß man sich veranlaßt sah, unterschiedslos alle Agenten der ausführenden Gewalt davonzujagen und ihnen die Tür zu verschließen. Man ging so weit, ihnen mit Verhaftung zu drohen.

Es ist interessant zu wissen, was Ronsin und Santerre zur Rettung Nantes' vorschlugen. Santerre wollte, man solle von Dünkirchen sechstausend Mann kommen lassen! Ronsin, zwölftausend Mann aus Metz! Ein wundervoller Gedanke in einer so drohenden Gefahr! Lieber ist mir ein anderer Vorschlag Rossignols und Santerres: „Sendet uns einen guten Chemiker . . . Fourcroy zum Beispiel. Durch Minen, durch Ausräucherung oder andere Mittel könnte man die feindliche Armee zerstören, einschläfern, tödlich betäuben."

Nantes war also im Stich gelassen; was vermochte die Stadt aus eigenen Kräften?

Die Leute von Fach erklärten, man könne sie nicht verteidigen, und ihre Ansicht schien unglücklicherweise nur allzu begründet zu sein.

Sie machten den ungeheuren Umkreis der Stadt geltend und das Fehlen aller natürlichen Schranken im Norden. Auch gab es keine Mauern oder Gräben, nur ein altes Schloß, das höchstens die Straße nach Paris deckte.

Die eigentlichen, nicht eingestandenen Gründe, die Verteidigung

aufzugeben, bestanden darin, daß man glaubte, der Royalismus habe starke Verbindungen in Nantes und die Stadt berge eine unsichtbare Vendée in ihrem Inneren.

Alles, was die niederen Quartiere bewohnte, die Ufer der Loire, die dreitausend Menschen am Hafen, die viertausend Arbeiter der Seilerbahn, der Baumwollfabriken usw., viele kleine Händler — all das war patriotisch. Die Schiffsreeder waren es oder schienen es zu sein. Aber die Herren Spekulanten und die reich gewordenen Sklavenhändler, die sich bitter nach den guten Zeiten von San-Domingo sehnten, konnten der Republik nicht wohlwollend gesinnt sein. Der Adel war ausgewandert und der Klerus verbarg sich; aber all ihre Nachläufer blieben, waren unruhig und ränkevoll und gefährdeten die Stadt täglich. Die Vendéer wußten besser als die Leute von Nantes, was in Nantes vorging. Wenn die waldigen Ufer der Sèvre die kühnen Patrouillengänge der Vorposten Charettes deckten, so deckten die langen ummauerten Gärten der hochgelegenen Viertel von Nantes die endlosen Gassen, die auf beiden Ufern der Erdre unentwirrbare Labyrinthe bilden, nicht minder gut mitten in der Stadt die unheimlichen Machenschaften der Royalisten und Frommen, die den Feind herbeiriefen. Auf den Türmen von Saint-Pierre hatte man eine Sternwarte errichtet und konnte durch Ferngläser die guten Frauen von Nantes beobachten, die unter tausend Vorwänden zwischen der Stadt und den Räubern hin- und hergingen, die Belagerer über alles unterrichteten, ihre Briefe hin- und hertrugen und ihnen Ort, Stunde und Gelegenheit zeigten, wo sie nach Belieben die Patrioten niedermetzeln konnten.

Nantes war ohne Mauern und Wälle, weit ausgebreitet zwischen seinen drei Flüssen, konnte sich aber nach der Sèvre hin noch ziemlich gut durch seine Brücken schützen und nach der Loire durch sein Schloß, aber fast gar nicht nach der Erdre. Der gelbe Fluß, der durchs Torfland fließt, gewährte mit jenen Labyrinthen ummauerter Gärten, die seine Ufer bedecken, mit jenen düsteren Gassen zwischen alten verlassenen Klöstern und adligen Häusern, die zu Nationalgütern geworden und von ihren Bewohnern verlassen worden waren, den nachts in der Stadt umherschnüffelnden Wölfen und Füchsen einen sehr leichten Zugang.

Es fehlte in Nantes nicht an militärischen Führern. Bei der Bevölkerung war sehr beliebt der General der roten Bretagne-Dragoner, der frühere Chirurg Beysser. Er war ein tapferer Elsässer, ein Trinker und Spötter, einer der schönsten Männer Frankreichs. Er hatte den Krieg in Westindien mitgemacht. Er besaß ein unbegrenztes Selbstvertrauen, das ihn oft zum Dreinschlagen trieb. Er

sang Spottlieder auf den Feind und machte Lieder, bis er unter der Guillotine stand. Inkonsequent und leichtsinnig war er einer so ernsten Angelegenheit wie der Verteidigung von Nantes nicht gewachsen.

Sehr beliebt war auch der Girondist Coustard, ein unerschrockener Kreole, der Nanter Bürger wurde und Nantes im Konvent vertrat. Wir haben gesehen, wie mutig er sich in der Schlacht bei Saumur benahm. Er wollte Nantes verteidigen oder in der Stadt umkommen. Zweifellos fühlte er, daß, wenn Nantes im Stiche gelassen wurde, dies ein ewiger Schandfleck für die girondistische Partei sein würde und die Bestätigung alles dessen, was man über ihre Beziehungen zur Vendée sagte. Wurde Nantes dagegen gerettet, so war auch die Gironde gerettet, wenigstens in der Geschichte.

Der Bürgermeister von Nantes, Baco, ein anderer Girondist, früherer Staatsanwalt, war ein Mann der Robe, der sich aber viel besser für den Degen eignete. Er wollte am 13. März, Nantes solle aus allen Toren bewaffnet hervorbrechen und auf den Feind stürzen. Er war ein hitziger Mensch, heftig, herrisch, aristokratisch von Charakter, republikanisch von Grundsätzen. Er gefiel dem Volk durch seine Kraft, durch seine Kommandos und durch seine weiße Löwenmähne, die er stolz zu schütteln pflegte. Man nannte ihn den „König Baco“. Niemand war so reich an Abenteuern wie er. Als Bürgermeister von Nantes rettete er die Stadt und trotzte hartnäckig dem Konvent, der ihn beinahe hätte guillotinieren lassen. Er wurde Kommissar auf Isle de France, Direktor der Oper in Paris und starb schließlich in Guadeloupe.

Die schönen, prachtvoll erhaltenen Register von Nantes erweisen für immer den Ruhm dieser tätigen Diktatur. Man ersieht daraus die umfassende Vorsicht, die unermüdliche Tätigkeit, die starke Entschiedenheit, wodurch eine einzige Stadt eine ganze Welt einschüchterte. Diese girondistische Regierung tat genau das, was auch die Montagnards getan hätten. Sie überzeugte die Vendéer, daß man vor ihnen niemals schlapp werden würde. Der 21. März erbrachte den Beweis. Der Gerichtshof, der Aufständische zum Tode verurteilt hatte, teilte der Verwaltung mit, wenn man das Urteil vollstrecke, werde der Feind hundertsechzig Patrioten töten, die sich in seinen Händen befanden: Die Verwaltung gab den Befehl, die Hinrichtung auf der Stelle vorzunehmen.

Bei alledem wäre der Widerstand sehr zweifelhaft gewesen, wenn er nicht einen volkstümlichen Charakter angenommen hätte, wenn man die Frage nicht in ihren wirklichen Verhältnissen zwischen dem

Mann von Nantes und den Vendéern, dem Arbeiter und dem Bauern, dem Stiefel und dem Holzschuh gestellt hätte.

Wäre die Verteidigung ganz militärisch gewesen, so war Nantes verloren. Wäre sie nur durch die Bürger geschehen und durch die Nationalgarde, in der die Kaufleute, Händler, wohlhabenden Leute usw. herrschten, so war Nantes verloren. Die „nackten Arme" mußten entschlossen Partei gegen die Briganten ergreifen, die rauhen Männer, die Arbeiter, mußten eine Vorhut werden. Dann würden die Bürger nicht verfehlen, mit ihnen zu wetteifern. Genau so geschah es, und das rettete die Stadt.

Am 15. März, dem Tag nach den furchtbaren Nachrichten von den Ermordungen, den Metzeleien, den Eingrabungen lebendiger Menschen, entstand eine große Panik. Die Frauen klammerten sich in tödlicher Angst und Ohnmacht an ihre Männer und hielten sie fest. Baco und die Amtspersonen taten etwas Ungewöhnliches; sie durcheilten die Stadt zu Fuß, mischten sich unter die einzelnen Gruppen und fragten jeden, was zu tun wäre.

In der Haute-Grand'Rue, ganz nahe bei Saint-Pierre, wohnte ein Handwerker, Klempner seines Standes, der großen Einfluß im Viertel besaß. Er hieß Meuris, war ein Mann von dreiunddreißig Jahren, verheiratet und hatte Kinder; er war nichtsdestoweniger begeistert und waffengewandt. Dieser Mann wurde der Mittelpunkt der Volksverteidigung.

Der Bürgermeister wollte, man solle hinausziehen und über die Vendéer herfallen, eine bewaffnete Macht mit einem Kriegsgericht solle das Departement durchstreifen. Aber der Kommandant Wieland, ein tüchtiger schweizerischer Offizier, widersprach vorsichtig, wollte lediglich die Verteidigung. Das war der sicherste Weg, Hungers zu sterben und kampflos besiegt zu werden. Meuris übernahm es, die bewaffnete Macht zu organisieren, die das Departement abstreifen sollte. Das war ein gefährlicher Auftrag, wenn man den allgemeinen Aufruhr im Lande bedenkt.

Dieser kühne Meuris verdient es wohl, ein wenig bekannt zu werden. Er stammte nicht aus Nantes. Er war ein Wallone aus den Niederlanden *), von der ganz besonderen Rasse, von der die Lütticher einen Stamm bilden, und die vielleicht die feurigsten Sol-

*) Die Todesurkunde Meuris' nennt Tournai als seinen Geburtsort. Herr Gachard, Generaldirektor der Archive in Belgien, und der Herr Stadtsekretär von Tournai haben sich die äußerste Mühe gegeben, in den Registern dieser Stadt seine Geburtsurkunde zu suchen, aber seine Heiratsurkunde, die später von Herrn Dugast-Matifeux in Nantes gefunden wurde, lehrt, daß er gar nicht in Tournai geboren ist: Amable-Joseph Meuris war im Jahre 1760

daten Europas geliefert hat. In der ungeheuren Zahl von Tapferen, die sich in den Armeen der Revolution befanden, sind viele Lütticher durch eine begeisterte, wütende, man könnte sagen rasende Tapferkeit hervorgetreten; sie waren ganz dieselben wie 1468, als dreihundert Lütticher in ein Lager von vierzigtausend Mann eindrangen, um Karl den Kühnen zu töten.

Meuris war in Tournai erzogen worden, einer wallonischen Stadt, französischer fast als französisch mitten in Flandern, eine kleine Republik, und er hatte frühzeitig den republikanischen Geist in sich aufgenommen. Wie viele Messingschläger, Klempner und Fechter aller Art, die gern ihre Wanderschaft durch Frankreich machten und sich bisweilen dort niederließen, kam Meuris bis Nantes, heiratete dort und setzte sich fest.

Das alte kleine Tournai, das sich die Stadt Chlodwigs nannte, die Mutter Gents und ganz Belgiens, war der Stolz und der Krieg selbst. Französisch im Herzen der Niederlande, in lebendigem Gegensatz zu der schwerfälligen flämischen Bevölkerung, von der es umgeben ist, hat es immer die französischen Eigenschaften gesteigert betont. Unsere Könige waren entzückt, in Tournai ein Frankreich außerhalb Frankreichs zu besitzen und räumten der Stadt unbegrenzte Vorrechte ein. Dies kleine Volk auf vorgeschobenem Posten war von beinahe südlichem Feuer und südlicher Lebhaftigkeit. Von Jahrhundert zu Jahrhundert hat es mit der Waffe in der Hand gelebt, befand sich stets in Revolution, wenn es nicht im Kriege lag. Ein Titus Livius von Tournai hat in hundert Bänden seine Revolutionen geschrieben, die ganz anders sind als die römische. Aber die Geschichte ist nicht vollendet.

Die Kämpfe um Nantes und in der Vendée sind sehr fruchtbar an guten und schlechten Liedern gewesen. Wenn die Leute Charettes tanzten, so rächten sich die Loireschiffer mit satirischen Liedern; auch brachten sie bisweilen die Röcke der Vendéerinnen auf der Spitze ihrer Bajonette mit nach Nantes.

Für diese fröhliche Arbeiter- und Schifferbevölkerung war Meuris von magnetischer Anziehungskraft. Zu der ausdauernden Beharrlichkeit des tapferen Landes Cambronne fügte er das Feuer und die zündende Begeisterung. Er gehörte dem Klub von Vincent-

---

in der Gemeinde Russignies (eine wallonische Gemeinde in Brabant), Diözese Mecheln geboren; er wohnte in der Gemeinde Saint-Georges bei Tournai und heiratete 1784 in Nantes Marie-Ursule Belnau, Tochter eines Schneiders. Nach seiner Grabschrift (Kirchhof der Bouteillerie) „diente“ Meuris seit drei Jahren fünf Monaten und sechs Tagen (in der Nationalgarde zweifellos), als er unglücklicherweise am 14. Juli 1793 getötet wurde.

la-Montagne an, der unlängst von eifrigen Patrioten, Chaux, Goullain und Bachelier, gegründet worden war.

Ich werde noch von den unschätzbaren Diensten sprechen, die diese so sehr verleumdeten Männer ihrem Lande erwiesen haben. Ich habe ihre Briefe vor Augen; warmherzig und von erhabenem Fanatismus durchbebt, wirken sie erstaunlich in dem kalten Greisentum, in das Frankreich gelangt ist. Die Kirche von Saint-Vincent, die von Chaux für die Gesellschaft gekauft war, wurde eine wahre Kirche, in der die Märtyrer ihren Eid ablegten; und sie haben Wort gehalten auf den Schlachtfeldern der Vendée.

Der Klub von Vincent-la-Montagne war klein an Zahl inmitten einer meist girondistischen Bevölkerung, besaß aber dennoch Kraft genug, um dieser den Rücken zu stärken oder sie zur revolutionären Rechtgläubigkeit zurückzuführen. Die Verwaltung von Nantes ließ sich zweimal dazu bewegen, den bretonischen Adressen gegen den Konvent zuzustimmen, nahm aber zweimal ihre Zustimmung zurück. Die Energie des Klub Vincent erhielt Nantes in dem Glauben an die Einigkeit.

Die Verwaltung hatte im März die für die Verteidigung so nützlichen Bataillone Meuris' aufgestellt, wollte sie aber im Juni auflösen oder wenigstens von den Montagnards säubern. Da man ihr Schwierigkeiten machte, so regte sie die Aufstellung einer rivalisierenden Truppe an. Am 11. Juni traten junge Leute aus Nantes in den Generalrat ein, Schreiber und Gehilfen, Kaufleute, aus Nanter Familien, die ein besonderes Korps zu bilden verlangten. Diese jungen Bourgeois (von denen mehrere als Duellanten bekannt waren) wollten nicht in die schon aufgestellten Korps eintreten. Sie legten sich selbst den Namen „Legion von Nantes“ bei, ein Name, der bis dahin der ganzen Nationalgarde gemeinsam gewesen war. Die Verwaltung nahm sie mit solchem Wohlwollen auf, daß sie ihnen einen Sold gewährte, den sie gar nicht brauchten. Sie erregten die gerechte Eifersucht der Bataillone Meuris, die bereits in gefährlichem Dienst erprobt waren und ganz den gleichen Anspruch auf den Namen „Legion von Nantes“ hatten wie jene.

Die ernste und schreckliche Nachricht von der Schlacht bei Saumur, von der Räumung von Angers, von dem Vormarsch der Vendéer nach Westen, machte diesen Eifersüchteleien ein Ende. Die Montagnards verhielten sich prachtvoll. Goullain machte im Namen des Klubs von Saint-Vincent dem Girondistenklub und den Verwaltungskörperschaften den Vorschlag, sich alle in Saint-Pierre in der Kathedrale zu versammeln, um über die öffentliche Wohlfahrt zu beraten und Brüderschaft zu schließen. Man einigte sich dahin: alle

zusammen, Montagnards und Girondisten, sollten einander in die Kirche einladen und sich Arm in Arm, die einen zu den anderen, zu einer gemeinsamen Mahlzeit begeben, nach deren Beendigung man zusammen an den Befestigungen arbeiten wollte. Der Vorschlag erregte allgemeine Freude. Die ganze Nacht gingen die Mitglieder der beiden Klubs von Posten zu Posten, um das große revolutionäre Abendmahl anzukündigen. Es fand am folgenden Tage statt; alle schöpften eine unerhörte Kraft daraus und schworen, Frankreich zu retten (15. Juni 1793).

Am 22. Juni wurde das Ultimatum der Vendéer überbracht, das die Forderung enthielt, den Platz und die beiden anwesenden Volksvertreter auszuliefern, und das Versprechen, Leben und Eigentum zu schützen. Das hieß, mehr versprechen, als man hätte halten können. Nichts hätte dem Haß der Bauern oder der Plünderungswut Einhalt getan. Von dreißig Meilen in der Runde kamen die Leute eigens, um Nantes zu plündern. Noch unlängst sagte eine alte Frau zu mir: „O ja, ich war auch bei der Belagerung. Meine Schwester und ich, wir hatten Säcke mitgebracht. Wir rechneten bestimmt darauf, daß man wenigstens bis zur Rue de la Casserie vordringen würde.“ Das war die Straße der Goldschmiede. Wer an Markttagen die naive Bewunderung der vor den Goldschmiedeläden aufgepflanzten Bauern gesehen hat, ihr starres, hartnäckiges und schweigendes Staunen, der versteht durchaus, warum die Vendéer Armee einen so großen Zustrom hatte und das Sankt-Peterfest in der Kathedrale von Nantes feiern wollte (Sonntag, den 29. Juni 1793).

Wie zahlreich mochten die Vendéer in Wirklichkeit sein? In Ancenis ließ d'Elbée Brot und Unterkunft für vierzigtausend Mann vorbereiten. Aber diese Zahl konnte auf dem Wege von Ancenis nach Nantes durch den Zustrom der Leute aus dem Inneren und von den Küsten wachsen. Schließlich muß man die Armee Charettes hinzurechnen, die mindestens zehntausend Mann zählte. Das Ganze konnte sich auf fünfzig- bis sechzigtausend Mann belaufen*).

Bonchamp mit seinen Bretonen sollte von der Straße nach Paris und vom Schloß her angreifen. Die Division von Poitou unter Stofflet und Talmont rückte auf der Straße nach Vannes vor. Die dritte und stärkste, die Armee von Anjou unter Cathelineau, rückte auf der Hauptstraße — der nach Rennes — vor. Viertausend Mann unter Autichamp zogen die Erdre entlang, um bei Nort über den Fluß zu gehen und sich mit der Armee von Anjou zu vereinigen. Was Charette anlangt, so ließ man ihn am anderen Ufer der Loire,

*) Brief d'Elbées, veröffentlicht von Fillon. „Einzug der Vendéer in Ancenis.“

von wo aus Nantes am schwersten zu nehmen ist. Man begnügte sich mit seiner Hilfe von weitem, mit seiner Artillerieunterstützung. Die große Armee war Herrin der Loire und hätte gewiß Barken heranschaffen können, um sie zu überschreiten.

So waren alle Straßen besetzt. Die Lebensmittel wurden knapp in Nantes und übertrieben teuer. Das ganze Volk war auf den Straßen, und die Verwaltung wurde sehr unruhig. Zweimal verbot sie den Sektionen, zusammenzutreten und in Permanenz zu bleiben.

Die Verantwortung war groß für die Abgeordneten Merlin und Gillet. Merlin aus Douai, der berühmte Jurist, ein lebhafter und feiner Geist, aber schwankender und schüchterner Charakter, war durchaus nicht der Mann, in diesen großen Umständen einen kühnen Entschluß zu fassen. Übrigens wurde er von der Zentrale keineswegs unterstützt. Nantes schien viel abgeschlossener von Paris als von Amerika.

Merlin schrieb vergeblich den ganzen Monat über Brief auf Brief; er erhielt keine Zeile vom Wohlfahrtsausschuß. Am 28. empfing er ein paar Worte, die aber der Verteidigung von Nantes nicht im geringsten nützten.

Er hatte den guten Gedanken gehabt, als Befehlshaber einen ausgezeichneten Offizier zurückzubehalten, den früheren Marquis von Canclaux, einen verabschiedeten General von kaltem und entschlossenem Geist, der durch gute Werke über militärische Taktik bekannt ist. Dessen Ansicht entsprach der des Kommandanten der Artillerie und des Schlosses und ging dahin, daß man die Stadt nicht verteidigen könne. Canclaux war vierundfünfzig Jahre alt, besaß einen guten militärischen Ruf und sorgte sich wenig darum, ihn zu gefährden.

Canclaux hatte nur Vertrauen zu den Linientruppen, und von denen waren nur fünf Bataillone von fünf verschiedenen Regimentern vorhanden. Das war alles, was man von den Küsten hatte ziehen können, die man nicht so sehr zu entblößen wagte. Was er von dem ganzen Rest denken sollte, wußte er nicht. Es waren einfache Nationalgarden aus Nantes und aus solchen Departements, die, von der Gefahr der Stadt gerührt, ihr ein paar Bataillone geschickt hatten. Côtes-du-Nord hatte zuerst geschickt, dann Ille-et-Vilaine, Mayenne und Maine-et-Loire, Orne und Seine-Inférieure, Seine-et-Marne und Seine-et-Oise, schließlich die Charente. Und wunderbarerweise! — das so gefährdete und so weit entfernte Bas-Rhin schickte ebenfalls, kam aber nicht rechtzeitig. Das weitaus Beste, was Canclaux unter diesen Nationalgarden besaß, waren die vier Kompanien Pariser Kanoniere.

Alles das zusammen ergab nur eine unbeträchtliche Stärke, im ganzen zehn- bis elftausend Mann, eine recht geringe Zahl zum Schutz der ungemein ausgedehnten Stadt Nantes.

Als die Aufforderung kam und der Kommandant der Artillerie erklärte, er könne nicht dafür einstehen, die Stadt zu verteidigen, sagte der Bürgermeister: „Gut also, ich selbst werde sie verteidigen."

„Und ich auch," sagte Beysser; „Schmach den Feiglingen!" Dieses Wort führte auch die anderen zurück. Man ordnete sich nach den Weisungen Bacos.

Die Lage der beiden Parteien in Nantes trug nicht wenig dazu bei, daß der girondistische Bürgermeister und die Generale der Partei Beysser und Coustard diese große Initiative ergriffen. Die Bergparteiler wollten die Verteidigung; und Meuris, der mit seinem Bataillon auf den gefährlichen und entlegenen Posten von Nort entsandt worden war, hatte geschworen, standzuhalten oder sich in Stücke hauen zu lassen; und tatsächlich ging das Bataillon zugrunde.

Angesichts der heldenmütigen Aufopferung beider Parteien konnte Merlin die Stadt nicht gut im Stich lassen. Er verhängte über sie den Belagerungszustand, unterstellte alles der militärischen Obrigkeit, seinem General Canclaux und behielt sich damit vor, Nantes räumen zu lassen, sofern das der entschiedene Wunsch der berufenen Männer war.

In dem Bericht, den Canclaux nach dem Sieg verfaßte, sagt er, daß er beim Nahen der vendéeischen Armee und in Anbetracht des eigenen Mangels an Kräften fühlte, er könne die Schlacht nicht liefern, und daß er sich auf Nantes zurückzog. Die Gemeindebehörde versichert: habe er sich genähert, so war es nicht, um hereinzukommen, sondern um auf Rennes zurückzuweichen, da die Volksvertreter beschlossen hatten, Nantes solle aufgegeben werden.

Schon umringte die große vendéeische Armee die Stadt. Es war am Abend des 28. Juni. Auf den Höhen und in den Feldern sah man mächtige Feuer aufflammen. Raketen stiegen zum Himmel; es waren die Signale, welche die Armee vom rechten Ufer aus Charette gab, der sich auf dem linken Ufer befand. Die Belagerer kamen in großer Unordnung an, riefen einander mit viel Geschrei bei Namen und sammelten sich gemeindeweise; sie hatten noch wenig Trommeln und behalfen sich mit ihren Stierhörnern. Die rohen und dumpfen Klänge dieser Hörner, die weniger von Menschen als von Bestien hervorgerufen schienen, erfüllten alles mit Schrecken; man sagte in den Straßen von Nantes:

„Die Räuber sind da!"

Das Volk war sehr erregt, bebend vor Angst und Mut zugleich; je größer die Angst war, um so mehr fühlte man, daß man bis zum letzten Blutsopfer kämpfen müsse. Unglücklicherweise neigten die Liniensoldaten (die sich indessen doch sehr gut schlugen) der Ansicht ihrer Führer zu, die für den Rückzug waren. Das geht aus folgendem Geschehnis hervor. Ein Mann aus Nantes (Joly) kam mit Getreide in die Stadt; die Soldaten wollten es ihm fortnehmen. „Warum nehmt ihr mir mein Korn, da ihr doch Brot genug habt?" — „Das geschieht darum," antworteten sie, „damit die Leute von Nantes keine Lebensmittel bekommen und also nicht versuchen, sich zu verteidigen*).

Die Räumung begann. Die Kanonen, die Kassen, die Wagen des Generals und des Abgeordneten — alles war zur Abreise bereit. Ein Ereignis, das das ganze Volk anging, gab den Dingen ein anderes Aussehen.

Ein Boot brachte den Rest des ruhmvollen und unglücklichen Bataillons Meuris die Erdre hinauf, etwa dreißig Mann von fünfhundert. Das Bataillon hatte seinen Eid gehalten. Es sank bei Nort ins Grab, um der Stadt Nantes acht Stunden Aufschub zu verschaffen. Der so verzögerte Angriff schlug fehl, und Nantes war gerettet. Besser, Frankreich war es. Frankreichs Rettung, sagt Napoleon, hing von der Rettung Nantes' ab.

Wenn Frankreich sich auf sich selbst besinnen wird, so werden zwei Säulen, eine in Nort, und die andere in Nantes, daran erinnern, was wir dem unsterblichen Bataillon und dem Klempner Meuris verdanken.

Es muß bemerkt werden, daß das Bataillon in Nort selbst, diesem ganz kleinen Flecken, eine prachtvolle Nationalgarde gefunden hatte. Nort, die Schildwache von Nantes im Torflande der Erdre, war beständig bei der Hand. Der Ort war sehr patriotisch. Einmal waren alle Bewohner vor dem Feinde geflohen, hatten aber selbst ihren Ort wiedererobert. Nantes hatte ihnen bei dieser Gelegenheit, ehrenhalber und aus Dankbarkeit, Unterstützung bewilligt. Die Männer des Klubs Vincent, besonders Chaux, dessen Hand man in allen großen Angelegenheiten erkennt, hatten diese tapfere Vorhut der Hauptstadt des Westens aufgestellt und ausgewählt.

Nort hat weder Mauer noch Graben, nur die Erdre fließt vor dem

*) Ich habe diesen Vorgang von meinem Freunde Souvestre, der die Geschichte des Westens in allen ihren Einzelheiten kennt. Mehrere Kapitel des „Sansculotte Breton" sind schöne geschichtliche Darstellungen, wunderbar genau.

Flecken her, und es hielt sich eine ganze Nacht lang. Bei der Lebhaftigkeit des Feuers vermuteten die Vendéer nicht, daß die Zahl der Verteidiger so klein war. Bei Tagesanbruch passierte eine Frau, die scheinbar hinter einem Huhn her war, den Fluß durch eine Furt und zeigte den Vendéern die Furt. Diese Frau hat bis 1820 gelebt, verwünscht im ganzen Lande.

Die vendéeischen Reiter nahmen jeder einen Bretonen auf den Rücken ihrer Pferde (diese Bretonen waren ausgezeichnete Schützen), überschritten den Fluß und standen dann Meuris Auge in Auge gegenüber.

Meuris hatte unter anderen tapferen Männern zwei Kapitäne bei sich, die erwähnt zu werden verdienen. Der eine war ein sehr schöner junger Mann, beliebt bei den Männern, angebetet von den Frauen, ein Bewohner von Nantes, aber Irländer von Geburt, der Fechtmeister O'Sullivan, ein überspannter Kopf, edel, draufgängerisch, wie die Irländer oft*); er führte eine erstaunlich gewandte Klinge, von der jeder Hieb Tod bedeutete. Der andere, ein gewisser Foucauld, war nicht weniger tapfer, ein wahrer Stier im Kampf; man hat seine Wildheit allzu leichtsinnig angeklagt. Aber hätte er auch die Vorwürfe verdient, so würde das, was er in dieser denkwürdigen Nacht für Frankreich tat, in unserer Erinnerung seine Fehler auslöschen.

Diese hartnäckigen, erbitterten Männer machten dem Feinde jeden Fußbreit Boden im Nahkampf streitig; als sie Nort verloren hatten, setzten sie den Kampf auf einer benachbarten Höhe fort, bis sie alle am Boden lagen, ein Leichenhaufen. Der Irländer, von Stichen durchlöchert, sagte zu Meuris: „Geh und laß mich liegen. Sag den Leuten in Nantes, sie sollen es ebenso machen!"

Meuris ergriff die Fahne; er sah nur noch dreißig Mann um sich. So kehrten sie blutüberströmt nach Nantes zurück. Man vergegenwärtige sich den Eindruck, als man diese Heimkehrenden sah, als man erfuhr, ein Bataillon habe eine Armee aufgehalten, als man fragte, wo die unerschrockene Schar geblieben sei und man die Antwort erhielt, sie sei für ewig auf dem Posten geblieben, auf den sie das Vaterland gestellt hatte.

Die dreißig waren noch so kampfmutig, daß sie ihre Wunden nicht fühlten. Foucauld sah furchtbar aus: ein merkwürdiger Hieb hatte

*) Ich meine, äußerst ungleichmäßig. — Er war sehr milde (so verhinderte er die Erschießung der hundertzweiunddreißig Nanter), aber er hatte Anfälle von Wut und Überspanntheit. Die scharfsinnige Würdigung der Schreckensherrschaft, die man ohne Namensnennung auf Seite 495 von Guépin (Histoire de Nantes, 2. Ausg.) findet, stammt von O'Sullivan.

ihm die Haut vom Gesicht gesäbelt, der harte Bretone hatte unbekümmert die Haut wieder aufgehoben und ging nun, aus Leibeskräften rufend: „Es lebe die Republik“, ins Spital.

Da wurde das Volk erhaben groß. Es sprach gebieterisch mit seinen Behörden. Es ließ Merlin zurückholen, der schon abgereist war. Man hielt ihn im Hause Coustards fest; dieser hatte ihm endlich Vernunft beigebracht. Übrigens hatte man die Zugriemen der Pferde durchschnitten und die Wagen abgespannt. Der Jurist Merlin wurde gezwungen, ein Held zu werden.

Hätte Meuris Nort nicht acht Stunden gehalten, so wären Autichamp und seine Vendéer am Abend angelangt, und der Kampf hätte, wie gesagt wurde, um zwei Uhr nachts, kurz vor Tagesanbruch, begonnen. Er begann erst spät, um zehn Uhr, mitten im heißen Vormittag. Charette hatte um zwei Uhr seine Geschütze abgefeuert und wartete vergeblich; er konnte sich das Schweigen der großen Armee nicht erklären.

Die Kerntruppen fehlten ihm, die in Nort verspäteten bretonischen Schützen, viertausend Mann, die, da keine Barken vorhanden waren, zweifellos zu Fuß kommen mußten. Als dies Korps da war und ausgeruht hatte, setzte der Angriff lebhaft ein, auf den Straßen nach Paris und Vannes und in der Mitte auf der Straße nach Rennes.

Beysser erkannte, daß Charette nichts Ernsthaftes tun würde; er zog seine Leute von der zerstörten Brücke, die ein natürlicher Schutz war, zurück, brachte sie auf die Straße von Paris, griff Bonchamp wütend an und drängte ihn zurück.

In der Mitte, auf der Straße nach Rennes, ging es am heißesten her. Cathelineau wurden zwei Pferde unter dem Leib getötet, ohne daß er den Durchbruch erzwingen konnte. Die republikanische Artillerie, die von den Pariser Kanonieren prachtvoll bedient wurde, hielt die Vendéer auf. Hier hielt, kalt und ruhig, Canclaux und beobachtete den Kampf. Dort feuerte Baco alle Welt an, der tapfere Bürgermeister, der durch seinen von dichtem weißen Haar umwehten starken Kopf auffiel, in jugendlicher Begeisterung, bis eine Kugel ihn zwang, den Platz zu verlassen. Man setzte ihn auf einen Karren; aber er rief fröhlich und lachend: „Seht ihr nicht? Das ist der Siegeswagen.“

Die Vendéer waren vollkommen unterrichtet über den inneren Zustand der Stadt, über die Eifersucht und das gegenseitige Mißtrauen der Montagnards und der Girondisten. Sie wandten eine Indianerlist an, die gleichzeitig für ihre Hinterhältigkeit und ihre fanatische Hingebung bezeichnend ist. Drei Bauern kamen mit erschreckten Mienen zu den Vorposten, warfen sich nieder und ließen

sich gefangennehmen. Grenadiere eines Bataillons von „Maine-et-Loire fragten sie, wie es um die Vendéer stünde? „Es würde uns schlecht gehen," erwiderten die guten Leute harmlos, „wenn nicht ein Volksvertreter, der schon lange in Nantes ist, auf unsere Seite stände und uns Patronen schickte." — „Wie heißt er?" — „Coustard." *)

Diese mitten in der Schlacht auftretende Beschuldigung war ganz geeignet, die Belagerten zu spalten, Streitigkeiten unter ihnen zu erregen und — wer weiß — vielleicht sie miteinander in ein Handgemenge zu bringen.

Allem Anschein nach hatte Cathelineau die Straße von Rennes nur darum in ihrer ganzen Breite angegriffen, um den besten Teil der Nanter Truppen zu beschäftigen. Während dieser Angriff im Gange war, nahm der listige Führer, der die Gäßchen von Nantes und die kleinsten Durchgänge genau kannte, seine Tapferen mit sich, seine persönliche Legion, seine Nachbarn von Pin-en-Mauges; er schlüpfte zwischen den Gärten durch und gelangte so zur Ecke der Place Viarme. Bevor er noch aus der Rue du Cimetière heraus war, um auf den Platz vorzubrechen, bemerkte ein Schuhflicker von seinem Dachzimmer aus den Mann im weißen Federbusch mit dem Stabe der Räuber, legte ruhig sein Gewehr auf das Fensterbrett auf, zielte scharf — — der Mann fiel.

Der Schuß traf die Vendée, und sie ging nicht weiter. Sie hatten ihn für unverwundbar gehalten; sie waren alle im Herzen getroffen und so schwer verwundet, daß sie sich niemals wieder erholt haben.

Mit dem Augenblick, da er fiel, begannen sie nachzudenken. Sie hatten niemals nachgedacht.

Sie bekamen Hunger und bemerkten, daß sie kein Brot hatten.

Sie bemerkten auch, daß ein Geschütz unbrauchbar war und daß es zu spät war, die Batterie wieder herzurichten.

Sie erfuhren, daß der leichtsinnige und verwegene Westermann bis ins Herz der Vendée vorgestoßen war; daß er Châtillon nehmen würde, während sie Nantes nicht nahmen.

Durch diese ernsten Erwägungen außerordentlich abgekühlt, begannen sie auf beiden Seiten ihre Anordnungen für den Rückzug zu treffen und ihr Gepäck fertig zu machen. Der Tag rückte vor, und abends stellte es sich heraus, daß alle zum Abrücken fertig waren. Ihre Generale sahen es, und sie beeilten sich, den Befehl zum Rückzug zu geben, denn sie waren ängstlich, es könne dafür zu spät sein.

Um ihren Abzug zu feiern und aus Furcht vor einem Überfall

---

*) Kanzlei von Nantes, Register mit dem Titel: „Dépôt de pièces et procédures", 21. September 1793, Nr. 181.

wurde Nantes abends und die ganze Nacht über erleuchtet. Alle aßen bei den Gewehren; man schlug den ganzen prächtigen Quai entlang, der großen Loire gegenüber, Tische auf, in einer meilenlangen Reihe. Stehend nahmen Nationalgarden und Soldaten, Nanter, Pariser, Franzosen aller Departements zusammen das Bürgermahl ein, tranken auf die Republik, auf Frankreich, auf das Ende des Bürgerkrieges, auf den Untergang der Vendée.

Charette sah über die Wiesen hinweg die Erleuchtung in Nantes und den Widerschein dieses Nationalfestes; er wollte auch sein Fest haben. Er langweilte sich nun seit vierundzwanzig Stunden; die große Armee war abgerückt, ohne auch nur daran zu denken, ihn zu benachrichtigen. Er hielt seine Leute schadlos und gab die Geigen heraus. Nachdem er noch ein wenig, bis zum Abend des folgenden Tages, gefunkt hatte, um zu zeigen, daß er allein keine Furcht habe, eröffnete er abends den Ball, und so hielten die fröhlichen Banditen Charettes Rundtanz und feuerten vier Kanonenschüsse ab, um Nantes einen Gruß hinüberzuschicken zu dieser Hochzeit.

Das war ein großer Tag für Frankreich. Er machte das Zerwürfnis in der Vendée endgültig.

Der Tod Cathelineaus trug dazu bei. Man machte d'Elbée zum General, ohne auch nur Charette zu fragen (14. Juli).

„Dieser Mann," sagt naiv ein royalistischer Historiker, „trug eine unversiegbare Quelle des Segens in sich, die mit ihm verschwand." Das stimmt genau. Cathelineau trug zweifellos die Segnungen des Bürgerkrieges in sich. Er vertrat selbst in der Gegenrevolution noch die Revolution und die Demokratie.

Was er für seine Person war, weiß man nicht genau. Man kann nicht sagen, wie und bis zu welchem Grade die Schelme, die die Dinge leiteten, seine tapfere Unwissenheit mißbrauchten. Sicher und festgestellt ist, daß in ihm die beiden Volkskräfte der Vendée vereinigt waren und mit ihm verschwanden: die Kraft der Wahl, die Kraft des Stammes.

Als Erwählter des Volkes, als Erwählter Gottes, so erschien er allen. So lange er lebte, glaube ich, hätte die Aristokratie nicht gewagt, an der Volkswahl zu rühren. Nach seinem Tode wurde sie unterdrückt, mit der Erklärung, die vom Volke gewählten Gemeindevertretungen seien unvereinbar mit der monarchischen Regierung und mit der Bestimmung, diese sollten von nun an ernannt werden durch das Conseil supérieur, etwa einem Dutzend Adligen und Priester.

Das ist nicht alles. Der Aufstand hatte in den Gemeinden begonnen, in den Familien und Sippen, in den Stämmen. Cathelineau

selbst war weniger ein Einzelwesen als ein Stamm, nämlich der der Männer von Pin-en-Mauges. Bei jeder großen Gelegenheit war dieser Stamm um ihn, er umgab ihn noch, als er den tödlichen Schuß erhielt. Diese Kriegführung in Stämmen und Gemeinden, wo jeder den anderen kannte, überwachte und zu Hause wiedererzählen konnte, was sein Mitkämpfer getan und wie er sich verhalten hatte, verlieh dem Aufstande einen ungemeinen Zusammenhalt. Und das gerade war es, was die weisen Regierer der Vendée beim Tode Cathelineaus verdarben. In ihrer dummen Verordnung vom 27. Juli 1793 verboten sie (Artikel 17), die Arbeiter ein und desselben Gutes und die Bewohner desselben Hauses in dieselbe Kompanie einzureihen.

Sie verkannten vollkommen die starke und tiefe Seite des von ihnen geführten Krieges. Sie hatten kein Gefühl für die vendéeische Ursprünglichkeit, für die Festigkeit zum Beispiel, die in einem gegebenen Versprechen lag, welche die Disziplin ersetzte (wie der General Turreau sagt). Jedermann besuchte von Zeit zu Zeit seine Frau und kam pünktlich an dem Tage zurück, den er versprochen hatte. Der Abbé Bernier behandelte diese Entfernung vom Heer als Desertion und sah nicht, daß es mit der Vendée an dem Tage zu Ende sein mußte, da sie nicht mehr freiwillig war; er schlug entehrende Strafen vor, Stock und Peitsche für den, der sich entfernte! Das war ein prachtvolles Mittel, die Vendée zu bekehren und sie wieder pratiotisch zu machen.

Vierzehntes Kapitel

Beruhigungsversuche (Juni—Juli 1793)

Wie Danton und Robespierre die Lage beurteilten. — Aufgabe der Dantonisten. — Aufgabe Lindets.

Wir haben im vorhergehenden gesehen und werden es in Zukunft noch besser erkennen, daß die beiden Männer, deren Gegensatz den Knoten der Revolution selbst bildete, nämlich Danton und Robespierre, über die girondistische Angelegenheit verschiedene, aber keineswegs widersprechende Ansichten hatten. Beide waren sie scharfsinnig und wurden durch das Ereignis gerechtfertigt.

Robespierre glaubte mit Recht, daß man keine Schwäche zeigen, noch einen Vergleich schließen dürfe, daß, weil der 2. Juni nun ein-

mal geschehen war, die Versammlung darauf bestehen müsse, nicht mit den Departements verhandeln, sondern lediglich deren Unterwerfung verlangen solle. Er vertrat diesen Satz standhaft, trotz der furchtbaren Gefahr des Bürgerkrieges, die den auswärtigen Krieg erschwerte. Gegen das öffentliche Gefühl leistete er fast allein Widerstand; er rettete die Autorität, in der allein das Heil bestand. Er hinderte sie an der Auflösung und der Selbstaufgabe und wurde der standhafte Wächter, die Säule und der beharrliche Geist der Republik in dieser gefährlichen Lage.

Danton glaubte mit Recht, aus dem Instinkt seines Herzens und seines Geistes, an die wirkliche Einheit des republikanischen Frankreich, das die Welt für unheilbar gespalten und in ewigem Zerwürfnis niedergebrochen hielt. Er ließ das Gerede zu, die Girondisten seien Royalisten, aber er sah durchaus, daß sie zum größeren Teile Republikaner waren, und handelte dementsprechend. Und er konnte sich in weniger als drei Monaten des Erfolges freuen, daß sie fast alle wieder um den Konvent geschart waren.

Die Gewalttätigkeiten, die Wut, die Tollheit der Girondisten machten ihm keinen Eindruck. Allen ihren großen Drohungen schenkte er keine Aufmerksamkeit. Er glaubte nicht, daß sie in Wahrheit etwas unternehmen würden gegen die Einheit, wenigstens nichts Entscheidendes. Im ganzen hatte er recht.

Nantes, das den Konvent bedrohte, schlug die Vendée. Bordeaux war glücklicherweise durch das unverschämte Gebahren der Royalisten, die sich schon an die Girondisten heranmachten, gewarnt, und Bordeaux schloß sich wieder dem Berg an. Was Marseille anlangt, so erklärte General Doppet, der Montagnard und Jakobiner, der größere Teil Marseilles sei der Republik ergeben, sei nur verwirrt worden, weil man ihn glauben machen wollte, der Berg wolle Orleans zum König machen, und die Truppen der Bergpartei trügen die weiße Kokarde. „Die Marseiller,“ sagte er, „waren sehr überrascht, daß meine Soldaten immer noch wie sie selbst die dreifarbige Kokarde trugen.“

Der einzige zweifelhafte Platz war Lyon, das soeben das Blut der Bergpartei in Strömen vergossen hatte. Eine ganze royalistische Armee, Priester und Adlige, war in Lyon, und trotzdem blieb das Lyon des Handels so gut girondistisch, daß es bis zum letzten Tage der Belagerung die royalistischen Abzeichen verpönte und noch unter den Kartätschen Collot-d'Herbois' das Lied der Girondisten „Mourir pour la patrie“ sang.

Mit Ausnahme von Lyon, wo Danton einen schnellen und kräftigen Druck ausgeübt wissen wollte, wünschte er, man solle nur

Mittel der Beruhigung gegen das girondistische Frankreich verwenden.

Das ist im wesentlichen der Gesichtspunkt, unter dem diese beiden großen Männer die Lage betrachteten. Robespierre wollte die Aufrechterhaltung der Autorität, und damit hatte er Erfolg. Danton wollte die Versöhnung Frankreichs und trug, wie man sehen wird, selbst und durch seine Freunde sehr dazu bei.

Sie waren die beiden magnetischen Pole der Revolution, der positive und der negative; sie stellten deren Gleichgewicht dar.

Es ist unbestreitbar, daß sie beide zu weit in der ihnen eigentümlichen Art des Handelns gegangen sind. Ich will deutlicher werden. In seinem Haß gegen das Böse und das Verbrechen ging Robespierre so weit, daß er seine Feinde tötete, die er für Feinde der öffentlichen Wohlfahrt hielt.

Und Danton wollte in seiner Nachsicht und seiner Unfähigkeit, zu hassen, alle Welt retten („wenn er gekonnt hätte, sogar Robespierre"; dies starke Wort stammt von Garat). Danton hätte nicht nur seinen eigenen Feinden verziehen, sondern vielleicht sogar denen der Freiheit. Er war nicht rein genug, um das Böse zu hassen.

Am Tage nach dem 2. Juni hatte Danton einen sehr tüchtigen Agenten, Desforgues, mit einer Viertelmillion ins Calvados geschickt. Er hielt die Normannen den Assignaten gegenüber nicht für unbesiegbar.

Er schickte kurz darauf als Militär mit den Truppen des Konvents einen tapferen Abenteurer dahin, den er sehr liebte, Brune (von Brives-la-Gaillarde), Jurist, Offizier, Drucker, Prosaschriftsteller und humoristischer Dichter, der gerade eine Reisebeschreibung — zum Teil in Reimen — veröffentlicht hatte. Er war ein Mann von prächtiger Gestalt, von äußerst kriegerischem und verführerischem Aussehen. Sein Schicksal, seine Siege, seine Ungnade beim Kaiser, sein trauriger Tod in Avignon (1815) sind bekannt*).

Dieser kriegerische Mann wurde von Danton an die Spitze der Truppen in der Normandie gestellt, nicht um zu kämpfen, im Gegenteil, um den Kampf zu verhindern.

---

*) Guillaume Marie-Anne Brune (geb. 13. März 1763 in Brives, Dept. Corrèze) wurde 1796 Brigadegeneral und eroberte als solcher 1798 die Schweiz. Dann übernahm er das Oberkommando über die französischen Truppen in Holland, wo er die verbündeten englisch-russischen Heere zur Räumung des Landes zwang. Im 2. italienischen Feldzug zeichnete sich Brune bei Vicenza und Montebello aus. Unter dem Konsulat im diplomatischen Dienst als französischer Gesandter in Konstantinopel tätig, wurde Brune nach seiner Rückkehr zum Marschall und Großoffizier der Ehrenlegion ernannt. Im Feldzug 1806/07 war Brune Gouverneur der



Phot. Braun, Paris & Dornach

Der tote Marat in der Badewanne.

Nach dem gleichzeitigen Gemälde von Jacques Louis David. Original im Louvre.

Es waren ähnliche Mittel, wie sie Lindet bei seiner Beruhigung der Normandie mit Erfolg anwandte.

Diese Beruhigung ist dadurch sehr bemerkenswert, daß Lindet keineswegs nachsichtig war wie Danton und die Dantonisten. Er verstand zu hassen und haßte besonders die Girondisten des Konvents, mit Ausnahme Rolands, den er als großen und anständigen Arbeiter schätzte, und des redlichen Fauchet, den er hinsichtlich seiner Geschäftstüchtigkeit indessen zweifellos als einfältigen oder närrischen Menschen betrachtete.

Lindet war wie Roland ein rastloser Arbeiter: bis nahezu in sein achtzigstes Jahr schrieb er fünfzehn Stunden täglich. Er war ein Frühaufsteher, eifrig, genau, knapp, sorgfältig gekleidet, herb in Geist und Worten, bitter, aber doch so abgeklärt, daß er diese Eigenschaft beherrschte. Er hatte im Guten und Bösen vieles von einem alten Parlamentsmitglied, besaß aber die Besonderheit großer normannischer Juristen, jener Normannen, wie sie früher im Mittelalter die Kronräte, die Parlamente, die Kanzleien und die Schatzkammergerichte in der Normandie, in Frankreich und England leiteten.

Lindet wurde von den Girondisten bitter gehaßt, weniger, weil er das Revolutionstribunal anregte, weniger wegen seiner gehässigen Reden (er bestieg die Rednertribüne selten), als wegen seines hartnäckigen Widerspruchs in den Ausschüssen, wegen seiner kritischen und ironischen Haltung im Konvent und seines spöttischen Mundes, der, selbst, wenn er nichts sagte, bisweilen ihre frechsten Schwätzer aus der Fassung brachte.

Es geschah am 2. Juni, daß Brissot in einer Broschüre Lindet mit äußerster Heftigkeit angriff, und sein „hyänenhaftes Wesen“ und seinen Blutdurst anklagte. Gerade dieser Angriff erlaubte Lindet, gemäßigt zu sein. Diese Broschüre, auf die er unbekümmert antwortete, der kostbare Stempel „Hyäne“, den ihm die Gironde aufdrückte, deckten ihn vollkommen und erlaubten ihm, kluge und menschliche Dinge zu tun, die sonst niemand hätte wagen dürfen.

Niemand hätte versuchen dürfen, Lyon zu retten, wie er es unternahm, noch für die Stadt gute Worte einzulegen, wie er sie im Konvent sprach. Und man bedenke, daß er sich ganz besonders über

---

Hansastädte und befehligte das Reservekorps, das in Pommern operierte. Wegen seiner freundschaftlichen Beziehungen zu Bernadotte erregte Brune das Mißtrauen des Kaisers, der den Marschall kaltstellte. Obwohl von Ludwig XVIII. 1814 ausgezeichnet, stellte sich Brune im März 1815 bei der Rückkehr Napoleons sofort auf die Seite des Kaisers und übernahm das Observationskorps am Var. Nach der Niederlage bei Waterloo wurde Brune am 2. August 1815 in Avignon vom royalistischen Pöbel ermordet.

Anmerkung des Herausgebers.

die Lyoner beklagen konnte, die ihn wie einen Gefangenen gehalten hatten.

Aber der Ruhm Robert Lindets als Mensch und als Staatsmann ist die außergewöhnliche Klugheit, durch welche er die Normandie rettete.

Er kannte seine Landsleute durch und durch und wußte, daß sie ein leicht zu regierendes Volk sind, der fest begründeten Ordnung ergeben, Freunde des Zentrums, vorausgesetzt freilich, daß Paris ihre Butter und Ochsen kaufte. Évreux war schlimm, aber l'Eure im allgemeinen sehr gut. Man hatte es nur dadurch in Verwirrung bringen können, daß man verbreitete, die Versammlung sei gefangen und man müsse sie befreien.

Lindet sorgte, daß der Konvent den Normannen zunächst eine Frist gewährte, um zu widerrufen; dann setzte er die Aushebung zweier Bataillone Nichtuniformierter durch, die Évreux beobachten und sich mit den Patrioten in der Normandie verbrüdern sollten. Nicht ohne Mühe trieb man diese kleine Truppe auf. Lindet sah sich gezwungen, selbst von Sektion zu Sektion auf die Aushebung zu dringen. Ihr Führer wurde der Oberst Hambert, ein tapferer und mutiger Mann von mildem Charakter. Danton gab ihm als Adjutanten den General Brune bei, dessen Gewandtheit er kannte. Ich habe erwähnt, wie die nach Caen geflüchteten Girondisten, trostlos über ihren Schiffbruch und nur mit ihrer Rechtfertigung beschäftigt, es zuließen, daß die Leute des Calvados einen royalistischen General wählten. Louvet und Guadet versuchten vergeblich, ihre Kollegen aufzuklären. Sie waren glücklich, in Caen zu sein, in dieser gebildeten und friedlichen Stadt, und wollten nur vergessen. Sie hatten gelebt; die Zeit hatte sie bereits verschlungen. Barbaroux, der außerordentliche Jüngling von 1792, der Verteidiger der Männer der Glacière, der Organisator der Marseiller Banden vom 10. August, schien 1793 wie tot. Mit achtundzwanzig Jahren war er schon fett und schwer und besaß die Langsamkeit eines späteren Alters.

Die Julihitze war besonders groß in diesem Jahre; die Girondisten blieben in Caen, sorgten, daß sie kühl saßen und machten Gedichte. Caen selbst machte es ebenso und tat nichts. Es stellte dreißig Mann; Vire stellte zwanzig. Die kleine Schar von vielleicht tausend Mann rückte bis Vernon vor, unter dem Befehl des Leutnants von Wimpfen und des abenteuerlustigen Puisaye, des berühmten royalistischen Agenten. Pariser und Normannen begegneten sich und sprachen miteinander. Puisaye wohnte in einem benachbarten Schlosse; er fürchtete die Seinigen ebensosehr wie den Feind, wollte der Unterhaltung ein Ende machen und befahl den Kampf. Alles

entfloh bei den ersten Schüssen (13. Juli). Was dann noch kam, war nur ein Spaziergang. Schon am 8. Juli hatte das Volk von Caen erklärt, es wolle den Krieg nicht.

In seiner Eigenschaft als Normanne verlangte Lindet allein mit der Angelegenheit betraut zu werden; er schloß das Land ab, schickte die Dummköpfe und unfähigen Leute, die man ihm sandte, heim und bereitete das Material für einen Bericht gegen die Föderalisten vor. Als er im November in sein Amt beim Ausschuß zurückkehrte, war er so mit Arbeit überlastet, daß er seinen Bericht nicht machen konnte, aber, meinte er jeden Monat, er werde bestimmt im nächsten Monat fertig werden. Jedesmal, wenn Normannen in die Hände Fouquier-Tinvilles fielen, schrieb Lindet an diesen: „Du kannst das Verfahren nicht eröffnen, bevor ich meinen Bericht gemacht habe, der beinahe fertig ist.“ So gewann er Zeit bis zum 9. Thermidor und erklärte dann, „es habe niemals Föderalismus gegeben“, niemand habe daran gedacht, Frankreich zu zerstückeln*).

Man schreibt Lindet ein großes und schönes Wort zu, das sehr wahrscheinlich nicht aus seinem vorsichtigen Munde kam, das aber völlig seinem Verhalten und seinem Denken entspricht. Man versichert, er habe im Wohlfahrtsausschuß, wo er mit der Lebensmittelversorgung im Innern und mit der Verpflegung der Armeen betraut war, auf die Forderung seiner Kollegen, seine Unterschrift unter ein Todesurteil zu setzen, gesagt: „Ich bin nicht hier, um Frankreich zu guillotinieren, sondern um es zu ernähren.“

Fünfzehntes Kapitel

Mission Philippeaux Meuris' Tod (Juli 1793)

Mission Philippeaux. — Meuris' Tod. — Baco im Konvent (2. August 1793). — Philippeaux in Nantes (August/September 1793).

Von allen Dantonisten war der unglückliche Philippeaux ohne Vergleich der beste. Als Einziger rein und untadelig ist er mit ihnen gestorben, nicht gleich ihnen, an den Folgen von Fehlern, sondern als Märtyrer der Pflicht, als Opfer seiner mutigen Wahrheitsliebe, seiner heroischen Beredtsamkeit und seiner Tugend.

Es mag sein, daß er sich in seiner glühenden Vaterlandsliebe Vorstellungen gemacht hat, daß er in seinem heftigen Schmerze um das verratene Vaterland sein Mißtrauen und seine Anklagen zu weit

*) Das sagt er ausdrücklich in seinem Bericht an die vereinigten Ausschüsse, und das wiederholt er in seinen Manuskripten.

ausgedehnt hat. Sicher aber ist, daß Philippeaux als der einzige es wagte, schamlosen Frevel aufzudecken, vor dem die Führer der Revolution selbst die Augen schlossen. Seinerseits beschuldigt, verfolgt und von irregeleiteten Patrioten getötet, hat er die Stimme der Helden des Westens für sich, Kléber, Marceau, Canclaux, die Stimme der Mainzer Armee, die durch Ronsins Ruchlosigkeit so barbarisch den Vendéern ans Messer geliefert wurde und die, in diese Fallen gelockt, fast völlig ihre Knochen in der Vendée ließ.

Die Anklage Philippeaux' bleibt durch authentische Urkunden erwiesen. Zweimal, am 17. September und am 2. Oktober, wurde Kléber von dem Verräter mitten in die Vendée gelockt und dann verlassen und verraten, er wäre selbst dort beinahe zugrunde gegangen und verlor alle seine Freunde, die Männer, die vor Mainz den ganzen Sommer hindurch die deutschen Truppen aufgehalten und Frankreich vielleicht gerettet hatten. Ein Taschenspieler, eine Feder, eine Lüge genügte, um den Degen der Helden zu zerbrechen und diese selbst in den Tod zu schicken.

Die Ergebnisse der Aufgabe Philippeaux', vom Juni bis Juli 1793, waren wahrhaft bewundernswert. Die wütenden, törichten, mit wilden Verleumdungen gemischten Anklagen der Girondisten gegen den Konvent, hatten alle Geister verwirrt. Frankreich wußte nicht mehr, was es glauben sollte; Nacht lag über dem Lande in der Ungewißheit aller Meinungen. In diesem Zustande des Zweifels war jeder tätige Eifer gehemmt, jede Kraft erschlafft. Philippeaux besaß das große Herz Dantons (und zwar eines Danton ohne Laster); er fand die Parteien in bedrohlicher Gegnerschaft und hüllte sie ein in seine flammende Begeisterung, er goß gleichsam eine brennende Lava über sie, darin der Haß schmolz; gestern noch erbitterte Feinde, waren sie heute geeint.

Die Gironde war doppelt ohnmächtig, sowohl gegen die Royalisten, wie gegen die Enragés, die Narren der Schreckensherrschaft. Sich selbst überlassen, wurde sie von den ersteren für sich in Anspruch genommen und von den anderen, die nichts wollten, als Vertilgung, zum Verbrechen getrieben, oder besser, verzehrt. Man mußte sie aus ihrer eigenen Schwäche retten, durfte mit ihr keinen Vergleich schließen, noch gemeinsame Wege mit ihr gehen, sondern mußte sie kraftvoll beherrschen und ihr ein höheres Ideal der Hingebung und des Opfers zeigen. Das besaß sie in Philippeaux.

In dem verzweifelten Schrei von Nantes (24. Juni) hatte Philippeaux die Todesangst des Vaterlandes erkannt. Er ließ sich von der Versammlung den gefährlichen Auftrag geben, von Departement zu Departement den Kreuzzug zu predigen. Er reiste wie im Taumel

ab, nahm nur einen Menschen mit sich, einen Nanter, den er allen zeigte, wie er Nantes selbst gezeigt hätte, und der mit ihm den Hilfeschrei seiner Vaterstadt wiederholte.

Frankreich war so arm, von Hilfsmitteln, Leitung und Regierung so sehr entblößt, daß man von Tür zu Tür gehen mußte, um die Mittel zur nationalen Verteidigung wie Almosen einzusammeln.

Die Geschichte der Abenteuer während dieser erhabenen Bettelei enthält tausend rührende Einzelheiten.

Seine-et-Oise war gänzlich ausgesogen an Menschen und Geld; Versailles völlig verarmt. Vierzigtausend Arme in einer Stadt! Schon sechzehntausend Männer bei den Armeen! Aber man tut noch ein letztes für Nantes. Ein Bataillon und eine Eskadron sollen in acht Tagen ausrücken.

Eure-et-Loire, das schon ein Bataillon in der Vendée verloren hat und zudem vor dem Einbringen der Ernte steht, läßt seine Ernte im Stich und rückt ab.

Die Charente hat sechsundzwanzig Bataillone gestellt! Sie stellt noch zwei. Vienne, die Haute-Vienne und Indre stellen jedes mehr als tausend Mann.

Die Deux-Sèvres haben keine Menschen mehr. Sie geben Korn.

Aber der erhebendste Vorgang spielte sich in Mans ab. Nichts konnte dort geschehen, wenn nicht beide Parteien mitwirkten. Die verbohrte Hartnäckigkeit der kräftigen Rasse der Sarthe machte das Hindernis unüberwindlich. Philippeaux redete und stritt vierzig Stunden und überwand es endlich. Am zweiten Tage des Streites, um Mitternacht, gaben alle nach, Girondisten und Montagnards, und lagen sich in den Armen. Das trug sich auf dem Marktplatz zu, vor zwanzigtausend Menschen, die vor Rührung weinten.

Hochherzig gab man Philippeaux zwei Bataillone und zwei Schwadronen.

Nach dieser Fahrt langte Philippeaux am 19. Juli abends in Tours an, wo sich der Ausschuß für die Angelegenheiten des Westens befand; am gleichen Abend kam auch sein Kollege Bourbotte an, der Achilles der Vendée, der, blutend und zerquetscht, kaum dem Verrat entgangen war, nun von der Niederlage bei Vihiers zurückkehrte. Vierundzwanzig Stunden lang hatte die Armee kein Brot bekommen; sie war von Saumur aufgebrochen, ohne auch nur die Armee von Niort zu benachrichtigen, die wohl eine Flankenbewegung ausgeführt hätte. Man erfuhr bald, daß die siegreichen Vendéer im Besitz von Ponts-de-Cé waren und vor den Toren von Angers standen.

Philippeaux will aufbrechen und sich nach Angers werfen. Ronsin hält ihn zurück: „Was tun Sie?“ sagte er, „Sie werden von den

Briganten gefangengenommen. Nehmen Sie wenigstens den Umweg über La Flèche." — Andere kommen hinzu und unterstützen ihn. — „Aber dann würde ich fünf Stunden verlieren," sagt Philippeaux. — Er wendet sich zu seinem Nanter: „Was sagst du dazu? Wir wollen dem Damm der Loire folgen, die Straße ist eng und ohne Schlupfwinkel. Was macht's! Sie sollen nicht den Ruhm haben, uns lebendig gefangen zu nehmen. Hier ist die Freiheit." Und er wies auf seine Pistolen. Der Nanter war Chaux vom Klub Vincent-la-Montagne, der unerschrockene Patriot, den wir in der Sache Meuris' tätig gesehen haben. Ein solcher Mann konnte jene Sprache verstehen. Er folgte Philippeaux und wäre ihm bis ans Ende der Welt gefolgt.

Die ganze Nacht eilten sie, um diese enge, zwölf Meilen lange Straße zu bewältigen; bei Tagesanbruch fanden sie den Weg voll von Flüchtlingen, Greisen, Weibern und Kindern. Bei allen Posthäusern verweigerte man ihnen die Pferde: „Wo wollt ihr hin? Die Räuber sind ganz nahe; ihr seid verloren." Nicht weit von Angers sah der Postillon bewaffnete Leute, wollte die Zugriemen durchschneiden und entfliehen. Philippeaux bedroht ihn; er fährt weiter: die Leute waren Freunde.

Angers war in Verzweiflung und gab sich selbst auf. Alle Läden waren geschlossen. Die Militärs waren mit der Räumung beschäftigt; schon war der Zahlmeister abgereist und die Lieferanten packten. Im ganzen waren nur vier Bataillone vorhanden, und die kamen von der Flucht; alle beschuldigten sich gegenseitig. Philippeaux wußte für alle eine Entschuldigung, feuerte sie an, schwor, mit ihnen zu sterben. Der Mut kehrte wieder, man unternahm das Wagnis, rückte ab und wollte den Räubern Widerstand leisten. Die furchtbare Vendéer Armee trat vorsichtig den Rückzug über die Brücken an und zerstörte sie hinter sich. Ohne sich auf einen anderen zu verlassen, ging der Volksvertreter, von Chaux begleitet, zweimal über die Bresche zur Brücke, um das durchschnittene Joch zu untersuchen. Die Kanonen, Mündung an Mündung, schossen von einem Ufer zum anderen hinüber, auf eine Entfernung von hundert Fuß. Beim zweitenmal, erzählt Chaux in seinem Brief an die Nanter *), stimmte Philippeaux die Marseillaise an, und alle stimmten mit ein; die feindlichen Geschütze schwiegen.

Die Erregung stieg so hoch, daß unsere Reiter in den Fluß sprengten, noch ehe sie wußten, ob man ihnen folgen könnte; Philippeaux ließ alle Zimmerleute der Stadt kommen und das Joch gründ-

*) Archiv der Bürgermeisterei von Nantes.

lich wiederherstellen. Die Stellungen am anderen Ufer wurden von den Truppen wiedergenommen, die am Tage vorher geflohen waren.

Ein schneidender Gegensatz. In Angers stellte Philippeaux angesichts des Feindes die Brücken wieder her; und in Saumur, zwölf Meilen vom Feinde entfernt, ließ Ronsin die Brücke von Saint-Just zerstören.

Diese beiden Männer waren von nun an Todfeinde. Philippeaux hatte in Angers weinende Familien vorgelassen und angehört, ausgezeichnete Patrioten, die zugesehen hatten, wie ihre Frauen von den Banden Ronsins niedergemetzelt und ihre Töchter geschändet wurden. Um ihnen den Mund zu schließen, steckte Ronsin sie ins Gefängnis. Dies fürchterliche Schicksal erlitten zum Beispiel die Frau und die Tochter des Bürgermeisters einer bedeutenden Stadt, die beide vor Kummer starben.

Ronsin und Philippeaux vertraten zwei Arten der Kriegführung. Der erstere hatte am 26. Juli vom Wohlfahrtsausschuß den Befehl erhalten, aus der Vendée eine Wüste zu machen, die Hecken und Zäune zu verbrennen und die ganze Bevölkerung weit aus dem Lande zu vertreiben. Der Ausschuß schien nicht zu wissen, daß die Hälfte der Vendéer ausgezeichnete Patrioten waren, die den ersten Aufstand in der Vendée, 1792, ganz allein erstickt hatten. Ihr Lohn bestand also in ihrem Ruin. Auf jeden Fall war es merkwürdig, einer besiegten Armee einen solchen Mißbrauch des Sieges anzubefehlen.

Philippeaux hatte zwei Wünsche: Nantes zu retten, dort dem Berg zum Triumph zu verhelfen, indem dieser der Gironde gleichzeitig verzieh und sie beherrschte, und ferner, von dem so geeinten Nantes aus die patriotische Vendée mit fortzureißen und die royalistische Vendée zu schlagen und niederzuwerfen.

Das Unternehmen war edel und schwer; es sollte ihn zugrunde richten. Er hatte im Berge selbst Feinde, die ganz geneigt waren, Ronsin Gehör zu schenken. Mehrere — im übrigen wackere Patrioten — waren aus persönlichen Gründen gegen Philippeaux aufgebracht; Levasseur war es, weil er ihm den örtlichen Einfluß neidete; Amar, weil Philippeaux eine Eingabe unterstützt hatte, die fünfhundert Gefangene aus Aire gegen ihn eingebracht hatten; schließlich erregte es das Mißfallen Choudieus, des Kommissars in Saumur, daß Philippeaux die Hilfsarmee fern von den Banden von Saumur zusammenziehen wollte. Choudieu und Amar waren Leute des ancien régime, der eine Beamter, der andere Rendant des Königs, und erblickten ihr Heil nur in der Rücksichtnahme auf die Radikalen. Ihre Stimmen gehörten nur Ronsin.

War Philippeaux so im Berge gefährdet, so sollte er es bald noch viel mehr sein durch die Torheit der Girondisten von Nantes, die er doch gerade gerettet hatte. Bevor er anlangte, und trotz des ausgezeichneten Dienstes, den er ihnen durch die Befreiung von Angers erwiesen hatte, zürnten sie ihm schon, weil er zum Gehilfen den rauhesten Patrioten von Nantes, aber auch den opferbereitesten gewählt hatte, Chaux, den Gründer des Klubs Vincent-la-Montagne.

Der erste Dank war eine Kränkung, die er in der Person Chaux' erlitt, den ein Handlungsgehilfe mit Worten beleidigte. Als sie darauf beide an Nationalgarden vorbeikamen, machten diese eine Geste, als wollten sie anlegen. Man entschuldigte sich nur flüchtig für diese Unverschämtheit, die einen sehr ernsten Charakter trug, weil die Girondisten den heldenmütigen Verteidiger von Nort getötet hatten, Meuris, den Mann, der durch jenen Kampf der Stadt an ihrem großen Tag acht Stunden verschaffte zur Vorbereitung der Verteidigung und Nantes vielleicht rettete.

Der erste Ursprung dieses Unglücks war die Eifersucht der Nanter Legion, des aus jungen Bourgeois zusammengesetzten girondistischen Korps und der Bataillone Meuris, des größtenteils bergparteilich gesinnten Korps, das aus Arbeitern und Männern aller Klassen gemischt war.

Nourrit (seither Militärintendant), ein Kapitän in der Legion, der das Unglück hatte, Meuris zu töten, stellt die Sache so dar. Das Bataillon Meuris war gegen Beysser, die Legion für ihn. Der Streit der Korps drohte in Tätlichkeiten auszuarten; er machte einen persönlichen Streit daraus, zankte sich mit Meuris und forderte ihn heraus. Die Nanter Jugend, sagte er, hatte für solche Angelegenheiten eine Überlieferung und einen Ruf, den man erhalten wollte. Meuris war so einfältig, sich mit einem niederen Offizier zu schlagen, einem unbekannten jungen Manne, der in jedem Falle auf seine Rechnung kam, wenn er mit einem Helden den Degen kreuzte.

Meuris wurde am 14. Juli getötet, dem Jahrestag der Einnahme der Bastille, dem Geburtstag der Revolution *).

*) Wenige Tage darauf richtete seine kinderreiche Witwe eine Bittschrift an die Behörden. Ein von Meuris ausgebildeter Knabe besorgte den ärmlichen kleinen Laden, ernährte die Familie. Die Witwe Meuris bat, der Knabe möge vom Dienst befreit, oder, wie man es nannte, für Meuris' Geschäft „reklamiert" werden. Man ging zur Tagesordnung über. (Sammlung Chevaz.) An das Bataillon Meuris, das auf so wenige Mann zusammengeschmolzen war, wurden als nationaler Dank Strümpfe, Hemden und Schuhe verteilt. Kurz nach dem Tode seines Führers bestimmte man, „daß es in ein zur Verfügung des Kriegsministers stehendes Bataillon eingereiht werden sollte". Das hieß, es verabschieden. Die Männer, aus denen es bestand, und von denen mehrere Familienväter waren, sollten bei ihrem Alter

Es war ein grausamer Schmerz für die Männer von Vincent-la-Montagne und für die im allgemeinen gute und hochherzige Bevölkerung von Nantes, daß dieser arme Fremdling, der der Stadt am ruhmvollsten Tage ihrer Geschichte so gute Dienste geleistet hatte, vierzehn Tage später von dem Degen eines Nanter starb!

Das war ein ernstes Hindernis für die Annäherung der Parteien und die Absichten Philippeaux', der am 1. August eintraf. Meuris' Blut rauchte noch.

Die girondistische Verwaltung hatte viel gut zu machen. Sie hatte noch nach dem 29. Juni ihre Diktatur fortgesetzt, als sie durch die Gefahr nicht mehr gerechtfertigt wurde; sie hatte am 5. Juli kühn erklärt, sie werde vor den Kommissaren des Konvents die Tore schließen. Sie hatte den Beschlüssen von Rennes zugestimmt; Beysser, ihr geliebter General, hatte die Zustimmung unterzeichnet.

Sie bekam Gelegenheit, als der General Canclaux (ein früherer Marquis und daher um so ängstlicher, den Berg zu reizen) sich weigerte, zu unterzeichnen; er befehligte die Armee, die sich damals in Ancenis befand.

---

nicht an die Grenze gehen. Wenigstens wünschten sie, bei ihrer Entlassung ihre in jenem Heldenkampf bei Nort verlorenen Habseligkeiten wiederzubekommen. Sie erhielten die trockene Antwort, „sie seien dorthin gestellt worden durch den General und hätten wie jedes für die Republik ausgerüstete Korps gekämpft und nicht als Nanter Spezialtruppe, sie sollten sich an den Kriegskommissar wenden". Aber der letztere wollte in ihnen nur ein Nanter Korps sehen. Man nahm dann den schimpflichen und von Undank zeugenden Beschluß zurück und gab ihnen Hoffnung auf Schadloshaltung; man versprach, zu erwägen, was man den Leuten dieses Bataillons belassen solle, denen kein Kleidungsstück bliebe, wenn man sie ihnen nahm (die doch Eigentum der Stadt waren). — Der Verein Vincent-la-Montagne forderte, die dreißig Überlebenden des Bataillons sollten eine Ergänzungslöhnung von fünfzehn Sous erhalten, ihre Frauen zehn und ihre Kinder fünf Sous. „Das Gesetz," antwortete man, „ist dagegen. Die Bitte ist den Abgeordneten überwiesen worden." — Und am gleichen Tage gewährte man dem Stabe der Nationalgarde zwölftausend Franken Schadenersatz. — So schlecht behandelt, beschloß das Bataillon Meuris, sich aufzulösen. Zuvor hätte es gern seine Fahne an den Gewölben von Saint-Pierre, der Pfarrkirche des Klempners, aufgehängt. Man erklärte, die Kirchen dienten nicht mehr zu solchen Dingen. „Gut, dann werden wir sie im Verein Vincent aufhängen," sagten sie. Dem widersprach der Vorsteher des Departements mit der traurigen Erklärung: „Daß diese Fahne, die von dem Gelde der seiner Verwaltung Unterstehenden bezahl sei, nur diesen letzteren gehöre und nur im Departement aufbewahrt werden könne." Der General Canclaux schämte sich für die Verwaltung; er vermittelte in der Sache und setzte es durch, daß zu Meuris' Gedächtnis die Fahne des Bataillons im Verein Vincent, dessen Mitglied Meuris war, aufbewahrt wurde, und daß die Behörden sie geschlossen dorthin begleiteten. (Archive des Dep. Loire-Inférieure.)

Wenn Nantes hartnäckig blieb, so bestand die Gefahr, daß zwei Armeen der Republik gegen die Stadt vorrückten, die Canclaux' und die Birons, die der Versammlung treu waren. Die Girondisten gaben nach, stimmten für die Verfassung, gaben indessen in einem Maueranschlag bekannt, da der Konvent bald auseinandergehen müsse, so werde die Verfassung unmittelbar darauf einer Prüfung unterzogen.

Der freche und unerschrockene Bürgermeister Baco wollte persönlich dem Konvent die Kränkung antun. In der von ihm vorgelegten Adresse wurde unter anderem dem Wunsche Ausdruck gegeben, „der Konvent möge bald die Regierung in glücklichere Hände legen, so daß man nicht mehr an der Rettung des Vaterlandes zu verzweifeln brauche."

Der Berg war hierüber empört.

Danton führte den Vorsitz; er antwortete streng; um den Zorn der Versammlung zu beschwichtigen, billigte er ihn, gewährte indessen der Abordnung die Ehre, an der Sitzung teilnehmen zu dürfen.

Neue Empörung beim Berg: „Nehmt ihn fest!" rief jemand. Und ein anderer: „Stimmt es, Baco, daß, während der Belagerung von Nantes, in einem verschlossenen Hause ein Mahl von zwölfhundert Gedecken für die Vendéer vorbereitet war?"

Bei diesem unsinnigen Angriff geriet Baco außer sich und vergaß, wo er war: „Das hast du gelogen!" schrie er.

Man brachte ihn in die Abbaye.

Er hatte es wohl verdient. Indessen, seine noch nicht geschlossene Wunde sprach und forderte für ihn.

Der Schlag war verhängnisvoll für Danton und Philippeaux, er machte die Versöhnung fast unmöglich.

Auf die Nachricht von der Verhaftung „des Helden der Stadt, des guten und großen Baco, der für das Vaterland geblutet hatte," entstand die Gefahr, daß Philippeaux wie Meuris behandelt, zum mindesten aber verhaftet wurde.

Philippeaux hatte Nantes dreifach verletzt: indem er die blinde und unterschiedslose Freilassung der Verdächtigen verhinderte, indem er das Gesetz gegen die königlichen Assignate buchstäblich ausführte und drittens ein Gesetz über das Embargo auf Wagen. Wütende anonyme Briefe bedrohten ihn mit dem Tode.

Der arme Mann, der in diesem Zentrum des Fanatismus saß, in der Mitte zwischen der grob barbarischen Götzendienerei der Vendéer und dem Materialismus des Schurken Ronsin — er versuchte zum Herzen zu sprechen: er verfaßte einen Katechismus.

Eine schwache und ohnmächtige Versöhnung zwischen der Revolution und dem Christentum.

Das beste an diesem Werk ist nicht der Gedanke, sondern das Herz, der gute Wille.

Der Unglückliche mußte daran zugrunde gehen, und das macht den moralischen Reiz der Sache. Man fühlt, daß dieser edle Mann ohnmächtig unter dem schwachen Banner zusammenbrechen wird, das er zwischen den Parteien aufzurichten suchte.

Sechzehntes Kapitel

Marats Tod (13. Juli 1793)

Moralischer Zustand Marats. — Die Girondisten in Caen (Juli 1793). — Charlotte Corday. — Sie war von den Girondisten unbeeinflußt. — Ihre Ankunft in Paris (11. Juli 1793). — Marats Haus. — Sein Tod.

Die Geschichte der Girondisten in Nantes, die Schwierigkeiten, die sie dem einzigen Manne bereiteten, der sie stützen und ihnen Carrier retten konnte, beweisen zur Genüge, wie tief sie die Lage verkannten.

Die Girondisten in Caen kannten diese vielleicht noch weniger. Da sie alles nur gefärbt durch den Haß und die Ränke der flüchtigen Abgeordneten sahen, so glaubten sie die törichten Märchen, die diese, durch ihr Unglück und eine düstere Phantasie verwirrt, über den Berg in Umlauf brachten. Bei ihnen war es eine ausgemachte Sache, ein Grundsatz, woran niemand zu zweifeln gewagt hätte, daß Montagnard gleichbedeutend war mit Orleanist, daß Robespierre, Danton und Marat bezahlte Agenten der Partei Orleans waren.

Unterschiedslos war für sie jeder Montagnard ein Terrorist. Sie bemerkten nicht, daß viele es nur aus dem Gefühl des Schreckens selbst waren, daß manche Gewalttätige, die gemeint hatten, immer hassen zu können, schon des Hassens müde wurden.

So stand es mit allen Dantonisten, besonders mit Bazire im Sicherheitsausschuß, einem jungen, feurigen und sittenreinen Mann, aber ohne Maß und Beständigkeit, der zuerst sehr weit gegangen war in der Wut und nun sehr weit in der Nachsicht ging, sich überstürzte und ins Verderben rannte.

Ein Brief Camille Desmoulins (vom 10. August) bezeugt diesen Geisteszustand. Er ist schwach, trostlos und verzweifelt.

Männer der Septembermorde, wie Sergent und Panis, sind jetzt milde und menschlich. Vorsitzende der Cordeliers und des Revolutionstribunals, wie Osselin, Roussillon, Montané, Dobsent, sind Gemäßigte.

Wir haben gesehen, wie sich Marat vom März bis zum Juni gewandelt hatte. Der frühere Verkünder der Plünderung verfolgt im Juni die Leute, die seine Worte wiederholen; er ist streng und unbarmherzig gegen die neuen Marats, gegen Leclerc und Jaques Roux.

Marat mühte sich vergeblich; er trieb gegen seinen Willen, durch die unwiderstehliche Gewalt seiner Lage, der Klippe zu, an der die revolutionären Generationen eine nach der anderen zerschellten. Er kam in das verhängnisvolle Alter der Nachsicht und der Mäßigung.

Vergeblich ereiferte er sich, vergeblich wollte er Marat bleiben, verleumdete heute einen General, verlangte morgen einen Preis auf den Kopf der Capets. Mehrere sonderbare Anekdoten aus seiner letzten Zeit verraten ihn und zeigen die Wahrheit: er wurde menschlich*).

Entfernte er sich von seiner Natur oder kehrte er zu ihr zurück? Er hatte zu allen Zeiten merkwürdige Anfälle von Menschlichkeit gehabt. Er war in manchen Augenblicken hochherzig und empfindsam. Er rettete den Physiker Charles, seinen Kritiker und Feind.

Es ist eine Frage für sich, ob er in seiner neuen Rolle als Freund der Mäßigung und Schiedsmann seine Volkstümlichkeit bewahrt hätte.

Der einzige Mensch indessen, der diese Rolle zu spielen wagen konnte, war zweifellos er. Mit welchem Nachdruck und welcher Autorität hätte er den Vorschlag gemacht, der Danton und Desmoulins ins Verderben brachte: den des „Ausschusses der Milde"!

Aber kehren wir ins Calvados zurück.

Dort herrschte, wie gesagt, völlige Unwissenheit. Man lebte noch gleichsam wie am 10. März. Man glaubte, Marat leite alles, mache alles. Marats Name war es, dem man alle wirklichen oder möglichen Verbrechen unterschob. In Caen verhaftete man einen Menschen, der verdächtigt wurde, auf Marats Rechnung Wucher zu treiben.

Es ist kindisch, und man zögert, es zu sagen, aber es ist bezeichnend für die blinde Leichtfertigkeit des Hasses: Man stellte in den

*) Nur wenig Leute wandten sich erfolglos an ihn. Man erzählt, ein armes Mädchen, dessen Vater hingerichtet werden sollte, habe um sein Leben gebeten und es von Marat erhalten, durch das Versprechen, sie würde sich ihm hingeben. Er trieb diese Prüfung bis aufs äußerste, ging zum verabredeten Treffpunkt, und als er sie dort ergeben und in Tränen und Verzweiflung wartend sah, schonte er das Mädchen und rettete den Vater. — Barras berichtet in seinen Memoiren (unveröffentlicht, von H. de Saint-Albin mitgeteilt), daß er eines Tages in der Rue Saint-Honoré einen armen Teufel von Adligen bemerkte, im schwarzen Rock, hinter dem das Volk her war. Glücklicherweise kam Marat vorbei. Er rettete den Mann auf eigentümliche Weise. „Ich kenne ihn," sagte er, „ich kenne diesen Aristokraten." (Er hatte ihn niemals gesehen.) Er versetzte ihm einen Fußtritt: „Das wird

öffentlichen Verwünschungen (vielleicht des Reimes wegen) gern die Namen Marat und Garat zusammen; die Girondisten nannten in einem Atem den Apostel des Mordes und diesen schwachen und milden Mann, der gerade jetzt zu ihnen kommen und mit ihnen verhandeln wollte.

Sonntag, den 7. Juli 1793 hatte man auf dem ungeheuren grünen Teppich der Wiese von Caen den Generalmarsch geschlagen und die Freiwilligen zusammenberufen, die nach Paris, in den „Krieg gegen Marat" zogen. Dreißig Mann kamen. Die schönen Damen, die sich mit den Abgeordneten einfanden, waren von der kleinen Zahl überrascht und wenig erbaut. Besonders ein junges Mädchen erschien tief betrübt; es war Marie Charlotte Corday d'Armont, eine junge schöne Person, Republikanerin, aus einer verarmten adligen Familie; sie lebte in Caen mit ihrer Tante. Pétion, der sie ein paarmal gesehen hatte, meinte, wahrscheinlich besäße sie einen Liebhaber, dessen Fortgang sie bekümmerte. Er machte einen plumpen Witz darüber und sagte: „Sie würden wohl recht traurig sein, wenn sie nicht weggingen, nicht wahr?"

Der durch so viele Ereignisse abgestumpfte Girondist ahnte nicht das neue lebendige Gefühl, die heiße Flamme, die in diesem jungen Herzen lebte. Er wußte nicht, daß seine und seiner Freunde Reden, die in dem Munde erledigter Menschen eben nur Reden waren, in dem Herzen Fräulein Cordays Schicksal, Leben und Tod bedeuteten. Auf der Wiese von Caen, die hunderttausend Menschen faßte und auf der nur dreißig zusammengekommen waren, hatte sie etwas gesehen, was niemand sah: das verlassene Vaterland.

Da die Männer so wenig taten, so faßte in ihr der Gedanke Raum, daß es der Hand einer Frau bedürfe.

Im letzten Briefe vor ihrem Tode sprach sie vernehmlich genug aus, was in ihrem Geiste herrschte: in einem Worte, das sie unaufhörlich wiederholt, faßt sie alles zusammen: „Friede! Friede!"

Erhaben und nachdenksam, wie die Normannen so oft, folgerte sie

dich bessern." Alle Welt begann zu lachen. Man ging fort, überzeugt, daß, wie die alten Könige durch Berührung mit der Hand die Skrofeln heilten, so der „Freund des Volkes" mit einem Fußtritt die Aristokratie besserte. — Unter zahllosen, ebenso faden wie ausfallenden Aussprüchen gibt es mehr als eine Seite in seinen Blättern, die eine aufrichtige und glühende Liebe zur Menschlichkeit bekunden. Ich erinnere mich unter anderem eines Aufsatzes (vom 14. Juni 1790 oder 1791) über die Möglichkeit, in den zu Nationalgütern gewordenen Klöstern Betten für bedürftige Eheleute aufzustellen; es ist dort sichtlich eine eifernde Ungeduld vorhanden und eine rührende Lebhaftigkeit des Fühlens. Ich dachte beim Lesen an die von Bossuet angeführten Worte der Pfälzerin, naive Worte heiligen Erbarmens: „Rasch, rasch! Legen wir diese drei armen Alten in diese kleinen Betten."

so: Das Gesetz ist der Friede an sich. Wer hat das Gesetz am 2. Juni getötet? Marat vor allem. Wenn der Mörder des Gesetzes tot ist, so wird der Friede wieder blühen. Der Tod eines einzigen wird das Leben aller bedeuten.

Das war ihr einziger Gesichtspunkt. Um ihr eigenes Leben, das sie hinopferte, sorgte sie sich wenig.

Ein ebenso enger wie hoher Gesichtspunkt. Alles sah sie in einem Menschen; mit dem Lebensfaden eines einzelnen glaubte sie den unserer Mißgeschicke rund und glatt abzuschneiden, wie sie als fleißiges Mädchen den Faden ihrer Spindel zerschnitt.

Man darf in Charlotte Corday kein wildes Mannweib erblicken wollen, dem es auf Blut nicht ankam. Ganz im Gegenteil: um Blutvergießen zu verhüten, entschloß sie sich, den Dolch zu führen. Sie glaubte, eine ganze Welt zu retten, wenn sie den Würger erwürgte. Sie hatte ein weibliches, ein zartes und mildes Herz. Die Tat, die sie unternahm, war eine Tat des Mitleids.

In dem einzigen Bilde, das von ihr vorhanden ist, und das man kurz vor ihrem Tode gemacht hat, spürt man ihre außerordentliche Sanftheit. Nichts paßt weniger zu der blutigen Erinnerung, die ihr Name wachruft. Sie hat die Gestalt einer jungen normannischen Dame: eine jungfräuliche Gestalt, zart und frisch wie ein blühender Apfelbaum. Sie erscheint viel jünger als ihre fünfundzwanzig Jahre. Man glaubt, ihre ein wenig kindliche Stimme zu hören und sogar die Worte, die sie in einer die schleppende Aussprache der Normandie verratenden Orthographie an ihren Vater schrieb: „Wollet verzeihen, lieber Papa . . ."

Auf diesem tragischen Bilde erscheint sie unendlich gescheit, vernünftig und ernst, wie es die Frauen ihres Landes zu sein pflegen. Nimmt sie ihr Schicksal leicht? Keineswegs; nichts ist darin von falschem Heroismus. Man muß bedenken, daß es eine halbe Stunde vor ihrem Todesgang war. Hat sie nicht ein bißchen von einem schmollenden Kinde? Ich möchte es glauben; wenn man genau zusieht, so bemerkt man mit Überraschung auf ihrer Lippe ein leichtes Zucken, es ist beinahe ein „Mäulchen". Wie! So gelassen ist sie angesichts des barbarischen Feindes, der dieses wundervolle Leben, dem noch soviel Liebe und Erlebnis beschieden sein könnte, vernichten will? Man ist erschüttert, wenn man sie so sanft sieht.

Sie hat aschblondes, mildglänzendes Haar und trägt eine weiße Haube und ein weißes Kleid. Soll es ein Zeichen ihrer Unschuld und eine sichtbare Rechtfertigung sein? Ich weiß es nicht. Ihr Blick drückt Zweifel und Trauer aus. Ich glaube nicht, daß sie traurig ist über ihr Schicksal; vielleicht aber über ihre Tat. Der Stand-

so: Das Gesetz ist der Friede an sich. Wer hat das Gesetz am 2. Juni getötet? Marat vor allem. Wenn der Mörder des Gesetzes tot ist, so wird der Friede wieder blühen. Der Tod eines einzigen wird das Leben aller bedeuten.

Das war ihr einziger Gesichtspunkt. Um ihr eigenes Leben, das sie hinopferte, sorgte sie sich wenig.

Ein ebenso enger wie hoher Gesichtspunkt. Alles sah sie in einem Menschen; mit dem Lebensfaden eines einzelnen glaubte sie den unserer Mißgeschicke rund und glatt abzuschneiden, wie sie als fleißiges Mädchen den Faden ihrer Spindel zerschnitt.

Man darf in Charlotte Corday kein wildes Mannweib erblicken wollen, dem es auf Blut nicht ankam. Ganz im Gegenteil: um Blutvergießen zu verhüten, entschloß sie sich, den Dolch zu führen. Sie glaubte, eine ganze Welt zu retten, wenn sie den Würger erwürgte. Sie hatte ein weibliches, ein zartes und mildes Herz. Die Tat, die sie unternahm, war eine Tat des Mitleids.

In dem einzigen Bilde, das von ihr vorhanden ist, und das man kurz vor ihrem Tode gemacht hat, spürt man ihre außerordentliche Sanftheit. Nichts paßt weniger zu der blutigen Erinnerung, die ihr Name wachruft. Sie hat die Gestalt einer jungen normannischen Dame: eine jungfräuliche Gestalt, zart und frisch wie ein blühender Apfelbaum. Sie erscheint viel jünger als ihre fünfundzwanzig Jahre. Man glaubt, ihre ein wenig kindliche Stimme zu hören und sogar die Worte, die sie in einer die schleppende Aussprache der Normandie verratenden Orthographie an ihren Vater schrieb: „Wollet verzeihen, lieber Papa . . ."

Auf diesem tragischen Bilde erscheint sie unendlich gescheit, vernünftig und ernst, wie es die Frauen ihres Landes zu sein pflegen. Nimmt sie ihr Schicksal leicht? Keineswegs; nichts ist darin von falschem Heroismus. Man muß bedenken, daß es eine halbe Stunde vor ihrem Todesgang war. Hat sie nicht ein bißchen von einem schmollenden Kinde? Ich möchte es glauben; wenn man genau zusieht, so bemerkt man mit Überraschung auf ihrer Lippe ein leichtes Zucken, es ist beinahe ein „Mäulchen". Wie! So gelassen ist sie angesichts des barbarischen Feindes, der dieses wundervolle Leben, dem noch soviel Liebe und Erlebnis beschieden sein könnte, vernichten will? Man ist erschüttert, wenn man sie so sanft sieht.

Sie hat aschblondes, mildglänzendes Haar und trägt eine weiße Haube und ein weißes Kleid. Soll es ein Zeichen ihrer Unschuld und eine sichtbare Rechtfertigung sein? Ich weiß es nicht. Ihr Blick drückt Zweifel und Trauer aus. Ich glaube nicht, daß sie traurig ist über ihr Schicksal; vielleicht aber über ihre Tat. Der Stand-

hafteste, der einen solchen Streich führt, wie stark auch sein Glaube sei, fühlt oft im letzten Augenblick sonderbare Zweifel in sich erwachen.

Wenn man recht in ihre traurigen, sanften Augen blickt, spürt man noch etwas anderes, was vielleicht ihr ganzes Geschick erklärt: sie war immer allein gewesen.

Ja, das ist das einzige Beunruhigende, das man bei ihr findet. In diesem reizenden, guten Wesen lebte eine dunkle Gewalt: der Dämon der Einsamkeit.

Zunächst hatte sie keine Mutter. Die starb frühzeitig; sie kannte nicht die Liebkosungen einer Mutter; ihr war in ihren ersten Jahren die süße Muttermilch versagt, für die es keinen Ersatz gibt.

Und, die Wahrheit zu sagen, sie hatte auch keinen Vater. Der, ein armer Landjunker, war ein utopischer und romantischer Kopf, er schrieb gegen die Mißstände, von denen der Adel lebte, und beschäftigte sich viel mit seinen Büchern und wenig mit seinen Kindern.

Man kann sogar sagen, daß sie keinen Bruder hatte. Wenigstens standen die beiden Brüder, die sie besaß, im Jahre 1792 den Ansichten ihrer Schwester so vollkommen fern, daß sie in die Armee Condé eintraten.

Und war sie nicht noch immer allein, als sie mit dreizehn Jahren in das Kloster Abbaye-aux-Dames in Caen getan wurde, wo man die Töchter des armen Adels aufnahm? Man darf es annehmen, wenn man weiß, wie sehr in diesen religiösen Anstalten, die Heiligtümer christlicher Gleichheit sein müßten, die Reichen die Armen verachten. Kein Ort erscheint geeigneter, die Traditionen des Hochmutes zu erhalten, als die Abbaye-aux-Dames. Von Mathilde, der Gattin Wilhelm des Eroberers, gegründet, beherrscht sie die Stadt und trägt in der Strenge ihrer hohen, übereinandergeschichteten romanischen Bogen noch heute das Gepräge feudalen Übermutes.

Die Seele der jungen Charlotte suchte zuerst Zuflucht in der Frömmigkeit, in den zarten Klosterfreundschaften. Sie liebte besonders zwei Fräulein, adlig und arm wie sie. Sie erhielt auch flüchtige Kenntnis von den Dingen der Welt. Eine sehr weltliche Gesellschaft junger Adliger hatte zu dem Empfangszimmer des Klosters und den Salons der Äbtissin Zutritt. Ihre Seichtheit mußte dazu beitragen, das männlich feste Herz des jungen Mädchens in seiner Weltflucht und Einsamkeitsfreude zu bestärken.

Ihre wahren Freunde wurden die Bücher. Die Philosophie des Jahrhunderts drang in die Klöster. Zufällige und wenig gewählte Lektüre: Raynal und Rousseau in bunter Mischung. „Ihr Kopf," sagt ein Journalist, „war erhitzt durch Lektüre aller Art."

Sie gehörte zu denen, die ungestraft Bücher und Meinungen in sich aufnehmen können, ohne daß ihre Reinheit daran Schaden nimmt. Sie bewahrte in der Kenntnis des Guten und des Bösen eine sonderbare Gabe moralischer und gleichsam kindlicher Jungfräulichkeit. Das trat besonders in dem Klang ihrer Stimme zutage, die fast wie die eines Kindes war, und aus deren metallischer Färbung man vollkommen den ganzen Menschen spürte, den noch nichts gebrochen hatte. Jemand, der sie einmal bei belangloser Gelegenheit in Caen hörte, hatte noch zehn Jahre später den Klang dieser einzigartigen Stimme im Ohr und hätte sie in Noten setzen können.

Diese verlängerte Kindheit war eine Eigenart Jeanne d'Arcs, die immer ein Mädchen blieb und niemals ein Weib wurde.

Was mehr als alles andere Charlotte Corday auffällig und unvergeßlich machte, war, daß diese kindliche Stimme einer ernsten Schönheit gehörte, die durch ihren Ausdruck männlich, obgleich in ihren Zügen zart war. Dieser Gegensatz hatte die doppelte Wirkung, zu verführen und Achtung einzuflößen. Man sah sie an, man näherte sich ihr; doch irgend etwas in dieser Menschenblume machte die Kühnen schüchtern, etwas, das nicht aus der Zeit stammte, sondern aus der Unsterblichkeit. Dahin ging sie, und die wollte sie. Sie lebte schon unter den Helden in Plutarchs Elysium, unter denen, die ihr Leben hingaben, um ewig zu leben.

Die Girondisten hatten keinerlei Einfluß auf sie. Die meisten waren, wie wir gesehen haben, nicht mehr sie selbst. Zweimal sah sie Barbaroux*) als Abgeordneten der Provence und empfing einen

*) Die romantischen Geschichtsforscher entlassen ihre Heldin niemals, ohne den Nachweis zu versuchen, daß sie verliebt gewesen sein muß. Charlotte Corday, meinen sie, hat wahrscheinlich Barbaroux geliebt. Andere sind auf die Aussage einer alten Magd hin auf einen gewissen Franquelin geraten, einen jungen, empfänglichen und begabten Menschen, der der hohen Ehre teilhaftig geworden sei, daß Fräulein Corday ihn geliebt und um seinetwillen Tränen vergossen habe. Das heißt die menschliche Natur schlecht kennen. Taten wie die vorliegende bedingen eine strenge Jungfräulichkeit des Herzens. Die Priesterin von Tauris konnte nur darum ihren Opfern das Messer ins Herz stoßen, weil keine Menschenliebe ihr eigenes Herz erweicht hatte. — Das Tollste von allem leistete Wimpfen, der sie anfänglich zur Royalistin, zur Geliebten des Royalisten Belsunce gemacht hat. Der Haß Wimpfens gegen die Girondisten, die seinen Vorschlag, die Engländer herbeizurufen, zurückwiesen, scheint seinen Geist verwirrt zu haben. Er versteigt sich auch zu der Behauptung, daß der arme halbtote Pétion, der nur noch einen Gedanken hatte, nämlich seine Frau und seine Kinder, . . . (man denke!) Caen anzünden wollte, um dieses Verbrechen dann dem Berg zur Last zu legen. Alles übrige steht auf der gleichen Höhe.



Charlotte Corday.
Nach der Lithographie von Belliard.



Marat.
Nach dem Schabkunstblatt von Levachez.

Brief von ihm in den Angelegenheiten einer Freundin aus einer provenzalischen Familie.

Sie hatte auch Fauchet, den Bischof von Calvados, gesehen, als Priester, und zwar als unmoralischen Priester, liebte und achtete sie ihn wenig. Überflüssig zu sagen, daß Charlotte Corday keinerlei Beziehung zu einem Priester hatte und niemals beichtete.

Nach der Aufhebung der Klöster suchte sie, da ihr Vater wieder verheiratet war, Zuflucht bei einer alten Tante, Frau Breteville in Caen. Und dort faßte sie ihren Entschluß.

Faßte sie ihn ohne Schwanken? Nein; eine Zeitlang wurde sie von dem Gedanken an ihre Tante zurückgehalten, diese gute alte Dame, von der sie aufgenommen wurde, und der sie dafür mit den größten Unannehmlichkeiten danken wollte. Ihre Tante überraschte sie eines Tages, als sie eine Träne in den Augen hatte. „Ich weine," sagte sie, „über Frankreich, über meine Eltern und über Sie. Wer ist, solange Marat lebt, seines Lebens sicher?"

Sie verschenkte ihre Bücher, mit Ausnahme eines Bandes Plutarch, den sie mit sich nahm. Auf dem Hofe begegnete sie dem Kinde eines im Hause wohnenden Arbeiters; sie schenkte ihm ihre Zeichenmappe, gab ihm einen Kuß und ließ noch eine Träne auf seine Wange fallen. Zwei Tränen! Damit hatte sie der Natur genug getan.

Charlotte Corday glaubte, nicht aus dem Leben scheiden zu sollen, bevor sie ihren Vater noch einmal gesehen hatte. Sie besuchte ihn in Argentan und empfing seinen Segen. Von da reiste sie in einem öffentlichen Fuhrwerk nach Paris, in Gesellschaft einiger Montagnards, große Bewunderer Marats, die sich sofort in sie verliebten und um ihre Hand baten. Sie stellte sich schlafend, lächelte zuweilen, spielte mit einem Kinde.

Sie kam Donnerstag, den 11., mittags, in Paris an und stieg im Hotel der Providence, Rue des Vieux Augustins 17, ab. Sie ging um fünf Uhr nachmittags zu Bett und schlief, müde wie sie war, bis zum folgenden Morgen den Schlaf der Jugend und eines friedlichen Gewissens. Ihr Opfer war vollbracht, ihre Tat in Gedanken ausgeführt; sie empfand weder Unruhe noch Zweifel.

Ihr Plan stand so fest, daß sie kein Bedürfnis fühlte, die Ausführung zu beschleunigen. Ganz ruhig ging sie zunächst an die Erfüllung einer Freundschaftspflicht, die als Vorwand für ihre Reise nach Paris gedient hatte. Sie hatte in Caen von Barbaroux einen Brief erhalten an dessen Kollegen Duperret, da sie vorgab, durch seine Vermittlung aus dem Ministerium Akten holen zu wollen, die ihrer emigrierten Freundin, Fräulein Forbin, nützlich werden konnten.

Am Morgen fand sie Duperret nicht; er war im Konvent. Sie kehrte nach Hause zurück und verbrachte den Tag in ruhiger Lektüre der „Vitae“ des Plutarch, dieser Bibel der Starken. Abends ging sie wieder zu dem Abgeordneten und fand ihn mit seiner Familie bei Tisch; seine Töchter waren in Sorge. Er versprach ihr, sie am folgenden Tage zu begleiten. Sie war bewegt, als sie die Familie sah, die sie bloßstellen sollte, und sagte mit fast flehender Stimme zu Duperret: „Glauben Sie mir; reisen Sie nach Caen; fliehen Sie vor dem morgigen Abend!“ In derselben Nacht und vielleicht schon, als Charlotte mit ihm sprach, wurde Duperret geächtet — oder wurde es doch beinahe. Nichtsdestoweniger hielt er sein Versprechen und führte sie am folgenden Morgen zum Minister, der sie nicht vorließ und ihnen schließlich zu verstehen gab, sie seien beide verdächtig und könnten dem emigrierten Fräulein nichts nützen.

Charlotte ging nur heim, um Duperret, der sie begleitete, in höflicher Weise zu verabschieden; sie ging dann sogleich wieder fort und ließ sich das Palais-Royal zeigen. In diesem sonnigen, von einer fröhlichen Menge belebten Garten, unter den Augen der Kinder, suchte und fand sie einen Messerhändler und kaufte für vierzig Sous ein frisch geschliffenes Messer mit Ebenholzgriff, das sie in ihrem Brusttuch verbarg.

Nun war sie im Besitz ihrer Waffe; wie würde sie sie gebrauchen? Sie wollte der Vollstreckung des Urteils, das sie über Marat gefällt hatte, eine große Feierlichkeit verleihen. Ihr erster Gedanke, den sie schon in Caen hatte, den sie sorgsam hegte und mit nach Paris brachte, war, eine ergreifend dramatische Szene zu schaffen. Sie wollte ihn auf dem Marsfeld niederstoßen, vor allem Volke, im Angesicht des Himmels; bei der Feier des 14. Juli, am Jahrestage des Untergangs des Königtums wollte sie diesen König der Anarchie strafen. Sie hätte als wahre Nichte Corneilles buchstäblich die berühmten Verse Cinnas befolgt:

> Demain au Capitole il fait un sacrifice . . .
> Qu'il en soit la victime, et faisons en ces lieux
> Justice au monde entier, à la face des dieux.*)

Da das Fest vertagt wurde, so änderte sie ihr Vorhaben, Marat an der Stätte seines Verbrechens zu strafen, an dem Ort, wo er, das Ansehen der Volksvertretung vernichtend, dem Konvent die Abstimmung diktiert und die einen zum Leben, die anderen zum Tode bestimmt hatte. Sie hätte ihn mitten in der versammelten Montagne

---

*) Er opfert morgen auf dem Kapitol. Er selber
Soll Opfer sein; so rächen wir an diesem Ort
Im Angesicht der Götter eine Welt an ihm. A. d. H.

treffen mögen. Aber Marat war krank, er ging nicht mehr in die Nationalversammlung.

Sie mußte also in seine Wohnung gehen, ihn am häuslichen Herd aufsuchen und trotz der Wachsamkeit seiner beunruhigten Umgebung einzudringen trachten; sie mußte — eine peinliche Sache — mit ihm in Verbindung treten und ihn täuschen. Und das allein wurde ihr schwer, verursachte ihr Zweifel und Gewissensbisse.

Das erste Briefchen, das sie an Marat schrieb, blieb unbeantwortet. Da schrieb sie noch ein zweites, in dem sich eine gewisse Ungeduld, eine gesteigerte Leidenschaft bemerkbar macht.

Sie erkühnt sich zu dem Satz, „daß sie ihm Geheimnisse enthüllen will, daß sie verfolgt wird, daß sie unglücklich ist," und treibt unbedenklich Mißbrauch mit dem Mitleid, um den Mann zu täuschen, den sie wegen seiner Unbarmherzigkeit, als Feind der Menschheit, zum Tode verurteilte.

Übrigens brauchte sie diesen Fehltritt nicht zu tun; sie gab den Brief gar nicht ab.

Am Abend des 13. Juli ging sie um sieben Uhr vom Hause fort, nahm einen Verkehrswagen zur Place des Victoires, fuhr über den Pont-Neuf und stieg an der Tür Marats, Rue des Cordeliers 20 (heute Rue de l'École-de-Médicine 18), ab. Es ist ein großes, düsteres Haus neben dem mit einem Türmchen versehenen Eckhaus.

Marat bewohnte das dunkelste Stockwerk in diesem dunklen Hause, die erste Etage, die bequemste für einen Zeitungsmann und Volkstribunen, dessen Haus gleich der Straße jedem offen steht, wo fortwährend Austräger und Zettelanschläger ein- und ausgehen, Korrekturbogen gebracht und geholt werden, wo ein beständiges Hin und Her von Menschen aller Art herrscht. Das Innere, die Möblierung, bot einen seltsam widerspruchsvollen Anblick, ein treues Abbild der Dissonanzen, die für Marat und sein Schicksal bezeichnend sind. In den sehr dunklen Zimmern, die auf den Hof hinausblickten, standen alte Möbel, schmutzige Tische, auf denen man die Zeitungen faltete; sie machten den Eindruck einer armseligen Arbeiterwohnung. Wenn man weiter hineinging, so überraschte ein kleiner Salon, dessen Fenster auf die Straße wiesen; er hatte Damastmöbel in Blau und Weiß, zarte und gefällige Farben, schöne Seidenvorhänge und Porzellanvasen, in denen häufig Blumen standen. Offenbar wurde er von einer Frau bewohnt, einer guten, aufmerksamen und zärtlichen Frau, die dem aufreibender Arbeit gewidmeten Manne sorgsam die Ruhestatt bereitete. Da steckt das Geheimnis in Marats Leben, das später von seiner Schwester enthüllt wurde: er war nicht daheim, er hatte kein „zu Hause" in dieser Welt. „Marat kam nicht

auf seine Kosten (seine Schwester Albertine spricht); eine edle Frau, die seine Lage rührte, hatte den Freund des Volkes bei sich aufgenommen und verborgen, als er von Keller zu Keller floh; sie hatte ihm ihr Vermögen geopfert und ihre Ruhe für ihn hingegeben."

Man fand in den Papieren Marats ein Heiratsversprechen für Cathérine Évrard. Er hatte sie schon zu seiner Gattin gemacht „angesichts der Sonne und der Natur"*).

Dieses unglückliche, vor der Zeit gealterte Geschöpf verzehrte sich in Unruhe. Sie spürte, wie Marat vom Tod umlauert wurde, sie wachte an den Türen, sie hielt jedes verdächtige Gesicht auf der Schwelle zurück**).

Charlotte Corday sah völlig unverdächtig aus; ihre sittsame Tracht eines Fräuleins aus der Provinz nahm für sie ein. In jener Zeit, die alle Dinge übertrieb, in der die Kleidung der Frauen entweder nachlässig oder schamlos war, erschien das junge Mädchen wie von gutem alten normannischen Schlage; sie trieb keinen Mißbrauch mit ihrer Schönheit, ihr prächtiges Haar hatte sie unter der Haube der Frauen vom Calvados mit einem grünen Bande zusammengerafft; es war eine bescheidene Haartracht, nicht so prunkend, wie die der Damen von Caux. Gegen den Brauch der Zeit war ihr Busen trotz der Julihitze mit einem seidenen Tuche streng verhüllt, das hinten an der Taille solide verknotet war. Sie trug ein weißes Kleid, kei-

*) Sie hieß Simonne (nicht Cathérine) Évrard und war 1764 in Tournus (Seine-et-Loire) als Tochter eines Schiffszimmermanns geboren. Nach dem Tode des Vaters (Februar 1776) kam Simonne mit ihren Schwestern Etienette und Cathérine nach Paris, wo sie als Wäscherin und als Arbeiterin in einer Uhrfederfabrik ihren Unterhalt verdiente. Als der 46jährige Marat sie kennen lernte, war Simonne 26 Jahre alt. Er wohnte bei den Schwestern Évrard, unterstützt von Simonne. Zum Dank dafür hatte Marat ihr die Ehe versprochen; das schriftliche Eheversprechen, datiert vom 1. Januar 1792, liegt noch vor. Nach Marats Ermordung bewohnte Simonne mit ihrer Schwägerin Albertine Marat ein bescheidenes Zimmer; 1824 ist Simonne Évrard, „la veuve Marat", im Hause Nr. 33 der Rue de la Barillerie gestorben; die Schwester des „Ami du Peuple" ist ihr erst am 3. November 1841 im Tode nachgefolgt. Vergleiche Hector Fleischmann, Marat et sa maitresse (Le musée secret de l'histoire), Paris o. J. (ca. 1910).

Anmerkung des Herausgebers.

**) Marat litt an einer schmerzhaften Hautkrankheit, die seinen ganzen Körper befallen hatte und ihn zwang, zur Linderung seiner Schmerzen die meiste Zeit des Tages im Bad zuzubringen. Sein Magen vertrug nur noch Flüssigkeiten — Marats natürlicher Tod wäre nur noch eine Frage von wenigen Wochen oder höchstens Monaten gewesen, wenn Charlotte Corday ihn nicht beschleunigt hätte. Vergleiche La Maladie de Marat in Dr. Cabanès, Marat inconnu, 3e édition, S. 353/362, Paris o. J.

Anmerkung des Herausgebers.

nen anderen Luxus als den, der die Frau wohlgefällig macht; die Haubenbänder umflatterten ihre Wangen. Übrigens war sie keineswegs blaß, ihre Wangen waren rosig, ihre Stimme war sicher, ohne jedes Zeichen von Erregung.

Sie ging festen Schrittes durch die erste Schranke, ohne auf den Zuruf der Türhüterin stehen zu bleiben, die sie vergeblich zurückrief. Sie hielt der wenig wohlwollenden Prüfung Cathérines stand, die auf das Geräusch hin die Tür halb geöffnet hatte und sie am Eintritt hindern wollte. Marat hörte den Wortwechsel, und der Klang dieser vibrierenden metallenen Stimme drang zu ihm. Er wich den Frauen keineswegs aus, und obwohl er im Bade war, befahl er gebieterisch, man solle die Dame eintreten lassen.

Das Zimmer war klein und dunkel. Da Marat im Bade saß, mit einem schmutzigen Tuche bedeckt war und vor sich ein Brett hatte, auf welchem er schrieb, so waren nur der Kopf, die Schultern und der rechte Arm frei. Seine fettigen Haare, die mit einem Taschentuch oder einem Handtuch umwunden waren, seine gelbe Haut und seine dünnen Glieder, sein großes Froschmaul gaben nur eine schwache Vorstellung davon, daß dieses Wesen ein Mensch war. Übrigens kann man wohl annehmen, daß das junge Mädchen nicht darauf achtete. Sie hatte Nachrichten aus der Normandie versprochen, er ersuchte sie darum und fragte besonders nach den Namen der nach Caen geflohenen Abgeordneten, sie nannte diese, und er schrieb sie entsprechend auf. Als er zu Ende war, sagte er: „Es ist gut! In acht Tagen kommen sie auf die Guillotine."

Charlotte, der diese Worte Kraft verliehen und ein Recht, zuzustoßen, zog das Messer aus ihrem Busen und trieb es ganz bis ans Heft in Marats Herz. Der Stoß, der so von oben geführt wurde und mit außergewöhnlicher Sicherheit traf, drang nahe beim Schlüsselbein ein, durchschnitt die ganze Lunge, öffnete die Hauptschlagadern und entfesselte einen mächtigen Strom von Blut.

„Rasch herbei, liebe Freundin!" das war alles, was er sagen konnte; dann starb er.

Siebzehntes Kapitel

Charlotte Corday's Tod (19. Juli 1793)

Verhör Charlotte Cordays. — Charlotte Corday im Gefängnis. — Charlotte Corday vor Gericht. — Ihre letzten Augenblicke. — Ihre Hinrichtung (19. Juli 1793). — Die Religion des Dolches.

Die Frau tritt ein, der Diener. Sie finden Charlotte stehend und wie versteinert in der Nähe des Fensters. Der Mann versetzt ihr einen Hieb mit einem Stuhl über den Kopf; er verriegelte die Tür, damit sie nicht hinaus kann. Aber sie rührt sich nicht. Auf das Geschrei laufen die Nachbarn herbei, Leute aus dem Viertel, die Vorübergehenden. Man ruft den Arzt, der nur noch einen Toten findet. Inzwischen hatte die Nationalgarde verhindert, daß man Charlotte in Stücke riß; man hielt sie an beiden Händen fest. Sie dachte durchaus nicht daran, sie zu gebrauchen. Unbeweglich starrte sie mit trübem, kaltem Blick. Ein Perückenmacher aus dem Viertel ergriff das Messer und schwang es schreiend. Sie achtete nicht darauf. Das einzige, was sie in Erstaunen setzte und quälte (sie hat es selbst erzählt), waren die Schreie der Cathérine Marat. Da zuerst ergriff sie der peinliche Gedanke, „daß Marat schließlich ein Mensch war". Sie schien zu sich selbst zu sagen: „Wie denn? Er wurde geliebt!"

Der Polizeikommissar kam bald, um dreiviertel acht, dann die Polizeiverwalter Louvet und Marino, schließlich die Abgeordneten Maure, Chabot, Drouet und Legendre, die aus dem Konvent herbeiliefen, um das Ungeheuer zu sehen. Sie waren sehr erstaunt, als sie, von den Soldaten an den Händen festgehalten, ein schönes junges Mädchen fanden, das völlig ruhig war und jede Frage fest und einfach, furchtlos und ohne Schwulst beantwortete; sie gestand selbst, daß sie entschlüpft wäre, wenn sie gekonnt hätte. So groß sind die Widersprüche der Natur. In einem Aufruf an die Franzosen, den sie vorher geschrieben hatte und bei sich trug, sagte sie, sie wolle sterben, damit ihr Kopf in Paris herumgetragen würde und den Freunden der Gesetze als Wahrzeichen diene.

Ein anderer Widerspruch: sie sagte und schrieb, sie hoffe, unbekannt zu sterben. Indessen fand man bei ihr den Taufschein und den Paß, die sie ausweisen mußten.

Die anderen Gegenstände, die man bei ihr fand, ließen ihre ganze Seelenruhe erkennen. Sie gehörten zu denen, die eine sorgsame, an Ordnung gewöhnte Frau mitnimmt. Außer Schlüssel, Uhr und Geld

hatte sie Faden und Fingerhut, um im Gefängnis die wahrscheinliche Unordnung wieder gutzumachen, in die ihre Kleider durch eine gewaltsame Verhaftung geraten mußten.

Der Weg zur Abbaye war nicht weit, kaum zwei Minuten. Aber er war gefährlich. Die Straße wimmelte von Freunden Marats, von wütenden Cordeliers, die weinten und brüllten, man solle ihnen den Mörder ausliefern. Charlotte hatte an alle Todesarten gedacht und sich im voraus mit ihnen abgefunden. Nur nicht an die, zerrissen zu werden. Man erzählt, daß sie von einer Schwäche befallen wurde. Sie meinte, ihr werde übel. Man erreichte die Abbaye.

Als sie in der Nacht von den Mitgliedern des Sicherheitsausschusses und von anderen Abgeordneten verhört wurde, zeigte sie nicht nur Festigkeit, sondern sogar Munterkeit. Legendre, der von seiner Wichtigkeit ganz aufgebläht war und sich sehr naiv des Opfertodes für würdig hielt, fragte sie: „Sind Sie nicht gestern in Nonnenkleidung zu mir gekommen?“ — „Der Bürger irrt sich“, sagte sie lächelnd. „Ich war nicht der Meinung, daß sein Leben oder Tod für das Wohl der Republik irgend von Bedeutung sei.“

Chabot hielt beständig ihre Uhr und legte sie nicht aus der Hand. „Ich glaubte,“ sagte sie, „daß die Kapuziner das Gelübde der Armut abgelegt hätten.“

Es war der große Kummer Chabots und der anderen, die sie verhörten, daß sie weder bei ihr selbst noch in ihren Antworten etwas fanden, was darauf schließen ließ, sie sei von den Girondisten in Caen geschickt worden. Während des nächtlichen Verhörs behauptete der unverschämte Chabot, sie hätte noch ein Papier in ihrem Busen verborgen; und feige ausnutzend, daß ihre Hände geknebelt waren, legte er Hand an sie. Er hätte zweifellos gefunden, was nicht da war, das Manifest der Gironde. Obwohl sie völlig gefesselt war, wehrte sie ihn nach Kräften ab und warf sich so heftig nach rückwärts, daß die Taillenbänder rissen und man einen Augenblick den keuschen, heldenmütigen Busen sehen konnte. Alle waren gerührt. Man löste ihr die Fesseln, damit sie sich wieder zurechtmachen konnte. Man erlaubte ihr auch, die Ärmel umzuschlagen und Handschuhe unter ihren Ketten anzuziehen.

Am sechzehnten, morgens, wurde sie von der Abbaye in die Conciergerie gebracht und schrieb abends einen langen Brief an Barbaroux — einen Brief, der offenbar darauf berechnet ist, durch seine Munterkeit (die übrigens traurig und übel anmutet) eine vollkommene Seelenruhe zu beweisen. In diesem Briefe, der bestimmt gelesen werden mußte, der am folgenden Tage in Paris verbreitet wurde, und der trotz seiner vertraulichen Form das Gepräge einer

Kundgebung trägt, sucht sie den Glauben zu erwecken, daß die Freiwilligen in Caen zahlreich und voller Eifer seien. Sie wußte noch nichts von ihrer Zersprengung in Vernon.

Daß sie weniger ruhig war, als sie vortäuschte, scheint daraus hervorzugehen, daß sie darauf zurückkommt, warum sie die Tat beging, und was sie entschuldigt: der Friede, der Wunsch nach Frieden. Der Brief ist datiert: am zweiten Tage der Vorbereitung des Friedens. Und ungefähr in der Mitte sagt sie: „Möge der Friede so bald erscheinen, wie ich es ersehne! . . . Seit zwei Tagen genieße ich den Frieden. Das Glück meines Landes ist mein eigenes."

Sie schrieb an ihren Vater, seine Verzeihung zu erbitten, weil sie über ihr Leben verfügt habe, und zitierte ihm den Vers:

„Le crime fait la honte, et non pas l'échafaud."*)

Sie hatte auch an einen jungen Abgeordneten, Doulcet de Pontécoulant, geschrieben, einen Neffen der Äbtissin von Caen, einen klugen Girondisten, der, wie Charlotte Corday sagt, seinen Sitz beim Berge hatte. Sie wählte ihn zum Verteidiger. Doulcet schlief nicht zu Hause, und der Brief erreichte ihn nicht.

Wenn ich einem kostbaren Dokument Glauben schenken soll, das von der Familie des Malers aufbewahrt wird, der Charlotte Corday im Gefängnis malte, so hat sie sich eigens für ihre Verurteilung eine Haube anfertigen lassen. Das erklärt, warum sie in ihrer so kurzen Gefangenschaft sechsunddreißig Franken ausgab.

Wie würde das Verfahren der Anklage sein? Die Behörden von Paris schoben in einer Erklärung die Schuld an dem Verbrechen auf die Föderalisten und erklärten gleichzeitig: „Daß diese Furie aus dem Hause des weiland Grafen Dorset hervorgegangen sei." Fouquier-Tinville schrieb an den Sicherheitsausschuß: „Er sei davon unterrichtet worden, daß sie eine Freundin Belsunces war, daß sie Belsunce und ihren Verwandten Biron, der kürzlich von Marat angezeigt worden sei, habe rächen wollen, daß Barbaroux sie gedrängt habe" usw. Ein Märchen, von dem er selbst in seiner Anklage nicht zu sprechen wagte.

Das Publikum täuschte sich nicht über sie. Jedermann verstand, daß sie allein war, daß nur ihr Mut, ihre Aufopferung, ihr Fanatismus sie beraten habe. Die Gefangenen in der Abbaye und in der Conciergerie, sogar das Volk auf den Straßen, alle betrachteten sie (wenn man von dem anfänglichen Geschrei absieht) im stillen mit achtungsvoller Bewunderung. „Als sie im Gerichtssaal erschien," sagt ihr offizieller Verteidiger, Chauveau Lagarde, „so sahen alle, Richter, Geschworene und Zuschauer, aus, als sei die Angeklagte

*) „Die Untat nur, nicht das Schafott bringt Schande." A. d. H.

der Richter, der sie vor das höchste Gericht gerufen habe. Man hat ihre Züge malen können," sagt er weiter, „ihre Worte hat man wiederholt; aber keine Kunst hätte ihre große Seele gemalt, die voll auf ihrem Gesicht leuchtete; . . . das war die moralische Wirkung der Verhandlungen und der Dinge, die man fühlt, die auszudrücken jedoch unmöglich ist."

Er berichtigt sodann ihre Antworten, die im „Moniteur" geschickt entstellt, verstümmelt und verblaßt nachgedruckt wurden. Jede von ihnen ist ganz von dem Schlage der Erwiderungen, die man aus den gedrängten Dialogen Corneilles kennt.

„Wer hat Ihnen soviel Haß eingeflößt?" — „Ich brauchte den Haß der anderen nicht, ich hatte an meinem eigenen genug."

„Die Tat mußte Ihnen eingeredet werden?" — „Man führt schlecht aus, was man nicht selbst begriffen hat."

„Was haßten Sie an ihm?" — „Seine Verbrechen."

„Was verstehen Sie darunter?" — „Die Verheerung Frankreichs."

„Was hofften Sie, als Sie ihn umbrachten?" — „Meinem Lande den Frieden wiederzugeben."

„Glauben Sie denn, alle Marats getötet zu haben?" — „Da dieser tot ist, so haben die anderen vielleicht Furcht."

„Seit wann hatten Sie den Plan gefaßt?" — „Seit dem 31. Mai, als man hier die Vertreter des Volkes verhaftete."

Der Präsident fragte nach einer sie belastenden Aussage: „Was entgegnen Sie darauf?" — „Nichts, als daß es mir gelungen ist."

Ihre Wahrheitsliebe blieb sich nur in einem Punkte nicht treu. Sie behauptete, daß bei dem Aufmarsch in Caen dreißigtausend Mann zur Stelle waren. Sie wollte den Parisern Furcht einjagen.

Mehrere Antworten zeigten, daß ihr so mutiges Herz dennoch natürlichen Regungen durchaus nicht fremd war. Sie konnte die Aussage, die Marats Frau unter Schluchzen machte, nicht bis zu Ende anhören und beeilte sich, zu sagen: „Ja, ich habe ihn getötet."

So geriet sie auch in Erregung, als man ihr das Messer zeigte. Sie wandte den Blick ab, schob es beiseite und sagte mit gebrochener Stimme: „Ich kenne es, ich kenne es."

Fouquier-Tinville wies darauf hin, daß sie von oben zugestoßen hatte, um sicher zu treffen; andernfalls hätte sie in die Seite treffen können und vielleicht nicht getötet; und er fügte hinzu: „Offenbar hatten Sie sich vorher gut geübt?" — „O, der Unmensch!" rief sie. „Er hält mich für einen Mörder!"

Dies Wort, erzählt Chauveau-Lagarde, wirkte wie ein Donnerschlag. Die Verhandlung wurde geschlossen. Sie hatte im ganzen eine halbe Stunde gedauert.

Der Präsident Montané hätte sie gern gerettet. Er änderte die Frage, die er den Geschworenen vorlegen mußte, und begnügte sich mit der Form: „Hat sie mit Vorbedacht gehandelt?“, während er die zweite Hälfte der Formel: „mit verbrecherischer und revolutionsfeindlicher Absicht?“ unterdrückte. Das trug ihm selbst wenige Tage später seine Verhaftung ein.

Der Präsident, um sie zu retten, die Geschworenen, um sie zu demütigen, hätten gern gesehen, daß der Verteidiger sie als verrückt hinstellte. Der sah sie an und las in ihren Augen; dann diente er ihr, wie sie bedient sein wollte, betonte den langen Vorbedacht und daß sie als einzige Verteidigung nicht hätte verteidigt werden wollen. Jung und beim Anblick dieses großen Mutes sich selbst übertreffend, wagte er das kühne Wort (das ganz hart an das Schafott streifte): „Diese Ruhe und diese Selbstverleugnung sind in gewisser Beziehung erhaben.“

Nach dem Urteilsspruch ließ sie sich zu dem jungen Anwalt führen und sagte ihm mit viel Anmut, daß sie ihm für seine zarte und edelmütige Verteidigung danke, und daß sie ihm einen Beweis ihrer Hochachtung geben wolle. „Diese Herren haben mir soeben mitgeteilt, daß meine Habe mit Beschlag belegt worden ist; ich bin im Gefängnis etwas schuldig; ich ermächtige Sie, meine Schuld zu bezahlen.“

Sie verließ den Saal und stieg über die dunkle Treppe zu den darunterliegenden Verließen hinab, sie lächelte ihren Mitgefangenen zu, die sie vorübergehen sahen, und entschuldigte sich bei dem Wärter Richard und seiner Frau, denen sie versprochen hatte, mit ihnen zu frühstücken. Sie empfing den Besuch eines Priesters, der ihr seinen Beistand anbot, und führte ihn höflich hinaus mit den Worten: „Sprechen Sie den Leuten, die Sie geschickt haben, meinen Dank aus.“

Sie hatte während der Verhandlung einen Maler bemerkt, der ihre Züge festzuhalten suchte und sie mit lebhaftem Interesse betrachtete. Sie hatte sich ihm zugewandt. Nach der Urteilsverkündung ließ sie ihn rufen und schenkte ihm die letzten Augenblicke, die ihr vor der Hinrichtung blieben. Der Maler, Hauer, war Vizekommandant des Bataillons der Cordeliers. Diesem Titel vielleicht verdankte er die Vergünstigung, daß man ihn ohne einen anderen Zeugen als einen Gendarmen bei ihr ließ. Sie plauderte völlig ruhig mit ihm über belanglose Dinge, doch auch über das Ereignis des Tages und über den Frieden, den sie in sich fühlte. Sie bat Hauer, eine kleine Kopie von dem Bild zu machen und diese ihrer Familie zu schicken.

Nach anderthalb Stunden klopfte man leise an eine kleine Tür, die hinter ihr war. Man öffnete, und der Henker trat ein. Charlotte wandte sich um und sah die Schere und das rote Hemd, das er trug. Sie konnte sich einer leichten Erregung nicht erwehren und sagte unwillkürlich: „Was! Schon?!" Doch sogleich faßte sie sich wieder und wandte sich an Hauer mit den Worten: „Mein Herr, ich weiß nicht, wie ich Ihnen für Ihre Liebenswürdigkeit danken soll; ich kann Ihnen nur dies hier anbieten; behalten Sie es als Andenken von mir." Gleichzeitig ergriff sie die Schere und schnitt eine schöne Locke von ihren langen, aschblonden Haaren ab, die unter der Haube hervorquollen, und reichte sie dem Maler. Die Gendarmen und der Henker waren bewegt.

In dem Augenblick, als sie den Karren bestieg, als die Menge, von zwei gegensätzlichen Leidenschaften, Wut oder Bewunderung, bewegt, das schöne, liebliche Opfer in seinem roten Mantel aus dem niedrigen Bogengang der Conciergerie heraustreten sah, schien sich die Natur mit der Leidenschaft der Menschen zu vermählen, denn ein wütender Sturm brach über Paris los. Er dauerte nur kurze Zeit und schien vor ihr zu fliehen, als sie auf dem Pont Neuf sichtbar wurde und langsam durch die Rue Saint-Honoré fuhr. Die Sonne trat wieder hoch und stark hervor; es war noch nicht sieben Uhr abends (19. Juli). Die Reflexe des roten Stoffes hoben in eigentümlicher und ganz phantastischer Weise die Wirkung ihrer Gesichtsfarbe und ihrer Augen.

Man versichert, daß Robespierre, Danton und Camille Desmoulins sich auf ihrem Wege aufstellten und sie betrachteten. Ein friedliches, aber um so furchtbareres Bild der revolutionären Rachegöttin, verwirrte sie die Herzen und ließ sie voll Staunen zurück.

Die ernsthaften Beobachter, die ihr bis zu den letzten Augenblicken folgten, Schriftsteller und Ärzte, waren von einem seltsamen Umstand betroffen; auch die Standhaftesten unter den Verurteilten suchten sich durch irgendwelche Anregungen aufrecht zu erhalten, sie sangen patriotische Lieder oder stießen böse Verwünschungen aus gegen ihre Feinde. Sie bewahrte beim Geschrei der Menge eine vollkommene Ruhe, eine feierliche und schlichte Heiterkeit; voll eigenartiger Hoheit kam sie auf dem Platze an und wie verklärt in den Strahlen der Abendsonne.

Ein Arzt, der sie nicht aus den Augen verlor, erzählt, sie sei ihm bleich erschienen, als sie das Beil bemerkte. Aber die Farbe kehrte ihr wieder, und sie stieg festen Schrittes hinan. Als der Henker ihr das Brusttuch abreißen wollte, empörte sich ihre Schamhaftigkeit, sie kürzte den Vorgang ab und suchte eilig den Tod.

Sogleich als der Kopf fiel, packte ihn ein Zimmermann, ein Anhänger Marats, der dem Henker zur Hand ging, mit roher Faust, zeigte ihn dem Volke und ohrfeigte ihn in schamloser Brutalität. Ein Schauder des Abscheus, ein Murmeln durchlief die Menge. Man meinte, den Kopf erröten zu sehen. Vielleicht war das eine bloße optische Täuschung: die verwirrte Menge hatte die roten Strahlen der Sonne im Auge, die durch die Bäume der Champs-Élysées drangen.

Die Pariser Kommune und der Gerichtshof gewährten dem allgemeinen Gefühl Genugtuung und steckten den Mann ins Gefängnis.

Trotz des Geschreis der Anhänger Marats, deren Zahl ungewöhnlich gering war, war der allgemeine Eindruck an Bewunderung und Mitgefühl sehr stark. Man kann das beurteilen an der Kühnheit, mit der die „Chronique de Paris“, trotz der großen Abhängigkeit der Presse, es wagte, fast ohne Vorbehalt ein Lob auf Charlotte Corday zu drucken.

Viele Leute blieben bis ins Herz getroffen und haben sich niemals wieder erholt. Wir sahen die Erregung des Präsidenten, seine Anstrengung, sie zu retten, die Erregung des Anwalts, eines jungen schüchternen Menschen, der diesmal über sich selbst hinauswuchs. Die des Malers war nicht weniger groß. Er stellte in diesem Jahre ein Porträt Marats aus, vielleicht als Entschuldigung dafür, daß er Charlotte Corday gemalt hatte. Aber sein Name findet sich in keiner Ausstellung mehr. Er scheint seit jenem verhängnisvollen Werke nicht mehr gemalt zu haben.

Die Wirkung diese Todes war furchtbar: er lehrte den Tod lieben.

Ihr Beispiel, die ruhige Unerschrockenheit eines reizenden Mädchens, wirkte ansteckend. Mehr als einer, der sie gesehen hatte, fand eine düstere Wollust darin ihr zu folgen, sie in den unbekannten Welten zu suchen. Ein junger Deutscher, Adam Lux, der nach Paris geschickt war, um die Vereinigung von Mainz mit Frankreich zu erbitten, verfaßte eine Broschüre, worin er zu sterben verlangt, um mit Charlotte Corday vereint zu sein. Dieser Unglückliche, der hierhergekommen war mit einem Herzen voll Begeisterung, in dem Glauben, mit der französischen Revolution dem reinen Ideal menschlicher Wiedergeburt ins Antlitz zu blicken, konnte die vorzeitige Trübung dieses Ideals nicht ertragen; er verstand nicht die allzu grausamen Heimsuchungen, die ein solches Gebären mit sich bringt. In seinem melancholischen Sinnen sieht er die Freiheit, als sie ihm verloren scheint, sie heißt Charlotte Corday. Er sieht sie vor Gericht, sie ist rührend, bewundernswert in ihrer Unerschrockenheit; er sieht sie, eine Königin in ihrer Hoheit auf dem Schafott. Zweimal erschien sie ihm . . . Genug! Er hat den Tod davon.

„Ich glaubte wohl an ihren Mut," erzählt er, „aber wie wurde mir, als ich sie in ihrem ganzen süßen Zauber erblickte, mitten unter dem Geschrei der Barbaren, ihren durchdringenden Blick, die schnellen, feuchten Strahlen, die aus ihren schönen Augen brachen, aus denen eine ebenso zarte wie unerschrockene Seele sprach. O unsterbliches Gedenken! Ihr süßen und bitteren Regungen, die ich niemals gekannt hatte! Sie befestigen in mir die Liebe zu diesem Vaterlande, für das ich sterben wollte, und dessen Sohn — durch Adoption — auch ich bin. Ehren sollen sie mich jetzt mit ihrer Guillotine, sie ist nur noch ein Altar."

Seine reine und hohe Seele, sein verzücktes Herz betet Charlotte Corday an, doch betet er keineswegs den Mord an.

„Man hat ohne Zweifel das Recht," meint er, „Thronerben und Tyrannen zu töten; aber dazu gehörte Marat nicht."

Eine bemerkenswerte Milde des Herzens. Sie steht in starkem Widerspruch mit der Gewalttätigkeit eines großen Volkes, das den Mord zu lieben begann. Ich spreche von dem girondistischen Volke und sogar von den Royalisten. Ihre Wut bedurfte eines Heiligen und einer Legende. Charlotte rief eine ganz andere, eine viel poetischere Erinnerung wach als Ludwig XVI., der ein gewöhnlicher Märtyrer war und nichts Interessantes besaß, als sein Unglück.

Eine Religion erwächst aus dem Blute Charlotte Cordays': die Religion des Dolches.

André Chénier dichtete eine Hymne auf die neue Gottheit:

> O vertu! le poignard, seul espoir de la terre,
> Est ton arme sacrée! *)

Diese Hymne, wieder und wieder gedichtet zu aller Zeit und in allen Ländern, erschien schließlich an Europas Grenzen, in der „Hymne an den Dolch" von Puschkin.

*) „O Tugend! Der Dolch, der Erde einzige Hoffnung,
Ist deine heilige Wehr!"

Achtzehntes Kapitel

Tod Chaliers (16. Juli 1793)

Die Lyoner Frage war weniger politisch als sozial. — Die Träumer von Lyon und von den Alpen. — Der Piemontese Chalier. — Schriften Chaliers. — Anklagen gegen ihn. — Sein Charakter, seine Heftigkeit und sein weiches Herz. — Die Schüler Chaliers. — Seine Verhaftung (30. Mai 1793). — Chalier im Gefängnis. — Seine Einzelstellung. — Der Konvent interveniert. — Tod Chaliers (16. Juli 1793). — Chaliers letzte Worte.

Marat wird am 13. erdolcht, Chalier am 16. hingerichtet. Zwischen diesen beiden Schlägen liegt eine Welt.

Marat, der letzte der alten Revolution; Chalier der erste der neuen.

Marat ist in Caen, Bordeaux, Marseille der Name für den Bürgerkrieg. In Lyon bedeutet Chaliers Name den sozialen Krieg.

Dies stellt Lyon ganz abseits von der allgemeinen Geschichte des Girondismus.

Der Krieg zwischen Reichen und Armen schritt grollend und bedrohlich voran, bis zum Kampf am 29. Mai, bis zum Tode Chaliers (16. Juli). Die Reichen brachten die Kaufleute, die Feinde, den Kleinhandel auf ihre Seite, gewannen mit ihnen diese Schlacht und trieben die Armen auf eine falsche Fährte, brachten sie dazu, Chalier, ihren Verteidiger, zu töten, bezahlten sie, ließen sie gegen den Konvent kämpfen, hielten fünf Monate Frankreich in Schach, in Untätigkeit.

So entgingen sie dem sozialen Krieg, mit dem Chalier sie bedrohte, nur dadurch, daß sie ihn in einen fürchterlichen Kampf gegen Frankreich selbst umwandelten.

Und diesen Kampf konnten sie nur durchführen, indem sie in ihre Lyoner Armee ein royalistisches Element einführten, das in Lyon fremd war; ich meine die adligen Réfugiés, die Leute aus Forez und anderen benachbarten Provinzen, die den höheren Sold gewinnen wollten, den die Stadt zahlte, und in den Reihen der Republikaner für den König kämpften.

Wie groß auch die Anstrengungen gewesen sein mögen, mit der die Lyoner Aristokratie unter der Restauration glauben machen wollte, Lyon habe 1793 für Thron und Altar gekämpft, so stimmt das doch nicht. Die adligen Royalisten, die halfen, daß man die Belagerung durchhielt, waren fast alles Fremdlinge für die Stadt. Sogar die Reichen waren Girondisten.

Wir haben vermeint, das vorausschicken zu müssen, damit man sich nicht in dem Punkte täuscht, den weder der Konvent noch die

Jakobiner begreifen konnten, den aber die spätere Geschichte des modernen Sozialismus rückwirkend beleuchtet: Der politischen Frage stand Lyon fern und kam erst in zweiter Linie; sie wurde erst nach dem Tode Chaliers von Bedeutung. Die innere und tiefgreifende Frage, die von den Reichen durch den Krieg Lyons gegen Frankreich verschoben wurde, war die soziale Frage: der Streit der Armen und der Reichen.

Diese große grausame Frage, die sich anderswo hinter der politischen Bewegung verbirgt, ist in Lyon stets in ihrer ganzen Nacktheit zutage getreten.

Der Kaufmann von Lyon war Republikaner in seinen Grundsätzen, aber nichtsdestoweniger der Herr und Tyrann des Arbeiters und, was schlimmer ist, der Herr seiner Frau und seiner Tochter. Man bedenke, daß die Arbeit in Lyon innerhalb der Familie geschieht und die Familie daher dort sehr bedeutungsvoll ist; sie ist kein lockeres, schwebendes Band, wie sonst in den Fabrikstädten. Der Lyoner Arbeiter ist sehr empfindlich und verletzlich in seiner Familie, und gerade hier kränkte man ihn*).

Die nicht öffentliche, aber der Familie gleichsam als Arbeitsbedingung auferlegte Prostitution, war der beklagenswerte Charakter des Lebens in Lyon. Dieses Volk war gedemütigt. Physisch war es eins der schwächlichsten Europas. Die Jacquart-Webstühle bestanden damals noch nicht, und damit bestand auch für die Baumeister noch nicht der Zwang, hohe Räume zu bauen; man konnte also ungestraft die kläglichen Heimstätten dieses engbrüstigen und mißratenen Volkes bis zu zehn Stockwerken auftürmen.

Ein harter Gegensatz! Die Fabrikation von Lyon, dieses Beieinander aller Künste, diese Hochschule Frankreichs, diese Blüte menschlicher Industrie in so traurigen Händen!

---

*) Da der Lohn, besonders für die Frauen, ungenügend war, so konnte man ihn nur durch einen „Nebenprofit" ergänzen, einen kleinen gewohnten Diebstahl an der Seide, die der Arbeiterin anvertraut wurde; wenn der Herr oder der Gehilfe davor die Augen schloß, so ahnt man, um welchen Preis. Die Frau, die nicht stehlen wollte, bekam keine Arbeit ohne jene traurige Bedingung. Nirgendwo, sagt man, war die Sittenlosigkeit größer als in Lyon. Es ist kein Zufall, daß der schaurigste unserer Romanschreiber, der um 1790 schrieb, die letzten Vorgänge eines furchtbaren Buches in dieses Sodom verlegt hat. (Michelet meint damit den 1791 erschienenen Roman „Justine" des berüchtigten pornographischen Schriftstellers Marquis de Sade (1740—1814). Vergleiche dazu Dr. Eugen Dühren (= Iwan Bloch), Der Marquis de Sade und seine Zeit. Ein Beitrag zur Kultur- und Sittengeschichte des 18. Jahrhunderts. 9. Auflage, Berlin 1927, S. 348 ff., wo der Verfasser eine genaue Inhaltsangabe und Analyse dieses obscönen Buches gibt. Anmerkung des Herausgebers.)

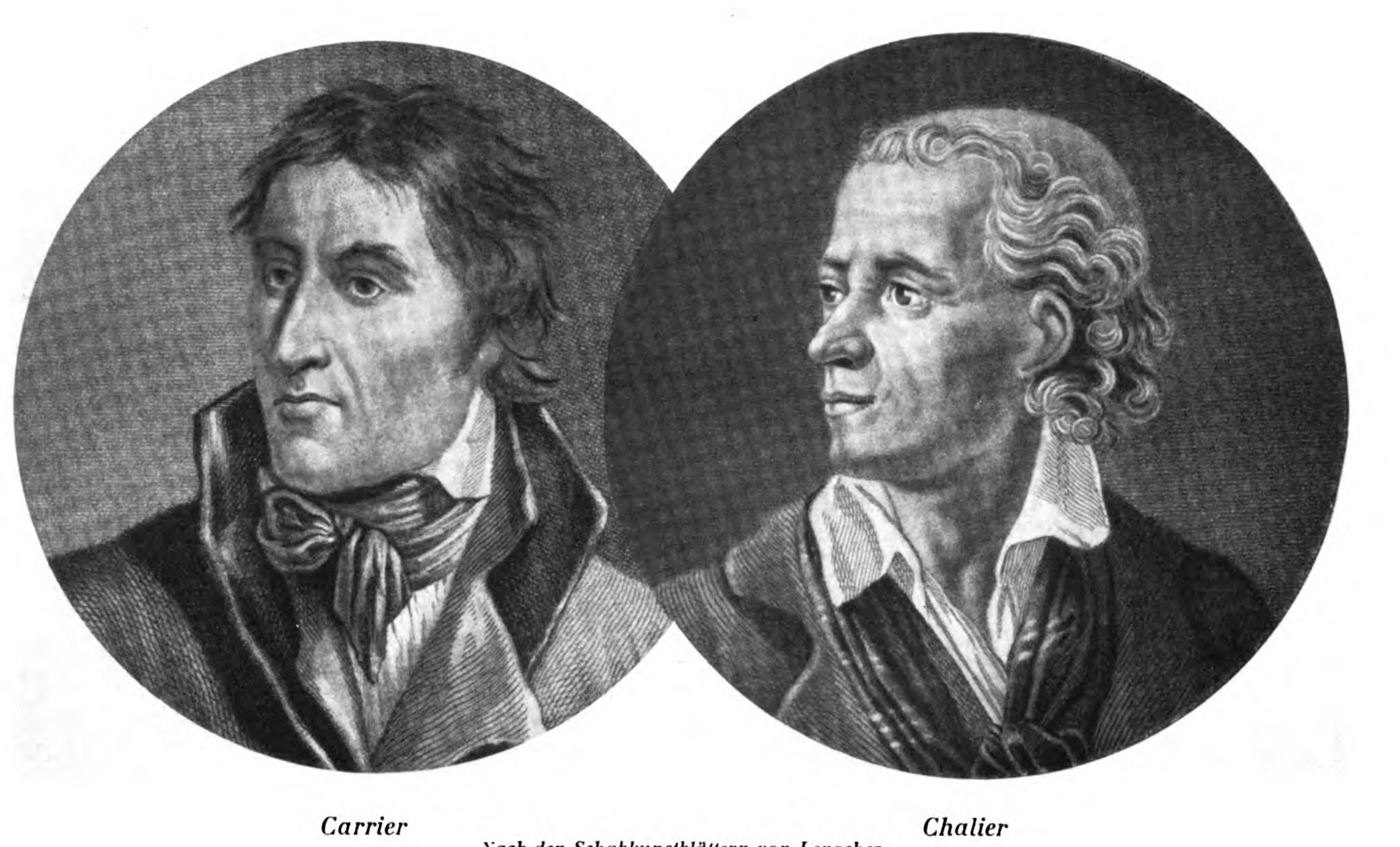
Das gab zu denken. Nirgendwo gab es so viel phantastische Träumer wie in dieser Stadt. Nirgendwo suchte das verwundete und gequälte Herz unruhiger neue Lösungen für die Frage des menschlichen Schicksals. Hier traten die ersten Sozialisten auf, Ange und sein Nachfolger Fourier. Der erstere skizzierte 1793 die Phalanstère und die ganze Genossenschaftslehre, deren sich der andere mit der Kraft des Genies bemächtigte.

Doch fehlten ebensowenig die Träumer unter den Freunden der Vergangenheit. Es genügt, Ballanche zu nennen und seinen Vorgänger, den melancholischen Chassagnon, der immer nur vor einem Totenkopf schreiben konnte, und der, um das Sterben zu lernen, niemals eine Hinrichtung verfehlte.

Als die girondistische Wut der Partei der Reichen Chalier aufs Schafott brachte, hatte Chassagnon die edle Eingebung, für ihn zu schreiben unter dem Titel „Offrande à Chalier“ (Opfergabe). Genial erklärte er in seiner Arbeit diesen aus allen Gegensätzen gemischten Charakter, dieses aus Zwiespältigkeiten geknetete, grausame und empfindsame, zarte und wütende Gebilde. Nur ein für Geschichte und Gerechtigkeit wichtiger Zug fehlt in dem schönen Bilde: der Nachweis der ursprünglichen Eingebung, von der Chalier ausging: Sein Herz war krank vor Mitleid und litt schmerzvoll unter der Menschenliebe.

Dieser Unglückliche, der das erste Opfer des Gesetzes in Lyon war, der der Guillotine den ersten Fraß gab und das grausige Vorrecht hatte, dreimal guillotiniert zu werden, — dem auf seinem Todesweg eine Schar weinender Jünger folgte, ebenso begeistert wie die Jünger Jesus', — der ein ganzes Jahr lang, von Juli zu Juli, auf dem Altar stand und in dieser Zeit zusammen mit Marat die hauptsächlichste Verehrung in Frankreich genoß, — Chalier war in Italien geboren. Sein Name weist eher nach Savoyen. Aber das macht wenig aus. Er stand mit einem Fuß in Italien und mit dem anderen in Savoyen, denn er war auf dem Mont-Cenis geboren, ganz nahe bei Suze.

Die große Völkerstraße, der erhabene und schwere Weg durch die Schneegefilde, den jedes Menschengeschlecht am Pilgerstab gewandert ist, bietet die ergreifendste soziale Vorstellung, die ein Herz verwirren kann. Die ungeheuren Gegensätze jener unwahrscheinlichen Landschaften, wo die Natur mit aller menschlichen Vernunft spielt, das auf der Seele wuchtende Gesamtbild scheint dazu gemacht, zu allen Zeiten erhabene Narren hervorzubringen, Menschen, bei denen Gottesliebe und Menschenliebe Wahn wird. Dort verlor sich Rousseau in seinen Träumen, nachdem er sich in Logik und



Carrier — *Chalier*

Nach den Schabkunstblättern von Levachez.

Vernunft müde gemüht hatte. Dort schrieb Frau Guyon ihr törichtes Buch von den „Torrents“ („Bergströme“), dort entzündete sich Chalier in mörderischer Wut, in dem Wunsche, einen Himmel auf Erden zu schaffen.

Er wollte damals Mönch werden. Er besuchte zuerst Italien und Spanien. Er sah und schauderte.

Er durchreiste auch Frankreich und machte halt in Lyon. Er sah und schauderte.

Man erzählt, er habe damals kläglich von Sprachunterricht und Nachhilfestunden gelebt. Aber als begabter Mensch wollte er sich nicht verschleppen; er war Herr seiner Lage. Er wurde Handlungsgehilfe, Kaufmann. Genau so begannen am gleichen Orte Fourier und Proudhon.

Chalier stieg auf als Kaufmann; er hatte viel Glück nach der Meinung der Welt: er wurde reich. Aber er war sehr unglücklich: er sah überall, wie man den Armen beraubte.

1788 brach an. Und der erste Schrei, den man in Frankreich vernahm, kam von einem Italiener, war eine Broschüre Chaliers: Verkauft die Kirchenschätze, die Kirchengüter, macht Assignate daraus; gebt den Armen zurück, was für die Armen gegeben wurde.

1789 brach an. Chalier eilte von Lyon nach Paris; er bewahrte in sich jedes Wort der Konstituierenden Versammlung. Er stand nachts auf, um als erster zur Stelle zu sein unter den Wartenden, die vor Tagesanbruch die Türen zur Versammlung belagerten.

Am Abend besuchte er Loustalot (von den „Révolutions de Paris“), den besten der Journalisten. Kurz bevor er aufbrach, sagte er: „Ich werde Selbstmord begehen; ich ertrage nicht mehr das Übermaß des Menschenelends.“ — „Bleiben Sie leben,“ erwiderte Loustalot, „und dienen Sie der Menschheit.“

Wäre Chalier in Paris geblieben, so wäre er verrückt geworden. Alle Tage sah er hier Marat und Fauchet, „den Freund des Volkes“ und den „Eisernen Mund“. Er brachte Steine von der Bastille mit nach Lyon und Gebeine von Mirabeau, die er von allen Vorübergehenden küssen ließ; er predigte und rief alle Welt zur Revolution auf. Lyon war zu nahe. Chalier trug seinen Kreuzzug in die Ferne. Er floh Lyon und die Ehren, zu denen das Volk ihn berief; er ging nach Neapel, nach Sizilien; er lehrte die Ziegenhirten des Ätna die Revolution, die ihm zuhörten, ohne ihn zu verstehen. Er wurde verjagt. Dann predigte er in Malta und wurde verjagt. Er kehrte zurück, nackt, beraubt. O, vergessene Größe jener Zeiten! Auf die einfache Vorstellung, daß ein Italiener, ein Freund der Revolution, in Neapel beraubt worden war, ergriff die Konstituierende Ver-

sammlung Partei und veranlaßte Ludwig XVI. zu einem Schreiben; Chalier erhielt sein Gut wieder. „Frankreich wird meine Erbin sein", sagte er. Er hat dem Lande sein Gut und sein Leben gegeben.

Dieser von Natur ungestüme, von seinem Temperament mitgerissene Mann, dieser aufbrausende Italiener, kam, besessen von Gerechtigkeit und Mitleid, um über eine Stadt zu richten. Tagsüber saß er zu Gericht; und alles, was er am Tage an Haß und Heftigkeit gegen die Feinde des Volkes in sich angesammelt hatte, gab er abends in den Klubs von sich. Gehaßt als Richter und als Tribun, mußte er in beiden Eigenschaften untergehen.

Es scheint, daß man alles, was Chalier geschrieben hatte, vernichtet hat. Das Wenige, was übrig geblieben ist, ist frei von Marats Belanglosigkeit, frei von der Plattheit der italienischen Stegreifschriftsteller.

Ein außergewöhnlicher Ton ist darin. Man fühlt durchaus: dieser Prophet, dieser Narr ist kein Mensch. Er ist eine Stadt, eine leidende Welt; er ist die wütende Klage Lyons. Der tiefe Kot in den schwarzen Straßen, der bis dahin stumm blieb, hat in ihm Stimme bekommen. In ihm beginnen die alten Finsternisse zu reden, die feuchten und schmutzigen Häuser, die sich bis dahin vor dem Lichte schämten; in ihm reden der Hunger und die Nachtwachen, reden das verlassene Kind und die geschändete Frau; so viele zertretene, gedemütigte, geopferte Geschlechter wachen jetzt auf, setzen sich auf ihren Grabstein und singen von ihrem Grabe her ein Lied der Drohungen und des Todes. Diese Stimmen, dies Lied, diese Drohungen, all dies ist Chalier.

Das ungeheure Geschwür der Mißstände ist durch ihn aufgebrochen. Lyon weicht erschreckt zurück, empört über seine eigene Wunde; es wird den umbringen, der sie enthüllt hat.

Als man am letzten Tage nach Gründen suchte, ihn zu töten, nach Beweisen für seine Verbrechen, konnte man keine einzige Tat anführen, nur Worte.

Die einzige gedruckte Spur, die von seinen Missetaten vorhanden ist, ist eine Reihe von Broschüren über die Durchsuchung eines Hauses, die Chalier, seine Vollmachten überschreitend, vorgenommen hatte, weil es hieß, in diesem Hause würden falsche Assignate hergestellt.

Man hat behauptet, er habe den Plan zu einem großen Gemetzel aufgestellt, ein schnell eingerichteter Gerichtshof sollte auf dem Pont Morand sitzen, von wo aus man die Verurteilten in die Rhône werfen wollte. Eine girondistische Biographie nennt die genaue Zahl der letzteren: zwölftausend. Selbst die Royalisten treiben es nicht

so arg; sie schämen sich dieser törichten Ziffer und sagen nur ungenau: eine große Zahl.

Um seinen Untergang herbeizuführen, mußten seine Feinde sich einer schmählichen Täuschung bedienen. Man verfaßte einen Brief, angeblich von einem Emigranten, der Chalier dafür dankte, daß dieser die Mittel vorbereitete, Frankreich unter Feuer und Blut zu setzen. Durch diese gemeine und grobe Lüge brachte man das Volk dahin, daß es den Tod seines Beschützers forderte.

Wenn Chalier und seine Freunde schuldig waren, so ist es im Gegenteil darum, weil sie gewaltsame Mittel anwandten, um die Verteidigung gegen die Emigranten und gegen das Ausland zu organisieren. Blutrünstige Worte, wilde Drohungen, rohe Taten: das macht man ihnen zum Vorwurf. Sie riefen nach der Guillotine, aber ihre Feinde gebrauchten diese, und zwar sehr ungerechterweise gegen sie selbst*).

Die Höflichkeit der Worte und Taten war damals bei allen Parteien in Übertreibung ausgeartet. Ein royalistischer Italiener, der Römer Casati, hatte dem Erzbischof von Lyon angeboten, nicht Chalier zu ermorden, sondern einen Girondisten, Vitel, das Haupt der girondistischen Verwaltung.

Alles, was von Chalier in seinen Schriften und in der Überlieferung bleibt, beweist, daß dieser Mann trotz seiner Wutanfälle an sich sehr milde war. Er liebte die Natur und sehnte sich nach Zurückgezogenheit; er hoffte seine Tage in Frieden und Einsamkeit zu beschließen. Er ließ sich auf den Höhen von Lyon eine Einsiedelei bauen, in den armen und damals wenig bewohnten Vierteln von La Croix-Rousse; dort wollte er leben, sagte er, wie Robinson Crusoe. Er liebte die Pflanzen und die Blumen und gab ihnen gern Wasser. Er hatte keine Familie, sondern nur eine gute Haushälterin um sich, La Pie (La Pia?), die er wahrscheinlich aus Italien mitgebracht hatte.

In den Handlungen, die die revolutionäre Notwendigkeit befahl, blieb er mitfühlend. „Liebe Freundin," sagte er zu einer Frau, deren

*) Nur eine Tatsache, welche für die grausame Leidenschaft der Parteien und ihrer Geschichtsschreiber bezeichnend ist. — Guillon erzählt mit Befriedigung den Tod Santemouches, eines Freundes Chaliers, der vom Gericht freigesprochen, aber von den Gemäßigten umgebracht worden war. „Was seine Verbrechen anlangt," sagt er, so habe ich sie schon auf der und der Seite erzählt." Auf der genannten Seite findet man nichts anderes, als daß Santemouche, ein Gemeindebeamter, mit dem Säbel in der Hand von Haus zu Haus die beschlossene Steuer eintrieb, und daß er so auch bei zwei Frauen eintrat, die darob sehr erschraken. Zweifellos ist die Tat strafbar, aber verdient sie schließlich den Tod?

Hauswesen er umwarf und deren Gatten er verhaftete, „legen Sie die Hand auf mein Herz, dann werden Sie fühlen, was es leidet. Aber ein Republikaner muß der Pflicht gehorchen und die Natur ersticken."

Als seine Tätigkeit als Gemeindebeamter es mit sich brachte, daß er ein Frauenkloster betreten mußte, wurde er gerührt: „Liebe Schwestern," sagte er teilnehmend, „haben Sie einen Kummer? Verbergen Sie mir nichts. Ich bin ihr geistiger Vater. Ihre Gefaßtheit rührt mich, Ihre Bescheidenheit entzückt mich. Wie würde es mich glücklich machen, eine Jungfrau aus diesem Kloster zu heiraten!" Dann sank er in die Knie, küßte die Erde und hob die Hände zum Himmel.

Nichts beweist, daß er Christ war, obgleich man es angenommen hat. Nach dem 21. Januar entfaltete er eines Tages im Klub ein Bild von Jesus Christus und sagte: „Es genügt nicht, daß der Tyrann der Leiber tot ist; man muß auch den Tyrannen der Seelen vernichten." Er zerriß das Bild und trat die Fetzen mit Füßen.

Bei all seiner Heftigkeit hatte er ein menschlich-zartes Herz. Mitten in seinen Angriffen gegen die Reichen, begann er plötzlich, für sie zu sprechen; er hätte auch sie gern gerettet: „Die Aristokraten sind nur darum unverbesserlich, weil wir sie zu sehr vernachlässigen. Man spricht davon, sie zu guillotinieren; das ist bald geschehen. Aber ist es wohl vernünftig, den Kranken zum Fenster hinauszuwerfen, um sich der Mühe zu entziehen, ihn gesund zu machen?" *)

Daß der von Natur wütende Chalier selbst im Paroxysmus seiner Wut solche Worte zugunsten der Reichen gefunden hat — und zwar

*) „Ihr sorglosen Reichen, die ihr auf euren Kissen schnarcht, wacht auf und schüttelt den Schlaf ab! Die Fanfare tönt; zu den Waffen! Keine Trägheit mehr! Keine Feigheit! Ihr reibt euch die Augen und gähnt. Es wird euch schwer, euch vom wohlriechenden Bett, vom rosenduftenden Kissen zu erheben. Schnell! Schnell! Den letzten Kuß, und dann kleidet euch an. Ihr guten Leute — wie grausam ist man gegen euch! Wie schlecht behandelt man euch! — ‚Ist es ein Verbrechen, rechtmäßige Lust zu genießen?' — Ja, alle Lust ist Verbrechen, solange die Sansculotten leiden, solange das Vaterland in Gefahr ist. — Und dann, ihr süßlichen Schurken, ihr seid ja nicht offen. Ihr tut so, als schliefet ihr und wäret nichts anderes als gute Ehemänner; dabei habt ihr schlaflose Nächte wie Catilina und zettelt in der nächtlichen Stille Komplotte an gegen die Freiheit. Für jede Sünde gibt es ein Verzeihen. Ihr Reichen, eine kleine Buße sollt ihr tun: die Muskete auf die Schulter und den Säbel gezogen und dann hinaus an den Feind! Ihr zittert; oh, ihr braucht keine Furcht zu haben; ihr werdet nicht allein sein. Eure Waffenbrüder werden unsere braven Sansculotten sein; die tragen keine Stickerei unter dem Kinn, aber sie haben Haare auf dem Arm. Ich zähle auf euch, trotz der bösen Zungen. Seht, liebe Freunde, ich

in Lyon, in der Stadt, wo der Arme am sichtbarsten des Reichen Beute war, — daß er im Innersten so starke Anfälle unendlichen Erbarmens hatte: das stellt ihn sehr hoch.

Noch mehr nimmt es für diesen Unglücklichen ein, daß er, der keine Logik und politische Klugheit besaß, niemals ein Mensch für sich war — er war immer gleichsam eine geistige Familie, eine Gesellschaft von Freunden, ein vielfältiger Mann. Wir kennen alles, was in ihm lebte, seine Freundschaften, seine Gewohnheiten, alles, was er liebte. Chaliers Haushälterin, die gute und zarte La Pia; Chaliers Bewunderin La Padovani, die seinen gemarterten Kopf mit heim nahm; den klugen Freund Marteau, den patriotischen und gemäßigten Bertrand, den fanatischen und unruhigen Gaillard, der die Rache betrieb und Selbstmord beging, als er daran verzweifelte; alle haben ihre gute Stelle im Buch der Zukunft.

Wie lebten sie miteinander? Eine gemeinsame Lebensführung gab es nicht, sondern es war lediglich ein geistiger Kommunismus.

Erinnern wir uns, wie es im Mai 1793 um Lyon stand.

Dubois-Crancé, der der Alpenarmee zugeteilt war, war Soldat, ein Anhänger Dantons und durchaus nicht fanatisch. Er setzt in seiner Antwort an die Robespierristen die unendliche Schwierigkeit seiner Lage klar auseinander. Er war vom Zentrum im Stich gelassen und konnte nur im engen Anschluß an die radikalsten Patrioten Lyons (Chalier, Gaillard, Bertrand, Leclerc usw.) eine Stütze finden. Drei Armeen waren von Lyon, als dem Generaldepot des Südwestens, abhängig; sie bezogen von Lyon ihre Lebensmittel und hatten dort ihre Hilfsquellen. Zwanzig Departements mußten das Geschick Lyons teilen. Die große girondistische, bürgerliche Han-

---

will euer Hauptmann sein. Ja, ich will mich rühmen, solche Soldaten zu haben. Ihr seid durchaus nicht so schlecht, wie man wohl behauptet; ach, und ihr wäret noch hundertmal besser, wenn wir ein wenig miteinander umgegangen wären. Die Aristokraten sind nur darum unverbesserlich, weil wir sie zu sehr vernachlässigen; es handelt sich darum, ihre Erziehung neu zu gestalten. Man spricht davon, sie zu hängen, sie zu guillotinieren; das ist bald geschehen. Das ist schauderhaft. Ist es menschlich und vernünftig, einen Kranken zum Fenster hinauszuwerfen, um sich der Mühe zu entziehen, ihn gesund zu machen? Ihr Reichen, kommt, laßt euer Gold zu Hause, damit ihr leichter zu tragen habt; die Fahne flattert, das Zeichen ist gegeben. Hinein in den Straßenschmutz, wie das Gesetz es befiehlt. Vorwärts, gebt Feuer; ihr seid eingereiht in die Patriotenbataillone; schlagt euch wie Löwen. Ihr werdet nicht sterben; ihr werdet nicht verwundet werden. Chalier, euer Hauptmann, haftet mit seinem Kopf, daß euch kein Haar auf dem euren gekrümmt wird.“ (Fragment Chaliers, abgedruckt bei Chassagnon, „Offrande à Chalier“ in Guillon, „Mémoires sur Lyon“, Band I, Seite 445.)

delsstadt ertrug die von der Lage erheischten Opfer nur mit äußerstem Widerstreben und barg zudem ein Heer von Feinden in ihren Mauern, eine große Masse von Priestern und royalistischen Adligen. Dubois-Crancé konnte die Mäßigung nicht mehr fortsetzen, mit der seine Vorgänger verfahren waren. Der Dantonist verband sich mit dem Radikalen, reichte Chalier die Hand, legte Lyon eine Abgabe auf und schuf die revolutionäre Armee (13. Mai). Man ahnt, was folgte. Die Lyoner verteidigten ihr Geld. Sie schrien nach dem Konvent, der unter der damaligen girondistischen Leitung Dubois-Crancés Maßnahmen verwarf und die Stadt ermächtigte, der Gewalt mit Gewalt zu begegnen. Ein sträflicher Beschluß, der in dem schauerlichen Kampfe vom 29. nur allzu genau befolgt wurde.

Am Abend des vorhergehenden Tages rief man in allen Straßen: „Chalier soll sterben!“ Aus Leichtgläubigkeit oder weil sie bezahlt waren, nannten die Haufen ihn einen royalistischen Agenten. Chalier wich nicht zurück. „Sie wollen meinen Kopf, ich will ihn ihnen bringen.“ Er eilte zu den Jakobinern, hielt eine feurige Rede und sagte: „Nehmt mein Leben.“ Fast die ganze Zuhörerschaft stürzte sich auf die Rednertribüne, um ihn herunterzureißen. Seine Freunde retteten ihn mit Mühe und brachten ihn in das Haus Gaillards, der zu ihnen gehörte. Das geschah zwischen elf Uhr und Mitternacht. Hier fand er alle seine Jünger, die mit ihm sterben wollten. Am 29. morgens, dem Tage des Kampfes, begab er sich furchtlos auf seinen Richterposten, den er von acht Uhr bis ein Uhr innehielt. Kaum war er heimgekehrt, als ein Schuß aus der Alarmkanone fiel. Man bat und flehte, er möge auf seine Sicherheit bedacht sein: er blieb standhaft in seiner Wohnung und sagte: „Ich habe ein reines Gewissen, ich fühle mich unschuldig, wie ein neugeborenes Kind.“

Am 30. morgens wurde er festgenommen, gebunden fortgeschleppt, geschlagen, in den finstersten Kerker geworfen. Da er wohl fühlte, daß er verloren war, wollte er seinen Feinden entschlüpfen, als aufrechter Mann sterben; in Ermangelung anderer Mittel verschluckte er zwei große Nägel und blieb dessenungeachtet zu seinem Schmerz am Leben.

Seine naiven und rührenden, unzusammenhängenden und ruhelosen Briefe zeugen von der Vereinsamung, in der er sich plötzlich befand. Von seinen Freunden waren die einen auf der Flucht, die anderen hatten sich verborgen oder wagten es doch vor Angst nicht, sich zu rühren.

Der von seiner lebhaften Phantasie besessene Italiener drängt sie, treibt sie an, will ihnen Flügel geben: „Eilt nach Paris, sucht Renaudin auf (Robespierres Freund); daß meine Sache vor ein

Pariser Gericht kommt", usw. Eins gab ihm Hoffnung: Die Ankunft Lindets in Lyon, die Verhaftung Brissots; nun die Montagnards eine solche Geisel besaßen, glaubte Chalier, man werde nicht wagen, ihn zum Tode zu verurteilen. Nichts half. Man verhandelte seine Sache in Lyon.

Man hatte indessen keine Beweise gegen ihn gefunden. Die Geschworenen wollten das Urteil nicht fällen, und selbst die Richter wollten die Verurteilung hinausschieben. Doch die Schriftgelehrten und Pharisäer, wie er sie nennt, nahmen ihre Zuflucht zu den blinden Massen; man durcheilte das Land, die Dörfer, man ermunterte das Volk, den Tod seines Verteidigers zu wollen. Chalier täuschte sich nicht darüber. Er schwankte (in einem Meer von Gedanken hin und her geworfen) zwischen Erinnerungen aus seinem Leben, den Geschäften, und den Visionen des Todes. Die liebe kleine Einsiedelei von der Croix-Rousse, deren Bau fast fertig war, lag ihm am Herzen: „Bauen wir die Gartenseite des Hauses fertig." Und in einem anderen Brief: „Bringen wir den Brunnen zu Ende . . . Der Regen wird alles verderben." — Dann sah er sich wieder in seinem Kerker, in der wirklichen Lage: „Die Freiheit und das Vaterland sind recht zu beklagen; ihre Verteidiger sind in den Kasematten . . ." — „O unglückselige und blinde Stadt Lyon, deinen Freund und deinen Beschützer so zu verfolgen! . . ." — „Leb wohl, Freiheit! leb wohl, heilige Gleichheit! . . . Ach, es ist ein verlorenes Vaterland!"

Täglich, um Mitternacht, kamen mit vielem Lärmen zwölf Soldaten, als wollten sie ihn zum Schafott führen. Man machte sich lustig über seine Leiden. Ein Mitgefangener hatte Mitleid mit ihm und schenkte ihm eine Taube, die er lieb gewann und die ihm Gesellschaft leistete.

Von wo würde die Hilfe kommen? Von Paris? Von Grenoble?

Dubois-Crancé hatte in letzterer Stadt in der größten Gefahr geschwebt. Die Frage war, ob die dort befindlichen Truppen sich für die Gironde oder den Berg entscheiden würden. Glücklicherweise benahm sich Grenoble prachtvoll wie immer; die Bevölkerung riß die Armee mit fort; dieser feste Stützpunkt der Bergpartei zwischen Lyon und Marseille wurde die Rettung des Südostens. Dubois-Crancé verstärkte sich sehr und konnte Lyon bedrohen. Aber je drohender er wurde, um so mehr verstärkte er die Militärpartei, die Chaliers Tod wollte.

Als Lindet wieder in Paris war, forderte und erlangte er vom Konvent, daß dieser erkläre, er nehme die Patrioten von Lyon unter seinen Schutz. Er verhielt sich zurückhaltend und vorsichtig und

äußerte nichts über seine Mission, als die sehr versöhnenden Worte: „Wenn die neue Autorität in Lyon fest bleibt, so steht nichts zu befürchten für die Freiheit.“

Marat zeigte ein lebhaftes Interesse für Chalier. Aber er selbst und auch Robespierre und die Jakobiner befanden sich in einer ziemlich schwierigen Lage. Sie verfolgten in Paris die „Enragés“, die sie in Lyon retten wollten. Sie ließen am 30. Juni Leclerc, den Freund Chaliers, von den Cordeliers ausschließen.

Das Band, das Chalier mit der Masse der Jakobinerpartei verknüpfte, scheint nicht sehr fest gewesen zu sein; er war in Wirklichkeit ein einzelnstehender Mensch, ganz für sich, und verdankte seine Macht seiner unabhängigen Eingebung und der offenbaren Ursprünglichkeit seiner Überspannung. Selbst später, als dem toten Chalier seine Rechtfertigung zuteil wurde, hinderte dies nicht, daß man mehrere seiner Getreuen verfolgte.

Den gefährlichen Auftrag, den Beschluß des Konvents zugunsten Chaliers nach Lyon zu bringen, erhielt ein anderer Italiener, der Patriot Buonarroti (ein Großneffe Michelangelos). Aber die Lage war noch schlimmer geworden, als er ankam. Man warf ihn ins Gefängnis. Die sogenannten bekehrten Royalisten hatten Boden gewonnen. Mit Hilfe von Eiden und dadurch, daß sie sich Republikaner nannten, gelang es ihnen, aufgenommen zu werden.

Als Militärs und Juristen liefen sie leicht den Girondisten, die fast alle Kaufleute waren, den Rang ab. Diese wählten am 15. Juli Rambaud zum Bürgermeister, einen früheren Richter der Sénéchaussée. Eine solche Wahl war Chaliers Tod.

Mit großer Mühe hatte er einen bezahlten Anwalt gefunden, der für zweitausendvierhundert Franken einverstanden war, für ihn zu reden. Die Verurteilung war keine. Das Volk bedrohte die Entlastungszeugen und hinderte sie, auszusagen. Im Zuhörerraum weinten Frauen. „Ach,“ sagten sie, „wie kann man nur diesen heiligen Mann umbringen!“

Das Volk schlug sie und trieb sie hinaus.

Die erschreckten Richter waren gezwungen, den angeblich von einem Emigranten stammenden Brief an Chalier für echt zu nehmen, als wenn überhaupt ein Brief — selbst ein echter — gegen ihn hätte angeführt werden können, wo er doch so gut wie verloren war. Er wurde auf diesen schönen Beweis hin zum Tode verurteilt.

Wie tief und furchtbar Chaliers Überraschung auch war, so sagte er doch, als er wieder in sein Gefängnis zurückgekehrt war, zu einem Freund: „Ich sehe voraus, daß diese Sache eines Tages gerächt werden wird . . . Man verschone das Volk; es ist stets gut,

gerecht, wenn es nicht mißleitet wird . . . Man darf nur die treffen, die es irreführen." Der Freund fühlte, wie sehr sein Herz gebrochen war, und sank in Ohnmacht.

Chalier, der in seinen im Gefängnis geschriebenen Briefen der Natur den Tränenzoll gezahlt hatte, den Besorgnissen dieses großen Kampfes, zeigte angesichts des Todes keine Schwäche. Er begab sich zu Fuß nach der Place des Terreaux, wo die Wütenden vor Freude heulten. Er gab dem Gendarmen, der ihn begleitete, sechzig Franken und wies den Priester nicht zurück, der sich ihm näherte*). Wenngleich er bleich war, als er das Schafott bestieg, sagte er voll Festigkeit zum Henker: „Gebt mir meine Kokarde zurück und steckt sie mir an, denn ich sterbe für die Freiheit."

Der zitternde Henker, ein Neuling, der zum erstenmal die Guillotine sah, hatte das Messer schlecht befestigt; es verfehlte seinen Hieb, verfehlte ihn dreimal. Man mußte entsetzlicherweise ein Hackmesser holen, um den Kopf abzutrennen.

Sogar die wütende Menge wurde von Grauen erfaßt und verwandelt. Man sagte, er sei als Märtyrer gestorben, und der Legende fehlte auch das Wunder nicht. Mehrere versicherten, unter dem fürchterlichen Messer und mit halbabgetrenntem Halse habe er den baumelnden Kopf aufgerichtet und unempfindlich gegen den Schmerz zum erschrockenen Henker die Worte gesprochen: „Steck mir die Kokarde an."

Die Frauen, Italienerinnen oder Französinnen, die Pia, die Padovani, nahmen weinend seine verlassene Taube an sich, seine letzte Liebe im Kerker. Sie scheuten sich nicht, nachts auf den Friedhof der Hingerichteten zu gehen. Die Padovani entriß mit Hilfe ihres Sohnes der Erde die armen, so grausam massakrierten Überreste.

Dem Kopf, so grausig und zerschmettert er war, wurde dennoch

*) Das ist der bequeme Triumph, den die Geistlichkeit beim Martyrium der Freidenker einheimst. Die Obrigkeit, welche es auch sei, versagt jedem Freiheitsfreunde, der sie in ihrem Glauben stützen könnte, den Zutritt. Dagegen veranlaßt sie den Priester zur Annäherung, der sie zum Widerruf ihrer Grundsätze verlocken, aus dem Helden einen Büßer machen kann. In dieser entsetzlichen Einsamkeit des armen Leidenden, der schon aus der Natur herausgetreten ist und nur noch den Henker sieht, naht sich ihm ein Mann mit offenen Armen und preßt ihn ans Herz. Es bedarf einer übermenschlichen Kraft, damit der Sterbende die paar Minuten, die ihn von der Ewigkeit trennen, benutzt, um sich logisch zu verteidigen, um für seine Seele zu kämpfen. Und wenn er es tut, wer wird es wissen? Der einzige Zeuge dieses Kampfes ist der Priester, der ein Interesse daran hat, sich als den Sieger hinzustellen. Mag der Todgeweihte sich widersetzen oder nicht, man wird nicht verfehlen zu versichern, „er habe ein sehr schönes Ende gehabt". Indem man ihm also alles nimmt, und sogar das

die Totenmaske abgenommen, er wurde getreu mit den drei entsetzlichen Beilhieben wiedergegeben. Ein düsteres Denkmal des Bürgerkrieges, das in Frankreich herumgezeigt, herumgeführt wurde. Überall kopierte man das Haupt Chaliers, man ehrte, verehrte sein Bild; aber an sein Wort: „Man verschone das Volk," hat sich niemand erinnert.

Neunzehntes Kapitel

Die Herrschaft der Hébertisten; Danton verlangt eine Regierung (Juli—August 1793)

Bestattung Marats. — Der „Père Duchesne" folgt dem „Ami du Peuple". — Tyrannei der Hébertisten im Kriegsministerium. — Robespierre verbindet sich mit den Hébertisten gegen die Enragés. — Mißerfolg unserer Armeen (Juni—Juli). — Äußerste Gefahr (August 1793). — Energische Beschlüsse (August 1793). — Der Wohlfahrtsausschuß war noch wenig tätig. — Danton verlangt, daß der Ausschuß sich als Regierung erklärt. — Der Ausschuß lehnt die Verantwortung ab.

Marats Schwester sprach im Jahre 1836 ein gewiß richtiges und wahres Wort: „Wenn mein Bruder noch gelebt hätte, so hätte man Danton und Camille Desmoulins niemals umgebracht."

Ich zweifle nicht, daß er in der Tat das Gleichgewicht der Republik unterstützt und erhalten, daß er Danton und damit sogar Robespierre gerettet hätte. Dann hätte es keinen Thermidor gegeben, keine plötzliche und mörderische Reaktion. Der durch den Tod Dantons bis zum äußersten angespannte Bogen von 1793 wäre nicht losgeschnellt zum Untergang der Freiheit.

Leben, nimmt man ihm auch noch, was er höher hielt als das Leben: die Beständigkeit in seinem Glauben und die innere Gemeinschaft mit den Seinen. Man bereitet ihnen den herben Schmerz, sie glauben zu machen, er sei ihnen nicht treu gewesen, er habe sie im Tode verleugnet. — So war es mit Chalier. Als Couthon am 8. Oktober mit der siegreichen Menge in Lyon einzog, versäumte es ein Herr Lafausse, Generalvikar von Lyon, nicht, sich ihm vorzustellen und sich zu rühmen, Chalier die Beichte abgenommen zu haben, der sehr christlich dahingeschieden sei, das Kruzifix geküßt habe. Die der konstitutionellen Geistlichkeit äußerst wohlgesinnten Robespierristen nahmen die Sache sehr gut auf. Man setzte einen Brief von Lafausse in den „Moniteur". Aus diesem Brief und einigen Worten Chassagnons haben Buchez und andere die Fabel vom christlichen Chalier gesogen, die genügend widerlegt ist, sowohl durch den Selbstmordversuch, den Chalier selbst zugibt, als durch das zerfetzte Christusbild, von dem wir weiter oben sprachen.

Die Cordeliers verlangten für Marat die Ehren des Panthéon. Der Vorschlag wurde bei den Jakobinern kalt aufgenommen. Robespierre sprach sich dagegen aus und trug damit den tatsächlichen Gefühlen eines großen Teiles der Bergpartei Rechnung, die Marat sein viertelstündiges Königtum vom 2. Juni nicht verzieh.

Er bekam etwas Besseres als das Panthéon.

Er bekam ein Volksbegräbnis und wurde mitten unter dem Volke, unter den Bäumen der Cordeliers eingescharrt, nahe bei der alten Kirche und dem berühmten Keller, in dem er geschrieben hatte. Die armen Leute, selbst die, welche seine Blätter nicht gelesen hatten, waren ergriffen von seinem Tod, von seiner Hingebung und seiner großen Armut. Sie wußten nur, daß ein wahrer Patriot für sie gestorben war, der der Welt nichts hinterließ. Sie hatten das richtige Vorgefühl, daß seine Nachfolger weniger wertvoll seien und einen weniger uneigennützigen Eifer zeigen würden. Viele weinten. Das Begräbnis dauerte von sechs Uhr bis Mitternacht, fand statt unter Fackelglanz und in der Klarheit eines leuchtenden Sommermondes. Es war fast ein Uhr, als Marat unter den Trauerweiden des Gartens beigesetzt wurde.

Thuriot, der Vorsitzende des Konvents, sprach am Grabe ein paar warmherzige Worte, die geeignet waren, das Volk zu beruhigen und die Rache aufzuschieben.

Eine einzige Tatsache zeigt, wie sehr Marats Tod die Lage verschlimmerte.

Héberts Freund, der Generalsekretär des Krieges, der kleine Vincent, ein Störenfried und Abenteurer, der sich nicht zu bezähmen wußte, zeigte offen seine Freude während des Begräbnisses; er rieb sich die Hände und sagte: „Endlich!“ Das bedeutete: Wir sind endlich Könige. Wir erben das Königtum der volkstümlichen Presse.

Und das war nur allzuwahr. Der „Ami du Peuple“ wurde in Wirklichkeit durch den „Père Duchesne“ ersetzt.

Hébert erbte zweifellos nicht das Ansehen Marats; aber dafür verfügte er über eine viel weitere, man kann sagen unbegrenzte Volkstümlichkeit, denn er druckte nicht wie Marat nach der Gangbarkeit, sondern nach dem Gelde, das er von den Staatskassen erhielt, besonders aus der Kriegskasse. Marat (seine Schwester hat es drucken lassen) kam nicht auf seine Kosten. Hébert machte sich in wenigen Monaten, trotzdem er auf großem Fuße lebte, ein sehr schönes Vermögen.

Er war Varietébeamter gewesen, wegen eines Diebstahls entlassen worden, dann Verkäufer von Kontermarken vor den Theatern; er verkaufte auch Zeitungen, besonders den „Père

Duchesne“ (es gab schon zwei Blätter dieses Namens). Hébert stahl den Titel und die Art und gründete einen neuen „Père Duchesne“, der noch mehr fluchte und noch ironischer war; er ließ das Blatt durch einen gewissen Marquet schreiben. Bei den Cordeliers trat Hébert als gefälliger Redner auf und ließ sich in die Kommune wählen. Klub, Kommune und Zeitung, das waren die Waffen, um Geld zu erpressen. Man sah es am 2. Juni; an diesem großen, unruhigen Tag, an dem alle Welt verdreht war, verlor Hébert nicht den Kopf; er spürte, daß die Regierung in einer solchen Krisis sehr der Zeitungen bedurfte und außerdem große Furcht hatte. Er bekam hunderttausend Franken.

Ich habe erzählt, daß Prudhomme, der Verleger der „Révolutions de Paris“, am 2. Juni verhaftet und so geschickt gequält wurde, daß er bald sein Blatt nicht mehr erscheinen ließ. Der ihn verhaften ließ, war ein gewisser Lacroix, Hébertist und Mitglied der Kommune. Er erwies damit Hébert einen Dienst, denn er machte seinen Mitbewerber unschädlich und erschreckte alle anderen, so daß der Schrecken, der die Blätter befiel, einem einzigen zustatten kam. Die dem Namen nach vollständige, in der Tat nicht vorhandene Pressefreiheit bestand nur für den „Père Duchesne“.

Als das Blatt Prudhommes am 3. Oktober wieder zu erscheinen begann, geschah das unter der Bedingung, daß er ausschließlich Hébertisten zu Redakteuren nahm.

Hébert, der Herr und Meister der Volkspresse, konnte im gegebenen Augenblick die öffentliche Meinung in ausschlaggebender Weise beeinflussen. Einzelne seiner Nummern hatten eine Auflage bis zu sechshunderttausend!

Es war eine künstliche, bezahlte und käufliche Volkstümlichkeit. Der ehrbare Loustalot, der erste Herausgeber der „Révolutions“, druckte an den großen Tagen allgemeiner und aufrichtiger Begeisterung, welche die Morgenröte der Revolution kennzeichnen, bis zu zweihunderttausend Exemplare.

Héberts Melkkuh war Bouchotte, der Kriegsminister.

Einerseits erhielt er soviel Geld von ihm, wie er wollte, um seine Anhängerschaft zu vermehren und sie auf die Armeen auszudehnen. Andrerseits übte er mit dieser auf ihn einen Druck aus und verschaffte seinen Freunden bei ihm Stellungen als Gehilfen, Offiziere, Generale. Ein Ministerium, das (damals) dreihundert Millionen monatlich ausgab, das fünfzigtausend Stellen und Dienstgrade zu vergeben hatte, tausend einträgliche Geschäfte in Verpflegung, Ausrüstung, Waffen und Munition, stellte eine ungeheure Macht dar, die völlig in den Händen der Hébertisten war. An der Spitze des

Ganzen stand der wirkliche Minister Vincent, ein junger Mann von fünfundzwanzig Jahren, ein kleiner Tiger. Als es später Robespierre gelang, ihn in den Käfig zu setzen, war seine Wut so groß, daß er in ein Kalbsherz biß und sich dabei vorstellte, er beiße in das Herz seiner Feinde.

Die Nachsicht gegen diese Elenden, die mehrere Monate währte, war ein Martyrium für Robespierre.

Wütende Narren in ihren Worten, waren sie in ihren Taten äußerst verdächtig. Wenn der Sansculotte Hébert in seinem Wagen zur Kommune, zu den Cordeliers, den Jakobinern oder zum Kriegsministerium gefahren war, setzte er die rote Mütze ab und kehrte aufs Land zurück, zur Villa des Bankiers Koch, den viele für einen Agenten des Auslands hielten. Héberts Frau und er verkehrten dort nur mit früheren Adligen (besonders mit einer Dame von Rochechouart) und der vornehmen Welt von früher. Der pünktlichste Tischgast des Hauses war ein Österreicher, ein sehr zweifelhafter Patriot, Proly, ein Bastard des Fürsten Kaunitz.

Die erste Sorge Robespierres, als er einen zuverlässigen Sicherheitsausschuß hatte, war, diesen Proly verhaften und seine Papiere beschlagnahmen zu lassen.

Er fand zunächst nichts, aber später hat er ihn mit Hébert hinrichten lassen.

Wenn das Ausland Gelder gezahlt hätte, um Unordnung im Kriegsministerium herzustellen, so hätte es gerade so verfahren müssen, wie dort gearbeitet wurde. Jeden Augenblick wechselten alle Generale. Bei den beiden großen Armeen im Norden und am Rhein befehligte buchstäblich jeden Monat ein anderer General.

Bei der ersteren sechs Generale in sechs Monaten: Dumouriez, Dampierre, Beauharnais, Custine, Houchard, Jourdan.

In acht Monaten acht Generale bei der Rheinarmee: Custine, Diettmann, Beauharnais, Laudremont, Meunier, Carlenc, Pichegru, Hoche.

Diese erschreckende Veränderlichkeit genügt für sich allein, um alle Fehlschläge zu erklären.

Nur Rossignol, der unfähige General im Westen, blieb. Ronsin hatte sehr wohl verstanden, daß es, wollte er nach Belieben verfahren, besser für ihn war, nicht an erster Stelle zu stehen. Er brauchte einen Strohmann. Er hatte ganz einfach einen jungen Gendarmen genommen, einen ungebildeten und einfältigen Menschen, früheren Juwelierarbeiter im Faubourg Saint-Antoine, brav, angenehm, ein großer Schwätzer, beliebt in den Klubs. Rossignol, so war sein Name, hatte sich bei der Belagerung der Bastille und

später in der Gendarmerie hervorgetan. Hier war er auf den für ihn geeigneten Posten gestiegen, nämlich den eines Kommandanten oder Obersten eines Gendarmeriekorps. Er war ein gutmütiger Mensch, der gern gut lebte, nicht stolz, kameradschaftlich gegen den Soldaten, sehr nachsichtig gegen die Plünderer; er wurde angebetet. Die Generale hätten ihn gern gehängt; und das war sein Glück. Vor die Barre des Konvents geladen, erschien er wie ein Opfer des Patriotismus. Der Berg schmeichelte ihm und ermutigte ihn, er sah in ihm nichts als seine Tapferkeit und seine Einfalt. Mit wunderbarem Spürsinn ergriff Ronsin die Gelegenheit; er sah, wie sehr Rossignol gefallen hatte und daß man von vornherein entschlossen war, diesem Günstling alles zu verzeihen, daß er selbst in dessen Schatten alles tun könne. Er forderte und erlangte, daß man Rossignol zum Kommandierenden General machte! „Das ist nicht recht von Ihnen," sagte Rossignol selbst, „ich bin nicht verrückt genug, um eine Armee zu kommandieren." Er redete vergeblich, Ronsin schob Rossignol vor und ließ ihn Verbrechen und scheußliche Verrätereien unterzeichnen. Immer geschlagen und immer entschuldigt, gelang es Rossignol niemals, die Vorliebe des Wohlfahrtsausschusses für ihn zu ermüden. Schließlich wurde er seinen Posten für einen anderen los und sagte noch zuletzt: „Ich bin nicht verrückt genug, um eine Armee zu kommandieren."

Konnte Robespierre keine Kenntnis haben von diesem widerlichen Handel im Kriegsministerium, der Frankreich nicht allein nur schädigte, sondern das Land auch ständig am Rand des Abgrunds hielt? Es ist unmöglich, dies zu glauben. Aber etwas anderes lähmte ihn.

Auch er sah einen Abgrund, aber einen, der ihn mehr erschreckte als die Unordnung in der Verwaltung und die Erfolge des Auslandes, den Abgrund der sozialen Auflösung.

Roux, Leclerc und Varlet gaben zusammen den „Ombre de Marat" (Marats Schatten) heraus. Hier war Robespierres Schrecken, hier das, was ihn Hébert verband; denn als ihr Konkurrent kannte Hébert keinen größeren Wunsch, als sie zu vernichten. Als vor dem Fest des 10. August die Föderierten nach Paris kamen, zitterte Robespierre, sie diesem anarchischen Einfluß verfallen zu sehen. Er schob die Witwe Marats vor, die vor dem Konvent Roux und Leclerc anklagte, den Namen ihres Gatten gestohlen zu haben. Die Sache wurde an den Sicherheitsausschuß verwiesen, welcher das Blatt beschlagnahmte und die Herausgeber verhaftete. Eine gewaltsame, beinahe unerhörte Maßregel. Die Gravilliers erhoben ein großes Geschrei für Roux, ihren Redner; Hébert empfing sie in der Kom-

mune, behandelte sie trocken, von der Höhe des „Père Duchesne“ herab und schickte sie gedemütigt nach Hause.

Dazu diente der „Père Duchesne“, und das ist das Geheimnis der großen Geduld Robespierres.

Robespierre hatte kein Blatt. Er konnte sich nur an die Jakobiner halten. Und selbst dort waren die Hébertisten durch Collot d'Herbois und andere sehr stark. Er mußte also Geduld haben, warten, bis sie sich selbst ihr Grab gruben, und die Schmutzerei mitansehen. Sein Verhalten bei den Jakobinern war außerordentlich geschickt. Niemals nannte er Hébert, niemals Ronsin mit Namen. Aber er trat für ihren Minister Bouchotte ein und erfüllte damit ihren größten Wunsch. Er verteidigte auch ihren Rossignol, und zwar gern, denn damit machte er auch sich beim Volk beliebt.

Zu dem Preise konnte Robespierre sich Héberts bedienen, ohne sich dadurch zu beschmutzen. Es konnte der Fall eintreten, daß der Berg sich gegen seinen Aufstieg wehrte, daß Danton wieder Einfluß erlangte. Dann hätte er bei diesem Bluthund Unterstützung gefunden, der in einem Tage sechshunderttausend Menschen auf einmal abtat (das geschah am 4. Oktober).

Bis dahin aber würde Robespierre ihm den Weg verlegen, falls er Danton bedrohte. Daß die Dantonisten und die Hébertisten einander aufrieben, fand er ausgezeichnet; doch Danton selbst aufgeben, das hieß, die Hébertisten so stark machen, daß sie alles an sich gerissen hätten. Das Kriegsministerium besaßen sie bereits; dann hätten sie auch das des Inneren erlangt, das sie sehr begehrten *); so hätten sie das Ministerium des Äußeren und des Inneren gehabt, die gesamte aktive Gewalt. Robespierre ließ es nicht zu.

Die ganze Schwierigkeit der Lage offenbarte sich in den ersten

---

*) Der unfähige Minister des 31. Mai, Garat, war bei den Jakobinern durch eine Reihe geschickter Angriffe zum Wanken gebracht worden, die Kommune setzte ihm zu, auf den Straßen bezeichneten ihn Plakate als Wucherer mit der Hungersnot; er war nur noch ein welkes Blatt, das ein Windstoß abwehen würde. Die Hébertisten, die sein Ministerium bereits zu besitzen meinten, hetzten ihm Collot-d'Herbois auf die Fersen. Collot war gefährlich insoweit er die düstersten Mächte der Revolution vereinigte, den Rausch und den Taumel, die echten oder gemachten Wutausbrüche. Tobend, scherzend, furchtbar fesselte er die Aufmerksamkeit, seit man nie wußte, ob man zittern oder lachen sollte. Unter dem Vorwand eines ihm erteilten Auftrages begibt er sich ins Ministerium und fordert einen Wagen — zu einer Stunde, da er den Minister abwesend weiß. „Warum ist er fortgegangen?“ Er entrüstet sich, tobt, eilt durch die Bureaus, wirft die Türen, entsetzt die Schreiber. Dann verlangt er gebieterisch die Auslieferung eines Schriftstücks. Es war ein recht belangloses Schreiben: eine Reihe Fragen, die Garat an die Departements richtete, um Frankreichs Zustand festzu-

Augusttagen, als auf den Konvent ein wahrer Hagel fürchterlicher Rückschläge und schlechter Neuigkeiten herniederbrach.

Rückschläge, welche die Versammlung ganz persönlich betrafen. Der Berg selbst war zur Grenze gegangen. Zahlreiche seiner Mitglieder hatten mit bewunderungswürdiger Aufopferung ihre bürgerlichen Berufe verlassen und im Juli den Degen ergriffen, waren zur Armee gestoßen und hatten die ganze Verantwortung übernommen, das Glück herausgefordert. Dort hatten sie nichts als Feinde gefunden, die Militärs waren ihnen feindselig, die Manneszucht war untergraben, das Material fehlte, die Kriegsverwaltung war vollkommen unorganisiert, der Minister unbegabt und die Hébertisten waren stets unfähig und häufig voller Niedertracht. Und alles das fiel auf die Abgeordneten zurück. Sie wurden geschlagen, verwundet in Bourbotte, ehrlos gemacht in vielen anderen und gerieten fast unter die Guillotine! In Mainz hielt Merlin aus Thionville die ganze Macht der Preußen auf, schlug sich wie ein Löwe, deckte Frankreich vier Monate lang und mußte sich bei der Heimkehr verhaften lassen. In Valenciennes wehrten sich Briez und ein anderer vierzig Tage lang sowohl gegen den Feind als gegen die Stadt; das Bürgertum wollte die Übergabe und ließ den Pöbel auf sie los. Die Emigranten waren so wütend, daß sie trotz der Kapitulation und trotz der Österreicher ihren Tod wollten. Sie mußten ihre Schärpen ablegen, Soldatentracht anlegen und sich inmitten der Truppen verbergen (28. Juli).

Der Konvent erfährt in den folgenden Tagen, daß er die ganze Nordgrenze verloren hat, daß Cambrai eingeschlossen ist; daß der Rhein verloren, Mainz übergeben, Landau belagert ist, daß der

stellen. Unter anderen fand sich diese: „Wieviel verlieren die Assignate?" Collot läuft zum Konvent, zeigt ihn an, schreit wutschnaubend: „Er wagt anzunehmen, die Assignate könnten Verluste haben! . . . O Verbrechen!" Seine Schauspielkunst verstand es, den Mann erst verhaßt und dann lächerlich zu machen; denn er war überzeugt, wenn der Konvent zu lachen anfing, wenn Garat verächtlich wurde, so war die Sache gewonnen, so war er tot! — Der eilig herbeigerufene Garat stand bleich an der Barre, und je mehr er erbleichte, desto schlechter ging seine Sache. Danton, der den Vorsitz führte, sah, daß Garat erledigt war. Er verließ den Präsidentensitz: „Garat," sagte er, „ist nicht geschaffen, sich je zur Willensstärke, zur revolutionären Höhe aufzuschwingen." Und indem er dem armen Teufel feierlich die Hand auf den Kopf legte, fuhr er fort: „Ich erkläre dich für unschuldig — aus Naturanlage." — Diese große Komödie, die jene Collots übertraf, rettete Garat, der seines Postens ledig war und seinen Kopf behielt. Hébert verlor seine Beute. Das Ministerium wurde einem Freunde Dantons übertragen.

Feind vor den Toren des Elsaß steht; daß zum zweitenmal die siegreichen Vendéer die Loire-Armee vertrieben haben.

Wem sollte man die Schuld geben? Den Abgeordneten gebührte nichts als die Bürgerkrone. Die Rückschläge waren die Folge der allgemeinen Unordnung. Der seit dem 10. Juli neu zusammengesetzte Wohlfahrtsausschuß hatte noch nichts von Bedeutung ausrichten können. Dennoch fürchtete er, verantwortlich gemacht zu werden und warf sich wieder auf die Angeberei: Die Nichtswürdigkeit eines Generals, das Geld des Auslandes, das waren die Begründungen, die der zitternde Barère anführte. Beschuldigungen solcher Art haben bei erregten und mißtrauischen Versammlungen fast stets Erfolg. Barère leistete darin Hervorragendes.

Die Brände in unseren Häfen, die man den Engländern zuschrieb, reizten die Empörung des Konvents aufs äußerste. Er erklärte Pitt zum „Feind der Menschheit". Irgendwer verlangte den Beschluß, es solle jedermann das Recht zustehen, ihn zu töten.

Töten! Das war das einzige Heilmittel, das die meisten für Frankreichs Leiden wußten.

Die Verräter töten! Fast alle Generale wurden abgeurteilt.

Die Könige töten! Die Klubs sprachen von nichts anderem.

Der Konvent ordnete an, die Königin solle gerichtlich belangt werden.

Das Königtum sogar in der Vergangenheit und in den Gräbern töten! Man beschloß für den 10. August die Zerstörung der Grabstätten von Saint-Denis.

Die Girondisten selbst, die man als Freunde des Königtums erachtete, wurden in Acht und Bann getan. Man machte sich den Beschluß Saint-Justs zu eigen, der sie noch vor jeder Rechtsprechung zu Verrätern erklärte. Der unglückliche Vergniaud, der in Paris bewacht wurde und den der Konvent nicht aus den Augen ließ, wurde am gleichen Tage wie Custine, der verdächtig war, den Rhein preisgegeben zu haben, dem Revolutionstribunal überwiesen.

Inmitten dieser zornwütigen Beschlüsse fiel ein einziges vernünftiges Wort, und es war Danton, der es sagte: „Schafft eine Regierung."

Ein paar Köpfe weniger würden die Lage nicht bessern; auch eine Massenerhebung oder das Antreiben undisziplinierter Horden zur Schlächterei würde nichts ausrichten. 1792 war vorbei und die erste Begeisterung ebenfalls. 1793 waren nicht mehr nur Menschen nötig, sondern Soldaten.

Die Frage des Augenblicks, die der 2. Juni nicht hatte lösen

können, und die unglücklicherweise in der Schwebe blieb, war: eine Regierung schaffen.

Bestand denn eine solche oder bestand keine? Beim kleinsten Wort, das man über den Gegenstand wagte, erhoben die Klubs ein großes Geschrei; die Hébert, Vincent und die Freunde Ronsins schworen allen denen Tod, die ein so frevelhaftes Unternehmen beginnen würden. Inzwischen regierten sie selbst in Wirklichkeit; sie hielten das Kriegsministerium und den Sicherheitsausschuß gewissermaßen unter einer Schreckensherrschaft.

Der Ausschuß bestand nur halb. Er wurde erst im November vollzählig. Die tätigsten Mitglieder, Lindet, Jean-Bon Saint-André und Prieur (von der Marne), waren stets abwesend. Anwesend waren zwei Robespierristen, Couthon und Saint-Just, denen zwei Dantonisten (die bald austraten), Hérault und Thuriot, das Gleichgewicht hielten. Der unentschiedene Barère schwankte nach rechts oder links, je nachdem die Angst ihn trieb.

Dieser Ausschuß mußte, da er bisweilen zum Handeln gezwungen war, feste Gestalt annehmen. Robespierre trat am 27. Juli gegen seinen Willen ein; so sagte er selbst, glaube ich. Er verstand es besser, den Ausschuß von außen zu beherrschen als selbst dazuzugehören. Dazu kam, daß er mehr ein Mensch autoritativen Ansehens als Regierungsmann war, daß er geeigneter war, Einfluß auszuüben als Geschäfte abzuwickeln.

Indem der Ausschuß Robespierre verpflichtete, als Mitglied einzutreten und seinen Namen zu geben, tat er den ersten Schritt zur Freimütigkeit. Man verlangte, er solle den zweiten tun.

Hier die Form, unter der Danton seinen Antrag wagte: „Macht den Wohlfahrtsausschuß zur vorläufigen Regierung; die Minister sollen nur die Agenten dieser Regierung sein; gebt ihnen die Verfügung über fünfzig Millionen."

Mit anderen Worten: der Ausschuß, die Regierung von Rechts wegen, sollte tatsächlich Regierung werden und die ganze Verantwortung übernehmen. Und damit diese Verantwortung ungeteilt bleibe, soll sie nicht mehr zwischen dem Ausschuß und den Ministern hin- und hergeschoben werden; die Monarchie der ministeriellen Gewalt, welche den Ausschuß lähmt und zum Handeln nicht mehr fähig ist, soll fallen.

Was seit zwei Monaten Nützliches und für die öffentliche Wohlfahrt Wirksames geschehen war, war ohne die Minister, ohne den Ausschuß geschehen.

Allein, ohne Unterstützung vom Zentrum, hielt Nantes die Vendée

in Schach, sogar trotz des Zentrums, welches Canclaux absetzte, den ausgezeichneten Befehlshaber von Nantes.

Allein, ohne Hilfe des Zentrums, organisierte Dubois-Crancé die Kräfte der Bergpartei, welche den Südosten im Zaume hielten und Lyon von den Alpen abschlossen; alles geschah, wie er selbst erklärt, ohne und gegen den Ausschuß.

Allein, nur durch seine persönliche Tüchtigkeit und seine Mäßigung, setzte Robert Lindet die Beruhigung der Normandie fort. Und der Ausschuß vermochte nichts anderes als, um den Hébertisten zu gefallen, den halbverrückten Carrier dorthinzuschicken.

Diese halben Anstrengungen hatten genügt, weil das Kriegsgewitter über Mainz und Valenciennes schwebte. Jetzt entlud es sich; und der Augenblick war gekommen, entweder eine einheitliche und starke Regierung zu schaffen oder unterzugehen.

Entschlossen mußte der Ausschuß die Führung übernehmen und erklären, er sei die Regierung; statt zu gehorchen, mußte er befehlen, durfte sich nicht mehr im Schlepptau ziehen lassen, sondern mußte in die Vorhut gehen, einen Entschluß fassen und im Namen des Vaterlandes alle Welt mitfortreißen. Das wurde nicht bloß gesagt, sondern fest begriffen und tief gefühlt.

Es war der Schrei des Herzens und der Vernunft.

Couthon, Robespierres Freund, wartete diesmal dessen Meinung nicht ab, sondern erklärte, er unterstütze Danton.

Saint-André, Cambon und Barère gaben dieselbe Erklärung ab, nur wollten sie keine Gelder in Verwaltung geben.

Robespierre sagte, der Vorschlag erscheine ihm unklar; er forderte Vertagung und setzte sie durch.

„Ihr fürchtet die Verantwortung," sprach Danton zu ihnen. „Denkt daran, daß ich alle revolutionären Maßregeln auf mich nahm, als ich Mitglied des Staatsrates war. Ich sagte: ‚Es lebe die Freiheit, wenn auch mein Name untergeht!'"

Das war ein ernster Aufruf. Ihn durfte man nicht vertagen.

Was würde geschehen, wenn das vorausgesehene Ereignis, das entscheidende und tödliche Ereignis (das man in der Tat am 7. erfuhr) sich zu verwirklichen begann: die Vereinigung der Engländer mit den Österreichern zum Marsch auf Paris?

Da Frankreichs Lage so auf dem Spiele stand, so mußte auch, scheint's, der Sicherheitsausschuß sich selbst aufs Spiel setzen, mußte die Macht ergreifen, die zu ergreifen man ihn bat, mußte die Hand aufs Kriegsministerium legen, Bouchotte verjagen oder ihm den Kopf zurechtsetzen, mußte Hébert, Vincent und Ronsin die

Stirn bieten, all den bellenden Hunden, die nach Frankreichs Blut lechzten.

Robespierre hielt die Sache noch nicht für durchführbar.

Wie sollte man in einer Regierung, die auf die öffentliche Meinung angewiesen war, ohne die Presse bestehen? Und diese war seit Marats Tode in Héberts Hand.

Man hätte keinen Erfolg gehabt. Man hätte die einzige moralische Autorität in Gefahr gebracht, die der Republik blieb. Diese Autorität bestand nur unter der Bedingung, daß sie sich untätig verhielt. Hébert war nicht reif für den Tod.

Also tat Robespierre nichts. Er nahm an den Sitzungen teil, hörte zu, schrieb.

Fünf bis sechs Stunden täglich war er im Konvent und ebenso lange bei den Jakobinern. Im August wurde er Vorsitzender beider Versammlungen.

Die Nächte blieben ihm für seine Reden.

Er hatte noch Zeit zu Beschäftigungen, die man philosophische oder akademische nennen könnte; er las zum Beispiel in der Versammlung das Werk Lepelletiers über Erziehung und hörte ein ganzes Buch Garats über die Lage mit an.

Alle, die ein Gefühl besaßen für die Gefahren oder wenigstens Furcht hatten, waren bestürzt über diese Untätigkeit des ersten Mannes der Republik. Viele waren empört darüber.

Danton sagte ganz frei heraus: „Dieser Esel ist nicht einmal fähig, ein Ei zu kochen."

Der alte Freund und Kamerad Robespierres, Camille Desmoulins, der so viel dazu beigetragen hatte, Robespierre noch bei seinen Lebzeiten zum Gott zu machen, verletzte in einer boshaften Broschüre den neuen Ausschuß, indem er gleichzeitig den alten foppte; er berührte fein den Knotenpunkt der Lage, daß nämlich weder im Konvent noch im Wohlfahrtsausschuß auch nur ein Mensch das Kriegsministerium überwachte: „Als Mitglied des Kriegsausschusses," sagt er, „war ich überrascht, daß unser Ausschuß feierte. Und da man erklärte, daß es im Wohlfahrtsausschuß eine Abteilung für den Krieg gäbe, so ging ich vier Tage hintereinander dorthin und war noch überraschter, als ich feststellte, daß diese Abteilung aus drei Mitgliedern bestand, von denen das eine krank und das andere abwesend war; das dritte hatte seine Entlassung genommen." Da das dritte, der frühere Oberst Gasparin, sich weigerte, den Posten anzunehmen, so trat Robespierre für ihn ein, hatte also die Stelle des einzigen militärischen Ausschußmitgliedes inne.

Dieser Stand der Dinge war empörend. Man brauchte einen Menschen und hatte nur einen Gott.

Als ein Volksverein (am 2. August) die Büsten Lepelletiers und Marats bei den Jakobinern aufstellte, sprach der Vorsitzende dieser Tage die merkwürdigen Worte: „Zwischen Marat und Lepelletier muß ein leerer Platz bleiben für die Büste des großen Mannes, der aufstehen wird, um der Heiland der Welt zu werden." — „Ja," sagte der Schlächter Legendre, „aber nur dann, wenn er ebenfalls erstochen wird."

GESCHICHTE DER FRANZÖSISCHEN REVOLUTION

VON JULES MICHELET

BAND 8

DIE ANARCHIE
DER SCHRECKENSHERRSCHAFT



GUTENBERG-VERLAG CHRISTENSEN & CO.
WIEN HAMBURG ZÜRICH

Zwanzigstes Kapitel

Das Fest des 10. August 1793

Die Föderierten vom 10. August 1793. — Eröffnung des Louvre und des Museums der französischen Denkmale. — Charakterisierung der verschiedenen Parteien. — Größe und Schrecken im Fest des 10. August. — Die unheilvolle Wirkung. — Zynische Zwischenfälle. — Die Gipskolosse.

Das Fest des 10. August war eine große Volksschau, eindrucksvoll und scharf gekennzeichnet durch den düsteren Charakter des Augenblicks, der Gefahr, des verzweifelten Widerstandes, den man vorbereitete, und der Schreckensgesetze, die ihre Spitze gegen den Feind kehrten. Es war kaum ein Fest. Die Annahme der Verfassung, diese rührende Tatsache des in einem Gedanken sich einigenden Frankreich, hatte nur eine nebensächliche Wirkung.

Der Wohlfahrtsausschuß hatte eine verhängnisvolle Nachricht erhalten. Die verbündeten Heere operierten nicht mehr für sich, sondern marschierten zusammen, und die Aussichten des Widerstandes wurden unendlich klein. Die Nordarmee hatte ihre Rettung nur einem geschickten Manöver verdankt; sie war seitwärts ausgebogen, hatte aber die Straße nach Paris freigegeben. Paris war ungedeckt; das Fest fand sozusagen unter den feindlichen Kanonen statt.

Das Lied des Tages war der „chant du départ“, nicht mehr die Marseillaise, die tief menschliche Hymne der Bruderlegionen, sondern ein durchdringendes Trompetensignal, der Schrei des Kriegsschreckens, der über Europa hereinbrach und es zwanzig Jahre lang in Blut tauchte.

Zum erstenmal sah man ein anderes Volk, und man konnte die große Veränderung ermessen, die sich in den Sitten und den Zuständen vollzogen hatte. Dem vertrauenden Volk der großen „Verbündungen“, dem begeisterten Volk des großen Kreuzzuges, des „Ausmarsches von 1792“, ist ein anderes gefolgt. Die neuen Föderierten waren wenig glänzend, aber ernst, bescheiden gekleidet, Männer der Arbeit und der Pflicht; sie brachten keinen Schmuck mit, sondern einfach ihre Opferwilligkeit, brachten ihre Arme, ihr Leben für die große Sache dar. Das Volk von Paris war nicht weniger ernst, mit Ausnahme des Gesindels, das sich bei jedem öffentlichen Fest berufen fühlte, die allgemeine Freude darzustellen.

Das Mißtrauen regierte. Die Föderierten waren nicht wenig über-

rascht gewesen, als man sie kurz vor Paris durchsuchte. Man fürchtete, sie möchten gefährliche Papiere und föderalistische Zeitungen mitbringen. Wie sehr mit Unrecht! Diesen braven Leuten lag nichts anderes am Herzen, als die Einigkeit Frankreichs.

Die Kommune fürchtete für die Sitten und die Börsen der Gäste. Sie hatte den öffentlichen Dirnen bedeutet, nicht auf den Straßen zu erscheinen. Man fürchtete noch mehr für die politische Rechtgläubigkeit. Die Kommune bemächtigte sich der Gäste, umgab sie mit brüderlicher Liebe, führte sie zum Konvent, zu den Jakobinern, und wohin sie wollten. Im Konvent empfingen sie den Bruderkuß. Die Jakobiner brachten sie während des ganzen Aufenthaltes in ihrem eigenen Saale unter und berieten gemeinsam mit ihnen.

Der Konvent hatte keine Kosten gescheut, damit das große Volk, das bei dieser wichtigen Gelegenheit in Paris zusammenströmte, einen unauslöschlichen Eindruck mit heimnahm, damit dies Volk das Vaterland spürte und seine große Bewegung auf Frankreich übertrug.

Er opferte eine Million zweihunderttausend Franken für das Fest.

Er eröffnete zwei große Museen.

Das eine, das man Museum der Völker nennen kann, ist das allgemeine „Musée du Louvre“, wo jedes Volk durch seine Kunst, durch unsterbliche Gemälde, vertreten ist.

Das andere, das den Namen „Museum Frankreichs“ führen konnte, das „Musée des Monuments français“, war ein unvergleichlicher Schatz von Skulpturen, die aus Klöstern, Palästen und Kirchen zusammengetragen waren. Eine ganze Welt historischer Toter hatte bei dem gewaltigen Ruf der Revolution ihre Kapellen verlassen und sich in dies neue Tal Josaphat begeben. Hier waren sie seit gestern, noch ohne Sockel, oft schlecht aufgestellt, aber keineswegs ungeordnet. Im Gegenteil, zum ersten Male herrschte unter ihnen eine bedeutsame Ordnung, die wahre, die einzige Ordnung, die Ordnung nach Zeitaltern. Die nationale Fortdauer war hier wiedergegeben. Frankreich sah sich endlich selbst in seiner Entrüstung; von Jahrhundert zu Jahrhundert und von Mann zu Mann, von Gruft zu Gruft konnte es gewissermaßen seine Gewissensprüfung anstellen. „Wer bin ich?“ sagte Frankreich. „Was ist mein sozialer und religiöser Grundsatz?“ Jede Partei hätte die Frage verschieden beantwortet. Anders wäre die Lösung der Cordeliers ausgefallen als die der Jakobiner; anders die Robespierres als die Dantons; Clootzens anders als die Chaumettes, der Kommune von Paris. Diese entgegengesetzten Einflüsse bekämpften sich sichtbar bei dem Fest. Der Festredner David, Robespierres Mann, hatte nichtsdestoweniger im all-

gemeinen die Anregung der Kommune befolgt. Diese selbst gab die Losungen. Sie verbreitete über das ganze Fest einen Hauch vom Geiste der Cordeliers.

Der Einfluß Robespierres ist offenbar untergeordnet; das „Höchste Wesen“ der Verfassung erscheint hier nicht. Und anderseits haben die Cordeliers, vielleicht, um der jakobinischen Auffassung entgegenzukommen, ihren Gott verborgen, die „Vernunft“, die sie bald wieder zeigen sollten, und ihren Heiligen verborgen, Marat. Merkwürdig! Sie haben gerade das angebetete Herz vom Freunde des Volkes an den Gewölben ihres Saales aufgehängt und lassen nun die Gelegenheit vorübergehen, dem vereinten Frankreich die Reliquie zu zeigen.

Da die grundsätzliche Einigkeit nicht vorhanden war, so hatte das Fest wenigstens eine Art historischer Einigkeit. Es war gleichsam eine Geschichte der Revolution in fünf Akten.

Das Ganze war kalt, gewaltsam, gezwungen und nichtsdestoweniger erhaben.

Die Gefahr und selbst die Anstrengung, die man überall spürte, verlieh dem Ganzen eine wahre Größe.

David war die verkörperte Anstrengung. Darin war er der Ausdruck seiner Zeit*). Ein Künstler, vom großen Orkan aufgerüttelt, ein mühseliges und gewalttätiges Genie, das sich selbst eine Qual war, trug David in seiner wirren Seele die Kämpfe und Erschütterungen, in denen die Schreckensherrschaft jäh aufschoß.

Dieser Prometheus von 1793 nahm Ton und formte daraus drei Götter, drei riesenhafte Statuen: die Natur auf den Ruinen der Bastille; die Freiheit auf der Place de la Révolution; das Volk als Herkules, wie es die Zwietracht, das heißt den Föderalismus niederwirft, auf der Place des Invalides. Dazu kam ein Triumphbogen auf

*) Die Kunst suchte sich selbst, wie jene Zeit sich selbst suchte. Ihre Macht schlief noch in drei Kindern: Gros, Prudhon, Géricault. Der König von damals war David. Was die Mühe für die Kraft ist, das war David für Géricault. — Als Schüler eines Architekten und nicht eines Malers richtete David seine Blicke zuerst auf Marmorstatuen, auf starre Linien, deren Strenge er beibehielt. Zwei Dinge haßte er zutiefst und lag im Kriege mit ihnen: erstens die Natur, die schlaffe Natur des achtzehnten Jahrhunderts, zweitens die Künste seiner Zeit. Er ließ seine Schüler Ball werfen gegen Bilder von Boucher und Lebrun. Er hätte Watteau guillotinieren lassen, wenn der noch gelebt hätte, und forderte, daß man wenigstens die Porte Saint-Denis zerstörte. — Dieses gewalttätige Genie wurde von seiner Natur zu anatomischen Studien getrieben, wie es Michelangelo geschehen war. Aber um den Tod zu fühlen, muß man zunächst das Leben fühlen. David ging in der antiken Kunst auf, der Marmor hielt ihn, unglücklicherweise

dem Boulevard des Italiens, schließlich der Altar des Vaterlandes auf dem Champ de Mars: das waren die fünf Haltestellen.

Die Steine der Bastille waren noch nicht fortgeschafft. Auf diesem wirren Chaos schuf man einen Springbrunnen. Die Natur, ein Gipskoloß, sprudelte aus hundert Brüsten das Taufwasser der Wiedergeburt in ein Becken. Jeder Stein trug Trauermale, Stimmen der Bastille, Seufzer von Gefangenen, alte Leiden. Der Vorsitzende des Konvents, der schöne Hérault de Séchelles, ein liebenswürdiger Mensch und bei allen Parteien beliebt, kam an der Spitze des Festzuges und schöpfte in einen alten Kelch das lebendige Wasser, das von den ersten Strahlen des Morgens funkelte. Er führte den Kelch an seine Lippen und reichte ihn den sechsundachtzig Greisen, welche die Fahnen der Departements trugen! Sie sagten: „Mit dem Menschengeschlecht fühlen wir uns wiedergeboren.“ Sie tranken, und die Freudenschüsse dröhnten.

Darauf setzte der Zug seinen Weg fort durch die Boulevards; die Jakobiner waren an der Spitze und die Volksvereine. Das gefürchtete Banner der großen Gesellschaft, auf dem ein helles Auge in Wolken abgebildet war, zog dahin und schien zu sagen: Die Revolution sieht und hört dich.

Dahinter schritt der Konvent, ohne besondere Tracht, von einem dreifarbigen Band umgeben, das von den Föderierten gehalten wurde. Das Volk schien so seine Versammlung gleichsam zu umarmen, zusammenzuhalten und einzuschließen.

Es folgte ein ungeheures Durcheinander aller Behörden, untermischt mit dem Volke: die Kommune, die Minister, die revolutionären Richter mit schwarzem Federbusch inmitten von Schmieden, von Webern und Handwerkern aller Art. Der Arbeiter trug als Schmuck sein Werkzeug. Die einzigen Gefeierten des Festes waren die Unglücklichen; die Blinden, die Greise und Findelkinder wurden

---

nicht die griechische Bildhauerei, sondern die Antike der Dekadenz. — Merkwürdig! Jedesmal, wenn er sich vergaß, wenn er seiner Hand Freiheit ließ bei irgendeiner Zeichnung oder einem Bilde, ohne daran zu denken, daß er David war, so zeigte es sich, daß er ein großer Meister war. Das Geheimnis bestand in folgendem. Es steckte ein sehr großer Maler in ihm, aber um ihn gab es eine Schule. Er fühlte sich durchaus verantwortlich vor dieser gelehrigen Menge. Er war allzusehr Lehrer. Die Schreckenszeit, die Bewunderung und Freundschaft für Robespierre, sein damaliges Königtum in den Künsten haben sein Genie zurückgehalten. Er fühlte es unklar, und er litt darunter. Dieses Leiden machte ihn grausam. Es befruchtete ihn in gewissem Sinne, und es lähmte ihn. Die von ihm gehaßte Natur rächte sich wie eine von ihrem Gatten mißhandelte Frau; sie liebkoste in einem heimlichen Winkel den kleinsten seiner Schüler und schuf mit einem Kuß Prudhon.

auf Wagen gefahren, die Säuglinge in ihren weißen Wiegen. Zwei Greise, Mann und Frau, wurden von ihren Kindern an der Hand geführt.

Ein Karren war mit Szeptern und Kronen beladen. Eine Urne auf einem Wagen enthielt die Asche der gefallenen Helden. Man sah keine Trauerfarbe; acht weiße Pferde mit roten Federbüschen zogen den Wagen, und helle Fanfarenklänge durchdrangen die Luft. Die Verwandten der Toten gingen dahinter, ohne Tränen und die Stirn mit Blumen bekränzt.

Ein Gegenstand war nicht vorhanden, aller Augen suchten ihn, er hatte im Juli 1792 die Aufmerksamkeit stark gefesselt. Man sah hier nicht mehr jenes mit Trauerflor verhüllte Schwert der Gerechtigkeit, das damals von zypressenbekränzten Männern getragen wurde. Denn im August 1793 war dies Schwert allerorts. Allerorts spürte man es. Man brauchte es nicht mehr zu zeigen.

Als man auf der Place de la Révolution angekommen war, zu Füßen der Freiheit, an der Stätte, wo noch am Tage vorher das Schafott stand, ließ der Präsident den Karren mit den Kronen umstürzen und legte Feuer daran. Dreitausend Vögel wurden freigelassen und flogen zum Himmel. Zwei Tauben flohen in die Kleiderfalten der Freiheitsstatue. Welch sanftes Vorzeichen! In welchem Gegensatz stand es zu der furchtbaren Wirklichkeit!

Beim Invalidendom stürzte der Volk-Herkules den Drachen des Föderalismus von einer Felsspitze hinab und erwürgte ihn. Beim Champ de Mars zog der ganze Zug unten an der Gleichheitsstatue vorbei und stieg auf den heiligen Berg. Dort übergaben die sechsundachtzig Greise dem Vorsitzenden jeder seine Pike; dieser band die Piken zusammen und vollzog die Verbindung der Departements. Er stand auf dem Gipfel; der Altar dampfte von Weihrauch; der Präsident verlas die einstimmige Annahme des neuen Gesetzes. Und die Freudenschüsse dröhnten.

Eine große Stunde! Hier wurde zum erstenmal ein Reich auf der Grundlage der Gleichheit errichtet!

Am äußersten Ende des Champ de Mars war ein Trauertempel erbaut. Dorthin begab sich der Konvent vom Altar aus und stellte sich unter den Säulen auf; alle entblößten die Häupter und lauschten dem Vorsitzenden, der die edlen Worte sprach: „Teure Asche, heilige Urne, ich küsse euch im Namen des Volkes."

Die Menge zerstreute sich im ersten Abenddämmer, lagerte sich auf dem gelbwerdenden Augustgras und verzehrte familienweise das spärliche Mahl, das sie mitgebracht hatte. Alle kehrten ordentlich und friedlich zurück in die Mauern von Paris, in die Nacht und den

Schlaf. Und doch! Für wieviel Menschen war dies Fest das letzte! Ihm folgte die Kommune; wie wenige von ihnen sollten am 10. August 1794 noch leben! Wieviele vom Konvent würden bald ihren Platz in jener Totenurne erhalten, die der schöne Mann mit den sanften Worten, Hérault de Séchelles, Dantons unschuldiger Schatten, an sein Herz gedrückt hatte! Danton, Hérault, Desmoulins, Philippeau hatten noch acht Monate zu leben; Robespierre und Saint-Just kein Jahr mehr.

Mehr als ein Vorgang verdunkelte das Fest.

Die Freude war nicht gleichmäßig gelassen. Die einen waren ernst und unruhig; die anderen gewaltsam zynisch-lustig, sie zwangen sich zum Lachen. Nirgendwo spürte man die Ungezwungenheit des Volkes.

Es war ein Festordner der allgemeinen Freude vorhanden, aber dieser Festordner bewies in gewissen Einzelheiten keine genügende Achtung vor seinem eigenen Glauben. David hatte auf dem Boulevard des Italiens, in dieser engen Straße, einen kleinen Triumphbogen errichtet für die Frauen des 5. Oktober, die den König und das Königtum von Versailles nach Paris zurückführten. Siegreich saßen sie dort auf den erbeuteten Kanonen. Der Maler hatte für diesen dramatischen Effekt schöne Frauen gewählt und zweifellos kühne und freche Modelle verwandt. Damit war alles verdorben. Am 5. Oktober (und das macht die Größe des Tages aus) hatten sich Mütter von ihren weinenden Kindern losgerissen, hatten ihre hungernden Kleinen verlassen und mit Löwenmut mit der Person des Königs den Überfluß nach Paris zurückgebracht. Dieser große Vorgang durfte nicht von öffentlichen Dirnen dargestellt werden.

Wenn bei einer solchen Darstellung die Schönheit allein eine Rolle spielen sollte, wo blieb dann die schöne Théroigne, die furchtlose Lütticherin, die an diesem denkwürdigen Tage das flandrische Regiment für die Frauen gewann und die Waffe des Königtums zerbrach? Ach! Sie war selbst zerbrochen, gezeichnet und entehrt — im Mai 1793 — man hatte sie als Irre in die Salpêtrière gebracht! Zwanzig Jahre siechte sie dort dahin, unversöhnlich, tobend über soviel Schmach, über soviel Undankbarkeit.

Noch jemandem war das Fest keine Feier: Dem, der es beschlossen hatte, dem Konvent. Der kluge und feine Festordner hatte in der Vereinigung der Bevollmächtigten des Volkes dessen Verbrüderung symbolisieren wollen; die Versammlung sollte also ohne Abzeichen erscheinen, als Volk unter Volk, und ein von den Abgesandten der Urwählerversammlung gehaltenes, dreifarbiges Band sollte sie einschließen. So erschien der Konvent wie am Leitseil. So leicht auch dies Band war, es erinnerte nur allzu bitter an die kürzliche Demü-

tigung der Versammlung, an ihre Gefangenschaft vom 2. Juni. Als Ludwig XVI. zur Feier des 14. Juli 1792 geführt wurde, sagte ein Schriftsteller von ihm: „Er sieht aus wie ein Schuldgefangener." Aber der König war wenigstens nicht gefesselt. Der Konvent hingegen trug seine Fessel sichtbar; man hatte ihm nicht einmal den Anblick seiner Ketten erspart.

Man war so unklug, die drei nur vorläufig aufgestellten Kolosse auf ihren Plätzen stehen zu lassen. David hatte durchaus nicht den Sinn für das Kolossale, besaß nicht die einfachen starken Formen, die diesen großen Dingen zukommen. Diese Statuen waren zwar ungeheuer, aber nichtsdestoweniger dürftig und kalt in ihrer klassischen Nüchternheit. Man setzte sie ungeschickterweise im Freien der Verwaschung durch den Herbstregen aus; sie machten bald einen abscheulichen Eindruck in diesem Klima. Die Freiheit so verkommen zu Füßen des Schafotts zu zeigen, das war in der Tat ein Verbrechen, ein gegenrevolutionäres Verbrechen. Die Menge begann, sie zu hassen, sah nichts mehr in ihr als einen Moloch, der Menschen verschlang. Ein verdrießliches Bild ergriff von der Seele Besitz und verleumdete die Freiheit in den Herzen. Während diese bei Wattignies, bei Dünkirchen und Fleurus jung, stark und unüberwindlich blühte, entsetzte sie hier zu Hause, häßlich und verfallen, die Blicke.

Einundzwanzigstes Kapitel

Die Regierung bildet sich Carnot (August 1793)

Die Engländer und Österreicher marschieren vereint auf Paris (8. bis 18. August 1793). — Barère bewirkt den Eintritt Carnots in den Wohlfahrtsausschuß (14. August). — Widerstand Robespierres. — Robespierre klagt den Ausschuß des Verrates an.

Der Koalitionskrieg änderte den Charakter. Aus einem kalten politischen Krieg drohte er ein wütender Kreuzzug der Rache und des Fanatismus zu werden. Der Geist der Emigranten riß die Generäle Englands und Österreichs wider ihren Willen mit sich. Die Instruktionen ihrer Regierungen befahlen ihnen, für sich zu kämpfen. Die glühenden Bitten, die heißen Tränen der Emigranten, die sich ihnen zu Füßen warfen, beschworen sie, vereint zu kämpfen. Von Wien und London schrieben die Minister: „Füllt euch die Hände, besetzt feste Plätze." Aber die Emigranten bestürmten York und

Koburg, baten und flehten und drängten sie nach Paris. Die Minister verlangten Dünkirchen und Cambrai. Die Emigranten zeigten ihnen von fern den Temple. „Die Revolution ist ohnmächtig, sie flaut ab," erklärten sie. „Nun müht sie sich schon drei Monate, ohne eine gute Regierung errichten zu können. Rückt also vor. Jetzt oder niemals."

Die Emigranten liefen Gefahr, zu siegen und damit zu ihrer ewigen Schande das Vaterland zu vernichten. Maistre hat ihnen zugerufen: „Ach, ihr Unglückseligen! Beglückwünscht euch, daß ihr vom Konvent geschlagen worden seid! Hättet ihr denn in ein zerstückeltes und verheertes Frankreich gewollt?"

Valenciennes hatte sich selbst dem Feinde preisgegeben und war ein eigenartiger Herd des Fanatismus geworden. Die Verräter, welche die Stadt öffneten, hätten gerne gesehen, daß unsere Abgeordneten durch das Volk getötet wurden; die Emigranten stellten sich an den Ausgängen auf, um die Abgeordneten zu ermorden. Ein ganzes Heer von Priestern war zurückgekehrt, Mönche aller Art, mehr, als es im alten Frankreich gegeben hatte.

Am 3. August fand eine große Beratung statt. Und hier gab York nach; gegen soviel dringende Bitten und gegen die Erregung, die in der Luft lag, konnte er seinen Widerstand nicht länger behaupten. Er steckte seine Instruktionen in die Tasche und vereinigte sich mit den Österreichern. Der General wurde ein Ritter und begann den Kreuzzug.

Dieser gute York, ein Bruder des Königs von England, maß sechs Fuß, war tapfer, aber schwach von Charakter. Er pflegte (wenn er bei seiner Geliebten speiste) nach dem Diner zehn Flaschen Claret zu trinken. Die schönen royalistischen Damen in Valenciennes verliebten sich in ihn und waren hinter ihm her; der arme Riese konnte sich nicht wehren. Das englische Gold war ebenfalls in Wogen hereingeströmt und trieb die Begeisterung auf die Spitze. Alle Welt, bis in die kleinsten Krämerläden hinab, schwor, nur dieser große Mann, der gute Herzog von York, könne das Königtum retten. York sagte schließlich wie die anderen: „Or now, or never: jetzt oder niemals."

Da setzte sich die ungeheure Masse der vereinten englischen und österreichischen Armee in Bewegung und wälzte sich gen Süden. Die Holländer kamen hinter ihnen. An der Spitze ritt die glänzende Kavallerie der Emigranten, funkelnd und wütend, mit ihren Richtern und Henkern, die den Konvent richten sollten.

Man glaubte, die Flut würde in Cambrai halt machen. Keineswegs. Es ging weiter. Die vorgeschobenen Abteilungen drangen auf Saint-Quentin. Wir räumten eiligst La Fère. Zwischen dem Feinde

und Paris stand nichts mehr. Die schwache Nordarmee, die um vierzig- oder fünfzigtausend Mann weniger betrug als man glaubte, war froh gewesen, sich nach links in eine gute Stellung werfen und dem Feinde ausweichen zu können.

Würde Frankreich widerstehen, und wer würde den Widerstand leiten? Es war, als fürchtete jeder eine solche Verantwortung. Man fand Leute, bereit, dem Feuer der Batterien zu trotzen. Aber man fand keinen, der der Presse und den Klubs trotzen wollte.

Der Wohlfahrtsausschuß war am 1. August vor dem gewichtigen Namen „Regierung" zurückgeschreckt, den Danton ihn anzunehmen aufforderte. Er verweigerte alles, wollte weder die Diktatur noch den gesetzlichen Zustand, die republikanische Verantwortung.

Wo war nun diese Verantwortung? Überall und nirgends. Die Minister lehnten sie ab. Die Abgeordneten in Mission konnten sie nicht übernehmen in ihrem Kampf mit den Ministern. Alle Welt klammerte sich an ein Wort, das von allen wiederholt wurde und sehr falsch war: „Der Konvent regiert."

Was tun? Diese verhängnisvolle Täuschung zerstören, den Konvent erneuern, ihn veranlassen, für den Zwischenzustand eine vorläufige Regierung zu schaffen? Die neue Nationalversammlung wäre noch schlimmer gewesen; die Regierung hätte den Angriffen der hébertistischen Presse nicht zwei Tage lang standgehalten.

Der Konvent hatte am 24. Juni beschlossen, da die Verfassung einmal angenommen worden sei von den Departements, so würde er den Zeitpunkt festsetzen, zu welchem die Urwählerversammlungen einberufen werden sollten.

Das girondistische Frankreich baute auf diesen Beschluß, und nur um diesen Preis hatte es für die Verfassung gestimmt. Nantes hatte dies laut erklärt. Lyon, Marseille, Bordeaux befanden sich in vollem Widerstande. Wenn man sie versöhnen wollte, so mußte man zwar nicht den Konvent auflösen, aber eine Garantie bieten, daß man ihn eines Tages auflösen würde, daß der Konvent nicht ewig bestehen bleiben wolle.

Das war die Ansicht der versöhnlich Gesinnten, der Dantonisten.

Lacroix stellte am 11. August den Antrag: der Konvent wolle beschließen — nicht die Einberufung der Urwählerversammlung, sondern eine vorläufige Erhebung über die wahlberechtigte Bevölkerung. Das war eine geschickte und verzögernde Maßregel, die beruhigend wirkte, ohne etwas zu verderben.

Und, mochte sie noch so aufschiebend sein, sie mahnte die autoritative Körperschaft, daß sie nicht ewig war und ihre Trägheit abschütteln mußte. Sie machte es dem Wohlfahrtsausschuß möglich,

über sein Sein oder Nichtsein zu befinden, seine Rolle als müßiger König aufzugeben, endlich zu handeln und zu wagen, wenn er nicht mit dem Konvent selbst hinweggefegt werden wollte.

Die Drohung tat ihre Wirkung.

Am gleichen Tage, dem 11. August, begann der Ausschuß, ernsthaft tätig zu sein. Von nun an trat er ganz anders auf; ohne Rücksicht auf Bouchotte und seine Beschützer, die Hébertisten, wagte er, das Kriegsministerium fest in die Zügel zu nehmen. Er entsandte Carnot mit allen Vollmachten, um die Nordarmee zu leiten.

Was machte den Ausschuß so verwegen und ließ ihn seine Furcht überwinden? Die größere Furcht vor der Vereinigung der verbündeten Armeen und vor der bevorstehenden Rache der Emigranten.

Der besorgteste Mann des Ausschusses (und zwar der einzig Besorgteste) war Barère. Er hatte am meisten Verständnis für die Gefahr und am meisten Kühnheit, sie zu vermeiden. Vor der Wahl zwischen dem hébertistischen Dolch und dem royalistischen Galgen entschied er sich, dem letzteren zu trotzen.

Barère war der offizielle Lügner des Ausschusses. Jeden Morgen stampfte er auf der Rednertribüne mit einem Streich ganze Armeen aus dem Boden (gegen die Vendée zum Beispiel vierhunderttausend Mann in vierundzwanzig Stunden). Aber er selbst beruhigte sich in der wirklichen Gefahr nicht mit diesen erträumten Armeen.

Seine Besorgnis sagte ihm klar, daß die Mittel Dantons zu spät und die Mittel Robespierres gar nicht wirksam werden würden. Danton war für die „Massenaushebung", er wollte die Nation mobil machen; diese riesenhafte Aufgabe konnte erst im November bewältigt sein (als wir bereits gesiegt hatten). Robespierre schlug lediglich vor, „die Verräter zu bestrafen" und damit ein warnendes Beispiel zu geben.

So verfahren, das hieß den Feind und den Tod erwarten, wie der römische Senat auf den kurulischen Sesseln. Dazu hatte Barère keine Lust.

Alle Führer der Revolution hatten einen edlen und einsichtigen Standpunkt, der immer wahrer werden wird und dem wir in Zukunft allmählich immer näher kommen werden: Jeder Mensch besitzt Fähigkeit für alles. Ein aufrichtiger Patriot muß angesichts der Gefahr in seinem Herzen die Erleuchtung finden, die seinem mangelnden Wissen zur Hilfe kommt, den zweiten Blick, um das Vaterland zu retten. Sie verachteten durchaus die Besonderheit, das Handwerk, die Technik.

Barère, dessen Gefühl für die Erhaltung des Bestehenden ihn scharfsichtiger und dem Tatsächlichen zugewandter machte als

andere, zauderte nicht, in einer Krankheit, die tödlich zu wirken drohte, den Arzt zu rufen. Er schenkte nicht ohne weiteres irgendeinem Menschen sein Vertrauen. Er berief Carnot und Prieur von der Côte d'Or.

Es bedurfte bei dieser Wahl tatsächlich eines zweiten Blickes. (Die Furcht verleiht ihn bisweilen.) Carnot hatte nichts Besonderes, das ihn der Vorliebe Barères empfahl.

Er war offenbar ein ehrlicher Mensch. Barère war es nicht, wenn er auch nicht unehrlich war.

Carnot hatte sich bei Missionen ausgezeichnet, nützliche Arbeit ohne Aufsehen geleistet.

Im Konvent war er bekannt durch die Beschlüsse über die Herstellung von Piken und die Aufhebung unnützer Stellen.

War ferner dadurch bekannt, daß er im Jahre 1792 die Arbeiten im Montmartre-Lager geleitet hatte, über die sich die Militärs lustig machten.

Er war sehr arbeitsam und eifrig und arbeitete freiwillig im alten Wohlfahrtsausschuß.

Als Genieoffizier hatte er bei Furnes Entschlossenheit gezeigt und selbst ein Gewehr genommen.

Er war der beste Mann von der Welt, jung und schon verheiratet, pünktlich; jeden Tag begab er sich eiligen Schritts von der Rue Saint-Florentin (wo er schlief) zu den Tuilerien, in den Ausschuß, wo er die alten Mappen Grimoards durchsuchte, des Vertrauten Ludwigs XVI., des Generals am grünen Tisch.

Die Grundlehre Grimoards, Carnots und vieler anderer war, mit großen Massen zu handeln. Diese allgemeinen Sätze erweisen ihren Wert nur durch die Anwendung. Ein einziger hatte ihn bisher angewendet: Friedrich der Große; im Siebenjährigen Krieg wie ein Wolf von der Meute seiner Feinde umstellt, hatte er blitzschnell und brüsk große Massen bald hier, bald dort zusammengezogen, allen Feinden die Stirn geboten und sie alle, jeden einzeln, geschlagen.

Friedrich, den die Not zwang, leicht beweglich zu sein, führte in den Krieg und in die Wissenschaft um Kriege jene ursprüngliche und einfache Idee ein, welche die Natur jedem gefährdeten Wesen lehrt.

„Was also tun?" fragte Barère. — „Den großen Friedrich nachahmen. Am Rhein alles Entbehrliche zusammenraffen, um die Nordarmee zu verstärken, und mit dieser einen großen Schlag führen."

War denn die Lage dieselbe? Friedrich wurde von Frankreich und Österreich lebhaft und hartnäckig verfolgt, aber viel weniger

von Rußland. Er konnte die Russen zu Zeiten vernachlässigen, um den beiden anderen entgegenzutreten.

Es war zweifelhaft, ob man 1793 ebenso ungestraft den Rhein vernachlässigen konnte. Die Preußen brauchten endlich Mainz nicht mehr zu belagern und hatten sich mit den Österreichern vereinigt. Ihre Armeen brachen zugleich auf einer ungeheuren Front vor und bedrohten die Grenze. Die Bevölkerung entfloh aus den Städten des Elsaß. Die Rheinarmee trat den Rückzug an und wich langsam. Wenn sie nicht erlag unter der gewaltigen Masse des vorrückenden Deutschland, so verdankte sie das nicht ihren alle paar Tage wechselnden Generälen, den Custine, Beauharnais und ihren Nachfolgern; sie verdankte es einigen Unterführern, den Desaix und Gouvion Saint-Cyr, die in der Nachhut geduldig und gewissenhaft täglich große Opfer brachten, um der Armee immer noch einen Tag Freiheit für den weiteren Rückzug zu verschaffen.

Wie lange hätten sie das fortsetzen können, wenn Österreich von den Preußen ernsthaft unterstützt worden wäre?

Warum handelte Preußen so schlaff? Weil es die Teilung Polens abwarten wollte.

Heute wissen wir es. Aber Carnot wußte es nicht. Er handelte, wie er es für richtig hielt, und wagte seinen Kopf. Sein kühner Vorschlag, unsere Armeen am Rhein und an der Mosel um fünfunddreißigtausend Mann zu schwächen, erfolgte in demselben Augenblick, da die Preußen die Armee der Verbündeten um vierzigtausend Mann verstärkten! Welch eine Quelle von Anklagen, wenn Carnot keinen Erfolg hatte! Keiner der damals guillotinierten Generäle hätte so sicher als Verräter gegolten, wie er. Selbst wir würden noch heute in Verlegenheit sein, eine feste Meinung über die Sache zu äußern.

Carnot war heldenmütig; er setzte sein Leben und sein Andenken aufs Spiel. Selbst Barère, das muß man zugeben, hatte eine verwegene Stunde, als er Carnot vor den Ausschuß stellte. Sein Kopf stand ebenfalls in Frage.

Nicht nur bei der Armee griff man zu einem außergewöhnlich energischen Mittel, sondern auch in Paris; der Ausschuß entschloß sich endlich, den großen Schritt zu tun, vor dem er sich immer gescheut hatte: sich Bouchotte unterzuordnen, der Tyrannei der Hébertisten zu trotzen und das zu werden, was Danton verlangte, eine Regierung.

Im Ausschuß saßen zwei Dantonisten, Hérault und Thuriot, die Barère zweifellos ihre Unterstützung liehen, damit der Ausschuß eine Regierung würde. Couthon, der so lebhaft für Dantons Wort

eingetreten war, wird seinem Wort vielleicht auch noch in dieser Lage gefolgt sein. Saint-Just endlich liebte die Kühnheit; so wenig geneigt er der Person Carnots war, ich möchte wetten, daß er Carnots Ausweg zustimmte.

Die Schwierigkeit bestand darin, Robespierre zum Widerstand gegen die hébertistische Presse zu veranlassen, zum Angriff auf das Kriegsministerium, zur Aufhetzung der Meute des Père Duchesne. Es handelte sich hier nicht um Parteien und Meinungen, es handelte sich um Geld. Als man zwei Militärs, Carnot und Prieur, zur Aufsicht über den ganzen Kriegsapparat berief, kam ein wenig Licht in das Geheimnis der Verwaltung. Robespierre rechnete zweifellos damit, eines Tages alles aufzudecken und die Schelme in die Enge zu treiben. Aber noch waren diese sehr stark. Sie konnten, wenn es ihnen eines Tages beliebte, sechshunderttausend Mäuler gegen ihn loslassen, wie sie es im Oktober mit Danton gemacht hatten. Und hätten sie keinen offenen Angriff gewagt, so würden sie im stillen gegen ihn gearbeitet haben; das große moralische Ansehen Robespierres, seine führende Stellung in der Revolution hatte sich in fünf Jahren allmählich gebildet und war nun umfassend geworden; aber er war leicht verletzlich, wie der Ruf einer Frau, der bei der geringsten Verdächtigung verliert.

Eine andere Gefahr. Carnot war nicht Jakobiner, und er war niemals zu bewegen gewesen, die Jakobiner zu besuchen. Würde sich nicht die Jakobinergesellschaft in dieser Angelegenheit mit den Hébertisten gegen den Ausschuß zusammentun?

Robespierre besaß eine instinktive, vielleicht hellseherische Abneigung gegen das Militär. Er haßte den Säbel. Man könnte sagen: er fühlte, daß die Freiheit durch die Nationalkrankheit Frankreichs, die Bewunderung des Säbels, untergehen würde.

Freilich konnte Barère dieser Abneigung mit der sehr wenig militärischen Persönlichkeit Carnots begegnen. Der sah aus wie ein Priester und hatte ein einfaches und bescheidenes, ganz bürgerliches Wesen. Die glänzenden Draufgänger der Kaiserzeit konnten sich später von ihrem Erstaunen nicht erholen, als sie sahen, daß der berühmte Leiter der vierzehn Armeen der Republik, der „Organisator des Sieges“, der den Sieg nicht nur organisierte, sondern ihn auch persönlich bei Wattignies erfocht, blaue Strümpfe und eine kurze bürgerliche Hose trug.

Bei all dem gab es einen Umstand, der es zweifelhaft machte, daß Carnot Robespierre nicht genehm war: Carnot hatte gegen den 31. Mai protestiert. Andere hatten es zwar ebenso gemacht, aber später widerrufen. Carnot beharrte in seinem Kult der Gesetzmäßig-

keit. Daher machte er auch seinen großen Fehler im Fructidor, wo er aus Achtung vor dem Gesetz beinahe die Republik untergehen ließ und die Gerechtigkeit geopfert hätte.

Carnot erzwang den Zutritt zum Ausschuß, aber es blieb eine unheilbare Feindseligkeit unter den Mitgliedern. Robespierre tröstete sich niemals über die Erfolge Carnots. Er hielt ihn für zu nachsichtig, für wenig standhaft. Er vermutete (mit Recht), Carnot gebrauche in seinen Büros nützliche, aber wenig republikanisch gesinnte Männer. Bisweilen fand man ihn, die Augen auf Carnots Karten geheftet, traurig, mit Tränen in den Augen; er beklagte sich bitter über seine eigene Natur, über seine militärische Unfähigkeit. Es lag nicht an ihm, wenn man nicht glaubte, daß ein Hilfsbeamter im Kriegsministerium, ein gewisser Aubigny, fast allein die Bewegungen der Armeen leitete, und daß man diesem unsere Siege verdankte.

Wie groß auch Robespierres Widerstreben war, das unter anderen Umständen alles gehemmt hätte, bei der dringenden Gefahr kehrte sich der Ausschuß nicht daran, sondern sandte am 11., abends, Carnot mit Vollmachten zur Nordarmee. Am 14. teilte er ihm Prieur von der Côte d'Or zu.

An eben diesem Abend des 11. begab sich Robespierre geradenwegs vom Ausschuß zu den Jakobinern. Sei es, daß jede Rücksichtslosigkeit gegen sein Empfinden ihm als Verrat an der Republik erschien, sei es, daß seine düstere und krankhafte Einbildungskraft ihn tatsächlich glauben machte, seine Kollegen seien Verräter, sei es schließlich, daß er sich vor Preußen fürchtete und sich die Hände reinwaschen wollte von einem so verwegenen Streich gegen die Hébertisten: er häufte böse Schmähungen auf seine Kollegen, und zwar ganz unerwartet und plötzlich am Schluß einer Rede, die etwas anderes erwarten ließ.

Es zeigte sich, daß der Präsident der Jakobiner den Vorsitz recht gelegen dem Manne abgetreten hatte, der zweifellos am meisten Interesse daran hatte, daß die Anzeige Robespierres erfolgreich war. Hébert war es, der präsidierte und der mehr als einmal den von Murren unterbrochenen Redner stützte, ermutigte.

Robespierre sprach eine Zeitlang über den Text: „Immer noch ist es Dumouriez, der unsere Armeen befehligt; wir sind verraten, verkauft." Er ereiferte sich gegen Custine, den man gerichtlich belangen und bis aufs äußerste verfolgen solle: „Er hat dreihunderttausend Franzosen umgebracht; und er wird freigesprochen werden, dieser Brudermörder! Er wird das ganze Menschengeschlecht ermorden und bald gibt es nur noch Tyrannen und Sklaven."

Er sah, daß die Jakobiner erregt und zornig waren, da brach er jäh ab: „Die wichtigste meiner Betrachtungen wäre mir fast entgangen. Entgegen meiner Neigung in den Wohlfahrtsausschuß berufen, habe ich Dinge gesehen, die ich nicht einmal zu vermuten wagte. Mitten im Ausschuß selbst sind Verräter, die gegen die Interessen des Volkes Ränke schmieden . . . Ich werde mich vom Ausschuß lossagen . . . Ich will nicht als unnützes Glied einer Versammlung hinfaulen, die untergehen wird . . . Folgt man dem Antrag nach Auflösung des Konvents, so vermag nichts die Republik zu retten . . . Man will dem gereinigten Konvent die Abgesandten Pitts und Koburgs zur Nachfolge geben."

Die Zeitungen — selbst die, welche Robespierre sehr günstig gesinnt waren — verraten uns nicht den Schluß dieser absonderlichen Rede. Hérault und Lacroix verlangten, der Konvent solle sich dazu äußern. Hérault erinnerte daran, daß am 10. August die Befugnisse des Wohlfahrtsausschusses erloschen seien. Lacroix forderte, der Ausschuß, welcher das Vertrauen der Nationalversammlung genieße, solle für die Dauer eines Monats wieder eingesetzt werden. Der Konvent genehmigte nicht nur die Wiedereinsetzung, sondern gab dem Ausschuß in den folgenden Tagen Beweise eines uneingeschränkten Vertrauens, indem er ihn unter anderem nötigte, die fünfzig Millionen anzunehmen, die er am 1. August zurückgewiesen hatte.

Das war das Verhängnis einer so zugespitzten Lage. Trotz des Schreckens der Presse, trotz Robespierres andauernden Widerstandes gegen eine verantwortliche Regierung setzte die Notwendigkeit die Regierung ein. Der im September ergänzte Ausschuß wurde unfreiwillig zum König.

Zweiundzwanzigstes Kapitel

Die Massenaushebung Sieg von Dünkirchen (11. August—7. September 1793)

Begeisterung der Föderierten; sie reißen die Jakobiner mit fort. — Danton schürt die Begeisterung der Föderierten. — Frankreich erscheint als ein militärisches Volk. — Durch die Belagerung von Mainz gewann es die Achtung Europas zurück. — Hatte Custine Verrat geübt? — Carnot glaubt gleich Custine, daß Preußen nicht kraftvoll vorgehen wird. — Carnot versteht Jourdan, Hoche und Bonaparte. — Sieg von Dünkirchen.

„Das französische Volk erhebt sich gegen die Tyrannen!“ so lautet die Inschrift auf den Bannern der requirierten Bataillone. Sie faßt die gewaltige Anstrengung von 1793 zusammen.

Die Anregung gebührt weder der Versammlung, noch dem Wohlfahrtsausschuß, noch der Kommune. Die kläglichen Ergebnisse, die die seit vier Monaten versuchten Massenaushebungen in der Vendée gehabt hatten und noch immer hatten, erweckten allgemein den Glauben, daß diese Maßnahme wenig zweckmäßig sei.

Das war es, was Robespierre am 15. August bei den Jakobinern sagte, und was auch Chaumette sagte. Diese gewaltige Bewegung stellte sich den Hébertisten entgegen, die bislang Herren des Krieges gewesen waren. Sie wagten nicht, sich aufzulehnen. Hébert sprach nicht, ließ aber Chaumette reden.

Die Kommune hatte, als sie die zum Feste hergesandten Föderierten bei den Jakobinern unterbrachte, etwas ganz anderes getan, als sie beabsichtigt hatte. Statt daß die Föderierten der jakobinischen Politik folgten, wurden vielmehr die Jakobiner von der Begeisterung der Föderierten mitgerissen. Diese, die Blüte der Patrioten, vom ergriffenen Frankreich abgesandt, vom Konvent herzlich begrüßt, waren von Paris berauscht, vom Fest und der öffentlichen Gefahr aufgerüttelt; sie entrissen die jakobinische Gesellschaft der Besonnenheit ihrer bisherigen Führer. In einer glühenden Atmosphäre, bei der unbedingten Ergebenheit des Volkes, der Bewaffnung und dem Abmarsch von fünfundzwanzig Millionen Mann, als ganz Frankreich zum Helden wurde, erschien dieser große und poetische Gedanke höchst einfach. Royer, Pfarrer von Chalon-sur-Saône, wollte noch überdies, daß die zu sechs und sechs zusammengeschlossenen Adligen in erster Reihe dem Feuer des Feindes ausgesetzt würden. So wurde also die Massenaushebung

bei den Jakobinern mit solcher Begeisterung und Tatkraft aufgenommen, daß Robespierre nicht mehr zu widersprechen wagte; er beauftragte Royer, die Adresse an den Konvent zu verfassen.

Alle Arbeit unterbrechen, die Felder unbestellt lassen, die ganze soziale Tätigkeit vertagen, das war etwas Neues; die Versammlung fühlte die Verpflichtung, das gründlich zu bedenken. Der Wohlfahrtsausschuß folgte der Anregung, die er durch weitgehende Maßnahmen dämpfte. Danton aber bestand darauf, er machte sich auch diesmal noch zum Redner und zur Stimme der Volksbewegung. Er machte sie sich zu eigen. Er faßte alle wichtigen Maßnahmen zusammen und ließ dafür abstimmen.

Danton war ein zu positiver Geist, um daran zu glauben, daß diese gigantische Operation zur rechten Zeit erreicht sein werde. Und tatsächlich wurden die beiden Siege, die unsere Rettung waren (7. September, 16. Oktober), mit anderen Mitteln gewonnen, mit völlig ausgebildeten Truppen, die man der Nordarmee zuführte. Doch die Aushebung trug darum nicht weniger zum Siege bei, durch ihre hervorragende moralische Bedeutung. In jenen denkwürdigen Schlachten hatten unsere Soldaten das Bewußtsein von dieser ungeheuren Nachhut, von einer ganzen Nation, die sich erhoben hatte, um ihnen beizustehen; sie hatten nicht die Masse des Volkes neben sich, aber seine Kraft, seine Seele, seine lebendige Gegenwart, die Gottheit Frankreichs. Das Ausland erkannte, daß es nicht mehr eine Armee war, die zuschlug: an der Wucht der Schläge erkannte es das ganze Volk.

Hier ist der Wortlaut des Erlasses:

„Alle Franzosen befinden sich in Aushebung . . . die jungen Leute werden in den Kampf ziehen; die Verheirateten werden Waffen schmieden und die Verpflegung besorgen; die Frauen verfertigen die Zelte und pflegen die Verwundeten; die Kinder bereiten Charpie; die Greise haben die Krieger anzufeuern, ihnen den Haß gegen die Könige, ihnen die Einigkeit der Republik einzuprägen."

Das sprach zum Gefühl, vermittelte den großen Gedanken der Massenerhebung. Die moralische Wirkung war da. Ein Artikel gab der Sache praktische Einteilung: „Die unverheirateten Bürger von achtzehn bis fünfundzwanzig Jahren rücken als erste aus."

Wer würde die Aushebung vornehmen? Die Gemeinden? Die Ministerialbeamten? Da wäre es nicht besser gegangen als mit den dreihunderttausend Mann, die im März bewilligt worden waren und deren Einziehung fast kein Ergebnis gezeitigt hatte.

Danton bekundete die starke und edle Gesinnung, sich auf ganz Frankreich zu verlassen. Nun, waren nicht diese braven Föderierten

der Urwählerversammlungen gegenwärtig die besten Vertreter Frankreichs, sie, die von Paris ergriffen und über sich selbst hinausgehoben, die im Feuer des 10. August gehärtet waren? Robespierre wollte nicht, daß man sich auf sie verlasse. Er hatte bei den Jakobinern gesagt, man könne solche Machtbefugnis nicht in unbekannte Hände legen. Danton dagegen verlangte, daß die Versammlung ihnen eine Gewalt, eine tatsächliche Mission übertrage, sie unter der Leitung der Abgeordneten mit der Aushebung betraue. „Dadurch allein," sagte er, „werden Sie der Bewegung eine heilige Einigkeit verleihen." Die Sache wurde tatsächlich beschlossen.

Die Schmieden auf den öffentlichen Plätzen, die blitzschnellen Werkstätten, in denen täglich tausend Gewehre hergestellt wurden, die Glocken, die aus ihren Türmen herabstiegen, um mit dröhnenderer Stimme dahinzudonnern, die Särge, aus denen man Kugeln goß, die Höhlen und Keller, in denen man nach Salpeter wühlte — Frankreich, das seine Eingeweide bloßlegte, um dem Feinde beizukommen: alles das ergab ein gewaltiges Schauspiel.

Dennoch ein ungleich anderes Bild als das von 1792, das mehr eine geschlossene, ernste und entschlossene Handlung gewesen war, als eine begeisterte Erhebung. Der schöne Name des Jahres 1792, der leuchtend am Himmel steht, ist der des freiwilligen Ausmarsches, der Name der „Kriegsfreiwilligen". Und das Wort für 1793 lautet düster und bedeutsam „Aushebung".

Gleichviel! Dieses Volk, das man für leichtfertig hält, zeigt sich hier stark wie das Geschick. Das Ausland hatte gesagt: „Warten wir, bis der Rausch verebbt . . . Morgen werden sie mutlos sein und von selbst den Degen sinken lassen." Und ganz im Gegenteil, zum ersten Male zeigt das Volk wahrhaft militärischen Geist, erweist sich gleichermaßen heldenhaft. Das sah man zunächst bei Mainz. Der Degen, den man den Händen des Volkes entgleiten zu sehen meinte, es faßt ihn fester, es hebt ihn zum Herzen. Treulich begleitet er es bis an den Nil. Wie sehr es auch seine Glieder versprengt, er bleibt ihm treu, der Degen, er geht aus der Hochflut seiner Ideen und seiner Glaubenskämpfe heil hervor . . . O Volk! Bist du denn nichts als ein Degen?

Die Diktatur des Volkes lag in den Händen der von ihm erwählten Föderierten unter Leitung der Abgeordneten. Würden diese Föderierten, einfache Leute (und viele darunter Landleute), wohl die entschiedene, schnelle und wirksame Macht und das Ansehen besitzen, um die große Sache durchzuführen, nicht nur die Mannschaften auszuheben, sondern auch die Armee zu verpflegen, die Beschlagnahme aufzuerlegen. Würde man nicht Schreckmittel brauchen?

Um sie unnütz zu machen, mußte man davon reden. Das besorgte Danton wundervoll: „Mögen sie es sich gesagt sein lassen, die Reichen, die Egoisten, daß wir Frankreich nicht eher aufgeben, als bis es verwüstet und niedergemäht ist! . . . Mögen sie wissen, daß dann sie die ersten Opfer sein werden! . . . Unglückselige! Ihr werdet durch die Sklaverei weit mehr verlieren als ihr zur Verteidigung der Freiheit hingeben könntet." — „Kein Erbarmen mehr!" sagte er ein andermal. „Die Verschwörer sollen unter dem Schwert des Gesetzes verenden!"

Ein Ereignis konnte Hoffnung einflößen. Die Belagerung von Mainz hatte, wie auch ihr Ausgang sein mochte, Frankreichs Ansehen in Europa eigentümlich gehoben. Wer hätte wohl geglaubt, daß diese verlassene, von gewaltigen Schanzen umschlossene Festung unter dem Feuer der fürchterlichsten Artillerie, vor sich die preußische Armee, die erste Europas, und den König von Preußen in Person, der hier seine Ehre einsetzte — wer hätte geglaubt, daß diese Garnison sich vier Monate halten würde? Das Bombardement war entsetzlich. Kléber sagte: „Ich lebte dort wie unter einer Feuerkuppel."

Die Generale Kléber und Dubayet gaben sich mit der Abwehr der Angriffe nicht zufrieden, sondern machten kühne Ausfälle und hätten eines Nachts beinahe den König mitten aus seiner großen Armee herausgeholt. Merlin von Thionville, der Volksvertreter, kämpfte in allen diesen Ausfällen „wie ein Löwe"; auch dieses Wort ist von Kléber.

Der berühmte Meunier von der Akademie der Wissenschaften, General des Geniekorps, wurde unglücklicherweise bei einem Nachtgefecht, als er eine unserer Kolonnen führte, getötet. Die Preußen waren voll Bewunderung für dieses heldenmütige Heer und gaben ihm einen Beweis von Achtung und soldatischer Kameradschaftlichkeit, indem sie während der Bestattung der Gefallenen das Feuer einstellten und somit an Frankreichs Trauer teilnahmen.

Am 26. April gab Custine, General unserer Rheinarmee, der Festung, für die er nichts tun konnte, die Ermächtigung zur Übergabe. Es wurde heldenmütig abgelehnt.

Dieser bewunderungswürdige Widerstand leistete Frankreich, leistete der Republik den ungeheuren Dienst, daß sie aus Achtung anerkannt und in die europäische Familie aufgenommen wurde; sogar die Könige zollten ihr Achtung.

Wenn die Unseren den Widerstand aufgaben, so geschah es aus Menschlichkeit. Sie hatten versucht, die unnützen Esser hinauszuschaffen; als sie aber sahen, wie jene zurückgetrieben wurden und

zwischen das Feuer der beiden Armeen gerieten, hatten sie nicht das Herz, sie umkommen zu lassen, ließen sie wieder ein und mit ihnen die Hungersnot. Schließlich aber mußte man sich ergeben, denn die Lebensmittel gingen aus. Hätte man sich bis zum letzten Tage gehalten, so ergab man sich auf Gnade und Ungnade und lieferte dem Feind die Kerntruppen einer ruhmvollen Armee aus: sechzehntausend unserer besten Soldaten, welche die Vendée niedergeworfen hatten.

Sie alle, die Mainz verließen, hatten ein Anrecht auf die Bürgerkrone. Infolge der lächerlichen Bezichtigung Montants und anderer verhaftete man die Führer; man wollte Kléber und Dubayet den Prozeß machen. Merlin ließ den Konvent erröten. Übrigens schien der Schlag gerade ihm, als dem Freund Dantons, zugedacht gewesen zu sein.

Man brauchte ein Todesopfer. Es war Custine. Gewiß, er war nicht schuldlos, dennoch hatte er keinen Verrat geübt.

Custine, ein Aristokrat nach Anschauung und Charakter, ein strenger Befehlshaber, hatte Kellermann und andere ungerecht verklagt. Er hatte die deutschen Patrioten keineswegs geschont, so daß er sogar dem Präsidenten des Mainzer Konvents mit Erhängen drohte! Das allein verdiente exemplarische Bestrafung.

Zuerst hatte er als Vertreter des Offensivgeistes trotz Dumouriez sehr gefallen. Da aber die Offensive fehlschlug, war er gleich jenem Diplomat geworden. Er nahm Rücksicht auf die Preußen und machte sich anheischig, die Garnison von Mainz zur Übergabe aufzufordern.

Irgendwelchen Beistand hätte er der Festung kaum leisten können.

Bei der Unordnung, in welcher die Armee sich befand, stand alles auf dem Spiele. Er hätte nicht einen Schritt gegen die Preußen vornehmen können, ohne daß Österreich Vorteil daraus zog und der aufbrausende Wurmser das Elsaß in der Flanke angriff und überrannte.

Custine wagte nicht, sich zu verteidigen. Er wagte nicht zu äußern, was Gossuin am 13. August dem Konvent gesagt hatte, was Levasseur und Bentabole noch Ende September schrieben: „Das Kriegsministerium tut nichts, um unsere Armeen zum Losschlagen instandzusetzen."

Er sprach das nicht aus. Er fürchtete die Klubs und die Presse. Die Aburteilung wurde beschleunigt. Man fürchtete ungemein — und zu Unrecht —, die Armee würde für ihn Partei ergreifen. Paris war sehr erregt. Die Geschworenen wurden mehrfach von Royalisten ausgepfiffen und von den Jakobinern bedroht. Custine starb am 27. August, am gleichen Tage, an dem die Royalisten Toulon dem Feinde auslieferten.

Die Handlungen, deren Custine verdächtig war, entsprangen einem im Grunde richtigen Gedanken, den der Baseler Frieden bestätigen sollte. Daß nämlich Preußen gegen Frankreich weniger Haß hegte als gegen Österreich. In den ersten Julitagen hatte Preußen an die französische Republik geschrieben, um die Gefangenen auszutauschen. Von allen Mächten war es die, deren Lostrennung von der Koalition am leichtesten zu erhoffen war.

Das war eine handgreifliche Wahrheit, von der Carnot sich leiten ließ. Er glaubte, Preußen werde spät vorgehen, und er wagte eine Sache, durch die er sich ebenso schuldig machte wie Custine — hätte der Erfolg ihn nicht reingewaschen: er erkühnte sich, die ohnedies allzu schwache Rheinarmee zu schwächen.

Er sagte sich, die Koalition sei ohne gemeinsame Idee. Das bewahrheitete sich.

Die Einigkeit der Engländer und Österreicher währte alles in allem vierzehn Tage, vom 3. bis zum 18. Am 18. kam ein Schreiben Pitts, das York von Koburg trennte. Er schrieb: „Ich will Dünkirchen".

Die gleiche Spaltung ereignete sich am Rhein. Am 14. August erschien in den Blättern der Akt, durch den Rußland sich halb Polen zuerkannte. Preußen beanspruchte ebenfalls seinen Teil, und noch länger als zwei Monate schob es am Rhein die Mitwirkung hinaus, die Österreich und die Emigranten von ihm erwarteten. Carnot hatte also recht. Das erwies sich noch vor dem ersten Büchsenschuß.

Der Ausschuß bewies ihm rückhaltloses Vertrauen. Er erreichte es, daß der Konvent den Ministern untersagte, den Armeen jene Agenten zuzusenden, welche die Tätigkeit der Volksvertreter lahmlegte. Ein kühner Streich, der entschieden das Ministerium herabsetzte. Die Hébertisten wagten nicht, Lärm zu schlagen, doch ließen sie Robespierre reden. Er verteidigte ihren Minister und beklagte bei den Jakobinern das vom Konvent verabschiedete Gesetz (23. August).

Carnot hatte die Nordarmee in unbeschreiblicher Verfassung gefunden. Fast alles Material war ihr ausgegangen. Es gab weder Proviant noch Ausrüstung, weder Kleidung noch Train; die Verwaltung mangelte vollständig. Das ist das Bild, welches Robert Lindet davon entwirft, der im November ankam und die Dinge in demselben Zustand fand; es gelang ihm, diese ganze Bewegung neu zu organisieren und zusammenzufassen.

Das Offizierskorps war äußerst ungleich. Man fand Gute und Schlechte. Inmitten dieser ungeordneten Truppen gab es hier und

dort lebendige, erstaunliche Kräfte, Männer von militärischem Geist, wie es sie nie gegeben hatte und nie wieder geben sollte. Allerdings noch alle in den unteren Rangklassen verborgen. Es ist eine Seite von Carnots Ruhm, den klaren, wohlwollenden Blick gehabt zu haben, um diese einzigartigen Männer herauszufinden, und gelegentlich erhob er sie aus den unteren Reihen in die obersten.

Welch wundersame Sehergabe des Patriotismus! Dieser Mann liebte das Vaterland so sehr, der Wunsch nach Frankreichs Rettung lag ihm so brennend am Herzen, daß er aus jenem Haufen, der den anderen nichts verriet, mittels des zweiten Gesichts die Helden erkannte, herausfühlte!

Sein erster Blick gab ihm Jourdan.

Beim zweiten Hinschauen fand er Hoche.

Beim dritten Bonaparte.

Hoche, damals noch einfacher Offizier, befand sich in Dünkirchen. Jourdan, Brigadegeneral, war draußen, in der Armee Houchards, und bei ihm Männer, deren Andenken geblieben ist; ein tollkühner unerschrockener Held, Vandamme; auch Leclerc, der zum Schwager des Kaisers wurde. Carnot schrieb ihnen am 20.: „In militärischer Hinsicht ist die Sache nebensächlich; doch Pitt hat Dünkirchen für England nötig. Es geht um Frankreichs Ehre."

Man verstand. Carnots Plan ging dahin, die Engländer zwischen der von ihnen belagerten Stadt, einem großen Sumpf und dem Meere zu fangen. Ein ausgedehntes Garn, in das die Beute von selbst hineingegangen war. Im Hintergrunde lag die Stadt Furnes. Sie befand sich in Händen der Engländer; nahm man sie aber ebenfalls, so war das Netz zugezogen.

Der Kampf währte vierundzwanzig Stunden, die französische Armee erhielt lebhafte Unterstützung aus der Festung, von der Hoche Ausfälle machte. Hondschoote, ein vorgeschobener Posten der Belagerer, wurde genommen und zurückgenommen. Einen Augenblick hatten wir den Sohn des Königs von England in Händen. Der Abgeordnete Levasseur, dem ein Pferd unter dem Leib fortgeschossen wurde, machte wieder wett, was Houchard durch seine Langsamkeit, sein Zögern verschuldete. Jourdan, Vandamme und Leclerc zwangen die Engländer, sich über die Dünen zurückzuziehen. Der Herzog von York hob die Belagerung auf und trat in guter Ordnung den Rückzug an. Alle Welt war entrüstet; Houchard hat es mit seinem Leben bezahlt. Man sieht indessen, daß tatsächlich ein so schwer errungener Erfolg, der einer vierundzwanzigstündigen wütenden Anstrengung zu danken war, ein Erfolg, der nicht so weit ging, den Feind in regellose Flucht zu schlagen, nicht leicht auszunutzen war. York

schien in einem Netz gefangen; doch nochmals: man besaß Furnes nicht, den Ort, der das Netz begrenzte.

Dieser Sieg, vollkommen oder nicht, brachte die Wendung. Die plötzlich aufgehobene Belagerung Dünkirchens, fünfzig zurückgelassene Kanonen, der Rückzug eines Eliteheeres, der englischen Armee, der so leicht vom Meere her hätte Hilfe kommen können, alles das war von ungeheurer Wirkung auf den Standpunkt Europas.

Das Glück wandte sich um. Man war gerührt, dieses Frankreich, das ein für allemal zur Ohnmacht und Ratlosigkeit verdonnert gewesen schien, einen so starken, so sicheren Schlag führen zu sehen. Man vermutete, was sich als Tatsache erwies: Es hatte bereits eine Regierung.

In Paris sagte man kein Wörtchen. Wer war besiegt worden? Die Engländer noch weniger als die Hébertisten, die unvorsichtigen Leiter des Kriegsministeriums.

Sie waren die Herren der Klubs, der Sektionen, der Kommune, aller leitenden Stellen der Öffentlichkeit. Selbst bei den Jakobinern herrschte ein allgemeines Einverständnis, so wenig als möglich eines Erfolges Erwähnung zu tun, der für die Alliierten, mit denen man schonend umging, so unerquicklich war.

Dreiundzwanzigstes Kapitel

Royalistische Verschwörungen Toulon (August—September 1793)

Die Royalisten liefern Toulon den Engländern aus. — Ihr unvorsichtiger Jubel in Paris.

Die großen Verteidigungsmaßnahmen waren bewilligt. Würden auch die Schreckensmaßnahmen notwendig werden, um jene zu stützen, zu verwirklichen? Danton hatte den Donner gezeigt, hatte sein Grollen hören lassen, aber nicht den Blitz geschleudert.

Würde das den Föderierten verliehene Recht der Beschlagnahme von Lebensmitteln und Ausrüstungsgegenständen für die Armee ausgeübt werden? Würde die sofortige Eintreibung der rückständigen Lieferungen zusammen mit den neuen für die ersten Monate von 1793 vor sich gehen? Das war die Frage.

Es war sehr zu befürchten, daß die Reichen Dantons Drohung nicht ernst nehmen würden, nachdem den Dantonisten so viele nachsichtige Handlungen vorgeworfen wurden. Furchtbar in Worten und

in den allgemeinen Maßnahmen, waren sie schwach und nachgiebig in Einzelfällen. Sie waren es, die sich seit dem 10. August an der Spitze der revolutionären Bewegung befanden. Diese wäre ihnen sehr leicht unter den Händen zerronnen, hätte nicht ein unvorhergesehener Umstand sie angetrieben und (eine erstaunliche Tatsache) durch eben die „Maßvollen" die Gesetze des Schreckens schaffen lassen.

Dieses Wunder wurde gerade durch die Royalisten bewerkstelligt, gegen die es gerichtet war. Sie waren es, die durch einen ungeheuerlichen Akt von Verrat den Funken ins Pulverfaß warfen und dem republikanischen Frankreich einen solchen Wutanfall brachten, daß die „Maßvollen" den Triumphwagen des Schreckens selber vorwärts stoßen mußten, um nicht selber davon zermartert zu werden.

Am 27. August, als die Engländer versuchten, Dünkirchen zu erobern, lieferte man ihnen dreihundert Meilen entfernt Toulon aus.

Toulon, der erste Hafen Frankreichs, ungeheure Arsenale, zahllose Speicher voll kostbarer (in der gegebenen Lage unersetzlicher) Hölzer, ein gewaltiges, unter der Regierung Ludwigs XVI. angehäuftes Material, unsre für den italienischen Krieg vereinigten Flotten, unzählige Handelsschiffe, denen man die Rückkehr nach Marseille verlegt hatte, schließlich noch Befestigungen, Schanzen, Batterien, die sehr leicht durch Verrat zu nehmen gewesen waren; wie aber sollte man sie mit Gewalt zurückerobern? Die Engländer halten fest, was sie haben. Beispielsweise Gibraltar und Calais. Sie hatten Calais zweihundert Jahre behalten, ohne daß man es ihnen entreißen konnte. Mit Toulon und Dünkirchen besaßen sie ein zweites Calais; Frankreich war doppelt gezügelt und geknebelt. Nun war die Zerstückelung kaum mehr nötig. Es war günstiger für sie, uns einen kleinen König zu geben, der ein englischer Präfekt sein mußte.

Am 2. September überbrachte Soulès, ein Freund Chaliers, der aus dem Süden kam, die verhängnisvolle Botschaft von Toulon nicht dem Wohlfahrtsausschuß, sondern geradenwegs der Barre des Konvents. So war man sicher, daß die Nachricht nicht unterdrückt wurde.

Die Sache konnte dem Ausschuß den Hals brechen und den Marineminister möglicherweise auf die Guillotine bringen. Barère erkühnte sich zu behaupten, die Sache sei nicht wahr. Einige wollten den Unglückskünder verhaften lassen.

Minister war Monge, ein ausgezeichneter Patriot, ein Mann von Kenntnis und Gelehrsamkeit, doch kein Geschäftsmann, ein Vasall der Redner und Großmäuligen, wie Bouchotte. Mehrmals machte man ihn aufmerksam, wie leichtsinnig er seine Leute wähle; er gab

es bekümmert, unter Tränen, zu. Indessen ahnte weder er noch irgend jemand den schwarzen royalistischen Verrat, die lange und tiefe Verstellungskunst, durch welche die Agenten der Fürsten es dahin brachten, sich als eifrige Jakobiner anerkannt zu sehen. Ihre Befugnisse in diesem Zusammenhang sind durch einen von ihnen, den Baron Imbert, in seiner 1814 veröffentlichten Broschüre vollkommen dargelegt worden. Man kann nicht ohne Bewunderung lesen, mit wieviel hartnäckiger Arglist diese ehrenwerten Leute vor dem Königtum der Klubs auf dem Bauche krochen, sich solange erniedrigten, bis die Unbesonnenheit der Republikaner ihnen die Beute auslieferte. „Als es mir zu Beginn des Jahres 1793 gelang," so sagt Imbert, „einen Auftrag zu erlangen, begann ich einen umfangreichen Feldzug, um seine Wirkungen wieder aufzuheben, gemäß den mir gewordenen Geheimbefehlen, den einzig gesetzlichen."

Es gab in Toulon zwei Parteien: die Girondisten und die Royalisten. Die ersteren waren wie überall schwach und aufbrausend; sie ergriffen widersprechende Maßnahmen; sie guillotinierten die Patrioten und sie sandten der republikanischen Armee Geld. Die letzteren waren bestimmter in ihren Handlungen; es konnte ihnen nicht fehlen, die Herrschaft über sie zu erlangen; sie riefen die Engländer. Diese, die als Schiedsrichter zwischen den beiden Parteien angerufen wurden, urteilten so unparteiisch, wie der Richter in der bekannten Fabel: sie gaben jedem der Kläger eine leere Versprechung und nahmen sich selber Toulon.

Die Volksvertreter Pierre Bayle und Beauvais waren von den Gemäßigten abscheulich gekränkt worden; man hatte sie zu einer Art öffentlichen Buße gezwungen — von Straße zu Straße, bis hin zur Kirche, eine Kerze in Händen. Unter der englischen Herrschaft wurden sie noch grausamer behandelt und in den Kerker geworfen; hier fanden sie den Tod. Beauvais starb an seinem Elend und der schlechten Behandlung; Bayle machte die Sache kurz, er erdolchte sich.

Weniger leichtfertige Leute als unsere Royalisten hätten ihre Freude zurückgedämmt. Ehe man sich aus Freude an Frankreichs Untergang die Hände rieb, hätte dieser erst gewiß sein müssen. Sie kehrten sich nicht daran. Diese wundersame Neuigkeit der gleichzeitigen Schläge gegen Toulon und Dünkirchen (sie glaubten den einen so sicher geführt wie den anderen) stieg ihnen zu Kopf . . . Eine Kriegs- und Seemacht in wenigen Stunden dahingerafft! Lyon im Aufruhr bestärkt! Die Alpenarmee bloßgestellt! Unsere Abgeordneten genötigt, mit dem Soldaten zu markten und seinen Sold zu erhöhen! Diese Zeichen allgemeinen Verfalls machten sie toll

vor Freude. Sie verfaßten Spottlieder auf die Massenaushebung, die in der Vendée schon belacht würde. Ein Volksvertreter sollte gesagt haben: „Was tun mit dieser Aushebung? Und wer nimmt sie mir wieder ab?"

Ihre Narrheit ging so weit, im Palais-Royal den Triumph der Königin aufzuführen. Man sah in einem Stück eine reizende Dame, die mit ihrem Sohn in einem Turm gefangen saß (und damit ja kein Irrtum sei, hatte man den Turm des Temple kopiert); die Gefangene wurde ruhmreich befreit, und in den Befreiern erkannte alle Welt Monsieur und den Grafen Artois.

Die Unbesonnenen waren so tollkühn, keine Rücksicht mehr zu wahren, sondern ihr Leben wieder aufzunehmen, wie es vor 1789 gewesen war. Die schwellenden Prunkwagen, die lange in den Remisen gefeiert hatten, kamen zum Vorschein, rollten unablässig über das Pflaster von Paris; man konnte ihre strahlende Reihe vor der Auffahrt zu den Theatern bewundern. Das Stück der Mode war „Paméla", ein weinerliches, sentimentales Drama, in welchem die schönste Rolle den Engländern zufiel (die Dünkirchen belagerten!) Jede gegenrevolutionäre Anspielung wurde lebhaft aufgegriffen. Die Stutzer, die im Theater und vor den Augen ihrer Damen Tapferkeit bewiesen, pfiffen unerschrocken alles aus, was auch nur von weitem der Republik günstig schien. Als ein jakobinischer Militär bei royalistisch gesinnten Stellen das gleiche wagte, warf sich alle Welt auf ihn. Der Wohlfahrtsausschuß schloß das Theater.

Doch alles das war Spiel. Ein ernsteres Drama ereignete sich in der Conciergerie. Der Royalismus war so stark, daß er durch die Mauern drang. Keine Vorsicht konnte die Verständigung mit der Königin verhindern. Seit dem Tode Ludwigs XVI. gab es hier eine dauernde Verschwörung zu ihrer Befreiung.

Als sie noch im Temple war, hatte sich ihr ein junger Stadtbeamter, Toulan, ein feuriger Mensch aus dem Süden, von Herzen ergeben; die Königin hatte ihn ermutigt, indem sie ihm auf Italienisch schrieb: „Liebe den wenig, der das Sterben fürchtet." Toulan liebte nur allzusehr; er starb.

In die Conciergerie überführt, strenger gehalten und aller Augen fern, blieb sie dennoch in Verbindung mit der Außenwelt. Aus Schwäche, Mitgefühl, Hoffnung auf Entgelt, waren alle Wächter bestechlich. Die Frau des Kerkermeisters Richard begünstigte den Einlaß von Leuten, welche die Flucht vorbereiteten. Der Beamte Michonis von der Polizeiverwaltung führte einen Edelmann ein, der der Königin eine Blume überreichte — und in der Blume einen

Zettel, der ihr Befreiung versprach*). Der Zettel fiel heraus, wurde aufgefangen, und die Königin sagte stolz und ohne jede Verwirrung zu den Wächtern: „Ihr seht es, ich werde gut überwacht, dennoch findet man Wege, sich mir mitzuteilen, und ich solche, um zu antworten."

Man verjagte die Richards, setzte sie gefangen. Wer wurde ihr Nachfolger? Ein der Königin ergebener Mann. Der Kerkermeister von la Force ersuchte, zur Conciergerie versetzt zu werden, nur um ihr zu dienen. Die Durchstechereien begannen wieder.

Eines Tages legte die Königin in die Hand des Kerkermeisters Handschuhe und Socken; doch diese Dinge wurden aufgegriffen und Fouquier-Tinville überbracht, der sie an Robespierre weitergab.

Montgaillard sagt, mit einer halben Million hätte man sie retten können, man brachte aber nur hundertachtzigtausend Franken auf, von denen er (Montgaillard, der glaube ich, nicht einen Sou besaß) für sein Teil zweiundsiebzigtausend Franken gab.

Verbürgter ist, was ich in den „Registres du Comité de sûreté générale" lese, daß die Schwester der Königin, die Erzherzogin

*) Der Mann, der das tollkühne Wagnis auf sich nahm, nannte sich Chevalier de Rougeville. Er war indes gar nicht von Adel, sondern der Sohn eines reichen Getreidehändlers aus dem Artois, der Gonzze hieß und offenbar spanischer Herkunft war. Allerdings hatte der Getreidehändler längst die Allüren eines Edelmannes angenommen und sich bei Arras das prachtvolle Schloß Saint-Laurent erbaut. Nach einem zu dieser Herrschaft gehörenden Hof führte der junge Gonzze den Namen de Rougeville. 1792 erscheint er plötzlich am 10. August in den Tuilerien als Beschützer und Verteidiger des Königs. Von der republikanischen Polizei verfolgt, gelingt es ihm stets, seinen Häschern zu entgehen. Mit geradezu fanatischer Hingabe machte Rougeville verzweifelte Versuche, die unglückliche Königin aus dem Temple zu entführen. Unter dem Konsulat lebte er auf seinem Schloß Saint-Laurent, bis er auf die Anzeige einer früheren Geliebten als royalistischer Verschwörer verhaftet wurde. Man konnte ihm indes keine Teilnahme an den Anschlägen der Royalisten nachweisen, die kaiserliche Polizei überwachte ihn jedoch und wies ihm Reims als Aufenthaltsort an. Dort verhielt Rougeville sich ruhig, bis im März 1814 die Verbündeten in die Champagne einrückten. Da trat Rougeville offen als Anhänger der Bourbonen hervor, trug das verbotene Ludwigskreuz und knüpfte Verbindungen mit den russischen Truppen an. Er wurde von der kaiserlichen Polizei verhaftet, vors Kriegsgericht gestellt und am 10. März standrechtlich erschossen, zwölf Stunden vor der Besetzung Reims' durch die Alliierten. Über das abenteuerliche Leben dieses Ritters der Königin, den Dumas in seinem Roman „Le Chevalier de Maison-Rouge" (deutsche Ausgabe von Friedrich Wencker in Dumas' Werken, Hamburg, Gutenberg-Verlag) verherrlicht hat, gibt die auf eingehendem Quellenstudium fußende Biographie von G. Lenôtre, Le vrai Chevalier de Maison-Rouge, 24. Auflage, Paris 1925, interessanten Aufschluß. Anmerkung des Herausgebers.

Christine einen gewissen Marquis Burlot und eine Rosalie Dalbert nach Paris entsandte, die der Ausschuß am 20. Brumaire (10. November) verhaften ließ.

Alles weist darauf hin, daß Ende August und Anfang September die Royalisten daran arbeiteten, zugunsten der Königin eine Revolution der Sektionen zu machen, einen 31. Mai.

Die Fischweiber und Marktfrauen, meist royalistisch gesinnt, beleidigten die Nationalfarben (25. August). Sie erhielten die Erlaubnis, der Königin eine Anzahl ihrer schönsten Früchte zukommen zu lassen. Täglich verprügelten sie die Frauen aus ihrem Viertel, die sich vor den Fleischkammern von Saint-Eustache ansammelten. Das waren in der Mehrzahl arme Arbeiterinnen, die für das Kriegsministerium und andere Verwaltungen zu nähen hatten, und die den Frauen der Halle weder an Umfang noch an Kraft und wuchtigen Fäusten gleichkamen. Als sie zum Konvent gezogen waren, um nach Arbeit zu fragen, wären sie fast erschlagen worden, und auf dem Rückweg durch die Rue des Prouvaires wurden sie aus den Fenstern mit einem Steinhagel empfangen. Auch die Männer vom Markt begannen sich dreinzumengen. Sie klagten ganz offen um „le pain du Roi“*).

Die Lebensmittel kamen nur langsam und unter Schwierigkeiten; jeder fürchtete die Hungersnot und führte sie durch die Besorgnis erst herbei. Die unglückseligen Arbeiter mußten nach den Anstrengungen des Tages vor den Metzgerläden in Reihen warten. Die Protokolle der ärmsten unter den Pariser Sektionen, die mir vorliegen, lassen sich in ganz wenigen, herzzerreißenden Worten zusammenfassen: der Hunger und nochmals der Hunger, der Brotmangel, keine Arbeit, jede Familie hat den Ernährer eingebüßt; kein Sohn mehr da, um der Mutter beizustehen; alle beim Heer. Sogar der Gatte ist oft davon, zur Vendée. Jede Frau verlassen und verwitwet. Sie drängen sich halbtot vor den Toren des Kriegsbekleidungsamts, um ein wenig Näharbeit zu bekommen; sie erscheinen bei den Sektionen, ihre Kleinen an der Hand, und weinen.

Diese großen Leiden des Volkes gaben den Royalisten eine starke Waffe in die Hand. Verschiedene Umstände ermutigten sie, vor allem die Uneinmütigkeit der Obrigkeiten.

Fast der ganze Konvent befand sich in Mission oder in den Ausschüssen. Es gab bei den öffentlichen Sitzungen kaum zweihundert Mitglieder. Die Jakobiner waren nicht zahlreich und seit dem Fortgang der Föderierten wie erschlafft. Robespierre hatte seit seinem

*) Nicht wiederzugebende Redensart; „il a mangé le pain du roi“ = er hat im Gefängnis gesessen.

übereilten Angriff auf die Dantonisten eine abwartende Haltung eingenommen, die ihn der Initiative enthob: er führte den Vorsitz im Konvent und bei den Jakobinern. Seine Stimmabgabe im August ist überall verneinend. Am 1., auf den Antrag, dem Ausschuß regierende Gewalt zu verleihen, sagt er „Nein". Soll bei der wahlberechtigten Bevölkerung eine Untersuchung eingeleitet werden? „Nein" (11. August). Überträgt man den Föderierten unbegrenzte Machtbefugnis? „Nein" (14. August). Dieselbe Antwort erteilt er hinsichtlich der Massenaushebung, die bei den Jakobinern selbst zur Erneuerung des Ministeriums beantragt wird. Nur in zwei Punkten ist er positiv: die Verfolgung der Generäle, der schuldigen Journalisten und die Beschleunigung des Revolutionstribunals.

Das ging so bis zum Tode Custines (27. August). Die Tribünen bei den Jakobinern waren unglaublich lärmend. Royalisten und Anarchisten, ein verdächtiger Haufe, bemühten sich einträchtig, die Sitzungen zu stören. Die wenig zahlreichen Jakobiner wurden besorgt, und durch einen Beschluß, der ihre ganze Angst verriet, verschlossen sie ihre Tribünen dem Volk, jedem nichtjakobinischen Mann.

Was tat die Kommune? Sie sah die Bewegung nahen und wünschte sich Glück dazu. Sie war mit dem Wohlfahrtsausschuß sehr unzufrieden und rechnete damit, die Bewegung gegen ihn auszunutzen. Er hatte seinem Unrecht gegen das Kriegsministerium und die Hébertisten die Krone aufgesetzt, indem er am 24. eine große Frage entscheidend löste: „Wem sollte man die Armee von Mainz übergeben, die Ehre, der Vendée ein Ende zu machen?" Der Ausschuß gab diese Armee an Canclaux, nicht an Ronsin und Rossignol! Ein Verbrechen!

Hébert hoffte, daß die kommenden Wirren seiner Rache günstig wären, dem Ausschuß den Garaus zu machen und den Seinen sowohl die Unabhängigkeit des Kriegsministeriums als die Herrschaft von Paris zu sichern.

Alles das ermutigte die Royalisten. Sie, die in den Sektionen zahlreich waren, kamen auf den Einfall, einen 31. Mai zu veranstalten und die Republik im Namen der Souveränität des Volkes zu erdrosseln.

Die Lebensmittel gaben einen guten Vorwand. Da sind Sektionen, die „zur Verhandlung über die Lebensmittel" zum erzbischöflichen Palast Abordnungen senden wollen, wie am 31. Mai. Der Wohlfahrtsausschuß gerät angesichts der Schweigsamkeit der Kommune in Unruhe und glaubt alles mit der Entscheidung zu unterdrücken, daß Paris, wie jeder andere Kriegsschauplatz „durch Beitreibungen

mit bewaffneter Hand verproviantiert werden könne." Er verbietet die Zusammenkunft. Die Sektionen kehren sich nicht daran; er wagt nicht, darauf zu bestehen und gestattet sie (31. August).

Die Kommune fragte sich indessen, ob die Sache sich nicht etwa zu ihren Ungunsten wenden könne und die im erzbischöflichen Palast Versammelten eine neue Kommune gründen würden. Chaumette wollte seine Sektion (die des Panthéon) beruhigen; man beachtete ihn nicht.

Bei der Sektion des Observatoire gediehen die Dinge bis zu dem Grade, daß man beantragte, Chaumette, den Bürgermeister und die Kommune als Gegenrevolutionäre verhaften zu lassen.

Die Seele dieser Sektion des lateinischen Viertels war ein Lateiner, der hinkende Lepître, ein Abenteurer von brutaler Willenskraft, um so rühriger, als er Mühe hatte, sich selbst zu rühren. Unter seinem jakobinischen Gezänk verbarg er einen wütenden Royalismus; er hatte sich heimlich in den Generalrat eingeschmuggelt, um Zutritt im Temple zu erlangen. Er war der Mann des Temple und zettelte eine Verschwörung an zur Befreiung der Königin.

Der erstaunliche Vorschlag, alle städtischen Behörden zu verhaften, das heißt, weiterzugehen als am 31. Mai, entrüstete einige Sektionen; doch sie waren in der Minderzahl. Die Kommune, die immer abwartete, sah sich so überflügelt, daß sie nicht einmal wagte, den Urheber des Vorschlags belangen zu lassen.

Vierundzwanzigstes Kapitel

Erhebung vom 4. und 5. September
Gesetze des Schreckens

Ausgangspunkt der Erhebung. — Erhebung vom 4. abends. — Bestürzung der Jakobiner. — Robespierre kommt am 5. nicht zum Konvent. — Die Kommune mußte sich mit den Dantonisten verständigen. — Wie Chaumette die Erhebung vom 5. ausnutzt. — Triumph der Kommune (5. September).

Gerechtigkeit, Angst und Lebensmittelnot, lag da nicht das ganze Motiv der Bewegung, sofern sie echt war? Der Konvent glaubte, ihr einige Genugtuung geben zu müssen.

Er wurde am 1. September durch eine Eingabe der Jakobiner von Mâcon an die von Paris aufgefordert, die revolutionäre Armee zu verlangen, ein Revolutionsgericht, den Höchstpreis, den Tod der Girondisten. Die Dantonisten wollten etwas tun. Danton erreichte

am 3. beim Konvent, daß man den Höchstpreis für Getreide festsetzte; und Thuriot versprach am 4. September für den folgenden Tag einen Bericht über die Beschleunigung der Einsetzung des Revolutionstribunals.

Die Bewegung nahm dessenungeachtet ihren Fortgang. Die echten und die falschen „Enragés“, Anarchisten und Royalisten, drängten gemeinsam dazu, einen Schlag gegen die Kommune und gegen den Konvent zu führen.

Soviel man aus den Protokollen der Sektionen schließen kann, scheint es, daß man zunächst die rohe Bevölkerung des Faubourg Saint-Antoine zu beeinflussen suchte, die Gärtner und Gemüsebauer, die leichter zu täuschen waren als die Arbeiter. Die Bewegung ging von der entfernten Sektion von Montreuil aus, eine gewissermaßen Paris einverleibte Nachbargemeinde*).

Montreuil drängte den eigentlichen Faubourg, die Quinze-Vingts, die große Sektion der Arbeiter, und riß Popincourt mit fort (ein Anhängsel des Faubourg, seine dritte Sektion).

Das höchst volkstümliche Feldgeschrei über das sich alle Parteien einig waren, lautete einfach: „Brot!“

Am 4. September schlug man im Namen der Sektion von Montreuil vor, daß im ganzen Faubourg am folgenden Tage von fünf Uhr morgens an die Trommel rufen werde, und daß alle Männer, Frauen und Kinder, unbewaffnet, aber in guter Ordnung, kompanienweise auf dem Boulevard antrete, „um Brot verlangen zu gehen“.

Diesem Beschluß fügte man bei den Quinze-Vingts einen revolutionäreren Antrag hinzu: „Daß man an den erzbischöflichen Palast Kommissare mit unbegrenzter Vollmacht entsenden werde“.

Alles das am Morgen. Doch das Volk, das gar nicht böswillig war, das Volk wartete nicht bis zum anderen Tag; es begab sich noch am gleichen Abend geradeswegs zum Hotel de Ville. Der Strom ergoß sich ganz von selbst sowohl durch die Straße des Faubourg und die Rue Saint-Antoine als auch durch die Arcade Saint-Jean und mündete auf den Grèveplatz.

Der Platz war zu jener Zeit sehr klein; er faßte keine zweitausend Arbeiter, aber der Anblick war sehr düster und wie an den bösesten Tagen. Man hatte die braven Leute mit Wut berauscht gegen die, welche „das Volk aushungern“ wollten. Dieses Wort, das die Kommune im August gegen den Minister des Inneren geprägt hatte, man schleuderte es nun gegen sie selbst und gegen ihre Lebensmittelverwaltung.

*) Protokolle der Kommune und der Sektionen. (Archives de la Préfecture de la Seine et de la Préfecture de police.)

Die blinde Menge wollte nur handeln. Plötzlich finden sich in der Menge wie durch Zauber gebildete, geschickte Leute, die auf dem Platz einen Tisch aufschlagen, ein Bureau errichten, Präsidenten und Sekretär erwählen und eine Eingabe verfassen. Dann lassen sie die Meute los . . . Sie stürzt in den Saal, dringt bis ans Ende und umringt den Bürgermeister und die Kommune; man beginnt sie zu schmähen und zu bedrohen und fordert mit der düsteren Ungeduld eines leeren Magens:

„Brot! Brot! . . . Aber sofort!"

Chaumette, der sich wenig sicher fühlt, gelingt es, durch die Menge hindurchzukommen, zum Konvent zu gehen. Es war ein Mittel, um Zeit zu gewinnen.

Er fand ihn gerade dabei, den Kornpreis festzusetzen, und kehrte mit dieser guten und beruhigenden Nachricht zurück. Die Menge brüllte zornig und drohend weiter: „Brot! Brot! Und sofort!"

Er stieg auf einen Tisch und sprach mit ungemein viel Geschick und Geistesgegenwart. Er rettete, was noch zu retten war, ließ die Beamten der Lebensmittelversorgung fallen: „Man wird sie verhaften, und man wird ihnen als Wachen keine Gendarmen geben (die könnten bestechlich sein), sondern unbestechliche Wächter, und ich stehe dafür! Sanscoulotten, mit fünf Franken Löhnung am Tag. Fünfzig Mühlen werden Tag und Nacht an der Seine mahlen . . . Man wird die revolutionäre Armee ins Leben rufen usw. usw." Das Ganze mit volkstümlichen Wendungen gewürzt. „Und auch ich bin arm gewesen!" Er wetterte mehr gegen die Reichen, als das Volk verlangte.

„Vor allem," schrie Hébert, „vergessen wir nicht die umherziehende Guillotine . . . Wir wollen morgen zusammenkommen, um diese Erlasse in der Nationalversammlung durchzusetzen . . . Das Volk darf nicht locker lassen! . . ."

Eine hinzukommende Abordnung der Jakobiner trug nicht wenig dazu bei, die Menge zu beruhigen, da sie versprach, ebenfalls zum Konvent zu gehen und alle Erlasse durchzudrücken . . .

Die Jakobiner waren von dem Ereignis überrascht worden. Sie hatten nicht die Zeit gehabt, sich über das, was sie tun wollten, richtig zu verständigen.

Seit dem 1. September, als Royer die Eingabe für die „revolutionäre Armee" stützte, sieht man nicht, daß Robespierre (der sie am 13. Mai beantragt hatte) irgend etwas zu ihrer Befürwortung gesagt hätte. Er glaubte zweifellos, daß es in einer so bedenklichen Lage, in der sogar die Kommune überflügelt wurde, gewagt sei, den verdächtigsten Händen Waffen zu geben.

Dieselbe Meinungsverschiedenheit am 4. September.

Robespierre sagt, der Bürgermeister und das Hôtel de Ville seien nicht vom Volk, sondern von einigen Intriganten belagert worden.

Royer dagegen behauptet (während er die Redlichkeit und Reinheit Robespierres hervorhebt), daß nichts übrig bliebe, als sich der Regierung anzuschließen: „Schließen wir unsere Sitzungen," sagte er, „reden wir nicht länger, handeln wir . . . Begeben wir uns mit dem Volk ins Heiligtum der Gesetze . . . Es möge, von der Versammlung ermächtigt, alle die in ihren Häusern festnehmen, die es betrügen, und sie den Richtern ausliefern; es möge sich seiner Freiheit durch die Vernichtung seiner Feinde versichern."

Unabhängig von der Abordnung stellte ein Robespierre persönlich nahestehender Mann, der Jakobiner Tascherau, im Hôtel de Ville seine Beobachtungen an. Das ging übel aus für ihn; er wurde erkannt, ergriffen und als Kundschafter von den Polizeibeamten in Gewahrsam genommen. Vielleicht kannte man schon das strenge Wort, mit dem Robespierre den Aufstand gebrandmarkt hatte; er nannte ihn „das Werk einiger Intriganten".

Daß ein so bekannter Jakobiner, ein Mann Robespierres, so wenig respektiert wurde, das war ein düsteres Zeichen. Bis zu welchem Punkte war die Kommune selber in die gegen den Konvent geplante Erhebung verstrickt, und wie weit würde sie gehen? Man konnte es nicht erraten. Robespierre war zu dieser Zeit Präsident der Versammlung (vom 26. August bis einschließlich 5. September); noch am 5. hatte er bis zum Abend den Vorsitz zu führen. Hatte er nichts zu fürchten? Hatten die Freunde des Berges nicht laut geäußert, Charlotte Corday hätte lieber Robespierre erdolchen sollen? Er hatte die Hébertisten von der Kriegspartei stets gestützt, doch er wußte sehr wohl, daß Hébert ein Schurke war, der von ganzem Herzen einen royalistischen Mordstreich ausgenutzt hätte und entzückt gewesen wäre, seiner Oberherren Robespierre und Danton enthoben zu sein. Diese durchaus nicht unbegründete Besorgnis setzte sich offenbar bei den beunruhigten Freunden Robespierres fest, bei seinem Hauswirt Duplay, seinem Drucker Nicolas, der neben ihm wohnte, sich zu seinem Leibwächter machte und ihn meist, einen mächtigen Stock in der Hand, heimgeleitete. Die Damen Duplay, die so lebhaft, zärtlich und gebieterisch waren, würden das Tor geschlossen und Robespierre eingesperrt gehalten haben. Sicher ist, daß man ihn am 5. nicht zu sehen bekam, und daß die Dantonisten allein den Anprall dieser verdächtigen Menge auszuhalten hatten, die von ihren Feinden herangeführt wurde.

Wie verging die Nacht? Der folgende Tag zeigt die Ergebnisse, sie reden deutlich genug.

Die Kommune einigte sich nicht mit dem Wohlfahrtsausschuß, den sie zu stürzen gedachte, nicht mit Robespierre, ihrem Freund in anderen Dingen, der aber kaum der Herrschaft von Paris Platz gemacht hätte. Sie wandte sich ohne Umschweife an ihre Feinde, an die durch ihre Nachsicht bedenklich bloßgestellten und von Hébert im „Père Duchesne" und in den Klubs angegriffenen Dantonisten. In Wirklichkeit waren sie es, die alles zu fürchten hatten. Wenn Hébert oder Chaumette tatsächlich in der Nacht zu ihnen kamen, wie die Ereignisse des folgenden Tages das vermuten ließen, so kamen sie gewissermaßen mit dem Orkan in der Hand und mit dem Hinweis, daß sie ihn zurückdämmen oder loslassen könnten.

Von allen Dantonisten war unzweifelhaft einer am meisten bloßgestellt, ein verlorener Mann geradezu; es war Bazire vom Wohlfahrtsausschuß, Bazire von der Côte d'Or, einer der Begabtesten im Konvent, ein junger Mann voll Feuer und Großmut, wuchtig und eifernd, der der Revolution mehr als ein erhabenes Wort verliehen hat, durch das sie in den Herzen lebendig war. Bazire hatte sich in wenigen Monaten zugrunde gerichtet. Nichts stand mehr zwischen ihm und seinem Tod. Er war zum Amboß geworden, darauf jeder Neuling bei den Jakobinern losschlug, sich einübte und Eifer bewies.

Der gebotene Text für die täglichen Angriffe, das war Bazire, die Nachsicht Bazires, die Schwäche Bazires, die Frauen, die Bazire sich verpflichtet hatte usw.

Der Unglückliche verriet sich im Juni, als man die Damen Desille guillotinierte, die La Rouërie verborgen gehalten hatten; als Mitwisserinnen des furchtbaren Komplotts, das die Bretagne umfaßte, waren sie nicht zu retten. Sie waren sehr ergreifend; als fügsame Töchter und unterwürfige Ehefrauen hatten sie kaum mehr getan als gehorcht. Bazire erkühnte sich gebrochenen Herzens einen Aufschub zu erbitten, „weil sie Enthüllungen machen wollten", wenigstens um drei Tage. Und er erreichte nichts als ein bitteres Wort Robespierres, das seine Schwäche feststellte. Fortan hatte man ein Auge auf ihn.

Man entdeckte bald, daß er Barnave, der sich damals nach Grenoble zurückgezogen hatte und der große Sorge hatte um sein Geschick, Mut gemacht hatte. Dieser verhängnisvolle Ruf von seiner Nachsicht verwickelte ihn in andere gefährliche Dinge. Die Frauen, die hier einen Hoffnungsstrahl erblickten, stürzten sich auf den Ausschuß der allgemeinen Sicherheit, belagerten ihn, netzten ihn

mit Tränen, umspannen ihn mit tausend Listen, mit unwiderstehlichen Bitten, mit allen den jammernden Liebkosungen, daran jedes Mannes Widerstand zuschanden wird. Eine flüchtete sich kühn zu ihrem Richter, verbarg sich dort und ging nicht mehr von ihm.

Andere Mitglieder waren auf noch bedenklichere Weise bloßgestellt, durch Geldgeschichten. Was aber die Lage des Sicherheitsausschusses außerordentlich gefährdete, war, daß er hartnäckig die Akten des Girondistenprozesses zurückhielt, keinen Gebrauch davon machte und sie Fouquier-Tinville verweigerte. Sein Widerwille, ihnen den Tod zu bereiten, war unüberwindlich.

Die Jakobiner sagten zu Fouquier: „Halte Gericht oder du stirbst!“ Fouquier entschuldigte sich mit dem Ausschuß. Am 19. August schrieb er an den Konvent, man übergebe ihm nicht die Akten. Die Versammlung ordnet an, der Ausschuß habe innerhalb dreier Tage einen Bericht zu erstatten, und der Ausschuß schweigt weiter. Folgt ein neuer Brief Fouquier-Tinvilles an die Versammlung: „Wenn man den Gerichtshof beleidigt, in den Zeitungen und an öffentlichen Orten bedroht, weil sein Vorgehen gegen die Gironde sich verzögert, so geschieht das zu Unrecht. Die Akten sind nicht in seinen Händen.“ Amar, der künftige Berichterstatter, kommt und stammelt im Namen des Ausschusses, legt linkisch dar, wie verwirrt die Angelegenheit sei. Amar, der Exschatzmeister des Königs, war selbst ein bloßgestellter Mann.

Wir haben diese lange Darlegung gebracht, um zu zeigen, wie der Ausschuß, der täglich angeklagt wurde und der fast ebenso angegriffen war wie die von ihm verteidigte Gironde, den Drohungen der Kommune nichts abschlagen konnte; Bazire noch viel weniger als sonst ein Ausschußmitglied.

Das Blendwerk dieser großen Erhebung, das am Abend so gewaltig gewesen, verschwand am Morgen des 5. Das Volk vertraute den Zusicherungen und blieb zu Hause. Nur Abordnungen kamen zum Hôtel de Ville, keine Volksmenge. Fast niemand ging zum erzbischöflichen Palast. Die Royalisten hatten ihren Schlag verfehlt. Von der ganzen Sache blieb nur gerade so viel Wahrscheinlichkeit übrig, daß die Kommune sie noch ausnutzen, im Namen des Volkes reden und alles zu ihren Gunsten wenden konnte.

Die Führer vom Abend waren wütend, daß die von Chaumette verfaßte Eingabe keine ihrer besonderen Forderungen aufführte, außer einem Tribunal gegen die Aushungerer und außer der revolutionären Armee. Einer von ihnen, ein bekannter Drucker, erwartete Chaumette am Pont Neuf, und als er ihn an der Spitze des

Zuges daherkommen sah, sprang er ihm an die Gurgel und rief: „Elender! Du machst dich über das Volk lustig."

Der Konvent hatte währenddessen, um dem gefürchteten Zerberus einen Knochen hinwerfen zu können, in aller Eile das neue Revolutionstribunal errichtet; es war zusammengesetzt zahlreich und schnell und auf die Sektionen verteilt. Thuriot führte den Vorsitz.

Er stimmte unter Beifall für die Vorschläge der Kommune, denen Danton und Bazire noch einige hinzufügten, die wahrscheinlich anerkannt wurden:

Danton holte den alten Antrag Robespierres hervor, nämlich daß man denen einen Sold bezahle, die an den Sektionsversammlungen teilnähmen; sie sollten zwei Franken für die Sitzung erhalten; die Sitzungen sollten nur noch Sonntags und Donnerstags stattfinden. Auf die Art konnte man den Anschein von Sektionen aufrecht erhalten, was zweckdienlich war, damit nicht eine jede von ihnen als Revolutionsausschuß aufgezogen wurde.

Bazire beantragte: „Daß die Revolutionsausschüsse die Verdächtigen festnehmen sollten, daß aber vorher die Kommune ermächtigt werde, die Ausschüsse zu säubern und ihnen vorläufig andere Mitglieder zu ernennen."

Ein ungeheuerlicher Antrag, der gleichzeitig dreierlei bewirkte:

1. Er anerkannte die Allmacht der Ausschüsse;

2. Er ordnete diese Herrschaft der Kommune unter, welche sie nicht nur rügen und säubern, sondern sie sogar umschaffen durfte;

3. Die Zusammenfassung dieser Polizeiausschüsse, die sich dem großen Sicherheitsausschuß oder der hohen Polizei hätten angliedern können, stellte dieser Ausschuß selbst dar, der durch die Stimme Bazires verlangte, man solle sie in die Kommune verlegen.

Und was tat die dankbare Kommune für den edelmütigen Ausschuß, also für Bazire? Nur eines: sie vermied es, in ihrer Eingabe den Tod der Gironde zu verlangen. Sie bewilligte gewissermaßen einen Aufschub.

Sie entgingen ihm nicht. Wenn die Kommune schwieg, so schwiegen doch die Jakobiner nicht. Sie kamen ebenfalls zum Konvent und forderten die Überweisung an das Revolutionstribunal, an den neuen, jungfräulichen, strengen Gerichtshof, das den ersten Gebrauch vom Schwerte machen sollte. Es wurde ohne Widerspruch angenommen.

Die Dantonisten waren sehr niedergeschlagen. Der Tod rückte ihnen um einen Grad näher. Thuriot bewies indessen einen unerschrockenen Ernst. Als ein Mitglied törichterweise gesagt hatte: „Die Verdächtigen festnehmen, das ist wenig. Wenn die Freiheit

gefährdet wird, müssen sie niedergemacht werden!“ (allgemeines Gemurmel), verlieh Thuriot dem Empfinden der Versammlung würdigen Ausdruck: „Frankreich dürstet nicht nach Blut, sondern nach Gerechtigkeit.“

Zwei Bemerkungen machten diesen düsteren Tag unterhaltend. Chaumette beantragte, die Tuilerien und andere öffentliche Gärten sollten mit Gemüse bebaut werden. „Sind Lebensmittel nicht viel wichtiger,“ sagte er, „als Statuen?“

Barère aber bereitete der Versammlung Freude durch Mitteilung einer Neuigkeit, die er sich für zuletzt aufsparte: „Man hat einen Neffen Pitts gefangen!“ sagte er. Die Freude war so groß, daß er längere Zeit nicht fortfahren konnte.

Barère faßte den Tag mit gewohnter Deutlichkeit zusammen: „Die Royalisten haben eine Bewegung organisieren wollen . . . Schön! Sie sollen sie haben . . . (Beifall). Die revolutionäre Armee soll sie ihnen organisieren, die, nach dem Ausspruch der Kommune, ‚den Schrecken auf die Tagesordnung setzen wird . . .‘ Sie wollen Blut . . . Schön! Das Blut der Ihrigen soll ihnen werden, das Brissots und Antoinettes . . .“

Fünfundzwanzigstes Kapitel

Die Herrschaft der Hébertisten in der Vendée
Ihr Verrat (6.—19. September 1793)

Schwächung Robespierres und Dantons. — Spaltung zwischen Hébert und Chaumette. — Macht und Unverschämtheit Héberts. — Collot und Billaud im Ausschuß. Danton lehnt ab. — Die Hébertisten in der Vendée. — Eifersucht Ronsins auf Kléber usw. — Ronsin wird bei den Jakobinern von Robespierre gehalten. — Ronsin begeht Verrat, um Kléber zu vernichten, 19. September. — Kléber und die Armee von Mainz. — Klébers Tagebuch. — Kléber wird in Torfou zerschmettert.

Die Gesetze vom 5. September sind gerechtfertigt durch das Übermaß von Gefahr, durch das entsetzliche Ereignis von Toulon und durch den Abgrund von Verrat, den man nicht überblicken konnte, sondern nur fühlte, daß er sich vor den Füßen auftat; diese Gesetze hatten aber den Fehler, dem ersten und dringendsten Gebot der Lage nicht zu entsprechen, dem, was Danton am 1. August festgestellt hatte: „Es fehlt eine Regierung.“

Diese Gesetze gaben allerlei unbestimmte Schreckmittel. Doch wer würde sich ihrer bedienen?

Weit entfernt, eine Regierung zu schaffen, verminderten sie nur die schwache Autorität, die diesen Platz inne hatte, den Wohlfahrtsausschuß. Gerade gegen ihn hatte die Bewegung sich gerichtet.

Die beiden großen moralischen Autoritäten, Robespierre und Danton, blieben geschwächt zurück. Robespierres Abwesenheit am 5. September hätte jeden anderen Mann getötet; der geringste Angriff gegen die Presse wäre ihm damals tödlich geworden; nun, die Presse, das war Hébert. Die Jakobiner hatten sich am 4. gespalten und sie hatten sich am 5. in die zweite Reihe gestellt. Was Danton und die Dantonisten anbetraf, die im August bei den großen Verteidigungsmaßnahmen die Vorhut genommen hatten, so half es ihnen wenig, daß sie am 5. September ihre Dürftigkeit mit einer stolzen revolutionären Gebärde deckten, sie fanden sich bei den Schreckensmaßnahmen nur in der Nachhut. Man sah es, sie wurden gezogen.

Wer hatte gesiegt? Die Kommune. Doch die Kommune von Paris konnte nicht ernstlich behaupten, die Regierung Frankreichs zu sein. Sie hatte sich absolut und unabhängig zu der von Paris gemacht, indem sie sich zum Zentrum der revolutionären Ausschüsse ernennen ließ. Worin sie es eben den girondistischen Gemeinwesen nachmachte, die sie bekämpfte, und so die geringe Gewalt der zentralen Regierung, die noch vorhanden war, herabminderte.

Die Kommune gehörte zwei Männern: Chaumette und Hébert. Von diesem Tage an trennten sie sich.

Man hat gesehen, wie Chaumette die Bewegung am 4. September lahmgelegt, beiseitegeschafft hatte, um am 5. geschickt einen Sieg der Kommune daraus zu machen. Als wahrer Künstler in Revolutionen, machte er den Erfolg und zog selbst keinen Nutzen daraus. Er hatte ganz andere Gedanken. Die ganze Revolution von 1793 erschien ihm nur als Stufe, um darauf eine andere aufzubauen. Kurz nach dem 5. September entfernte er sich, führte seine kranke Mutter in seine Heimat, la Nièvre. War er mit seinem Siege zufrieden? Ich bezweifle es; er legte ihm die Verpflichtung auf, die Revolutionsausschüsse zu säubern und umzugestalten, ihre Tyrannei zu begrenzen. Das war es, was er später versuchte und was ihm den Tod brachte.

Hébert sah nichts von alledem. Er sah, daß er herrschte. Herr der Kommune durch die Abwesenheit Chaumettes, Herr der Cordeliers, denen er Stellen im Kriegsministerium verschaffte, riß er in den Hauptfragen die Jakobiner durch herausfordernde Übertreibungen mit, durch die Furcht der meisten vor dem zügellosen Maul des „Père Duchesne“, was auch ihnen die Bezeichnungen der Giron-

disten eingetragen hatte: Politiker, Staatsmänner, Egoisten usw. Die Jakobiner hatten ihre Spaltung vom 4. und die Unentschiedenheit Robespierres wiedergutzumachen.

Trotz alledem zauderte Hébert; sein elender und niedriger Charakter, seine Haltung eines kleinen Taschenspielers, hinter dem der große Schurke sich verbarg, sein trauriges Vorleben (als Verkäufer von Kontermarken und ungetreuer Gehilfe), alles das ließ ihn ein wenig zögern, sich mit der Regierung Frankreichs zu beladen. Er hatte zum mindesten die Großmut, abzuwarten. Als er aber am 11. September gesehen hatte, wie Robespierre und Danton unterwürfig und geduldig dem Anstoß des „Père Duchesne" folgten, da kannte seine Unverschämtheit keine Grenzen mehr, und am 18. forderte er die Gewalt.

Inzwischen trat sein Freund, Collot-d'Herbois, am 6. September in den Wohlfahrtsausschuß ein. Eine unheilvolle Wahl. Dieser begabte Unterhalter der Klubs, der erregteste aller empfänglichen Menschen, jagte selbst seinen Freunden Angst ein.

Diesem phantastischen Schrecken (dem unheimlichsten von allen) stellte der Ausschuß in der Person Billaud-Varennes den fest bestimmten mit mathematischer Genauigkeit arbeitenden, gouvernementalen Schrecken gegenüber. Er nahm den „geradlinigen" Patrioten Billaud als Mitglied auf; der war die gerade Linie, der unerbittliche Ächter aller Krümmungen. Krümmung: das heißt die lebendige Linie; und Billaud hätte alles Leben geächtet, ohne mit der Wimper zu zucken.

Das mögliche Gegengewicht zu diesen Männern wäre Danton gewesen; aber der erklärte, er werde niemals in den Ausschuß eintreten.

Er hätte im Falle seines Eintritts zwei furchtbare Bedingungen annehmen müssen, vor denen er zurückscheute:

Den Tod der Girondisten;

den Untergang der Vendée.

Ich meine die patriotische Vendée. Diese war mit der royalistischen Vendée untermischt und hätte nach dem Plane der augenblicklichen Herren, der Hébertisten, gemeinsam mit der letzteren untergehen müssen. Héberts Freund Ronsin übernahm es, aus zwei oder drei Departements eine Wüste zu machen. Er gedachte, dieses Denkmal seines Namens der Zukunft zu hinterlassen.

Dieser Ronsin war der große Kriegsmann der Partei, ihr ruhmvoller Degen. Er war ein Mann von Geist, sehr entschlossen und merkwürdig entartet; Eitelkeit und Ehrgeiz führten ihn bald zu einer verruchten Tat. Das erste, was die Hébertisten vom Ausschuß ver-

langten, war die Neuorganisation der revolutionären Armee, bei welcher die Wahl des Führers dem Minister überlassen blieb, das heißt, ihrem Vertrauensmann Bouchotte, der folglich die Stelle für Ronsin sicherte.

Zwei Auffassungen rangen um den Sieg. Die echten Militärs Canclaux und Kléber wollten die Vendée unterwerfen. Die falschen, wie Ronsin und Rossignol, verzweifelten an ihrer Unterwerfung und hätten sie gern vertilgt.

Der Sicherheitsausschuß hatte am 26. Juli befohlen, „die Wälder und Hecken zu verbrennen" und die ganze Bevölkerung zum Abzug in das Innere zu veranlassen. Am 2. August ordnete er an, „die Schlupfwinkel der Briganten" zu zerstören oder zu verbrennen.

Bei seiner Ankunft in Fontenay hatte Rossignol den Abgeordneten Bourdon und Goupilleau erklärt: „ich werde Cholet verbrennen". Und als man ihn kurz darauf um Hilfe bat für Parthenay — eine patriotische Stadt, die von den Vendéern geplündert wurde — meinte er: „wir wollen die Stadt anzünden".

Wie sollte man also dies verhängnisvoll doppelsinnige Wort „die Schlupfwinkel der Briganten" erklären? Es gab keine Stadt in der Vendée, die nicht gezwungen gewesen wäre, den royalistischen Banden Durchzug oder Zuflucht zu gewähren. Mußte man denn jene patriotischen Städte einäschern, die 1792 in kraftvollem Entschluß für sich allein den Bürgerkrieg erstickt hatten? Als Bürgerkrone erhielten diese ausgezeichneten Bürger Verbannung, Hunger und Tod; man verjagte sie völlig nackt, man überzog Frankreich mit einem Heere von zwei- oder dreihunderttausend Bettlern.

Vor mir liegen eine Menge Briefe, aus denen die entsetzliche Lage dieser unglücklichen Patrioten hervorgeht. Die Royalisten waren glücklicher. Während Barère auf der Rednertribüne sie wöchentlich zweimal ausrottete, bargen sie friedlich ihre Ernte. Aber die Patrioten, sofern sie an ihrem Orte blieben, schwebten in ständiger Todesgefahr. Und zogen sie ab, so starben sie vor Hunger und Elend. Mit Mißtrauen nahm man sie auf. „Ach, ihr kommt aus der Vendée! Ihr sollt umkommen, ihr Hunde!" Das war die Gastfreundschaft, die sie überall fanden.

War das hébertistische System auch das des Ausschusses? Das Gegenteil ist erwiesen. Der Ausschuß ließ den Hébertisten am 1. und 9. September mitteilen, man könne die Patrioten nicht verbrennen. Tatsächlich mußte einem der simpelste gesunde Menschenverstand sagen, daß man nicht nur Gefahr lief, die republikanische Vendée Hungers sterben zu lassen, sondern auch die neutrale

Vendée zu royalisieren und sie durch Elend und Verzweiflung der Brigantenarmee zuzutreiben. So geschah es im Jahre 1794.

Als damals Rossignol naiv erklärte, er werde alles niederbrennen, da erschraken Bourdon und Goupilleau. Bourdon, ein früherer Prokurator, sehr verdorben, ein wüster Trunkenbold, war der geborene Wüterich. Und doch fuhr Bourdon, dies wilde Tier, zurück, als er Rossignol verstand.

Es gab kein Mittel, Rossignol Vernunft beizubringen. Schließlich geriet man auf den Ausweg, ihn als Dieb festzunehmen, weil er sich widerrechtlich ein Gefährt angeeignet hatte. Er wurde vor den Konvent gebracht, erlebte aber dort einen Triumph und kehrte mächtiger zurück, als je. Und Bourdon wurde abberufen.

Es kostete Carnot und dem Ausschuß ungeheure Mühe, dem Günstling den Befehl über die Mainzer Armee zu verweigern, und es war auf die Dauer unmöglich. Und statt zu gehorchen berieten Rossignol und Ronsin noch in Saumur, wie man die Mainzer zurückhalten könnte. Von der Mehrheit überstimmt, unterzeichneten sie endlich den Plan Canclaux', den auch der Wohlfahrtsausschuß gebilligt hatte. Canclaux und Kléber sollten von Nantes, Rossignol von Saumur aus vorrücken, die Vendée durchstoßen und sich in Mortagne vereinigen. Ein Unterführer Rossignols, der an der Küste befehligte, sollte Canclaux auf dem rechten Flügel unterstützen.

Der 5. September gab den Dingen ein völlig anderes Gesicht. Als Ronsin sah, daß die Hébertisten in Paris siegten, daß er selbst starke Aussicht hatte, die Revolutionsarmee zu führen und die militärische Diktatur in der Vendée gegen die über ganz Frankreich einzutauschen, bedauerte er lebhaft, sich zur Unterstützung der Mainzer Armee verpflichtet zu haben. Damit ein Reimschmied, der in vier Tagen General geworden war, so hoch steigen und alle Generäle überspringen konnte, brauchte man einen Grund; er mußte schleunigst einen Erfolg haben, mindestens den Schatten eines Erfolges: und es war ihm daher unendlich nützlich, wenn die ihm verweigerte Armee in der Vendée vernichtet wurde, so daß durch eine solche Niederlage die Tüchtigkeit des Generals Ronsin, der das Unglück hatte kommen sehen, hell hervortrat. Ronsin wußte genau, daß die Vendéer glaubten, alles gewonnen zu haben, wenn es ihnen gelang, die Mainzer Armee zu schlagen — um das übrige kümmerten sie sich nicht. Sie wandten sich gegen Kléber und ließen Ronsin im Rücken. Dieser hatte die Aussicht, nur schwache Kräfte vor sich zu finden. Er berief einen Kriegsrat und hielt sich nicht an den Plan des Wohlfahrtsausschusses.

Was machte ihn so frech? Er rechnete auf zweierlei: auf die Par-

teilichkeit der Abgeordneten Choudieu und Bourbotte für Rossignol und auf die Rücksicht Robespierres gegen die ganze hébertistische Partei.

Bourbotte, der Achilles der Vendée, ein tapferer und beschränkter Mensch, hatte mit Rossignol eine Lebemannskameradschaft und hielt eine Mätresse mit ihm gemeinsam. Was Robespierre anlangt, so durfte man nicht daran denken, ihm eine Mätresse anzubieten. Aber es war gelungen, einen „Biedermann“, einen „braven Menschen“ bei ihm unterzubringen; er hieß d'Aubigny und er wußte durch große äußere Ehrbarkeit Robespierres ausschließliche Vorliebe zu erschleichen. Dieser äußerst geschickte Agent arbeitete um so besser, als er sich in manchen Dingen von den Hébertisten unterschied. Er verteidigte die Priester — ein sicheres Mittel, Robespierre zu gefallen. Er trat am 24. August als Gehilfe ins Kriegsministerium ein und fand lebhafte Unterstützung durch Robespierre und Saint-Just, die ihn auf Carnots Kosten herausstrichen.

Qualvoll war die Sitzung vom 11. September bei den Jakobinern. Scheinbar unbedeutend — denn niemand wagte ein der Lage entsprechendes Wort — und daher um so qualvoller. Alle äußerten sich nur versteckt, verstanden sich aber vollkommen. Bourdon war da; man hatte ihn vor den Jakobinern zur Verantwortung gezogen; man sprach von dem Gefährt, das Rossignol gestohlen hatte, und von anderen Nichtigkeiten. In Wirklichkeit handelte es sich um die Verheerung dreier Departements und die Vertilgung eines Volkes.

Die Sache wurde tragisch, als der Wüterich Bourdon den Schleier zerriß und wild ausrief: „Was sollte ich denn? Konnte ich denn mehr tun? Ich habe sieben Schlösser verbrannt, ein Dutzend Mühlen und drei Dörfer. Es war euer Wille, daß ich auch nicht ein Haus eines Patrioten schonte?“ Und gleichzeitig forderte er Robespierre auf, zu erklären, ob er nicht vom Fortschritt der Dinge schriftliche Mitteilungen an den Wohlfahrtsausschuß gegeben habe. Schließlich schrie man den Redner nieder.

Das traurigste war, wie Danton gegen die Dantonisten sprach, wie er Henriot lobte, Rossignol lobte und um die Gunst seiner Feinde bettelte.

Robespierres und Dantons Schwäche für Rossignol, der aus einem Arbeiter zum Kommandierenden General geworden war, ist sicher erklärlich. Indessen können wir nicht die gleiche Beobachtung bei den wahren Sanscoulottenhelden anstellen; nicht bei Hoche, dem Sohn eines Stallknechts, dem Neffen einer Gemüsehändlerin; nicht bei Jourdan, den seine Frau durch den Straßenhandel mit Taschenmessern ernährte, usw. usw.

Diese Sitzung bot das sonderbare Schauspiel, daß Hébert, stark und majestätisch und nicht aus der Ruhe zu bringen, Robespierre ermutigte und sicher machte, daß er ihn antrieb und zurückhielt. „Sei ruhig, Robespierre. Antworte nicht, lieber Robespierre, auf diese verfänglichen Vorschläge“ usw. Danton suchte vergeblich, sich hervorzutun und zu gefallen; Hébert geruhte nicht, darauf zu achten.

Der natürliche Ausgang wäre der gewesen, daß Bourdon von den Jakobinern ausgeschlossen wurde. Aber er verhinderte das durch seine Dreistigkeit: „Ich will euch dieses Vergnügen nicht nehmen,“ rief er, „tut, was euch beliebt!“ Die Politiker beruhigten sich. Sie fühlten, daß sie ihm die öffentliche Meinung wieder zuführen, ihn interessant machen würden. Robespierre demütigte ihn durch die Entschuldigung: „daß er gewiß nur seine Reue vertage“.

Als die Nachricht von dieser Sitzung in Saumur eintraf, befand sich Rossignol, krank durch Ausschweifungen, in der Badewanne. Ronsin nutzte den Erfolg aus. Er glaubte, daß Rossignol, den Robespierre und Danton in solchem Maße stützten, Rossignol, der Gegenstand dieser ungeheuerlichen Voreingenommenheit, der schon bei Lebzeiten vergötterte und unfehlbar gewordene Mann, alle Verbrechen durchdrücken konnte, und daß er, Ronsin, durch die Hand dieses unfähigen Gottes seine Feinde gefahrlos umbringen konnte.

Nach Ronsins Diktat schrieb Rossignol in der Badewanne. Erstens: an die Jakobiner, daß er schon einen großen Vorteil errungen hätte (das traf durchaus nicht zu); zweitens: an Canclaux, daß der Kriegsrat vom 11. es ablehne, mit ihm gemeinsam zu operieren.

Canclaux und die Mainzer Armee waren im Vormarsch. Die Sache war im Gang. In fünf Departements läutete die Sturmglocke, und die Massen wurden aufgeboten für den entscheidenden Schlag. Alle Welt marschierte (von achtzehn bis zu fünfzig Jahren), mit Gewehren, Heugabeln und Sicheln ausgerüstet. Jeder hatte für sechs Tage Lebensmittel bei sich. Man sagte, daß vierhunderttausend Mann ausgehoben seien. Sollte etwa Rossignol von seiner Badewanne aus alles zum Stillstand bringen? Das schien schwierig. Auch bestand die Gefahr ungeheurer Lächerlichkeit. Und was würden die Royalisten sagen, wenn dieser Drohung gegen die Vendée nichts folgte? Welch ein Gelächter würde das geben! Und wieviel lose Mäuler! Canclaux war gezwungen, den Marsch fortzusetzen.

Hätte Ronsin Rossignol veranlaßt, gleichzeitig an seinen Unterführer Chalbos zu schreiben, man solle Canclaux nicht unterstützen, so wäre alles nicht so schlimm gewesen. Die Sturmglocke, die in der ganzen Nieder-Vendée die Männer zum Ausrücken aufrief, hätte geschwiegen. Aber nichts dergleichen geschah. Der Brief Rossignols

an Canclaux wurde am 14. September geschrieben, und der Brief an den Unterführer Chalbos zwei Tage später, am 16., so daß diese große Bewegung sich fortsetzte und daß Canclaux, als er das hörte, erklärte: „Das macht nichts; wenn Rossignol in Saumur nicht handelt, so wird doch wenigstens sein Unterführer hier mit dem Massenaufgebot uns unterstützen und uns beistehen." So schoben er, Kléber und die Mainzer Armee sich mitten hinein in die tiefste Vendée. Und das war es, was man gewollt hatte.

Und trotzdem er nur diese eine Armee hatte, fühlte er sich sehr stark. Als er die zehntausend versammelt sah, war er erstaunt. Es war eine einzigartige, bewundernswerte Truppe, wie sie sich nicht noch einmal fand; sie besaß die Begeisterung von 1792, die Festigkeit von 1793 und war ebenso beweglich wie die Armeen des Kaisers. Diese Armee trug in sich die Stärke und Würde einer Idee, das Bewußtsein, Frankreich den ganzen Sommer über in Mainz gedeckt und es in der Achtung Europas wieder gehoben zu haben. Sie hatte die sichere Hoffnung, dem Krieg in der Vendée ein Ende zu machen. Sie selbst ist unglücklicherweise fast ganz in der Vendée geblieben, verraten, hingemordet worden.

Ich nenne den Führer der Mainzer Vorhut, den unsterblichen, den unglücklichen Kléber. Er war damals zweiunddreißig Jahre alt, von prachtvoller Reife; sein Äußeres war so durchaus militärisch, daß man tapfer wurde, wenn man ihn ansah. Er war sehr erfahren und hatte alle Kriege in Deutschland mitgemacht. In Mainz hatte man ihm den Befehl über die äußeren Posten gegeben, das bedeutete einen Kampf von hundertzwanzig Tagen nacheinander. An der Grenze erwartete ihn sein Dank. Er wurde verhaftet. Das war seine Bestimmung: immer Opfer zu sein. Opfer in der Vendée, Opfer am Rhein, wo man ihn im Stich ließ. Opfer in Ägypten. Und Opfer ist er geblieben, auch in der Geschichte.*)

Trotz seiner eindrucksvollen Gestalt, seines stolzen und außerordentlichen Gesichtes war er ein äußerst bescheidener, menschen-

*) Jean Baptiste Kléber, geb. 10. März 1753 in Straßburg, wurde von seinem Stiefvater Franz Martin Bürger, einem wohlhabenden Bauunternehmer, als Bauhandwerker ausgebildet. Später besuchte Kléber die Zeichenschule in Münster, verließ indes mit 16 Jahren das Elternhaus und trat als Freiwilliger in das französische Husarenregiment Bercheny ein, das in Landau in Garnison lag, doch kehrte er nach wenigen Monaten wieder nach Straßburg zurück. 1772 ging er nach Paris, wo ihn der berühmte Architekt Chalgrin weiter ausbildete. 1776 trat Kléber in das bayerische Kadettenkorps in München ein, 1777 wurde er Kadett im österreichischen 38. Infanterieregiment seines Gönners Kaunitz. Wenige Monate später kam er als Fähnrich nach Mons (Belgien). 1785 nahm er als Unterleutnant seinen Abschied und erhielt einen Posten als Inspekteur der öffent-

freundlicher und guter Mann. Marceau hegte für ihn ein Gefühl von Verehrung, eine tiefe Hochachtung und eine gewisse Furcht, wie vor einem strengen und guten Herrn. Kléber seinerseits hatte die außergewöhnliche moralische Schönheit des jungen Mannes erfaßt und seinen heroischen Reiz, der die Herzen mit fortriß. Wir werden später sehen, wie er das Kommando zurückwies; er zwang Marceau, es zu übernehmen, und überließ ihm so den Ruhm des letzten Schlages gegen die Vendée.

Man kann die Geschichte dieser Zeiten nicht ohne Erregung schreiben. Die Achtung, welche Kléber von Marceau erwiesen wurde, wurde Canclaux von Kléber erwiesen. Die moralische Hochachtung, die Brüderlichkeit in dieser Armee standen auf einer bewundernswerten Höhe. In ihr war alles ein Herz und eine Seele. Alle ihre Führer, Dubayet, Vimeux, Haxo, Beaupuy, Kléber, bildeten einen Freundeskreis. Rechnen wir noch ihren geliebten Abgeordneten hinzu, Merlin von Thionville, der immer bei der Vorhut war und der untröstlich gewesen wäre, einen Kampf zu versäumen. Merlin war das Kind der Armee. Kléber erzählt mit viel Behagen von seinen verwegenen Streichen. Am Tage der Ankunft in Nantes, bei dem Feste, das man der Armee auf der Wiese von Mauves gab, sprang Merlin in einen Kahn, setzte über die Loire und begann sich mit den Vendéern herumzuschießen.

Diese tapfere Armee war von allem entblößt; sie hatte nur noch die Bürgerkronen, die Stadt für Stadt ihnen gespendet hatte. Im übrigen besaß sie keine Uniformen mehr: die waren in der Mainzer Festung geblieben; keine Lebensmittel, keine Schuhe, keine Pferde. Was man von Paris schickte, ließ Ronsin nicht durch, er behielt es für sich in Saumur. Glücklicherweise war Philippeaux in Nantes. Mit Hilfe seiner getreuen Freunde vom Klub Vincent gelang es ihm in der erstaunlich kurzen Zeit von acht Tagen die Armee auszurüsten. Noch einmal blieb Ronsins Hinterlist unwirksam.

So waren sie also unterwegs, Kléber und Merlin an der Spitze.

---

lichen Bauten in Belfort. 1791 wurde er zum Oberst der Nationalgarde von Belfort befördert, 1792 trat er als Freiwilliger bei der Rheinarmee ein, wo er als Oberstleutnant unter Custine an der Belagerung von Mainz teilnahm und Brigadegeneral wurde. Als solcher kam Kléber im September 1793 zur Armee, die gegen die aufständischen Vendéer operierte. In den Jahren 1794—1796 kämpfte er in Belgien, am Rhein und in Franken gegen die Österreicher, 1798 folgte er Napoleon nach Ägypten und Syrien, wo er nach Bonapartes Rückkehr als Oberbefehlshaber zurückblieb. Am 14. Juni 1801 wurde Kléber von dem Ägypter Suleyman auf dem Eskebijeplatz in Kairo durch einen Dolchstich ermordet. Vergleiche Oberstleutnant a. D. Hans Klaeber, Leben und Taten des französischen Generals Jean Baptist Kleber, Dresden 1900. Anmerkung des Herausgebers.

Der kluge Canclaux bewirkte, daß die Armee von den besten Montagnards des Klubs Vincent-la-Montage begleitet wurde, die im Bedarfsfalle Zeugnis ablegen und auf die Verleumdungen aus Saumur antworten konnten.

Die von Kléber hinterlassenen unschätzbaren Notizen erlauben uns, seinem Wege zu folgen. Er marschierte durch Clisson, durch das unwirtliche und waldreiche Tal der Sèvre nantaise; es waren schöne, aber gefährliche Gegenden, die schon im September durch den Regen unter Wasser standen und deren Wege in einem scheußlichen Zustande waren.

Klébers Sorge war, die Ehre der Mainzer Armee unbefleckt zu erhalten und jede Plünderung zu verhindern. Das Land war im allgemeinen verlassen, und was die Erde trug, reizte den Soldaten. Konnte man es wegnehmen nennen, wenn man in der Vendée etwas nahm? Jede Nacht ließ er Biwak aufschlagen in Wiesen, die von Zäunen und breiten Wassergräben abgeschlossen waren. Dort pflegte er dann mit dem Behagen des Naturfreundes niederzuschreiben, wie ihm die reizenden Landschaftsbilder gefielen, die schmalen Ausblicke, die das Dickicht bot, die schönen Lichtungen in den noch grünen Wäldern, die großen Weiden, auf denen herrenlose Herden umherirrten. Dann kamen Worte voller Menschlichkeit und Melancholie „über das Schicksal dieser Unglücklichen, die, von ihren Priestern aufgehetzt, blutdürstige Wüteriche werden, das Gute von sich weisen, das sich ihnen bietet, und ihrem Untergang zueilen".

Über sich selbst und sein eigenes Geschick sprach er nie.

Während er so vertrauensvoll vorrückte, erwartete ihn die Vendée in ihren Wäldern versteckt. Der Eber, in wütender Verzweiflung, liegt in seiner Suhle auf der Lauer, bereit zum Stoß. Die ganze große vendéeische Masse hatte sich gegen Kléber gewandt und befolgte buchstäblich das Wort des listigen Bernier: „Brecht den Mainzern das Kreuz, dann könnt ihr euch über die anderen lustig machen." Sie gehorchten mit Leib und Seele. Man war sowohl in der Armee von Anjou wie in der Charettes übereingekommen, daß man keinen Mainzer gefangennehmen dürfe, sondern alles niedermachen müsse.

Kléber marschierte, gedeckt, wie er glaubte, in der linken Flanke von dem Elsässer Beysser, der eifersüchtig auf ihn war und daher übelwollend, und in der Rechten von Chalbos, dem Stellvertreter Rossignols, der sich nach der Verabredung mit der ganzen Massenaushebung der Nieder-Vendée ihm nähern sollte.

Was tat dieser Stellvertreter? Anfangs rückte er vor, man rech-

nete auf ihn und wagte sich sehr weit; dann erfuhr man, er sei in vollem Rückzuge. Auf Rossignols Befehl entfernte sich Chalbos von Kléber und ließ die von ihm befehligten Korps sowie die ganze Massenaushebung zurückgehen.

Kléber und die zweitausendfünfhundert Mann der Vorhut saßen in der Falle. Die lange Marschkolonne und vier mitgeschleppte Kanonen saßen in den engen, tiefen und schlammigen Defilees von Torfou. Und vorne standen fünfundzwanzigtausend Vendéer. Da sie auf ein Treffen mit Chalbos nicht mehr zu rechnen brauchten, so hatten sie sich zusammenziehen können. Die Masse war zunächst in der Tiefe geordnet, aber sie zog sich auseinander, schob sich auf den Flügeln heran, stellte sich hinter Gräben und Hecken auf, eröffnete von allen Seiten, und selbst von hinten, das Feuer aus unmittelbarer Nähe. Der Klébers Vorhut folgende Haupttrupp beantwortet das Feuer; sein Schießen erschreckt den Vortrupp, man hält sich für abgeschnitten. Kléber erhält gleich zu Anfang einen Schuß. Man will die Geschütze zurückbringen. Ein Proviantwagen geht in Stücke und versperrt den Weg; die Kanonen fallen in die Hand der Vendéer. Kléber behält trotz seiner Wunde die Leitung. Er sagt zu Cheverdin, dem Kommandanten des Bataillons Saône et Loire, „decke mit deinem Leben den Rückzug“. Dies tat der tapfere Mann buchstäblich. Neben ihm hielt Merlin stand. Merlin hatte einen prächtigen Freund bei sich, einen Flüchtling aus Mainz, der kein Vaterland mehr hatte, außer unsern Lagern. Dieser arme Deutsche namens Riffle ließ sein Leben für die Rettung einer französischen Armee.

An diesem Tage kam einer durch Saumur und fand Rossignol noch krank. „Wie stehen die Dinge?“ fragte Rossignol. — „Schlecht,“ erwiderte der andere, „Chalbos zieht sich zurück.“ — „Was heißt das? Wer hat ihm das befohlen?“ — „Sie selbst.“ Rossignol verlangte sein Briefregister; er sah, daß die Sache richtig war, und erblaßte. Er verstand ein wenig spät.

Der Verbrecher Ronsin stand inzwischen an Rossignols Stelle; überall an der Loire betrieb man die Massenaushebung, um ihn zu unterstützen. Er rückte vor und schob sich in den engen Flecken Coron. Hier genügten dreitausend Vendéer, um ihn zu vernichten. Und zudem war er vernichtet durch sein schlechtes Gewissen; er glaubte, nur ein Sieg könne ihn reinwaschen. „Wir wollen hier sterben,“ sagte er zu seinem Stellvertreter Santerre. „Aber er starb nicht,“ erzählt Santerre, „sondern machte es wie alle anderen.“ Er besaß nicht einmal die Geistesgegenwart, ein anderes Korps, das von Angers kam, zurückzuschicken; auch dies Korps wurde geschla-

gen. Als das Massenaufgebot die regulären Truppen fliehen sah, geriet es in völlige Auflösung; hunderttausend Mann gingen nach Hause; die ganze große Bewegung war umsonst.

Was tat Ronsin? Ohne sich aus der Ruhe bringen zu lassen, schrieb er nach Paris, er habe sechs Tage lang andauernd gesiegt, und die Vendée fliehe vor ihm. Der Minister, der mit ihm einig war, verbarg die wahren Berichte. Ronsin folgte seinem Briefe in Person und verleumdete Canclaux und die Mainzer Armee bei den Jakobinern. Er wurde von der öffentlichen Begeisterung einstimmig für den großen Posten des Generals der Revolutionsarmee ausersehen.

Sechsundzwanzigstes Kapitel

Robespierre in Verlegenheit Sein Sieg (25. September)

Gewaltsamkeit der Hébertisten. Gesetz über die Verdächtigen. — Verzweiflung Dantons. — Die Hébertisten werden angeklagt (25. September). — Sieg Robespierres im Konvent. — Als Herr der Justiz und der Polizei versucht er die Mäßigung (3. Oktober 1793).

Merlin von Thionville verlor keinen Augenblick. Er traf unmittelbar nach Ronsin ein, beladen mit Beweisen für dessen Verbrechen, mit Befehlen, die jener seinen Strohmann Rossignol hatte unterzeichnen lassen, um die Mainzer Armee zu verraten und Kléber ins Verderben zu stürzen.

Was fand er zu Hause? Ronsins Freunde waren obenauf. Jedermann lachte ihm ins Gesicht. Man riet ihm, vorsichtig zu sein und sich, wenn möglich, selbst zu rechtfertigen für seine Niederlage bei Torfou.

Die Hébertisten kannten kein Maß mehr. Bei Dantons und Robespierres Erschlaffung handelten sie als Herren der Jakobiner und bestimmten deren Verhalten. Als Kennwort der Lage, als Losung für die Patrioten, als Beweis für gute Bürgerlichkeit hatten sie den „Tod der Girondisten“ gewählt. Auf alles, was man sagte, wandten sie ein: „die Girondisten leben noch“.

Da sie alle Welt mit der Forderung verfolgten, diesen Kelch voll Blut zu trinken, so brachten sie die Dantonisten zum Weichen und brandmarkten sie mit dem Namen „die Nachsichtigen“.

Die Jakobiner, gedrängt, herausgefordert und beständig unter jenem Stachel, wollten ihre Tatkraft beweisen. Am 5. September,

am 9., am 15., am 30., am 1. Oktober kamen jakobinische Abordnungen in den Konvent und forderten ihn auf, Wort zu halten.

Die Jakobiner taten einen sehr ernsten Schritt. Sie warfen sich zu Richtern auf, gingen in den Sicherheitsausschuß, holten die Akten der Gironde und übernahmen es, den Prozeß einzuleiten, dem Ausschuß und dem Konvent zum Trotz.

Die Versammlung sah nur allzugut hinter den Jakobinern den Drahtzieher Hébert an der Arbeit. Sie machte am 17. September den Versuch, einen Teil dessen wiederzugewinnen, was sie am 5. der Kommune überlassen hatte. Sie hatte das „Gesetz über die Verdächtigen“ versprochen, und sie gab es — aber anders, als sie es versprochen hatte. In dem Entwurf vom 5. September waren die mit der Verhaftung der Verdächtigen beauftragten revolutionären Ausschüsse der Kommune unterstellt. Im Gesetz vom 17. wurden sie dem Sicherheitsausschuß des Konvents unterstellt; sie mußten diesem ihre Beweggründe und die beschlagnahmten Papiere mitteilen, mit anderen Worten, der Konvent (und sein Sicherheitsausschuß) blieb Herr über die Ausführung des Gesetzes und wenn man mit diesem alles umfassenden Schreckensgesetz von ungeheurer Tragweite Gefahr lief, Frankreich unter Riegel zu setzen, so wollte die Versammlung wenigstens den Schlüssel verwahren, wenigstens die Gefängnisse öffnen und schließen können.

Das hieß, zum Vorteil des Konvents und seines Sicherheitsausschusses jene Polizeidiktatur aufheben, die man am 5. September der Kommune gegeben hatte. Der gefürchtete Hébert wurde ärgerlich, ließ alle Vorsicht außer acht und machte in seiner törichten Wut eben den Vorschlag, auf Grund dessen man die Girondisten umbringen wollte, den gefährlichen und unmöglichen Vorschlag: daß man die Verfassung in Kraft setze, das heißt, daß man die beiden regierenden Ausschüsse aufheben und die Gewalt den Ministern übertragen solle, wodurch sie zweifellos dem Oberminister Hébert zufallen mußte.

Das war die Dankbarkeit der Hébertisten gegen Robespierre, der sie am 11. in Sachen der Vendée so stark unterstützt hatte. Sie vernichteten den Wohlfahrtsausschuß und schickten Robespierre zu seinen theoretischen Spekulationen, zur Moral und zur Philosophie zurück.

Kein Blatt hat gewagt, einen Bericht über diese merkwürdige Sitzung der Jakobiner zu drucken. Wir kennen lediglich den unverschämten Vorschlag Héberts, auf welchen Robespierre mit vorbildlicher Sanftmut geantwortet haben soll, die Forderung sei verfrüht.

An diesem selben Abend, dem 18. September, tat Vincent bei den

Cordeliers dem Konvent die ärgste Kränkung an; er forderte ein Gesetz, welches die in Mission befindlichen Volksvertreter für etwaige Begünstigung der Betrügereien von Militäragenten verantwortlich machte. Daß die Betrüger selbst, die Freunde Ronsins, die schamlosen Plünderer der Vendée den Ruf, und zwar gegen den Konvent, erhoben: „Haltet den Dieb!“ das war empörend! Die Versammlung verlor die Geduld und überwies die Eingabe zur weiteren Verfolgung dem dazu Berechtigten.

Wir wissen unglücklicherweise nicht, was im Wohlfahrtsausschuß geschah. Dort stand Robespierre zwischen Collot, dem Freunde Héberts, und Thuriot, dem Freunde Dantons. Es handelte sich darum, zu erfahren, ob der Ausschuß die wahnsinnigen Tollheiten der Hébertisten, die seine Unterdrückung verlangten und sich als seine Nachfolger in der Macht gebärdeten, ewig dulden würde. War nicht die Nachsicht des Ausschusses für diese verrannten Schurken Feigheit? Mörderische Feigheit zum eigenen Schaden? Nur allzu deutlich war, wohin man trieb, da man von Schwäche zu Schwäche taumelte: heute die Gironde, morgen die Dantonisten; was blieb dann noch übrig? Die Opferung Robespierres selbst!

Robespierre sah es ebensogut wie die anderen, und er antwortete nichts. All dies geschah im Ausschuß vor Collot d'Herbois, mit anderen Worten, vor Hébert. Dies hartnäckige Schweigen, diese mehr als himmlische Geduld, setzte in Erstaunen, wirkte erschreckend.

Die Dantonisten zogen es vor, kurz zu brechen und sich abzusondern, als sich dauernd ins Schlepptau nehmen zu lassen. Sie hatten am 5. September nachgegeben, hatten für ihre Feinde gesprochen. Was hatten sie dabei gewonnen? Diese waren seit jenem Tage nur noch unverschämter geworden, lechzten noch mehr nach ihrem Blut.

Thuriot, der am 5. September den Vorsitz gehabt hatte, nahm am 20. seine Entlassung aus dem Wohlfahrtsausschuß.

Danton verließ den Konvent und reiste nach Arcis. Nicht um alles in der Welt wollte er die Girondisten preisgeben.

Der gute Garat besuchte ihn vor seiner Abreise und fand ihn krank, bestürzt, niedergeschlagen. Der Untergang seiner Partei, sein persönlicher Zusammenbruch, der Verlust seiner Volkstümlichkeit beschäftigten ihn wenig. Was ihm das Herz brach, war der Tod seiner Feinde. „Ich kann sie nicht retten“, rief er; und als er sich dies Wort abgerungen hatte, war es mit all seinen Kräften zu Ende. Dicke Tränen rannen ihm über die Wangen, sein Schmerz machte ihn garstig. Die Blitze waren verzuckt, die Flamme war erloschen, die Lava erkaltet; der Vulkan war nur noch Asche.

Seine Abreise war ein großer Fehler. Die Hébertisten streuten überall aus, er sei geflohen. Die Dantonisten mußten in der Entscheidungsschlacht am 25. September die Unterstützung durch seine gewaltige, immer noch mächtige Stimme entbehren.

Die Beweise, die sie gegen Rossignol vorbrachten, waren erdrückend genug, um Rossignol unverzüglich auf die Guillotine zu bringen, falls er nicht beweisen konnte, daß er ein Idiot war und nicht wußte, was er unterschrieben hatte. In diesem letzteren Falle aber hätte Ronsin seinen Kopf auf den Block legen müssen.

Durch ein merkwürdiges Zusammentreffen kam fast gleichzeitig eine andere, fast ebenso schwere Anklage gegen die Hébertisten des Kriegsministeriums von der Nordarmee. Es war ein flammender Brief, gemeinsam geschrieben von zwei Montagnards verschiedener Färbung, dem Maratisten Bentabole und dem Robespierristen Levasseur. Dieser Brief enthüllte die furchtbare Verfassung, in welcher Bouchotte und Vincent unsere Armeen beließen; die Nordarmee war um vierzigtausend Mann schwächer als sie hätte sein müssen, um vor dem Feind zu erscheinen. Und doch waren sechs Monate seit der Bewilligung der dreihunderttausend Mann verflossen. Weder Lebensmittel noch Kleidungsstücke, noch höhere Offiziere waren vorhanden. Dies war bereits am 13. August durch Gossuin festgestellt worden, und Gossuin war auf die Guillotine gekommen. Die Generale stellten es ebenfalls fest, und man guillotinierte sie. Jeder Fehlschlag sollte Verrat gewesen sein. Was taten denn Robespierre, Barère und der Ausschuß, wenn sie blind und unterschiedslos alle Generale verfolgten? Sie entschuldigten Bouchotte, sie unterstützten Hébert, ihren Feind, sie schmeichelten der Volkspresse, dem „Père Duchesne“, der, hätte er Gelegenheit gefunden, gegen sie getobt und sie in den Tod getrieben hätte.

Hier klagte Robespierres Anhänger Levasseur ein Ministerium an, mit dem Robespierre im Bunde war.

Die denkwürdige Sitzung am 25. September wurde von Thuriot in einer Weise eröffnet, die großen Erwartungen Raum gab. Er beklagte das Geschick der Revolution, die den niedrigsten der Menschen in die Hände gefallen sei: „Haben wir denn nur darum so heiß gekämpft,“ meinte er, „um die Macht Dieben und Blutmenschen zu geben? Wir entthronen den Royalismus und setzen das Schelmentum auf den Thron.“ Damit war deutlich auf Hébert und Ronsin hingewiesen; man erwartete, er werde damit schließen, den letzteren vor Fouquier-Tinville zu laden. Der Konvent spendete rasenden Beifall. Aber es kam anders. Er verlangte den Druck eines „moralischen Merkblattes“.

Ein sonderbares Abflauen! Aber es wurde wieder gutgemacht; man verlas den unerhörten Brief Levasseurs gegen das Kriegsministerium. An der Hitze dieses Briefes taute alles auf. Die starren Worte schmolzen in der Luft und wurden vernehmbar. Der Abgeordnete Briez, den Verrat gezwungen hatte, Valenciennes zu übergeben, und der seitdem in Verdacht blieb, ohne auch nur eine Rechtfertigung zu wagen, ergriff das Wort und sprach so gut, daß der Konvent nicht nur den Druck der Rede beschloß, sondern auch die Berufung Briez' in den Wohlfahrtsausschuß.

Gerade als der Ausschuß diesen furchtbaren Streich empfing, kam Merlin von Thionville hinzu, wie der Matador, der dem verwundeten Stier das Messer ins Genick stoßen soll. Er berichtete über die Angelegenheit Ronsin.

Mehrere Mitglieder erhoben sich: „Und was sagt der Wohlfahrtsausschuß dazu? Warum spricht er nicht?"

Der Ausschuß sprach, aber ungeschickterweise zuerst durch Billaud-Varennes, wütend und mit Drohungen gegen den Konvent. Barère kam zur Hilfe, er lavierte, befolgte sein gewohntes Verfahren und warf dem Zorn der Versammlung ein Opfer hin, wie es die Massen in solchen Augenblicken zu besänftigen pflegte: ein Menschenopfer. Wenn die Nordarmee Unfälle erlitt, so war es Houchards Schuld. Barère machte aus diesem armen Teufel einen großen und gefährlichen Verschwörer. „Glücklicherweise," meinte er, „ist er abgesetzt. Bei der Einsicht der Kriegsverwaltung (damit schmeichelte er den Hébertisten) und bei der Einsicht Carnots (das sollte den Neutralen schmeicheln) werden wir sicher eine bessere Wahl treffen . . . Man hat soeben Jourdan ernannt."

Prieur, Carnots Freund, unterstützte Barère und deckte ihn durch seine bekannte Makellosigkeit.

Saint-André und Billaud sprachen abermals über den Nutzen des Wohlfahrtsausschusses und über die Notwendigkeit, die großen Unternehmungen geheimzuhalten. — Dabei erklärte Billaud unverzüglich: „Wir werden in England hunderttausend Mann landen! Wir haben eine Million achthunderttausend Mann ausgehoben! . . ." — Und Barère: „In der Vendée allein vierhunderttausend Mann in vierundzwanzig Stunden!" Die Versammlung zollte diesen Übertreibungen lebhaften Beifall, besonders aber der Unbedachtsamkeit Billaud-Varennes', die seinem Charakter eigentümlich war: er rief einen von der Ausführung so weit entfernten Plan, dessen Erfolg einzig durch Geheimhaltung hätte gesichert werden können, laut in den Konvent hinein.

In alldem wurde nicht mit einem Wort der Gegenstand der Sitzung berührt. Der Gegenstand, kurz gefaßt, war folgender:

Soll man Ronsin und Rossignol guillotinieren, weil sie eine Armee der Republik ans Messer geliefert haben?

Soll man Bouchotte entlassen, weil er in den fünf Monaten seines Ministeriums weder das Material noch das Personal organisiert hat, weil er von den im März bewilligten hunderttausend Mann fast nichts an die Armeen schickt?

Die Dantonisten benahmen sich kläglich. Sie wagten nicht, die Versammlung an die Tagesordnung zu erinnern. Sie hatten die Mittel in der Hand, um ihre Feinde zu erdrücken. Aber sie bedienten sich ihrer kaum. Thuriot gab sich mit seinem „moralischen Merkblatt" zufrieden. Merlin von Thionville bewies im Konvent durchaus nicht die Unerschrockenheit, die er auf den Schlachtfeldern besaß. Hätte er die Hébertisten so richtig gestellt wie die Preußen, so wäre Ronsin verloren gewesen.

Man hätte lebhaft und mit einem Wort die ganze unzulängliche Verteidigung des Ausschusses über den Haufen werfen müssen. Ob der Ausschuß sich schwach gezeigt hatte gegen die Hébertisten, gegen Bouchotte und Ronsin war eine Nebenfrage, die man vertagen konnte.

Man mußte den Angriff bei dem Verrat in der Vendée ansetzen. Und zwar brauchte man nicht im geringsten den Ausschuß in dieser Sache anzuklagen; das Verbrechen Ronsins bestand gerade darin, daß er sich an den vom Ausschuß gebilligten Plan nicht gekehrt, daß er Klébers Vernichtung nicht verhindert hatte, da doch dieser Plan ihn verpflichtete, Kléber zu unterstützen. Wenn der Ausschuß die hébertistische Presse nicht gefürchtet hätte, so würde er selbst Ronsin angeklagt haben.

Robespierre bediente sich der begangenen Fehler mit bewundernswerter Geistesgegenwart zu seinem Vorteil.

Er verteidigte die Hébertisten nicht und sagte kein Wort über sie. Er ließ sie in ihrer häßlichen Blöße, im grellen Licht; sie wurden nun von ihm abhängig, der bis dahin von ihnen abhängig gewesen war.

Er verteidigte den Ausschuß in ziemlich allgemeinen Worten, wiederholte, was Barère gesagt hatte, hielt sich im übrigen außerhalb und sprach nur für seine eigene Person: „Wenn meine Eigenschaft als Mitglied des Ausschusses mich hindern soll, mich völlig unabhängig zu äußern, so muß ich das Amt augenblicklich niederlegen; und wenn ich mich von meinen Kollegen (die ich achte und ehre) getrennt habe, so will ich meinem Lande ein paar notwendige

Wahrheiten sagen." — Große Spannung. Diese Wahrheiten bestanden darin, daß ein Plan vorhanden war, den Konvent zu demütigen und auszuschelten. „Man will, daß wir die Geheimnisse der Republik preisgeben, daß wir den Verrätern Zeit lassen zu entschlüpfen. Ersetzt ihn durch einen andern, diesen Ausschuß, den man in eurer Mitte erfolgreich angeklagt hat. Das Geld des Auslandes arbeitet. Dieser Tag ist Pitt mehr wert als drei Siege. Die Partei ist nicht tot, sie zettelt noch in ihren Gefängnissen." (Er gesellte so die Girondisten den Dantonisten.)

„Die Schlangen des Marais sind noch nicht erwürgt."

Damit war das Zentrum getroffen. Man bedenke, daß damals der Konvent nicht mehr als zweihundert Mitglieder hatte, die, da der Berg beinahe ganz abwesend und die Rechte verstümmelt war, fast alle dem Zentrum angehörten.

Robespierre besaß nicht die Gewohnheit gemeiner Schmähungen, er hatte die beschuldigt, die den Konvent erniedrigten. Man war bestürzt über jenes Wort.

Nach seinem übertrieben vorsichtigen Benehmen am 5. September und an anderen großen Tagen hielt man ihn durchaus nicht für kühn. Er wagte sich nur vor, wenn er seiner Sache ganz sicher war. Man glaubte also, er müsse sehr stark sein, da er eine solche Beleidigung gegen den Konvent zu äußern wagte.

Wenn seine Entschlußfähigkeit in den öffentlichen Angelegenheiten seit einem oder zwei Monaten schwach gewesen war, so war sie dafür in der Justiz groß und wirkungsvoll gewesen. Vor ihm als dem Vorsitzenden der Jakobiner waren die Richter und Geschworenen im Prozeß Custine durch die Gesellschaft schmählich ausgescholten worden. Die Gesellschaft erklärte sich am 15. als Gerichtshof gegen die Girondisten und wurde zum ständigen Gericht. Unter solchen Umständen war das Haupt der Jakobiner in Wirklichkeit der Oberrichter der Republik.

Das Zentrum verstummte vor Schreck. Es begann ein wenig aufzuatmen, als Robespierre von allgemeinen Drohungen zu besonderen Hinweisen überging und die Dantonisten allein bedrohte: „Unsere Ankläger werden bald selbst unter Anklage sein."

Man atmete noch mehr auf, als er eine bestimmte Zahl nannte und erklärte: „Zwei oder drei Verräter", und als er zum Schluß die Abrechnung mit den anderen vertagte und sich für diesmal auf Duhem und Briez beschränkte; Duhem wurde schuldig befunden, für Custine eingetreten zu sein und Briez war „ehrlos geworden, weil er sich bei Übergabe des Platzes dort befunden hatte". Dies Wort

zielte scharf auf Merlin von Thionville, dessen Lage in Mainz ähnlich gewesen war.

Alle schwiegen; und das wenige, was man sagte, war lediglich Entschuldigung. Briez lehnte die gefährliche Ehre ab, Mitglied des Ausschusses zu werden.

Der Konvent glaubte fertig zu sein. Robespierre blieb hartnäckig. Er ersah seinen Vorteil, sah, daß die Versammlung in den Knien lag und daß sie um so folgsamer sein würde, je schärfer er zugriff. Er sagte also frech: „Der Konvent hat nicht die Tatkraft gezeigt, die er hätte zeigen müssen. Ich habe gesehen, wie Barère von unseren Verleumdern, die uns am liebsten erdolchen möchten, Beifall erhielt."

Alle dachten bebend: „Hat er etwa mich gesehen?"

Indessen war die Versammlung noch nicht gezähmt und lag noch nicht am Boden, solange Robespierre jene Abgeordneten nicht niederschlug, deren militärischer Ruhm den Konvent aufrecht erhielt. Da prügelte er Briez und meinte Merlin: „Wenn ich in Valenciennes gewesen wäre, würde ich nicht hier sein, um Bericht zu erstatten. Ich hätte dort den Tod gefunden. Er mag sagen, was er will: er kann niemals eine Antwort finden auf die Frage: ‚Bist du etwa tot?' "

Jetzt lag die Versammlung unten und brauchte nur noch Danke zu sagen. Das tat sie durch den Mund Bazires. Der war, wie am 5. September, die Stimme der gemeinsamen Schwäche. Bei Gelegenheit der Aussprache über die fünfzig Millionen, die Billand zurückgegeben und Robespierre, wie er mit Würde erklärte, behalten wollte, sagte Bazire: „Wie würden wir sein, wenn Robespierre es für nötig halten müßte, sich vor dem Berge zu rechtfertigen? Man kann seinen Vorschlag nicht zurückweisen; er verlangt, der Konvent soll erklären, daß der Ausschuß sein ganzes Vertrauen besitzt." Bei diesem Aufruf der Ankläger des Ausschusses zugunsten des Ausschusses, erhob sich die ganze Versammlung und gab das Vertrauensvotum.

Diese Abstimmung hatte ungeheure Folgen, die niemand erwartete. Robespierre und die Versammlung hatten sich gegenübergestanden und die Versammlung hatte gezittert. Wer einmal einen solchen Vorteil errungen, der behält ihn sehr lange. Robespierre hat ihn bis zum 9. Thermidor behalten.

Der Konvent fühlte von nun an so sehr den Herrn über sich, daß er am folgenden Tage, dem 26., Robespierre die beiden Schwerter übergab: Justiz und Polizei; ich meine damit, daß das Revolutionstribunal und der Sicherheitsausschuß unter seinem Einfluß völlig

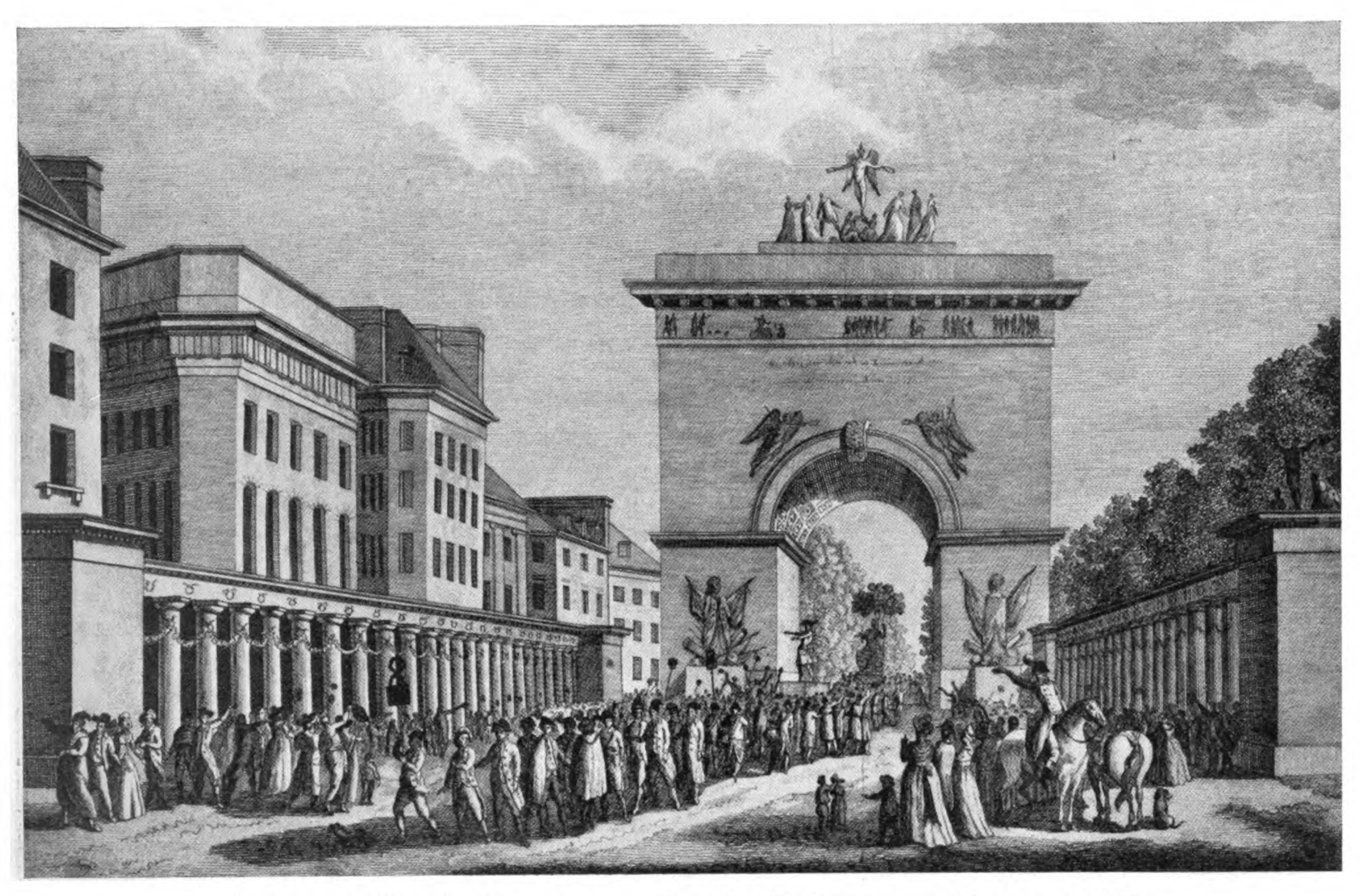
erneuert wurden. Das Tribunal bestellte er mit den Seinen, mit ihm ergebenen Leuten und seinen persönlichen Anhängern (Herman aus Arras, Dumas, Coffinhal, Fleuriot, Duplay, Nicolas, Renaudin, Topino-Lebrun, Souberbielle, Vilatte, Payan usw.). Klüger und mit größerer Kunst stellte er den Ausschuß zusammen: von eigenen Anhängern brachte er nur zwei hinein, Lebas und David; außerdem zwei Landsleute, Lebon und Guffroy, und im übrigen nur irgendwie bloßgestellte und daher folgsame Leute. Dieser große Taktiker wußte, daß in einer Revolution der Feind oft nützlicher ist als der Freund. Der Freund redet, prüft, streitet sich. Der Feind, wenn er Furcht hat, geht viel mehr geradeaus. Er steht auf einer Eisenschiene und verfolgt seinen starren Weg; er weiß, daß zur Rechten und zur Linken der Abgrund gähnt: er geht sehr gut —

Am meisten bestürzt war der Wohlfahrtsausschuß. Er fühlte deutlich, daß Robespierre am 25. September sich allein verteidigt, allein gesiegt und allein Vorteil aus seinem Siege gezogen hatte. Ein Mann herrschte über die Republik.

Ein Mann in drei Personen: Robespierre, Couthon und Saint-Just.

Die fünf anderen, nicht in Mission befindlichen Mitglieder des Ausschusses waren einig, auch ohne sich untereinander verständigt zu haben. Der Dantonist Hérault, die Unparteiischen Barère, Prieur und Carnot, der Schrecken in Person: Billaud-Varennes, Héberts Vorhut Collot d'Herbois — der dennoch sehr unabhängig war von Hébert —, alle, wie verschieden auch ihre Färbung sein mochte, handelten wie ein Mann gegen Robespierre.

Sie waren äußerst besorgt, Couthon, der damals mit großen Massen bewaffneter Bauern auf Lyon marschierte, möchte den Ruhm des Unternehmens pflücken und den Robespierristen das einzige verschaffen, was ihnen fehlte: einen militärischen Erfolg. Dubois-Crancé, der als Dantonist mit den Radikalen von Lyon ging, hatte mit unglaublichen Mühen den ganzen Südosten gerettet. Nun war Couthon daran, die Früchte dieser ungeheuren Arbeit zu ernten, sich selbst und so auch Robespierre mit dem Lorbeer zu krönen. Am 30. September und den folgenden Tagen, dreimal in drei Tagen, schrieben die Fünf im Ausschuß an Dubois-Crancé, er müsse sofort Lyon stürmen und vor Couthons Ankunft in die Stadt einziehen. Lyon leistete verzweifelten Widerstand: es wollte wenigstens seinen Besieger wählen, denn, war schon die Übergabe unumgänglich, so zog es vor, in Choutons Hände zu fallen, der uninteressiert war in der Sache, statt in die Dubois-Crancés; dieser war durch die lange Belagerung erbittert, zudem ein Freund von Chaliers Freunden, er



Festzug anläßlich der Feier der Annahme der Verfassung am 10. August 1793.
Stich von Josef Hutter nach der Zeichnung von Swebach-Desfontaines.

hätte nur als zorniger Sieger, als Rächer des Märtyrers zurückkehren können.

Der Ausschuß mühte sich vergeblich: Robespierres Stern war wie in Paris, so in Lyon im Aufstieg, und fast gleichzeitig versetzte er dem Ausschuß vor dem Konvent einen schweren Schlag.

Es war am 3. Oktober. Ein schöner, milder Herbstmorgen, die Bäume hatten länger im Laub gestanden als 1792 und begannen erst jetzt langsam ihre Blätter abzuwerfen. Man kündigte im Konvent an, Amar, der Berichterstatter des Sicherheitsausschusses, werde seinen Bericht über die Girondisten einbringen.

Die lange, kühle Rede fügte den von Saint-Just vorgebrachten Tatsachen nichts hinzu. Die dreiundsechzig, die im Juni gegen die Verletzung der Versammlung protestiert hatten, waren anwesend, und die meisten hatten nicht den geringsten Argwohn. Plötzlich verlangte Amar, man wolle beschließen, „daß die Türen geschlossen würden". Die dreiundsechzig saßen in der Falle. Ohne Aussprache wurde ihre Verhaftung beschlossen. Da standen sie nun zusammengepfercht vor der Barre, eine arme kleine Herde — dem Tod bestimmt.

Unter dieser zweifellos sehr gemischten Schar von dreiundsechzig Abgeordneten waren sehr aufrichtige Republikaner: sie hätten für die Republik den Tod erlitten.

Bis dahin hatte die Sache einen häßlichen Anstrich, sie erschien wie ein Hinterhalt. Ein paar Bergparteiler forderten, die dreiundsechzig sollten durch die Zweiundzwanzig abgeurteilt werden. Aber da fanden die dreiundsechzig unvermutet einen Verteidiger in der Versammlung. Robespierre erhob sich und sprach für sie. Das Erstaunen erreichte den Höhepunkt.

„Der Konvent soll die Schuldigen nicht vervielfältigen," sagte Robespierre, „es genügt, wenn die Führer getroffen werden. Wenn es noch andere Schuldige gibt, so wird der Sicherheitsausschuß eine namentliche Liste vorlegen. Ich sage meine Meinung in Gegenwart des Volkes, ich sage sie offen und rufe das Volk als Richter an. Mein Volk, du sollst nur von denen verteidigt werden, die den Mut haben, dir die Wahrheit zu sagen!"

Als Amar davon sprach, die Beweise gegen die dreiundsechzig zu verlesen, sagte Robespierre: „Diese Verlesung ist gänzlich unnötig."

Eine zugleich beruhigende und erschreckende Milde! Schaudernd hatte die Rechte und sogar das Zentrum das Wort vernommen: „Wenn es noch andere Schuldige gibt, so wird der Ausschuß eine namentliche Liste vorlegen."

Von jetzt an hing ihr Leben an einem Faden: an Robespierres Menschlichkeit!

Der Berg fühlte, diese dreiundsechzig Geretteten und die zitternde Rechte würden eine für Robespierre verfügbare Waffe sein — gegen wen? Gegen den Berg, gegen den Wohlfahrtsausschuß.

Die Mehrheit hatten nicht mehr der Ausschuß und die Regierung, sondern Robespierre hatte sie.

Der Ausschuß hatte vor der Versammlung den Anschein des Hinterhältigen, Robespierre allein das Verdienst der Mäßigung — sagen wir es offen heraus — der Milde.

Es handelte sich hier nicht um die gemäßigte Ansicht irgendeines Abgeordneten, sondern um die gebieterische Milde eines Mannes, der als Herr der Jakobiner, des Sicherheitsausschusses und des Revolutionstribunals nach Gefallen anklagen, verhaften und richten konnte. Es war eine Wiedereinführung des Rechtes der Gnade. Marat wandte es am 2. Juni für drei Abgeordnete an und Robespierre hier für dreiundsechzig.

Bis dahin hatte man nichts dergleichen von Robespierre erwarten können.

Wer war denn die neue, sonderbare Macht, die, indem sie Gnade übte, die Rechte und das Zentrum an sich fesselte und die sich anderseits auf die Hébertisten stützte, auf die Männer, die keine Gnade wollten?

Robespierre hatte am 25. September durch Davids Mund für Ronsin gebürgt, den grausamsten der Hébertisten, hatte ihn vor den Jakobinern reingewaschen. Die Robespierristen selbst verstanden Robespierre nicht mehr. Als einer von ihnen, Redakteur des „Journal de la Montagne“, die hébertistischen Bureaus angriff, ließ ihn Robespierre bei den Jakobinern ausschelten; sein Blatt wurde ihm genommen.

Siebenundzwanzigstes Kapitel

Mäßigung der Robespierristen in Lyon (Oktober 1793)

Robespierre übt die Schreckensherrschaft durch Saint-Just (10. Oktober), während er durch Couthon beruhigend wirkt (8.—20. Oktober).

Erinnern wir uns der Vorgeschichte Robespierres.

Vor 1789 war er Kirchenrichter in Arras gewesen, und die unglückliche Notwendigkeit, einen Menschen zum Tode zu verurteilen, hatte ihn bestimmt, seine Entlassung zu nehmen.

In der Konstituierenden spielte er die Rolle eines strengen und glühenden Menschenfreundes, der mit allen Mitteln und selbst auf Kosten seines Herzens den Fortschritt der Menschheit erstrebt. Er lehnte die Stellung eines Staatsanwalts ab.

Er war von Natur „aufgeregt“, furchtsam und mißtrauisch, zum Zorn geneigt; Saint-Just warf es ihm einmal vor und meinte: „Beruhige dich; das Reich gehört den Kaltblütigen.“

Sein Herz war tief verbittert durch Verrat und Zank, durch den Krieg mit Nadelstichen, den die Gironde gegen ihn führte. Das beklagenswerte Verhängnis, das ihn zwang, sich den Hébertisten zuzugesellen, um die Girondisten und die Radikalen unschädlich zu machen, und die Unterstützung ihrer Person zu suchen, die ihm durchaus zuwider war, um eine Volkstümlichkeit zu erlangen, die seiner Natur fremd war — diese harte und demütigende Notwendigkeit mußte ihn noch mehr verbittern. Was er 1790 abgelehnt hatte, das wurde er in der Tat 1793: der große öffentliche Ankläger. Seine heftigen Anklagereden bei den Jakobinern rissen Richter und Geschworene mit fort und führten Custines Tod herbei.

Der Triumph vom 25. September indessen, der den Konvent in Schrecken versetzt und ihm selbst Justiz und Polizei in die Hand gegeben hatte, dieser Tag, der ihn im Sturz der Dantonisten und zugleich der Hébertisten so groß gemacht hatte, erlaubte ihm, eine freiere Politik einzuschlagen. Dies versuchte er im Oktober. Einen einzigen Schritt tat er auf dem Wege der Mäßigung — einen Schritt, und die Umstände drängten ihn in die Schreckensherrschaft zurück.

In diesem Monat war sein Verhalten so dunkel, daß die Robespierristen sich jeden Augenblick darin täuschten: in dem Glauben, ihm zu gefallen und ihm zu dienen, taten sie — zweifellos verfrühte — Dinge, die zu mißbilligen er sich beeilte.

Zweierlei war indessen klar:

1. Die Schonung der Dreiundsechzig, die er in den Untergang der Girondisten zu verwickeln sich weigerte;

2. Die erstaunliche Mäßigung, die sein zweites Ich, Couthon, der Mitwisser seiner geheimsten Gedanken (in viel höherem Grade als Saint-Just), während des ganzen Monats Oktober in Lyon zu zeigen wagte — eine Mäßigung, die ihm beinahe alle Radikalen entfremdet und Chaliers Freunde in maßlose Wut getrieben hatte.

Couthon war in 1789 wie Robespierre viel mehr Menschenfreund als Revolutionär. Wir besitzen ein Drama von ihm aus jener Zeit, das sehr gefühlvoll und träumerisch ist.

In der Zeit, um die es sich hier handelt, hatten beide die Milde im Kopf, wenn sie sie nicht im Herzen hatten. Robespierre wollte den beiden Parteien ihre beiden Gewalten entreißen: den Dantonisten die Milde und den Hébertisten die Strenge; beide Kräfte sollten den unreinen und verdächtigen Händen entzogen und in die Hände der anständigen Leute gegeben werden, das heißt: in die der Robespierristen.

Garat erzählt, er habe im August bei Robespierre einen Versuch gemacht, die Gironde zu retten. Er las ihm eine Schrift vor, die gewissermaßen Milde empfahl. Robespierre litt grausam, während er ihm zuhörte. Seine Züge arbeiteten wie von selbst. Die üblichen Gesichtszuckungen waren besonders häufig und heftig. Bei eindringlichen Stellen bedeckte er sich die Augen. Was konnte er für die Gironde tun? Nichts; weder er noch sonst jemand. Und doch fühlte er zutiefst: eine der besten Möglichkeiten zur Festigung seiner Stellung wäre gewesen, die Herzen durch eine verblüffende Tat zu packen, durch eine plötzliche Rückkehr zur Milde, die Frankreich unversehens aufrütteln und — da sie wie ein Wunder wirken würde — die Parteien zu Boden werfen mußte.

Das entfernte Lyon war für eine solche Überraschung geeigneter als Paris. Wenn es der geschickten Hand Couthons gelang, der neuen Politik, dem Gleichgewicht im Schrecken, der Anwendung des Schreckens auf die Terroristen selbst, den ersten Anstoß zu geben, so mußte das die Partei Robespierres in unerhörter Weise stärken. Alles, was Furcht hatte (und jedermann hatte Furcht), mußte sich an ihn drängen. Der kleine Ausweg, der sich unvermutet vor der eingezwängten, dem Ersticken nahen Masse öffnete, würde die ungeheure Flut von selbst in sich hineinziehen. Das ganze girondistische Frankreich, das Frankreich der Priester und das (zum großen Teil) royalistische Frankreich hätten alles vergessen und sich um den einen Mann geschart. Im Übermaß der Unruhen handelte es sich

viel weniger um Meinungen als um Sicherheit. Die allmächtige Woge der Volkstümlichkeit hätte ihn emporgetragen — zum Thron? Nein, zum Himmel.

Ein Streich mutiger Unerschrockenheit! Würden die Hébertisten nicht einen solchen Wechsel als Mittel zur Verleumdung benutzen? Robespierre dem Abgrunde zutreiben, an dem die Dantonisten bereits saßen? Würden die letzteren nicht ein Geschrei erheben, wenn der Unnachsichtige ihnen die Milde stahl?

Man mußte die einen und die anderen zittern machen und ihnen Stille auferlegen.

Noch hielt Robespierre die Hébertisten, die seiner sehr bedurften. Er hatte sie am 25. bei den Jakobinern reingewaschen, indem er Ronsin durch seinen Vertrauensmann David beschützen ließ. Und noch einmal, am 3. Oktober, hatten es die Elenden sehr nötig, sich von einem neuen Verrat in der Vendée zu reinigen. Obgleich sie in ihre Verbrechen verstrickt waren, hofften sie, sich den Dantonisten zum Trotz der Revolutionsarmee zu bemächtigen. Am 4. Oktober also vollführten sie zu ihrem und Robespierres Nutzen einen Hauptschlag, schrieben eine Nummer des „Père Duchesne“ gegen den nach ihrer Darstellung flüchtigen Danton und druckten sie in sechshunderttausend Exemplaren.

Die Sache war noch ganz frisch, als Robespierre am 4. abends David zu den Jakobinern sandte, um die Dantonisten anzuzeigen: „Thuriot,“ sagte er, „zettelt alle Nächte mit Barère und Julien von Toulouse bei der Gräfin Beaufort.“ Als Mitglied des Sicherheitsausschusses besaß David hohes Ansehen. Trotzdem die Behauptung sofort bestritten wurde, hatte sie weitgehende Folgen.

Richtig oder nicht, die Anzeige bewies, daß Robespierre ein gegen ihn gerichtetes Bündnis zwischen den verschiedensten politischen Richtungen voraussah. Barère, der sich wand wie ein Aal und überall umherschlüpfte, war der wahrscheinliche Vermittler — wenn es nicht gelang, ihn durch Furcht unschädlich zu machen. Dies geschah am 4. und 15. Oktober durch scharfe Angriffe gegen ihn bei den Jakobinern, Angriffe, die beinahe Anklagen waren und nach der Guillotine schmeckten.

Jetzt oder nie war der Augenblick gekommen, um eine ordentliche und gefürchtete Regierung zu errichten, die auf allen Seiten, ohne Unterschied der Partei, die Schurken treffen konnte. Sie wurde am 4. in zwei Beschlüssen verkündet. Der eine Beschluß bestimmte, daß die Behörden in ihrem zuständigen Bereich zu bleiben hätten (eine Warnung an die Kommune, an das Königtum Héberts und Bouchottes); der andere enthielt die Begrenzung der Vollmachten der

bei den Armeen befindlichen Abgeordneten. Diese einfache und wirksame Formel der Zusammenfassung der Zentralgewalt stammte von Billaud-Varennes. Und über den Geist der neuen Regierung sprach am 10. Oktober Saint-Just.

Diese originelle Kundgebung ist trotz vieler falscher und gezwungener, hochtrabender oder allzu scharfsinniger Sätze, durch ihre wahrhaft schmerzlichen Worte über die unheilbare Verderbnis der Zeit eindrucksvoll und achtenswert. Die Stimme einer jungen, hochgemuten und starken Seele wird hier laut, eines unbeirrbar reinen Herzens, das in einen unmöglichen, den Untergang in sich bergenden Kampf ergeben ist. Die metallische Stimme ist schneidend wie ein Schwert über alle Parteien hin. Keiner, der nicht den Kopf zuckte, als er sie vernahm. Keiner, der seine Stimme verweigerte. Es wurde bestimmt, die Regierung sollte revolutionär bleiben bis zum Frieden, die Minister sollten vom Ausschuß abhängig sein, ein besonderer Gerichtshof sollte Rechnungslegung von allen verlangen, die Staatsgelder verwaltet hatten.

Überall Schrecken.

Niemand, auch die Lautersten nicht, hätten bei der Unordnung der Zeit einer solchen Untersuchung standhalten können.

Noch erschreckender wirkte es, daß Saint-Just sich nicht scheute, die Leute zu beschuldigen, die Robespierre bis jetzt geschont hatte; daß er die Unverschämtheit der Stelleninhaber geißelte und in bestimmten Ausdrücken den Tyrann der neuen Welt bei Namen nannte: die Bureaukratie.

Der gemeinsame Schrecken brachte Leute zusammen, die niemals miteinander gesprochen hatten. Die Nachsichtigen und die Hébertisten erkannten sich und reichten sich die Hand.

So standen die Dinge, als die Nachricht von dem großen Ereignis in Lyon und von der Milde Couthons eintraf, welche den Genossen einen starken Stützpunkt gegen Robespierre geben mußte.

Während die Hébertisten in Paris ihre Revolutionsarmee aushoben, hatte Couthon unterwegs eine Armee aus Bauern geschaffen. Aus seinem Heimatlande, der Auvergne, der Haute-Loire und allen benachbarten Gegenden zog er die Masse an sich, denn er hatte den unglaublich hohen Sold von täglich drei Franken gezahlt. „Man muß sie zurückhalten," sagte Couthon, „sonst kommen zweihunderttausend Mann." Man setzte den Sold herab.

Couthon wurde von den Lyonern erwartet und ersehnt wie ein Retter, der sie vor Dubois-Crancé schützen sollte; er empfing am 8. Oktober ihre Unterwerfung.

Er hielt es keineswegs für nötig, den zweitausend Verzweifelten,

die sich mit dem Degen in der Hand durchschlagen wollten, durch einen letzten Kampf den Weg zu sperren. Er ließ sie ziehen.

Auf diese Nachricht hin verstand der Ausschuß und bebte; er erkannte jene unerwartete Politik, welche schon die Dreiundsechzig gerettet hatte: die Regierung durch Milde.

Was geschah im Ausschuß?

Man kann unschwer vermuten, daß Collot d'Herbois, Billaud und Barère, die Organe der allgemeinen Wut, fragten, wie es nun gehen würde. Man hatte alle großen Werke der Revolution vollendet, war durch Schrecken und Blut gegangen bis zum Siege, hatte sein Leben in die Schanze geschlagen und sich keine Pforte ins Freie gelassen. Und nun stieß man am Ziele auf den Hinterhalt eines Menschenfreundes, der die Frucht erraffen und sich die Hände von allem Bösen reinwaschen, der alle Schärfen leugnen, sie vielleicht bestrafen, der die Guillotine guillotinieren und sich aus ihren Trümmern einen Altar errichten würde!

Zweierlei kann man tun: den Tyrannen erdolchen oder ihn bloßstellen.

Collot verfaßte einen Beschluß, der Lyon vom Erdboden vertilgte. An seiner Stätte sollte sich eine Säule erheben mit der Inschrift:

„Lyon hat sich empört, Lyon ist nicht mehr."

Alle Mitglieder des Ausschusses unterzeichneten, und sie veranlaßten auch Robespierre zu unterzeichnen.

Wie erstaunlich ist die Macht einer Regierung, auf deren Seite die öffentliche Meinung steht! Robespierre hatte den Konvent, die Jakobiner, den Sicherheitsausschuß und das Revolutionstribunal in der Hand. Aber nur unter der Bedingung, daß er unerbittlich blieb. Hätte er nicht unterzeichnet, so war er erledigt.

Aber mit der Unterschrift erhob er die Forderung, man solle der Verleumdung Couthons gegen Dubois-Crancé wirklich folgen. Dubois-Crancé war nach Paris zurückgerufen, zögerte aber zu kommen und richtete die Klubs in Lyon neu ein; Couthon wollte, man solle ihn verhaften und mit Gewalt nach Paris bringen.

Den Mann verhaften, der in Wirklichkeit alles getan und sich gerade jenes ungeheure Verdienst erworben hatte, ihn zwischen zwei Gendarmen nach Paris führen mit den von ihm erbeuteten Fahnen, das war eine unerhörte, schmähliche Maßregel. Der Ausschuß beeilte sich, ihr zuzustimmen und gab den notwendigen Befehl, sogar noch bevor er der Versammlung Mitteilung machte; er hoffte, Robespierre damit unmöglich zu machen (12. Oktober).

Der drakonische Beschluß über Lyon wurde unverzüglich vor den

Konvent gebracht; man sagte und sagte immer wieder zu Robespierres Lob, er allein habe die erhabene Inschrift finden können.

„Wie soll man erklären," meinte Barère harmlos, „daß zweitausend Mann sich durch sechzigtausend durchschlagen konnten? Das ist ein Rätsel, dessen Lösung wir noch suchen."

Zwei Dantonisten, Bourdon von der Oise und Fabre d'Églantine, brachten die Sache zur Sprache, kümmerten sich darum, erschienen sehr interessiert und wünschten eine Untersuchung. So wechselten die Rollen. Die „Nachsichtigen" bedauerten, daß kein Blut geflossen war.

Der Berg nahm den Antrag einstimmig an, und der ganze Konvent folgte.

An diesem Tage war das Bündnis der Dantonisten und Hébertisten vollzogen. Ihr gegenseitiger Haß brach oft wieder aus, barg aber immer die Möglichkeit einer Versöhnung im gemeinsamen Haß gegen Robespierre.

Achtundzwanzigstes Kapitel

Tod der Königin Sieg bei Wattignies (6. Oktober 1793)

Prozeß der Königin (14.—16. Oktober 1793). — Einschließung von Maubeuge. — Die Stellung bei Wattignies. — Vergebliche Angriffe am 15. Oktober. — Verzweifelte Anstrengung am 16. Oktober

Der Wohlfahrtsausschuß hatte am 10. durch Saint-Justs Mund die feierliche und zugleich hochmütige Erklärung abgegeben, er werde absolut ehrbar sein und die Parteien nicht dulden; damit wurde es für ihn unmöglich, das Ausland zu besiegen. Bei dem geringsten Mißerfolg würde sich alles gegen ihn wenden.

Robespierre im besonderen sah sein Schicksal an dieses Glücksspiel des Sieges gebunden. Er gab dies am 11. Oktober bei den Jakobinern zu verstehen und sagte, er erwarte die Schlacht, und er sei bereit, zu sterben.

Es blieb ihm nur eine enge Brücke, die Schneide eines Messers, um diesen schmalen Weg zu gehen und den Abgrund zu überschreiten:

Er mußte die Königin töten, die Girondisten töten, die Österreicher schlagen.

Er mußte den Freunden Chaliers, den wütenden Patrioten von Lyon als Antwort den Kopf der Österreicherin vor die Füße werfen.

Er mußte den anklagenden Fahnen Dubois-Crancés die schwarz-

gelben Banner Österreichs gegenüberstellen, das heißt, einen großen Sieg über die Koalition.

Der Prozeß der Königin wurde in zwei Tagen erledigt, am 14. und 15. Oktober. Sie starb am 16., dem Tage der Schlacht, und ihr Tod machte wenig Eindruck in Paris. Man dachte an andere Dinge, an den großen Skandal in Lyon und an den furchtbaren, verzweifelten Kampf, den die Nordarmee zu bestehen hatte.

Die Königin war schuldig, sie hatte das Ausland herbeigerufen. Das ist heute erwiesen*). Man hatte keine Beweise, sie versuchte, ihr Leben zu verteidigen. Sie erklärte, sie sei Frau gewesen, gehorsame Gattin, und habe nur nach dem Willen ihres Mannes gehandelt; sie schob die Schuld auf ihn.

Am ergreifendsten in diesem Prozeß war, daß man unnütze Zeugen auftreten ließ, Männer, die bereits zu den Verdammten gehörten, den Konstitutionellen Bailly, den Girondisten Valazé, Manuel oder den gemäßigten Berg, drei Zeitalter der Revolution, drei Tote, die gegen eine Tote zeugen sollten**).

---

*) Erwiesen: erstens durch die Geständnisse von Bouillé Vater, 1797; zweitens durch die viel bestimmtere Erklärung von Bouillé Sohn (1823), der ein Billet in Händen hatte, worin der König und die Königin selbst erklärten, daß sie die fremden Waffen anrufen würden; drittens durch den Brief der Königin an ihren Bruder, vom 1. Juni 1791, in welchem die Bitte um Hilfe durch österreichische Truppen enthalten war (Revue rétrospective, 1835, nach einem in den Archives Nationales aufbewahrten Aktenstück). — Die Familie der Königin tat nichts für sie. Österreich führte, wie wir sagten, nur für seine eigenen Interessen Krieg, durchaus nicht für Ludwig XVI. oder Marie Antoinette. Wenn Herr de Mercy, ein persönlicher Freund der Königin, Danton Geld anbot, um die Königin zu retten, so verkannte er die Sachlage völlig und irrte sich in der Zeit. Danton vermochte damals nichts, galt nichts mehr. Karl IV. erklärt zur Entschuldigung ebenfalls, sein Minister habe getan, was er konnte, aber Danton habe Gold verlangt. Artaud verfehlt nicht, diese dummen Lügen zu wiederholen. Richtig ist bestimmt nur das, was wir oben nach den Registern des Sicherheitsausschusses angeführt haben.

**) Der Prozeß der Königin, über den Michelet hier sehr kurz hinweggeht, war dieselbe Komödie wie die Verhandlung gegen Ludwig XVI. Die Anklage vertrat der öffentliche Ankläger Fouquier-Tinville; sie stützte sich nur auf unerwiesenen Hofklatsch und haltlose, mit Absicht und Gehässigkeit übertriebene Verleumdungen. Die „Witwe Capet" wies mit kurzen, bestimmten Antworten diese Anschuldigungen zurück — sie wußte, daß ihr Urteil schon im voraus feststand. Hébert bezichtigte die Königin des unsittlichen Umgangs mit ihrem achtjährigen Sohn, dem unglücklichen Dauphin, dem sein Erzieher, der Schuster Simon, mit rohen Schlägen die Aussagen gegen die eigene Mutter beigebracht hatte. Der Vorsitzende des Tribunals, Herman, suchte über diese Scheußlichkeit hinwegzugehen, wurde aber von den Geschworenen veranlaßt, die Beschuldigung Héberts zu erörtern. Unfähig ihre Empörung länger zu meistern, erwiderte die in ihren heiligsten

Ein grausamer Moment. Die Republik enthauptet eine Königin. Die Könige enthaupten ein Königreich. Polen stirbt mit Marie-Antoinette. Preußen ist jetzt zufrieden, es hat seinen Anteil; es kann endlich am Rhein handeln, das englische Geld verdienen, Österreich helfen, das diesmal in Polen nichts bekommen hat und sich des Elsaß' bemächtigen will. Österreich und Preußen stoßen am 13. Oktober Frankreichs Tore ein. Carnots Berechnung — er entblößt den Rhein, um im Norden zu siegen — kehrt sich gegen ihn.

Carnot scheint ein verlorener Mann. Barère ebenfalls — trotz Robespierre, trotz Bouchotte und Hébert hat er Carnot in den Ausschuß gebracht.

Was vermochte dieser Rechner, wenn unsere Armeen, unbeweglich in ihrem Elend, nicht fähig waren, seinen Berechnungen zu folgen? Die militärischen Verwaltungen (Verpflegung, Kleidung, Verkehr) und die Kavallerie bestanden kaum mehr, und unsere armen gelähmten Armeen mußten in der Verteidigung verharren; kaum machten sie ein paar matte Bewegungen.

Hoche sagte in seiner Soldatensprache ein hartes Wort: „Wir führen einen Zufallskrieg, wie mit Drahtpuppen, wir haben keine Entschlußkraft; wir folgen dem Feinde, wohin er uns führen will."

Tatsächlich erwachte der Wohlfahrtsausschuß erst bei einer noch dazu leicht vorauszusehenden Bewegung des Feindes. Der Gegensatz war groß. Der Österreicher verfuhr wissenschaftlich, wie ein guter Geograph, der das Land studiert; er folgte methodisch dem Lauf der Flüsse und der gestaffelten Reihe befestigter Plätze. Er

---

Gefühlen verletzte Mutter: „Die Natur sträubt sich, auf eine solche Anschuldigung zu antworten, die man gegen eine Mutter erhebt. Ich appelliere an das Gefühl aller Mütter, die sich etwa hier befinden." Diese Worte machten tiefen Eindruck; die anwesenden Frauen begannen zu murren und warfen Hébert grimmige Blicke zu, so daß die Richter keine Frage mehr zu stellen wagten. Kurz nach 4 Uhr morgens wurde das Todesurteil verkündet und die Königin in die Conciergerie zurückgeführt. Unter Tränen schrieb sie einen rührenden Abschiedsbrief an ihre Schwägerin Madame Elisabeth und gedachte noch ihrer geliebten Kinder, denen sie ihre letzten Habseligkeiten vermachte. Nach ruhigem zweistündigen Schlaf wurde Marie Antoinette geweckt; der Karren, der sie zum Schafott bringen sollte, kam jedoch erst gegen 11 Uhr. Von einem Fenster der Rue Saint-Honoré aus beobachtete der Maler David den traurigen Zug, um eine letzte Skizze der unglücklichen Königin zu zeichnen. Marie Antoinette trug ein ärmliches Morgenkleid von weißem Pikee, unter der Haube schauten die für die Hinrichtung bereits kurz geschnittenen grauen Haare hervor. Die Hände waren auf dem Rücken gefesselt, der Blick der Königin war starr, ihre Lippen blaß und verkrampft. Aus der Menschenmenge, die dem Todeszug des Königtums folgte, vernahm man nur spärliche Rufe: „A bas la tyranne! A bas l'Autrichienne!" Bleich und unbeweglich wie eine Statue des Todes

hatte sich zuerst der großen Verkehrsader des Nordens bemächtigt, der Schelde und der Städte Condé und Valenciennes; dann hatte er bei Quesnoy, an den Rändern des Waldes von Mormal, eine uneinnehmbare Stellung eingenommen. Ein anderer wäre ins Zentrum vorgerückt. Er zog es vor, sich zunächst im Norden festzusetzen, Landrecies zu nehmen und Maubeuge mit seiner Armee von zwanzigtausend Mann, wobei es ihn durchaus nicht anfocht, daß diese Armee in der Mehrzahl aus unausgebildeten Rekruten bestand. Eines Morgens überschritt er die Sambre (28. September), viel schneller, als man es bei seiner gewohnten Schwerfälligkeit erwartet hätte. Weder Maubeuge noch das Lager war verproviantiert; schon seit acht Tagen aß man Pferdefleisch. Die Österreicher hatten bereits sechzig Geschütze über der Stadt in Stellung gebracht, aber sie hatten keine Beschäftigung dafür.

Den Belagerten saß der Hunger im Nacken, und sie mußten bald gezwungen sein, um Gnade zu bitten.

Die Ebene brannte; man zündete alles an. Die Tränen der fliehenden Bauern, das Durcheinander der Kranken und das Geschrei verwirrte die Soldaten. Der Abgeordnete Drouet war so überzeugt, die Stadt sei verloren, daß er versuchte, durchzuschlüpfen; er wurde gefangengenommen und geradeswegs zu Spielberg geführt. Besser erging es dreizehn Dragonern; sie entkamen mitten durch das Gewehrfeuer, baten dreißig Meilen weiter um Hilfe und kehrten noch rechtzeitig für die Schlacht zurück.

Einen Monat hatte der General Houchard seinen Posten versehen.

---

näherte sich die Königin dem Ende ihrer Passion — von der Rue Royale aus konnte sie das auf dem Revolutionsplatz (der späteren Place de la Concorde) errichtete Schafott sehen. Beim Anblick der Guillotine, unter deren Messer ihr Gemahl und die getreuen Anhänger des Hofes verblutet waren, soll ein Herzschlag dem Leben der gepeinigten Königin wohltätig ein Ende gemacht haben. Das behauptet wenigstens der Fürst von Ligne (in seinen 1927 zum erstenmal vollständig veröffentlichten „Fragments de l'Histoire de ma vie"). Ligne selbst will dies aus dem Munde der Gemahlin Ludwigs XVIII. erfahren haben. Indes waren weder die spätere Königin Luise noch Ligne selbst Augenzeugen der Hinrichtung Marie Antoinettes. Der frühere Priester Lafont d'Aussonne hatte in seinem Buch „Mémoires secrets et universels des malheurs et de la mort de la Reine de France" bereits unter der Restauration die gleiche Behauptung wie der Fürst von Ligne aufgestellt. (Siehe hierüber den Artikel „La mort de la Reine" von Emile Henriot im „Gaulois" vom 25. Februar 1928, wo diese Frage erörtert wird, ohne daß der Verfasser eine befriedigende Lösung finden kann.) Ob lebend oder als Leichnam guillotiniert — auf alle Fälle war die Hinrichtung der Königin Marie Antoinette ein fluchwürdiger Justizmord, den selbst der überzeugte und fanatische Republikaner Michelet nur schüchtern und verlegen zu entschuldigen sucht. Anmerkung des Herausgebers.

Dann brachte man ihn nach Paris, um ihn zu enthaupten. Niemand wollte den Befehl übernehmen. Man wurde dringend, und man fand schließlich Jourdan, der, da er niemals ein Kommando gehabt hatte, zunächst nicht wollte; aber man zwang ihn, zu wollen. Er opferte sich.

Jourdan begann damit, seine Armee zu suchen; sie war verstreut, um sich zu verpflegen, denn das Land besaß auf einer Linie von dreißig Meilen kein Magazin. Gut die Hälfte war eingeschlossen oder lag in den Garnisonen, bestand aus traurigen Rekruten in Wämsern und Holzschuhen. Schnell raffte er in den Ardennen Mannschaften zusammen, um die Nordarmee aufzufüllen und vereinigte in Guise fünfundvierzigtausend Mann.

Koburg, zu dem gerade zwölftausend Holländer gestoßen waren, und der achtzigtausend Soldaten hatte, hielt es für unnötig, die nur wenige Meilen entfernten Engländer herbeizurufen. Er ließ dreißigtausend Mann zurück, um die ausgehungerte Besatzung von Maubeuge zu bewachen, und stellte sich selbst mit seinen Hauptkräften zwei Meilen entfernt auf in einem hügeligen, mit Walddörfern bestandenen Gelände; er sperrte alle Wege durch Astverhaue, befestigte die Höhen mit prächtigen Schulterwehren, zwischen denen die Mündungen der Kanonen drohend gegen den Feind starrten. Unten hütete seine entschlossene ungarische Infanterie die Annäherungswege. Hinter dieser standen die österreichischen und kroatischen Massen. Seitwärts in der Ebene spreizte sich eine ungeheure Kavallerie, die schönste der Welt, in der Sonne, bereit, die von der Artillerie erschütterten Bataillone niederzumachen; das Ganze wurde weniger von Koburg geleitet und überwacht als von dem ausgezeichneten General Clairfayt, dem ersten Kriegsmann Österreichs.

Wieder war es ein Jemappes, aber ein sehr viel größeres; dreimal größer als damals war die Armee, und sie war siegreich, die Stellung viel furchtbarer, das Gelände viel schwieriger. Koburg besichtigte das Amphitheater wie ein Liebhaber, diese wunderbare Verkettung von Stützpunkten, von starken Linien aller Art, die sich banden und gegenseitig hielten — und rief aus: „Wenn sie hierherkommen, so werde ich Sansculotte."

Dies Wort blieb nicht ungehört. Es wurde den Franzosen hinterbracht und erregte bei ihnen einen brennenden Eifer, den Deutschen zu bekehren und ihn die rote Mütze tragen zu sehen. Ihre Scharen zogen durch die Stadt Avesnes und sangen aus voller Kehle patriotische Lieder; diese armen Teufel ohne Schuhe waren die Eroberer der Welt.

Am 14., als die ersten österreichischen Bomben auf Maubeuge fie-

len, glaubte die Stadt, in den Pausen fernen Geschützdonner zu vernehmen. Und sie hatte recht. Carnot und Jourdan standen vor dem Feinde; man sah sich gegenseitig ins Auge, betastete sich. Viele wollten Maubeuge verlassen und am Kampfe teilnehmen. Aber andere fürchteten eine Überraschung, einen Verrat: man rückte nicht aus.

Als Carnot anlangte, trug er mit sich eine ungeheure Verantwortung: für Frankreichs Sein oder Nichtsein, für Leben und Tod der Republik, für die Bedingung der Freiheit der Welt; und der große Mann, der vor allem ein Ehrenmann war, hatte Bedenken und fragte sich, ob er den vollen Einsatz wagen, die Welt auf eine Karte setzen dürfe. Er wollte zunächst auf der ganzen Linie angreifen, seine Verbindungen mit dem Inneren, mit der Straße nach Guise, wo die Reserven des Massenaufgebots standen, schützen, damit, wenn ein Unglück geschah, noch nicht alles verloren war und die geschlagene Armee auf Guise zurückweichen konnte. Vor ihm lagen drei Dörfer: Wattignies links, rechts Leval und Doulers in der Mitte. Seine drei Divisionen sollten zusammen marschieren, sich gemeinsam an die Mitte heranarbeiten, diese angreifen und durchstoßen, um nach Maubeuge zu gelangen; von der in Maubeuge befreiten Armee verstärkt, wollte man sich auf Koburg stürzen und ihn zwingen, über die Sambre zurückzugehen.

Der rechte Flügel geriet zuerst in Verwirrung: er drang siegreich vor, breitete sich aber dann in der Ebene aus, anstatt die Höhe zu stürmen; in der Ebene stand die feindliche Kavallerie, die ihn augenblicklich zerstreute und ihm alle Kanonen abnahm. Eine völlige Unordnung entstand. Aber einen Moment später war alles wieder hergestellt. Mit der Wucht alter Soldaten rissen sich die Freiwilligen zusammen und ordneten sich von neuem.

Der linke Flügel hatte besseren Erfolg. Er stieß vor gegen Wattignies. Aber er brauchte den Erfolg in der Mitte, um sich anlehnen zu können. Und die Mitte kam nicht zum Ziel.

Vier Stunden kämpfte unsere Mitte, Jourdan an der Spitze, beim Anstieg gegen Doulers, mit dem Bajonette. Beim ersten Stoß waren alle feindlichen Korps geworfen worden. Die Unsern langten außer Atem am Fuße der Höhen an und standen nun unmittelbar den Geschützen gegenüber, erhielten einen Hagel von Kartätschen. Ein paar stürmten vorwärts; ein Tambour von fünfzehn Jahren fand eine Lücke, schlüpfte hindurch, stellte sich im Dorfe Doulers auf dem Kirchplatz auf und schlug dort im Rücken der Österreicher den Sturmmarsch; deren Bataillone verloren die Fassung und begannen sich aufzulösen.

Im Jahre 1837 hat man dort die Gebeine des kleinen Mannes gefunden unter denen von sieben ungarischen Grenadieren.

In dem Augenblick, als die Unseren unter dem Kartätschenfeuer zauderten und zu schwanken begannen, ritt die österreichische Kavallerie von der Flanke an; die schon weichende Infanterie ging von neuem vor. Wir wurden zurückgeschlagen.

Nach vierstündigem Mühen wollte Jourdan die Mitte in der Flanke ansetzen. Carnot erfuhr es und schalt ihn: „Feigling!“ Da machte es Jourdan wie Dampierre: er suchte den Tod. Einmal, zweimal begann er den Kampf von neuem, führte immer wieder seine gelichteten Reihen an den Fuß jener mörderischen Höhen, vor die Mündungen jener wütenden Geschütze, von denen sie spielend hinweggefegt wurden. Nicht einer versagte, nicht einer dieser jungen Leute zögerte vorwärtszugehen; sie eilten in den Tod wie zu einem Feste.

Die Nacht machte diesem schauerlichen Schlachten, das ewig hätte dauern können, ein Ende. Koburg glaubte gesiegt zu haben. Wen hätte nicht Mutlosigkeit befallen sollen? Und wie konnte man glauben, daß diese jungen Soldaten nicht genug hatten von einem solchen Fest, wie es viele hier zum erstenmal erlebten?

Da erfuhr man, wie wichtig das Wort des Marschalls von Sachsen war: „Eine verlorene Schlacht ist eine Schlacht, welche man für verloren hält.“

Nun: da sich die Unsern trotz ihrer gewaltigen Verluste nicht für besiegt hielten, so waren sie es tatsächlich nicht.

Carnot, erzählt man, erhielt in der Nacht eine wichtige Nachricht. Was für eine, weiß man nicht. Aber man kann es wohl ahnen. Er erhielt in dieser Nacht, vom 15. auf den 16., die Nachricht, daß am 13. die Preußen und Österreicher, mit den wütend- und verzweifelttapferen Emigranten im vordersten Treffen die Linien im Elsaß gestürmt hatten, die Tore Frankreichs.

Man mußte also durchaus und bei Todesstrafe am 16. siegen.

Am 16. starb auch die Königin.

Am 16. tat auch die ungeheure Erschütterung der Vendée ihre Wirkung; die große verzweifelte Armee der Vendéer überschritt die Loire und ergoß sich in den Westen, furchtbarer als je. Würde sie sich auf Nantes oder auf Paris stürzen?

Die Verzweiflung erleuchtete Carnot und Jourdan. Sie wagten ein unglaubliches Unternehmen. Von fünfundvierzigtausend Mann, die sie besaßen, nahmen sie vierundzwanzigtausend weg und schoben sie auf den linken Flügel, ließen in der Mitte und auf dem rechten Flügel nur schwache, dünne und sicherer Niederlage verfallene

Linien. Und doch mußten diese zum Opfer erkorenen Truppen in der Mitte und auf dem rechten Flügel tätig sein, eine ganz schwache Tätigkeit entfalten.

Frankreichs gutes Glück verbündete sich dem gefährlichen Unternehmen und schenkte uns einen dichten Oktobernebel. Hätte Clairfayt Sonnenschein und ein Fernrohr gehabt, dann war alles verloren. Dann wurde die Sache lächerlich; dann wurden Jourdan und Carnot enthauptet und das ewig Lächerliche begleitete ihr Andenken.

Am sechzehnten Tage des Monats Oktober 1793 in der Mittagsstunde (genau zu der Stunde, in welcher auf der Place de la Révolution das Haupt der Königin fiel), marschierten Carnot und Jourdan in aller Stille mit der Hälfte der Armee (und hinter sich das Nichts) gegen die Hochfläche von Wattignies*).

Wattignies ist eine gewaltige und furchtbare Stellung; es wird von einem Fluß und zwei Bächen begrenzt und von engen, tiefen Schluchten umgürtet. Seine steilen Abhänge sind schwer zu erklimmen, und oben befanden sich die Wildesten der feindlichen Armee, die Kroaten, und die Tapfersten, die Emigranten.

Um ein Uhr lichtete sich der Nebel. Die Sonne zeigte den Österreichern eine ungeheure Masse Infanterie am Fuß der Höhen. Ein gewaltiger Schrei brach los: „Es lebe die Republik!" — Und drei Kolonnen stiegen heran.

Sie stiegen heran. Und von der Böschung her wurden sie durch Salven aufgehalten. Sie stiegen heran, aber aus ihren abwechselnd geöffneten und geschlossenen Flanken brach ein Gewitter; jede Kolonne hatte ihre leichten Geschütze bei sich. Nichts machte unseren Soldaten soviel Freude. Sie sind immer in die Artillerie verliebt gewesen. Sie beteten die Kanonen an. An der behenden Tüchtigkeit, mit der diese bedient wurden, an der vollkommenen Beweglichkeit, mit der die Bataillone sich öffneten und wieder zusammenschlossen und dadurch die Arbeit der Geschütze erleichterten, konnte man erkennen, daß dies Volk nicht nur Mut, sondern auch militärischen Geist besaß.

Übrigens gaben die Österreicher zu, daß sie noch nie ein solches Artilleriefeuer erlebt hatten. Das heißt offenbar, daß keine Artillerie ihre Schüsse in so gedrängter Folge abgab.

Die österreichischen Regimenter wurden auseinandergerissen und verschwanden. Ihre Artillerie wurde gegen sie selbst gekehrt.

*) Das Hauptwerk über die Schlacht stammt von Piérart aus Maubeuge. Er gibt mit bewundernswerter Genauigkeit die topographischen Einzelheiten und mit unendlichem Interesse und großer Klarheit die Tatsachen, die Daten und alle anderen Umstände.

Nur eine unserer Brigaden hatte Unglück, denn sie mußte den furchtbaren Anprall der feindlichen Kavallerie aushalten. Koburg war endlich munter geworden; er hatte diesen Sturm losgelassen.

Wunderbare Standhaftigkeit unserer Soldaten! Es trat nicht die geringste Verwirrung ein. Die unglückliche Kolonne formierte sich ein paar Schritte rückwärts von neuem. Carnot und Duquesnoy, die Abgeordneten, setzten den General ab, nahmen selbst ein Gewehr, gingen mit den Leuten zu Fuß und zeigten den jungen Soldaten, wie mit der Waffe umzugehen sei.

Carnot hatte zwei wilde Draufgänger bei sich: den Abgeordneten Duquesnoy und dessen Bruder, den General. Der erste war zuerst Mönch, dann Landmann, er war von Natur hitzig. Im Prairial fehlte er sich nicht wie andere, die sich nur eine Wunde beibrachten; er durchbohrte sich mit einer stumpfen Schere das Herz. Sein Bruder, der an der Ausrottung der Vendée teilgenommen hatte, war vom Kopf bis zum Fuß mit Wunden bedeckt und starb bald darauf im Hotel des Invalides. Tatsächlich waren es diese beiden Wüteriche, die mit Carnot und Jourdan zusammen die Schlacht gewannen. Jourdan setzte sich unwiderruflich auf der Hochfläche von Wattignies fest.

Die feindliche Armee hatte aus der ungewöhnlichen Schwächung unseres rechten Flügels ihren Vorteil gezogen. Sie hatte ihn mühelos zum Weichen gebracht und ihm alle Kanonen weggenommen. Koburg wußte nicht einmal, daß er auf dieser Seite im Vorteil war; aber der Vorstoß auf Wattignies traf ihn so stark, daß er abrückte, ohne sich über den Stand der Dinge zu unterrichten. Er wartete nicht auf York, der zu seiner Unterstützung unterwegs war. Er ließ das Feuer aufs höchste steigern, um die Unseren irrezuführen, und ging vorsichtig über die Sambre zurück. Maubeuge war befreit.

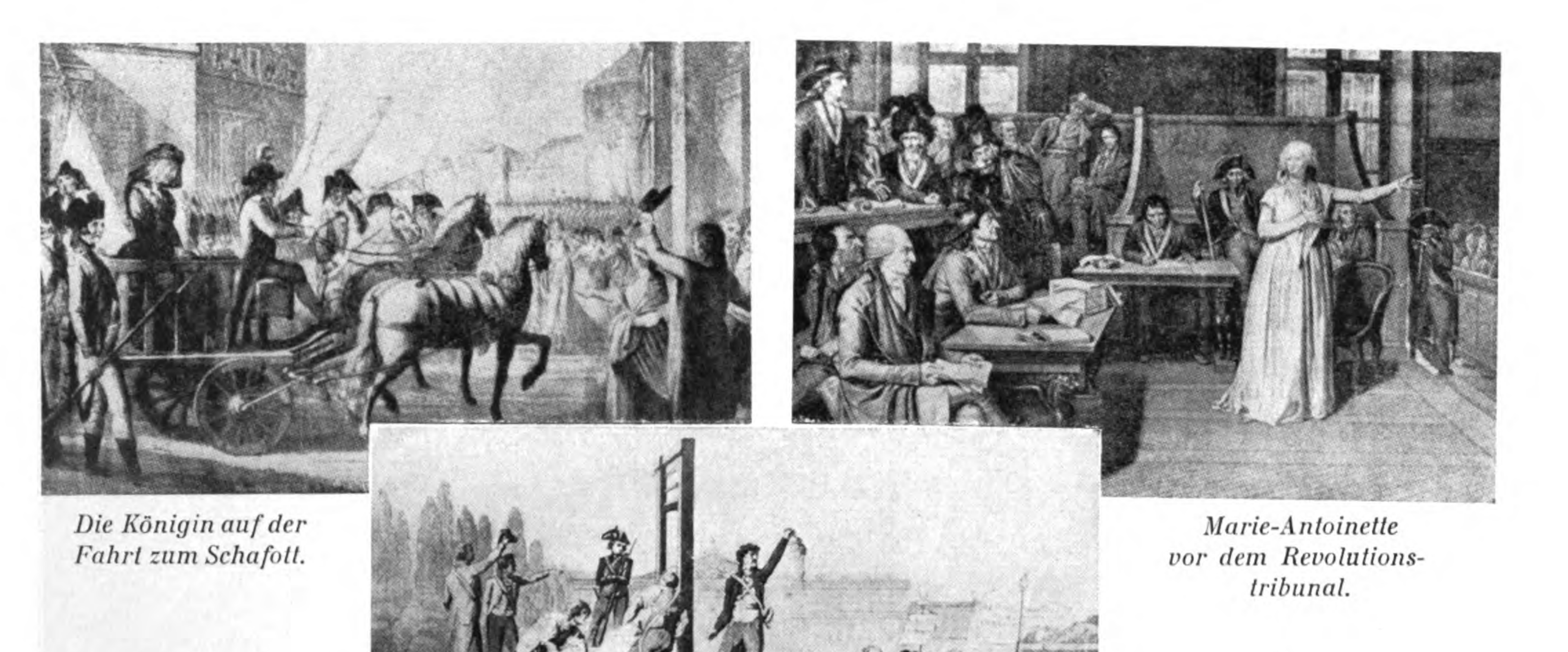
Die Schlacht hatte Folgen, wie vielleicht keine andere sie ähnlich gehabt hat:

Sie deckte Frankreich im Norden für lange Zeit, und erlaubte uns bald, am Rhein defensiv und offensiv zu sein.

Sie gewährte uns, da der Winter mit dazu half, einen langen inneren Frieden, unglücklicherweise aber auch den Parteien die Muße, sich gegenseitig auszurotten.

Carnot, der Sieger, verschloß sich wieder in sein Bureau in den Tuilerien und überließ seinen Kollegen den Triumph.

Jourdan, den man ohne Lebensmittel und ohne Kavallerie nach Belgien schicken wollte, wagte einige Bemerkungen und wurde abgesetzt.



Die Königin auf der Fahrt zum Schafott.

Marie-Antoinette vor dem Revolutionstribunal.

Der Henker zeigt dem Volk das Haupt der guillotinierten Königin.

Das Ende der Königin Marie-Antoinette.
Nach zeitgenössischen Stichen

Das große Unternehmen am Rhein wurde Pichegru und Hoche anvertraut, zwei Soldaten, die beide mit einem Schlage zu Kommandierenden Generälen geworden waren. Die Republik war auf dem Wege, alles an sich zu reißen.

Neunundzwanzigstes Kapitel

Lyon (Fortsetzung)
Hinrichtung der Girondisten
(13. Oktober—8. November 1793)

Der Sieg rettet Robespierre von Collot und Philippeaux (19. Oktober). — Der Girondistenprozeß (24.—30. Oktober 1793). — Der Prozeß wird durch eine Verfügung abgebrochen (29. Oktober). — Tod der Girondisten (30. Oktober 1793). — Geringe Wirkung der Hinrichtung. — Tod Frau Rolands (8. November 1793). — Tod Rolands.

Die Schlacht kam später zustande, als man glaubte. In Paris wartete man mit äußerster Besorgnis, aber niemand war besorgter als Robespierre. War sie gewonnen, so würde sie die Geister erfüllen, die Dinge in Lyon geringfügig machen und die gefährliche Wirkung der Verhaftung des Siegers von Lyon ausgleichen. Dubois-Crancé war mit seinen Fahnen unterwegs — als Gefangener.

Keine Nachricht am 13., keine am 14. Robespierre wurde unruhig und suchte eine Gelegenheit, sich von Couthon zu trennen und seine Hände reinzuwaschen von den Vorgängen in Lyon. Um seine Nachsicht wieder gutzumachen, griff er einen Nachsichtigen an, den sehr verdächtigen Julien aus Toulouse, der (eine überraschende Wirkung des Bundes) von Hébert und der Kommune die Zustimmung erwirkt hatte zu einem Bericht, welcher die Girondisten von Bordeaux verteidigte. Robespierre regte sich auf und sagte: „Nein, ich kann nicht wie Julien Handel treiben mit dem Blut der Patrioten. Die Einnahme von Lyon hat die Hoffnung der guten Bürger nicht erfüllt — — so viele Schurken sind noch unbestraft, so viele Verräter entschlüpft! Nein, die Opfer müssen gerächt, die Untergebenen entlarvt und ausgerottet werden, sonst sterbe ich!"

So trat Robespierre den Rückzug an und ließ Couthon im Stich. Auch Hébert wich augenblicklich, und die Kommune verbrannte den Bericht Juliens.

Robespierres Rückzug wäre würdelos gewesen, wenn er nicht sogleich einen neuen Streich geführt hätte.

Am 15. Oktober morgens verschwand ein einflußreicher Jakobiner, ein Freund Héberts und Collots, und niemand wußte eine Angabe über den Fall zu machen.

Collot war so wütend, als er abends zu den Jakobinern kam, daß die Robespierristen ihm erschreckt zuvorkamen und selbst eine Untersuchung forderten. Der entführte Mann war Desfieux, ein früherer Spion des Wohlfahrtsausschusses. Er wohnte bei einem noch verdächtigeren Menschen, dem Österreicher Proly, einem Bastard des Fürsten Kaunitz. Sie waren alle beide verschwunden. Collot spie Feuer und Flamme: er hütete sich wohl, die Vermutung aufkommen zu lassen, die geheimnisvolle Entführung sei ein Werk des Sicherheitsausschusses. Er wollte nichts wissen, schrie, suchte, weinte, brüllte. „Man wird uns alle fortnehmen," sagte er, „heute den, morgen einen anderen." Von hier eilte er zur Kommune und spielte in der großen Versammlung des Generalrats, vor den aufgeregten Tribünen, dasselbe Theater. Man gab seinem Kummer nach und ließ die Polizei kommen. Aber ach! Diese wußte von nichts; in ihren Registern stand kein Vorführungsbefehl. Dank des langen Instanzenweges entdeckte man schließlich, was Collot bestimmt schon gleich zu Anfang vermutet hatte: daß der Sicherheitsausschuß die Entführung veranlaßt hatte.

Daß ein Jakobiner entführt wurde ohne Wissen der Gesellschaft, ohne Wissen einer Behörde, ohne Wissen des Wohlfahrtsausschusses, der Kommune, der Gemeindepolizei und der Ausschüsse seiner Sektion, das war etwas Neues und erinnerte an die Inquisition von Venedig. Die ganze Gesellschaft geriet in Bewegung; sie begab sich in Masse zum Sicherheitsausschuß und entriß ihm Desfieux. Er kehrte am 17. triumphierend zu den Jakobinern zurück.

Am gleichen Tage rief Collot hier einen starken Auftritt gegen Couthon und Robespierre hervor, denn er wollte den Hieb zurückgeben. Um sich die Gesellschaft zu versöhnen, mußte Couthon Lyon neu instandsetzen. „Nur eins kränkt mich bei den Nachrichten aus Lyon," sagte Collot boshaft, „das ist die Lücke, durch welche die Rebellen entwischt sind. Kann man glauben, daß sie über die Köpfe der Patrioten hinwegspaziert sind? Oder sollten diese nicht vielmehr ihre Reihen gelockert haben, um jene ziehen zu lassen?"

Die Gesellschaft war unzufrieden und nahm daher um so lieber einen Vorschlag an, den Robespierre früher hatte zurückweisen lassen, nämlich den, Marat und Chalier und J.-J. Rousseau im Panthéon beizusetzen.

Hiernach wurde es wahrscheinlich, daß Dubois-Crancé eine freundliche Aufnahme finden würde. Zusammen mit ihm kam Chaliers

Freund aus Lyon an, Chalier der Zweite, das Opfer der Girondisten, Gaillard, der während der ganzen Belagerung im Gefängnis gesessen hatte und nun, da er von Couthon nichts erhoffte, von der Versammlung und den Jakobinern Rache fordern wollte.

Dubois-Crancé kam am 19. Oktober mit Gaillard an. Und an diesem Tage, da Robespierre die furchtbare Anklage der „Mäßigung" befürchten mußte, erschien ein scharfer Bericht Philippeaux' dagegen, daß Robespierre im September Ronsin und den „Überspannten" seinen Schutz hatte angedeihen lassen.

Er war von zwei Seiten gefaßt.

Aber an demselben 19. Oktober fiel wie vom Himmel die Siegesnachricht.

Robespierre war gerettet, die Mühe seiner Feinde vergebens. Dubois-Crancé wurde im Konvent empfangen, erhielt aber nicht einmal die Erlaubnis zu reden. Von Collot wurde er bei den Jakobinern eingeführt; er bewies hier viel Klugheit, rechtfertigte sich ohne anzuklagen. Er schmeichelte den Jakobinern, indem er ihnen die Lyoner Fahne anbot, die er mit eigener Hand erbeutet hatte. Und trotz alledem blieb die Gesellschaft kalt. Sogar Gaillard, Chaliers Schatten, der lebendige Gaillard in Person, den Collot führte und wie einen Heiligen herumzeigte, er machte wenig Eindruck. Bevor man ihn zu Wort kommen ließ, erledigte man eine ganze Reihe Nichtigkeiten und hielt kalte Reden. Schließlich sprach er trostlos trocken und verzweifelt kurz. Einen Monat später beging er Selbstmord.

Die Jakobiner bewiesen in dieser Lage, daß sie politisch dachten und dem Fanatismus viel weniger zugänglich waren, als man hätte glauben sollen.

Couthon kannte sie genau und rechnete auf sie; er bewies sich viel kaltblütiger als Robespierre. In Lyon hielt er allen Rachedurst nieder. Er hatte es nicht eilig, seine Gerichtshöfe zu organisieren. Als er den vernichtenden Beschluß erhielt, sandte er dem Konvent eine bewundernde und begeisterte Antwort, tat aber nicht das geringste. Mit Ausnahme von einigen Leuten, bei denen man Waffen gefunden hatte, wurde niemand hingerichtet. Couthon wartete bis zum 25. Oktober, ohne irgendeine Maßregel gegen die Emigranten zu ergreifen. Wenigstens zwanzigtausend in Todesgefahr befindliche Menschen verließen Lyon. Die Mehrzahl waren arme Arbeiter, die nur zufällig mitgetan hatten.

Der so oft geforderte Tod der Girondisten war das Beruhigungsmittel, das man der Wut der Radikalen geben zu müssen glaubte,

die darüber empört waren, daß die ungeheure Beute von Lyon dahinschmolz und ihnen zu entgehen drohte.

Die am 2. Juni verhafteten zweiundzwanzig Abgeordneten waren durch Flucht oder Tod auf etwa ein Dutzend zurückgegangen; man ergänzte sie durch Nichtgirondisten, und es gelang, die geweihte Zahl, an die das Volk gewöhnt war, vollständig zu machen.

Fouquier-Tinville hatte zum zehntenmal die Akten verlangt. Derer hatten sich, wie wir gesehen haben, die Jakobiner bemächtigt. Sie suchten sie mehrere Tage lang in ihren Archiven. Man fand endlich in einer Ecke ein kleines Aktenbündel, so unbedeutend, daß Fouquier es nicht zu zeigen wagte. Kein Aktenstück durfte von den Verteidigern im voraus eingesehen werden. Am Tage der Prozeßeröffnung suchte Fouquier noch immer.

Man war in einiger Besorgnis, wie Paris dieses Menschenopfer aufnehmen würde. Die ungeheure Mehrheit der Sektionen war girondistisch, und obgleich sie stumm und bestürzt blieben und von ihren revolutionären Ausschüssen gleichsam niedergehalten wurden, fürchtete man ein Erwachen. Aber zu Unrecht; denn Paris war wie tot. Die Girondisten waren vergessen, die Aufmerksamkeit hatte eine andere Richtung. Man mußte die Girondisten ausgraben, um sie zu töten.

Immerhin hielt man es für nützlich, der Tragödie eine Ablenkung zu schaffen. Frauen aus den Klubs, die rote Mütze auf der Frisur, gekleidet als Männer und bewaffnet, begaben sich in die Hallen und beschwerten sich darüber, daß die Fischweiber keine Kokarden trugen. Diese letzteren, royalistisch gesinnt, wie man weiß, und sehr übelgelaunt, fielen über die schönen Amazonen her und ließen ihnen, zum großen Vergnügen der Männer, mit ihren robusten Händen eine ziemlich unanständige Züchtigung angedeihen. Dies wurde das Tagesgespräch in Paris. Der Konvent mußte ein Urteil sprechen, aber es fiel gegen die Opfer aus; er verbot den Frauen, Versammlungen abzuhalten. Diese große soziale Frage wurde so durch einen Zufall abgetan.

Mit einer anderen Sache geschah den Girondisten unrecht. Man verlegte ihren Prozeß unmittelbar hinter den des Abgeordneten Perrin, der wegen betrügerischer Spekulationen zu Ketten verurteilt worden war und am 19. Oktober auf der Place de la Révolution an den Pranger gestellt wurde. So fanden die Girondisten das Schafott durch einen Dieb besudelt. Die Menge, die nicht so feinfühlig war, sah, wie sie zwischen Dieben und Royalisten hingerichtet wurden und nahm daher weniger Teil an ihrem Geschick.

Royalisten und Girondisten wurden geschickt durcheinander gewürfelt.

Die Königin starb am 16. Oktober, die Girondisten am 30., Frau Roland am 8. November und am übernächsten Tage der Royalist Bailly. Der Girondist Girey-Dupré am 21., und wenige Tage darauf der Royalist Barnave. Im Dezember fanden die Hinrichtungen der Girondisten Kersaint und Rabaut statt, und dazwischen eingeschoben wurde die der Dubarry *).

Wieviel schöner wäre es für die Girondisten gewesen, wenn sie am 2. Juni auf den Bänken des Konvents gestorben wären! Sie wären dann nicht erst nach der Königin an die Reihe gekommen, in dieser ärgerlichen Vermischung mit den Royalisten, wie ein klägliches Anhängsel an den Prozeß des Königtums. Sie wären für sich allein gestorben, aufrecht und mit ungebrochenem Herzen! Sie hätten keine Schwächung erlitten und ihre Nerven wären nicht durch lange Haft krank geworden. Sie hätten nicht versucht, ihr Leben zu verteidigen. Sie wären gestorben wie Charlotte Corday.

Mit Ausnahme dieser Schwäche, Verteidigungsreden zu halten, bewiesen sie viel Standhaftigkeit hinsichtlich ihrer Grundsätze. Sie waren aufrichtige Republikaner, unveränderlich in ihrem Haß gegen die Könige, voll unentwegten Glaubens an die Freiheit der Welt. Zudem blieben sie auch der Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts treu; mit Ausnahme von zweien, des Marquis und des Bischofs, Fauchets und Sillerys, waren alle anderen Anhänger der Religion Voltaires oder Condorcets.

Man kann noch heute bei den Karmelitern die drei oder vier Stuben besichtigen, die von den Girondisten bewohnt wurden. Die

*) Jeanne Bécu, Gräfin Dubarry, geb. 28. August 1743 in Vaucouleurs, war nach dem Tod der Marquise von Pompadour die allmächtige Favoritin Ludwigs XV. Von dessen Nachfolger Ludwig XVI. auf ihr Schloß Luciennes verbannt, lebte die alternde Frau zurückgezogen und unbeteiligt an den Umwälzungen der Revolution. Von ihrem „Neger“ Zamor (der in Wirklichkeit ein Inder aus Bengalen war, den sie einst am Hofe von Versailles als Diener aufgezogen und mit Wohltaten überhäuft hatte) den republikanischen Machthabern als „Royalistin“ denunziert, wurde sie schließlich verhaftet und ohne geringsten Schuldbeweis hingerichtet. In ihr Vermögen teilten sich Zamor und die Lucienner „Patrioten“. Der undankbare Zamor fristete später sein Leben als Hauslehrer; am 2. Februar 1820 ist der „Neger der Dubarry“ in einer armseligen Kammer des Hauses Nr. 19 der Rue Perdue (jetzt Rue Maître-Albert) gestorben. An der kahlen Wand hingen ein paar vergilbte Kupferstiche von Marat und Robespierre. Zamors ganzer Nachlaß bestand aus 3 Franken. Vergl. G. Lenôtre, Vieux papiers, vieilles maisons. Paris o. J. Die unter dem Namen der Gräfin Dubarry 1832 veröffentlichten Memoiren (deutsche Ausgabe von Paul Frischauer und Franz Blei, Wien 1924) sind apokryph. Anmerkung des Herausgebers.

Mauern sind mit Inschriften bedeckt. Nicht eine davon ist christlich. Das Wort „Gott" kommt nur einmal vor. Alle atmen das Gefühl antiken Heldentums, atmen stoischen Geist. Die folgende stammt von Vergniaud:

Potius mori quam foedari.
(Den Tod! Und nicht das Verbrechen.)

Die schwachen Memoiren Brissots, die in der langen Haft geschrieben wurden, tragen denselben Charakter. Man spürt ein Herz, das sich nur auf Recht und Pflicht stützt, auf das Bewußtsein seiner Unschuld, auf den Glauben an den Fortschritt und das künftige Glück der Menschen. Sollte man meinen, daß der unglückliche Schreiber, der bereits unter der Guillotine steht, sich nun mit einer Sache beschäftigt, auf die er immer wieder zurückkommt: mit der Sklaverei der Schwarzen! Gleichgültig gegen die eigenen Fesseln fühlt er nur die Ketten des Menschengeschlechtes auf sich lasten.

Die drei großen Prozesse des Revolutionstribunals (die der Königin, der Girondisten und Dantons) sind von dem gleichen Mann geführt worden, von Herman, dem Vorsitzenden des Tribunals. Er stammte aus Arras, war ein Landsmann und persönlicher Freund Robespierres. Auf den von diesem hinterlassenen Listen von Männern, die zu wichtigen Ämtern gelangen sollten, steht als erster immer Hermans Name. Herman war ein gesetzter Mensch, er hatte eine sanfte Stimme und ein finsteres Gesicht; er schielte stark auf einem Auge und schien einäugig zu sein.

Man verfuhr im Prozeß ohne Heuchelei. Alle Welt sah sofort, daß es sich lediglich um das Todesurteil handelte. Man verzichtete auf alle zu dieser Zeit beim Revolutionstribunal noch gebräuchlichen Formalitäten. Akten wurden nicht mitgeteilt. Die Ankläger (Hébert und Chaumette) wurden als Zeugen zugelassen. Keinerlei Verteidigung durch einen Anwalt geschah. Einige der Angeklagten konnten nicht sprechen, was doch sehr nötig war in einem Prozeß, in dem man Leute zusammenstellte, denen völlig verschiedene Verbrechen zur Last gelegt wurden, einen Taten, den anderen Worte und noch anderen — Ansichten.

Kränkend war, daß man als Belastungszeugen gegen die zweiundzwanzig von vornherein toten und nur aus Gründen der Form abgeurteilten Männer Leute nahm, die selbst in Gefahr waren und unter dem Stachel ihrer grausamen Furcht ihr Leben damit zu erkaufen glaubten, daß sie sich zu Henkern machten.

Desfieux, eben noch selbst verhaftet und von Collot und der empörten Jakobinergesellschaft fast mit Gewalt befreit, Desfieux war bestürzt über seinen Erfolg und fühlte, daß man ihn wieder fangen

würde; er trat auf und warf einen Stein auf die Sterbenden. Er ließ sich einfallen, sie anzuklagen, sie hätten einen Brief verfaßt, um ihn, Desfieux, zu vernichten! „Ach, lieber Freund," sagte Vergniaud zu ihm, „wenn wir ein Interesse daran hatten, jemand zu vernichten, so warst nicht du es, sondern Robespierre."

In demselben Falle befand sich Chabot. Er war durchaus nicht grausam, und als Garat Robespierre aufsuchte, um für die Girondisten ein gutes Wort einzulegen, bezeigte Chabot, der gerade anwesend war, Interesse für sie. Aber der Exmönch liebte das Vergnügen, die Wollust, war feig und niedrig und hatte eine Sterbensangst, tat aber gleichzeitig das, was ihm den Tod eintragen konnte. Er wurde nämlich reich und fett, er heiratete die Tochter des Bankiers Frey aus Wien. Und je fetter er wurde, um so mehr wuchs seine Furcht. Wenn er mit Robespierre zu tun hatte, befiel ihn fast eine Ohnmacht. Er hatte diesen aus Tölpelei an einer empfindlichen Stelle verletzt: in der Verfassungsfrage. Wie konnte er wieder in Gnaden aufgenommen werden? Er verfaßte ein bemerkenswertes Schriftstück, eine lange, sorgsam gewobene Geschichte; das Ganze war erfinderisch, die Einzelheiten waren schlecht gewählt und allzudeutlich romanhaft. Er warf den Girondisten die Septembermetzeleien und den Mordversuch im März vor; schließlich den Diebstahl in der Gerätekammer!

Die Girondisten waren beschuldigt, mit Lafayette, Orleans und Dumouriez befreundet gewesen zu sein. Wären sie nicht abwesend gewesen, so hätten alle drei zweifellos der Wahrheit entsprechend erklärt, daß sie im Gegenteil in der Gironde ihr wesentliches Hemmnis besessen hätten. Dumouriez bezeugt 1794, sechs Monate nach ihrer Hinrichtung, daß er ihr Todfeind war, und er beweist es durch eine Flut von Schmähungen. In Wirklichkeit war es ja Brissot, der durch seine kühne Tat, der Kriegserklärung an England, das von Dumouriez gesponnene Komplott zerstörte und Dumouriez' Glück die Flügel beschnitt.

Die Kriegserklärung an alle Könige wurde ihnen im Prozeß zur Last gelegt, mit Recht. — Sie ist ihr Werk und bleibt ihnen in der Geschichte; sie ist ihr ewiger Ruhmestitel.

Mochten übrigens die Girondisten schuldig sein oder nicht, man hätte wenigstens von den Zweiundzwanzig diejenigen absondern müssen, die sich irrtümlicherweise unter ihnen befanden und die in Wirklichkeit keine Girondisten waren.

Fonfrède und Ducos zum Beispiel, die auf der Rechten saßen, hatten meistens mit dem Berg gestimmt. Ducos wurde am 2. Juni von Marat selbst verteidigt. Diese beiden jungen Abgeord-

neten waren damals keineswegs in Gefahr, blieben aber hochherzig an ihrem Platz, um für ihre Kollegen eintreten zu können, und erschienen durch die Stellungnahme girondistischer gesinnt, als sie es in Wirklichkeit waren. Alle Mitglieder des Berges interessierten sich für sie.

Da waren noch zwei Männer für sich, die man nicht mit der Gironde vermengen konnte. Mochte man ihnen auch was immer aus ihrer Vergangenheit vorwerfen können, es war an Gott, sie zu bestrafen, und nicht an Frankreich, das sie durch ihre Unerschrockenheit und sogar durch ihre Verbrechen um ein Departement bereichert hatten. Frankreich durfte sich nicht an Mainvielle und Duprat vergreifen, die sich für Frankreich zugrunde gerichtet hatten, die sich in ihrem eifernden Patriotismus aufopferten und entehrten, um Frankreich seine schönste und sicherste Eroberung zu geben: Avignon.

Ihr Freund und Verbündeter in diesem Kriege um Avignon war der Bürgermeister von Arles, Antonelle, gewesen, und gerade er war jetzt Obmann der Geschworenen. Antonelle wurde durch seine Eigenschaft als früherer Marquis gezwungen, unversöhnlich zu sein, war überdies herb von Natur und liebte den Schrecken aufrichtig; dennoch verwirrte es ihn, als er in der unglücklichen Schar die beiden bemerkte, die in Übereinstimmung mit ihm Frankreich jenen ungeheuren Dienst erwiesen hatten, und mochte Frankreich sie auch mit Gold und Bürgerkronen überhäufen, dennoch seine Gläubiger blieben.

Schon sieben Tage währte der traurige Prozeß. Und er war viel weniger vorgerückt als am ersten Tage. Es war unmöglich, mit ihm fertig zu werden, ohne den Knoten zu zerhauen. Man mußte buchstäblich den Prozeß guillotinieren, damit man alsdann die Angeklagten guillotinieren konnte.

Am Morgen des 29. Oktober ließ Fouquier-Tinville das Gesetz über die Beschleunigung der Urteile verlesen. Herman fragte, ob die Geschworenen sich für genügend vertraut hielten mit der Sache. Antonelle antwortete verneinend.

Indessen, man wollte ein Ende machen. Man eilte zu den Jakobinern. Man setzte es durch, daß diese eine Abordnung sandten, um die Versammlung zu dem Beschluß aufzufordern, daß die Geschworenen am dritten Tage sich als unterrichtet erklären sollten und daß dann die Verhandlungen geschlossen werden müßten. Der Entwurf des Beschlusses ist gefunden worden und trägt Robespierres Handschrift. Sonderbar war, daß ein „Nachsichtiger“, der Dantonist Osselin, die Sache unterstützte. Der stand selbst unter

dem Terror und war in Gefahr; er verbarg eine junge Emigrantin in seinem Hause. In seiner Angst glaubte er sich zu decken, wenn er das Messer hergab, um den Girondisten den Garaus zu machen. Er wurde selbst ein paar Tage darauf gefangengenommen.

Der Beschluß erforderte Zeit. Um ein paar Stunden hinzubringen, um besonders Gensonné, den Logiker der Gironde, der die Ergebnisse der Verteidigung zusammenfassen wollte, nicht zu Wort kommen zu lassen, befragte Herman diesen und jenen über unwichtige Dinge. Endlich, um acht Uhr abends, kam der Beschluß heraus. Konnte man ihn anwenden in einem Verfahren, das unter einem anderen Gesetz eröffnet worden war? Dies zu erörtern vermied man. Die Geschworenenbank erklärte sich plötzlich unterrichtet, ohne neuen Beweis und ohne neue Verhandlung und nach eintägigen Abschweifungen.

Sie wurden alle zum Tode verurteilt.

Mehrere der Verurteilten glaubten nicht daran. Sie stießen einen Schrei der Verwünschung aus. Vergniaud, der auf sein Schicksal vorbereitet war, blieb kaltblütig. Vallazé erdolchte sich!

Die Szene war so furchtbar, erzählt Chaumette, der dabei war, daß die Gendarmen buchstäblich vor Entsetzen gelähmt waren. Die Angeklagten verfluchten ihre Richter und hätten sie erstechen können, ohne daß man sie daran gehindert hätte.

Aber der tragischste Zwischenfall geschah im Auditorium. Dort befand sich Camille Desmoulins. Der Urteilsspruch entriß ihm einen Schrei:

„Ach, ihr Unglücklichen! Ich bin es, mein Buch ist es, das euch getötet hat!“

Mitternacht war nahe. Der Tote und die Lebenden stiegen aus dem Gerichtssaal wieder in die Finsternisse der Conciergerie hinab.

Mit schwerer Stimme sangen sie, während sie die düstere Treppe hinunterschritten, die Marseillaise:

„Contre nous de la tyrannie
Le couteau sanglant est levé.“ *)

Die anderen Gefangenen wachten und warteten. An dem verabredeten Wort (couteau) erfuhren sie den Urteilsspruch und daß es um die Gironde geschehen war. Aus allen Verließen antworteten sie mit Geschrei und Schluchzen.

Die Verurteilten selbst weinten nicht. Ein Freund hatte ein sorgfältig zubereitetes Mahl zum letzten Schmause geschickt.

Zwei Priester wollten ihnen die Beichte abnehmen. Nur der

*) Gegen uns hat die Tyrannei das blutige Messer erhoben (couteau = Messer an Stelle von „étandard“ = Standarte).

Bischof und der Marquis, Fauchet und Sillery, nahmen das Anerbieten an.

Wenn man der Aussage eines der Priester (der selbst gesteht, nicht im Saale gewesen zu sein) Glauben schenken soll, so hätten sie die Nacht mit Gesprächen über Religion verbracht. Um das zu glauben, müßte man diese Zeiten und die Gironde wenig kennen.

Sie sprachen davon, daß Frankreich durch die glorreiche Schlacht gerettet und der Invasion ein Riegel vorgeschoben sei. Mit diesem Gedanken trösteten sie sich über ihr Unglück und ihre Fehler. Zweifellos besaßen sie ein Gefühl für diese Fehler, bereuten sie es, die Einheit gefährdet zu haben. Vergniaud sagt es selbst: „Ich habe diese Dinge nur geschrieben, weil mich der Schmerz verwirrte.“ Das ist ein edles Geständnis vor dem Tode und von einem Menschen, der das Leben verschmähte und nichts davon erwartete.

Als Gründer der Republik und mit dem Anspruch auf die Dankbarkeit der Welt, weil sie den Kreuzzug von 1792 gewollt und die Freiheit für die junge Erde erstrebt hatten, mußten sie den Flecken von 1793 abwaschen und durch die Sühne in die Unsterblichkeit eintreten.

Blaß und regnerisch brach der 30. Oktober an, einer jener fahlen Tage, die zwar das Langweilige des Winters haben, aber nicht seine Würze und seine gesunde Strenge. In solchen trüben, belanglosen Tagen erschlaffen die Nerven; viele bleiben hinter sich selbst zurück. Und man hatte für das Verbot gesorgt, den Verurteilten in Zukunft irgendwelche Herzstärkung zukommen zu lassen. Man legte den Leichnam Vallazés in den Karren auf eine Bank, der Kopf hing schwer herab; dieser Anblick schwächte die Herzen und weckte den Abscheu vor dem Tode aufs neue; an allen holprigen Stellen des Pflasters wurde der Tote kläglich hin- und hergeschüttelt, und es sah aus, als wollte er sagen: „Das bin ich, und das wirst du bald sein.“

In dem Augenblick, da der aus fünf Karren bestehende Trauerzug den düsteren Bogengang der Conciergerie verließ, begann ein feuriger und starker Chor von einundzwanzig Stimmen, die wie eine einzige klangen und das Lärmen der Menge, das Geschrei bezahlter Schmäher zum Schweigen brachte. Sie sangen die heilige Hymne: „Allons, enfants de la patrie!“ . . .

Das siegreiche Vaterland hielt sie aufrecht in seinem unzerstörbaren Leben, seine Unsterblichkeit. Für sie machte es diesen dunklen Wintertag strahlend, an dem die anderen nichts sahen als Schmutz und Nebel.

Sie gingen hinweg, stark in ihrem Glauben, in ihrem einfachen

Glauben, der noch nicht beschwert war von so viel dunklen Fragen, die später quälend hervortreten sollten.

Stark auch in ihrer Unwissenheit über unser künftiges Geschick, über unser Unglück und über unsere Fehler.

Stark in ihrer Freundschaft: die meisten gingen zu zweien und freuten sich, daß sie gemeinsam starben. Fonfrède und Ducos, das junge, unschuldige Paar, Brüder, da sie zwei Schwestern geheiratet hatten, hätten keiner den andern überleben mögen. Mainvielle und Duprat, das befleckte, dem Verhängnis geweihte Paar, Brüder in einer Liebe, Brüder in jener besessenen Liebe zu Frankreich, die sie ins Verbrechen stürzte, leerten jenen gemeinsamen Erlösungstrank vom Leben, der sie noch einmal vereinen sollte. Wild sangen sie, als sie auf dem traurigen Wagen saßen, als sie auf dem Platz abstiegen und als sie das Schafott betraten; der wuchtige Schlag des Eisens allein konnte ihre Stimme ersticken.

Der Chor wurde immer schwächer, je öfter die Sichel fiel. Aber nichts konnte die Überlebenden abhalten, weiter zu singen. Immer weniger hörte man auf dem ungeheuren Platz. Als die ernste und heilige Stimme Vergniauds zuletzt noch allein sang, hätte man glauben können, die verklingende Stimme der Republik und des Gesetzes zu hören, die tödlich getroffen waren, und die nur von wenigen überlebt werden sollte.

Die Teilnehmer an den Verhandlungen und die Zuschauer bei der Hinrichtung waren gleicherweise erregt, aber, wenn das gesagt werden muß, der Eindruck in Paris war ziemlich schwach. Dies große und furchtbare Ereignis erschütterte die Gemüter nicht so, wie es die verhältnismäßig unbedeutende Angelegenheit Custines getan hatte. Solch stoisches Sterben griff wenig an. Die Masse beurteilte diese Tragödien lediglich nach ihrer Wirkung auf das Empfinden. Die Tränen, die der alte General in seinen grauen Bart vergoß, seine zarte Frömmigkeit, und wie er seinen Beichtvater umarmte, seine interessante Enkelin, die immer um ihn war und ihn mit ihrer Kindesliebe verteidigt hatte, all dies ergab ein rührendes Bild von Natürlichkeit und Schwäche, ergreifend und verwirrend zugleich. Die Erregung erreichte den höchsten Grad bei der Hinrichtung des unwürdigsten Opfers, der Frau Dubarry. Ihre Verzweiflung, ihr Geschrei, ihre Furcht und ihre Ohnmachten, ihre heftige Lebensgier ließen in allen eine sinnliche Saite erklingen, weckten das instinktive Empfinden: man erinnerte sich, daß der Tod etwas zu bedeuten hat; daß die Guillotine, „diese süße Pein“, nichts wäre.

Gerade aus diesem Grunde wurde der Tod Frau Rolands kaum

bemerkt (8. November). Diese Königin der Gironde wohnte nun ihrerseits in der Conciergerie, nahe dem Gefängnis der Königin, unter jenen Gewölben, die kaum von Vergniaud und Brissot verlassen waren und in denen ihr Schatten noch lebte. Wie eine Herrscherin hielt sie dort ihren Einzug, wie eine Heldin; sie hatte wie Vergniaud das Gift, das sie bei sich trug, weggeworfen, denn sie wollte vor aller Augen sterben. Sie glaubte die Republik zu ehren durch ihren Mut vor Gericht und ihre Standhaftigkeit im Tode. Die Leute, die sie in der Conciergerie sahen, erzählen, daß sie immer noch schön und voll Reiz war, jung, trotz ihrer neununddreißig Jahre; eine völlige, mächtige Jugend, ein Schatz wohlbewahrten Lebens strahlte aus ihren schönen Augen. Ihre Stärke zeigte sich besonders in ihrer mit Vernunft gepaarten Milde, in der untadeligen Harmonie ihrer Persönlichkeit und ihres Wortes. Im Gefängnis hatte sie sich damit beschäftigt, an Robespierre zu schreiben, nicht um ihn um etwas zu bitten, sondern um ihm Vorhaltungen zu machen. Das tat sie auch vor Gericht, als man ihr den Mund verbot. Der 8. November, an dem sie starb, war ein kalter Novembertag. Die entblätterte und düstere Natur entsprach dem Zustand der Herzen; auch die Revolution trat in den Winter ein, in den Tod der Illusionen. Zwischen den beiden entlaubten Gärten kam Frau Roland bei sinkender Nacht (fünfeinhalb Uhr abends) am Fuße der Kolossalfigur der Freiheit an, die nahe beim Schafott stand, dort, wo heute der Obelisk ist; leichtfüßig stieg sie die Stufen hinan, wandte sich der Straße zu und sagte mit ernster Milde und ohne Vorwurf: „O Freiheit, wieviel Verbrechen sind in deinem Namen begangen worden!"

Sie war der Ruhm ihrer Partei und ihres Gatten gewesen und hatte nicht wenig dazu beigetragen, sie zugrunde zu richten. Unwillkürlich ist Roland durch sie in der Zukunft in den Schatten gestellt worden. Aber sie ließ ihm Gerechtigkeit widerfahren; sie hatte eine fast religiöse Verehrung für diese begeisterte und strenge, fast antike Seele. Als sie für kurze Zeit den Gedanken hatte, sich zu vergiften, schrieb sie an ihn, um sich bei ihm zu entschuldigen, daß sie ohne seine Zustimmung über ihr Leben hatte verfügen wollen. Sie wußte, daß Roland nur eine Schwäche hatte: seine heftige Liebe zu ihr, die um so tiefer war, als er sie zurückhielt.

Als man das Urteil über sie fällte, sagte sie: „Roland wird Selbstmord begehen!" Man konnte ihm ihren Tod nicht verbergen. Er lebte zurückgezogen in der Nähe von Rouen, im Hause sehr zuverlässiger Freundinnen; er stahl sich fort, und um seine Spur zu verwischen, wollte er weit weg gehen. Aber in dieser Jahreszeit

wäre der Greis nicht sehr weit gekommen. Er fand unterwegs eine schlechte Postkutsche, die im Schritt dahinfuhr; die Wege von 1793 waren nur Schlammlöcher. Erst gegen Abend gelangte er an die Grenzen von Eure. Da alle Polizei fehlte, so machten Räuber die Straßen unsicher und griffen die Höfe an. Gendarmen waren hinter ihnen her. Das beunruhigte Roland, so schob er seinen Entschluß nicht länger auf. Er stieg vom Wagen ab, verließ den Weg und folgte einer Allee, die in Windungen zu einem Schlosse führte; am Fuß einer Eiche machte er halt, zog seinen Dolchstock und durchbohrte sich. Bei seinem Leichnam fand man ein Blatt mit seinem Namen und mit dem Wort: „Habt Achtung vor den sterblichen Resten eines tugendhaften Mannes." Die Zukunft hat ihn nicht Lügen gestraft. Er hat die Achtung seiner Gegner mit sich genommen, besonders die Robert Lindets.

Am Morgen fand man ihn, und als die Genehmigung eingetroffen war, grub man ihn außerhalb des Besitztums in einem Winkel der großen Straße nachlässig ein; zwei Fuß Erde warf man auf ihn. An den folgenden Tagen kamen spielende Kinder dorthin und steckten ihre Gerten in die Erde, um zu sehen, ob sie auf den Körper stießen.

Sein Tod wurde von der Öffentlichkeit nicht beachtet. Die Gironde war schon alt, lag in einer fernen Vergangenheit. Wie konnte es auch anders sein; ihre Besieger, die Jakobiner, waren selbst schon überholt. Die Revolution mit ihrer Wut und ihrem Geist überflutete sie alle. Frau Roland starb am 8. November, aber schon am Tage vorher tauchte eine ungeheure Frage empor, von Girondisten und Jakobinern gleicherweise unverstanden.

Dreißigstes Kapitel

Die Revolution war nichts ohne die religiöse Revolution

Warum die Revolution mißglückte. — Wie sie eine Neuschöpfung hätte werden können. — Ohnmacht der Girondisten und der Jakobiner. — Die Cordeliers, Clootz und Chaumette. — Die Register der Kommune. — Bewunderungswürdige Anläufe zur Menschlichkeit.

Der Begründer der Jakobiner, Adrien Duport, hat ein geniales Wort gesagt, das er selbst nur allzuwenig befolgte. Denen, die sich eine oberflächliche Revolution nach englischer Art dachten, antwortete er: „Grabet tief."

Dasselbe hat Saint-Just in der ernsten und melancholischen Form gesagt: „Die, welche die Revolution halb machen, graben sich nur ihr eigenes Grab."

Dies Wort paßt nicht nur für alle Künstlerrevolutionäre, sondern auch auf die beiden Parteien der Vernunft:

Auf die Girondisten, auf Vergniaud, auf Frau Roland.

Auf die Jakobiner, auf Robespierre und auf Saint-Just selbst.

Girondisten und Jakobiner waren beide politische Logiker, mehr oder weniger folgerichtig, mehr oder weniger fortgeschritten. Sie sind wenig verschieden in ihren Grundsätzen, sie bezeichnen die Abschnitte einer einzigen Geraden, von der sie sich nicht entfernen; sie bilden gleichsam die Stufenleiter der politischen Revolution.

Der Fortgeschrittenste, Saint-Just, wagt weder an die Religion noch an die Erziehung noch auch an den Kern der sozialen Lehren zu rühren; kaum erkennt man, was er über das Eigentum denkt.

Wenn diese oberflächliche politische Revolution ihr Ziel ein wenig überschritt oder dahinter zurückblieb, wenn sie ein wenig zu schnell oder zu langsam eilte auf der einzigen Bahn, die sie benutzen konnte, so mußte sie in den Abgrund stürzen.

Warum? Weil sie weder von rechts noch von links gehalten wurde, weil sie weder einen festen Grund unter sich, noch seitlich ihre Träger und natürlichen Stützen hatte.

Sie zu sichern fehlte ihr die religiöse Revolution, die soziale Revolution, in der sie ihre Stütze, ihre Kraft und Tiefe gefunden hätte.

Es ist ein Naturgesetz: das Leben sinkt, wenn es sich nicht mehrt.

Die Revolution vermehrte nicht das Erbe lebenskräftiger Ideen, die ihr von der Philosophie des Jahrhunderts hinterlassen waren. Sie verwirklichte in gewissen Einrichtungen einen Teil dieser Ideen, aber sie tat wenig hinzu. Fruchtbar in Gesetzen, unfruchtbar in Grundsätzen, befriedigte sie nicht den ewigen Hunger der Menschenseele, die es stets nach Gott verlangt.

Das Gesetz, das ist die Art des Handelns, das ist das Rad, die Mühe. Aber wer dreht dies Rad? Und was mahlt diese Mühle? — Werft Korn hinein, den Glauben — sonst dreht sich die Mühle leer, verbraucht sich, schleift sich ab; und eines Tages mahlt sie sich selbst.

Die beiden Vernunftsparteien, die Girondisten und die Jakobiner, trugen diesen Dingen wenig Rechnung. Die Gironde kümmerte sich überhaupt nicht um die Frage, die Jakobiner umgingen sie. Sie glaubten Gott mit einem Wort zu bezahlen.

Die beiden Genies der Revolution, Mirabeau und Danton, und der große Mann der Revolution, Robespierre, hatten, da sie vom Orkan mitgerissen wurden, keine Zeit zu untersuchen, was eigentlich zu tun war, damit die Revolution ihren Namen verlöre und eine Neuschöpfung würde.

Wollte sie nicht untergehen, so mußte sie das achtzehnte Jahrhundert nicht allein in ein Gesetzbuch bringen, sondern es lebendig machen, in lebende Bejahung verwandeln, was verneinend in ihm war.

Sie mußte zeigen, daß ihre Verneinung einer Willkürreligion, welche die Auserwählten begünstigt, die Bejahung der für alle gleichen Religion der Gerechtigkeit enthält; mußte zeigen, daß ihre Verneinung des bevorrechteten Eigentums die Bejahung des nicht bevorrechteten, auf alle ausgedehnten Eigentums enthält.

Dies schuldete die Revolution ihrem erlauchten Vater, dem achtzehnten Jahrhundert: sie mußte die scholastische Schale, in welcher ihre Lehre enthalten war, zerbrechen und die lebendige Frucht herausholen.

Von diesem Tage an konnte sie leben und sagen: Ich bin. Ihr gehörte das Leben, die Tatsache. Und das ancien régime, überzeugt davon, hohle Schale zu sein, mußte vergehen.

Die Revolution machte gerade aus den beiden Fragen einen Vorbehalt, in denen die Lebenskraft steckte. Für kurze Zeit verschloß sie die Kirche, schuf aber nicht den Tempel. Sie verschob das Eigentum in andere Hände, ließ es aber als Monopol bestehen; der Bevorrechtigte erlebte seine Wiedergeburt als patriotischer Wucherer, als

schwarze Bande, als Börsenschwindler in Assignaten und Nationalgütern*).

Welche Mittel gab es dagegen? Der individuelle Druck, die wachsende Strenge, Mittel, wie sie frühere Regierungen anwandten, wurden immer weniger wirksam. Den Baum ausputzen, half sehr wenig, wenn man die Wurzel unberührt ließ. Die Wurzel mußte man erneuern durch einen frischen Saft. Wer konnte diesen Saft geben? Wenn eine herrschende, souveräne Idee auftrat, welche die Geister entzückte und den Menschen emporhob aus schwerem Kot, welche ein Volk nur sich schuf und sich die von ihr geschaffene neue Welt zur Waffe machte, so mußte sie die sterbende alte Welt zunichte machen.

Das Verhältnis des Menschen zu Gott und des Menschen zur Natur, zur Religion, zum Eigentum, mußte sich auf einen neuen starken Glauben gründen, oder die Revolution mußte ihren Untergang gewärtigen.

Die Girondisten taten nichts, dachten nicht einmal daran, daß es etwas zu tun gab.

Die Jakobiner taten nichts als richten, säubern, sieben. Sie zeigten sich äußerst wenig fähig zu einer Neuschöpfung.

Die Cordeliers machten Versuche. Nur, da sie in beständigem Aufstand waren, besonders gegen sich selbst, so war, was sie versuchten, von vornherein nichtig. Die einzige Partei, die zu Zeiten nach den Mitteln gesonnen zu haben scheint, die Revolution fruchtbar zu machen, war diejenige, die in ihrer lebendigen Anarchie selbst unfruchtbar war.

Als Herd der Anarchie, enthielten die Cordeliers die besten und die schlimmsten Elemente der Revolution.

Die Mischung erweckte Abscheu, und die Jakobiner verdarben alles.

Die milden Gegensätze, die in der Jakobinergesellschaft geschickt verschmolzen waren, erschienen bei den Cordeliers in ihrer ganzen grausamen und empörten Schärfe.

Der böse Geist der Cordeliers steckte in dem Schurken Ronsin, in dem geckenhaften Schelmen Hébert, der sich unter dem „Père Duchesne“ verbarg und in dem kleinen Tiger Vincent.

Der gute Geist der Cordeliers war der unglückliche, unschuldige,

*) Auf den letzten Punkt wurde scharf hingewiesen am 5. September durch die Kommune, am 16. Oktober durch Saint-Just: „Neue Herren, nicht minder grausam, erstehen auf den Ruinen des Feudalismus,“ meinte Chaumette. Und Saint-Just sagte schmerzvoll: „Unsere Feinde haben aus unseren Gesetzen Vorteil gezogen.“



Phot. Braun, Dornach & Paris.

Marie Antoinette im Gefängnis.
Nach dem gleichzeitigen Ölbild von Prieur (1793).

friedfertige Anacharsis Clootz, der Redner des Menschengeschlechts, der Rheinländer und Franzose aus Wahl.

Eine Wunde blutet in mir, und sie wird immer bluten: der Tod jener prächtigen Fremden, die für uns, durch uns den Tod starben*).

Zwischen dem Engel der Finsternis und dem Engel des Lichts, dem guten und dem bösen Geist, zwischen Hébert und Clootz stand Chaumette.

Er war der scharfsinnige und geschickte Redner, der feige Sinnenmensch, der selbst an Héberts Seite nie die Kraft besaß, ein Schurke zu sein, sondern ein Herz bewahrte.

Sein guter Geist brachte ihm den Tod: der Einfluß Clootzens. Er wagte eines Tages, menschlich zu sein. Da ging er in den Tod**).

---

*) Sie fühlten unsere grausame Zwietracht ebenso stark, vielleicht noch stärker als wir. Uns brachte sie die Wut, ihnen die Verzweiflung.

Wir benahmen uns sehr schlecht gegen Mainz. Custine ging in seiner Brutalität als Soldat und als Grandseigneur soweit, daß er den Vorsitzenden des Mainzer Konvents bedrohte. Von den beiden Abgeordneten aus Mainz wollte Adam Lux am 31. Mai Selbstmord begehen; er glaubte den Untergang der Republik zu sehen und mochte ihn nicht überleben. Er wollte den Tod und bekam ihn (er wurde am 8. November enthauptet). Der andere, Forster, der Sohn des bekannten Seefahrers, hatte alle Gefahren der gewagtesten Reisen überstanden und kam nach Paris wie in einem Hafen; hier aber starb er dahin an Elend, Schmerz, Einsamkeit, als ob das Meer ihn bei einem Schiffbruch auf eine verlassene Klippe geworfen hätte. Von den Mainzer Patrioten, welche die lange Belagerung überstanden hatten, war der eine, Riffle, ein tapferer Kämpfer für Frankreich in der Vendée und wurde das erste Opfer von Ronsins Verrat. Bei Torfou war er in Klébers Umgebung, und die erste vendéeische Kugel traf ihn! Hier starb er, fern von den Seinen, nur Kléber war bei ihm, und der war selbst gestürzt und verwundet in diesem grausamen Fechten, war in der Seele verwundet und fühlte sein starkes Soldatenherz bitter aufweinen.

Das sind harte Geständnisse für den Geschichtsforscher! Aber weiß man, wie Deutschland sprach zu dieser Zeit?

O heiße Liebe zu Frankreich! Blutiges Wunder, unbegreiflich für diejenigen, die nicht in ihrem Glauben den Schlüssel der Geheimnisse besitzen! Deutschland, idealistisch und stark, riß sich die Mutterliebe und das Mitleid mit seinen Kindern aus dem Herzen und sagte stoisch aus Fichtes lehrendem Munde: „Nein, dieses Blut ist kein Blut; dieser Tod ist nicht der Tod! Alles, was Frankreich und die Revolution tun könnten, ist wohlgetan.“ So geschah es, daß, während Frankreich sich selbst verwünschte, Deutschland, der große Prophet, ihm im voraus den Segen der Zukunft sandte.

**) Chaumette hat dies Geheimnis enthüllt. Als man ihn bei den Cordeliers fragte, „wie er habe argwöhnen können, daß die revolutionären Ausschüsse bisweilen fähig seien, ihre persönlichen Feinde anzuklagen und zu verfolgen und ihre Diktatur zu mißbrauchen,“ antwortete er: „Ich habe mich von Anacharsis überzeugen lassen.“ (Archive der Polizei.)

Clootz kam wie alle Deutschen vom Pantheismus her, von der Natur und vom Unendlichen.

Chaumette ging wie alle Franzosen (und er war von der niederen Art) vom Individualismus aus, vom Besonderen, vom Tage, vom täglichen Erleben, das zu jeder Zeit nur das unendlich Kleine ist.

Eins verband sie, eins, das beide bei den Girondisten gehaßt hatten: der Geist der Dezentralisation.

Die Hochherzigkeit Clootzens, seine glühende Liebe zu Frankreich, wohin er als Kind gebracht wurde, entschädigte ihn für Deutschland. Er war Franzose und betrachtete das Rheinland als ein zukünftiges Departement der französischen Republik. Aus Liebe zu Frankreich war er für die Dezentralisation in Deutschland.

Chaumette war das Gegenteil. Er hatte kein fremdes Vaterland zu dezentralisieren; er kannte nur Paris. Er war die Stimme, das wohltönende Organ des mißtönenden Durcheinander der Kommune. Dieses Chaos war Harmonie in seinem Munde. Sein Leben und seine Stimme gehörten der Gemeinde. Bei all seinen heftigen Aussprüchen also gegen die Anhänger der Dezentralisation gehörte er selbst zu ihren Anhängern, wenn auch nur zum Vorteil der großen und gefürchteten Kommune, die freilich „das Ganze“ enthält.

Auf diesem Boden also fanden sich der Mann, der die Welt im Herzen trug, Anacharsis, und der Gemeindebeamte Chaumette.

Man hat ein paar Seiten aus den Registern des Generalrats der Kommune gedruckt, die sich auf die großen Tage der Revolution beziehen. Um die Kommune gut kennenzulernen, muß man sie in ruhigeren Zeiten beobachten. Sehen wir, was die Register im November 1793 bringen, wagen wir uns in diese Archive der Verbrechen, dringen wir ein in den Schlupfwinkel der ruchlosen, der fürchterlichen, der blutdürstigen Kommune, wie sie von den Geschichtsforschern genannt wird. Ich gebe die Tatsachen ungeordnet, wie sie in den Registern aufeinander folgen (Archives de la Seine).

Ein von seiner Mutter schlecht behandeltes, elfjähriges Mädchen wird vom revolutionären Ausschuß seiner Sektion vorgeführt und bittet um Arbeit. Die Kommune übernimmt es, für seinen Unterhalt zu sorgen (19. Brumaire).

Adoptionen von Kindern kommen jeden Augenblick vor. Ein paarmal findet sich auch die Adoption eines Greises, ein heutzutage seltenes Ereignis, in den Registern der Kommune.

Die Leichname der Hingerichteten, die von ruchlosen Schurken ausgeplündert worden sind, sollen hinfort in Gegenwart eines Polizeikommissars anständig beerdigt werden (17. Brumaire).

In Bicêtre und anderen Hospitälern sollen in Zukunft die Ver-

rückten und die Epileptiker von den Kranken gesondert untergebracht werden (17. Brumaire).

In der Salpêtrière sollen die scheußlichen Zellen verschwinden, in denen die Tobsüchtigen eingeschlossen wurden (21. Brumaire). Die Unterkunft der Geistesgestörten in Bicêtre soll verbessert werden (26. Brumaire).

Mit besonderer Sorgfalt sollen die in der Niederkunft befindlichen Frauen behandelt werden. Man weist ihnen (zum erstenmal!) ein besonderes Haus an, nämlich das Missionshaus und später den erzbischöflichen Palast. Die Tür des letzteren soll die Inschrift erhalten: Achtung vor den Wöchnerinnen, sie sind die Hoffnung des Vaterlandes.

Auch lese ich, daß die Kommune bei öffentlichen Festen und Versammlungen den schwangeren Frauen und den Greisen besondere Plätze anweisen ließ, um sie vor dem Gewühl der Menge zu schützen.

Der 24. Brumaire verzeichnet einen heftigen Ausfall Chaumettes gegen die Glücksspiele und gegen die öffentlichen Dirnen. Da die Verordnungen der Kommune gegen die letzteren nichts nützen, so macht man alle diejenigen verantwortlich, die sie beherbergen: die Eigentümer, Vermieter usw.

Das Theater du Montansin im Palais-Royal soll geschlossen werden; man besorgt, die gegenüberbefindliche Bibliothèque Nationale könne durch Feuer gefährdet werden (24. Brumaire).

Die Sektion Bonne-Nouvelle verlangt, daß die Bibliothek ihres Arrondissements alle Tage geöffnet bleibt (am gleichen Tage).

Die Kommune richtet im Musée du Louvre eine Nachtwache von zehn Mann ein (3. Nivôse). Sie bittet den Konvent, jede Restauration von Gemälden aufzuschieben und einen Wettbewerb über diesen Gegenstand zu eröffnen (13. Frimaire).

Eine Sektion beantragt, daß man Kinderbücher schreiben läßt. Die Kommune wird diesen Antrag zum Gegenstand einer Eingabe an den Konvent machen (28. Brumaire).

Man wird nach Mitteln suchen, um die Armen, die Siechen und die Greise unterzubringen; die arbeitsfähigen Armen will man im Interesse der Republik und in ihrem eigenen Interesse anstellen (1. Frimaire).

Frauen führen Klage darüber, daß sie keine Nachrichten von ihren im Heere dienenden Kindern erhalten können. Es werden Kommissare ernannt, die den Minister ersuchen sollen, eine Liste der jungen Soldaten, deren Eltern Anspruch auf Unterstützung haben, einzufordern (7. Frimaire). Der Vorsteher der Kommune betont bei dieser

Gelegenheit das gute Betragen der Frauen auf den Zuhörertribünen, welche beim Zuhören arbeiten. Sie erhalten ein öffentliches Lob.

Die Quinze-Vingts werden eingerichtet. Die schwachen und älteren Blinden erhalten besondere Wohnung. Man will von der Wohltätigkeitskommission fünfzehn Sous täglich für die nicht bei den Quinze-Vingts untergebrachten Blinden verlangen (16. Frimaire).

Es wird eine Prüfungskommission für die Krankenpfleger ernannt (9. Nivôse). Die Wärter werden vereidigt (14. Nivôse).

Chaumette regt an, daß die Bibliothek der Kommune eine Sammlung der Beschlüsse, Druckschriften, Adressen usw. veranstaltet, die den Geschichtsschreibern als Material dienen könne (29. Frimaire).

Ein Ehemann führt Klage gegen den Generalvikar Bodin, der ihm seine Frau abspenstig macht, und gegen die Polizeiverwaltung, die seine Klage abgewiesen hat. Die Kommune will eine Untersuchung des Falles anordnen (2. Nivôse; 22. Dezember).

Ähnliche Klagen wie diese werden bei den Jakobinern vorgebracht, die ihnen stattgeben und es übernehmen, sie bei den Behörden zu unterstützen.

Der Korrespondenzausschuß soll Exemplare aller interessanten Druckschriften an die mit Paris im Briefwechsel stehenden Gemeinden schicken, besonders aber an die Hospitäler (2. Nivôse).

Wie viele glückliche und rührende Ideen! Und all dies in zwei Monaten, November und Dezember! Welche Verwaltung hat in so kurzer Zeit durch so viele Tatsachen soviel Teilnahme für die Menschenart gezeigt, soviel Fürsorge für alle Fragen, die die Zivilisation angehen, selbst für Dinge, für die man in diesen unruhigen Zeiten weniger Interesse voraussetzen könnte: für Bibliotheken, Museen und sogar für die Restauration von Gemälden?*)

---

*) Diese von Michelet so sehr gepriesene Fürsorge der Kommune für Bibliotheken, Museen und Gemälde war indes durchaus keine Errungenschaft der Republik, sondern vielmehr Jahrhunderte altes Erbe des Königtums. Die Könige sind seit der Entstehung Frankreichs die Mäzene und Schöpfer des französischen Kunstsinnes gewesen. Am Hofe Franz' I. wurden Künstler wie Leonardo da Vinci, Cellini u. a. mit geradezu fürstlichen Ehren ausgezeichnet und dasselbe gilt von Ludwig XIV. und den großen Staatsmännern und Kardinälen Richelieu und Mazarin. Die Monarchie war es, die die herrlichen Bauten geschaffen und die großartigen Museen und Galerien angelegt hat, die heute noch den Ruhm Frankreichs bilden. Die Republik hatte mit dem Erbe des Königtums auch die Verpflichtung zur Unterhaltung dieser Schätze übernommen. Diese Erkenntnis kam freilich erst spät und nur in sehr bescheidenem Maße zum Durchbruch. Zunächst bekundete die Revolution sehr wenig Verständnis für Kunst und

Als Beweis für die Barbarei der Kommune wiederholt man bis zum Übermaß Chaumettes Forderung, man solle in den öffentlichen Gärten und andern Nationaldomänen Gemüse pflanzen. Der erste Vorschlag dieser Art wurde in Nantes durch einen Girondisten gemacht. Ein gewisser Laënnec wies darauf hin, daß infolge der Emigration ungeheure Gärten und Parks unbebaut waren, und daß man sie mit Nährpflanzen bestellen sollte. Diese vernünftige Anregung erfolgte während der in Nantes herrschenden Teuerung (Mai 1793) und wurde während der Teuerung in Paris (September) wieder aufgegriffen. Soweit sie unsere Spazierwege angeht, ist sie wohl übertrieben, aber im übrigen war sie sehr geschickt und geeignet, das Volk zu beruhigen, das damals sehr erregt war.

Am 2. Nivôse faßte die Kommune den Beschluß: „Die interessanten Druckschriften besonders an die Hospitäler senden, das heißt, sie den Leuten schicken, die am meisten Zeit haben, sie zu lesen, an die müßigen Armen, die vor Langeweile vergehen, an die Kranken und die Siechen, die hier verlassen liegen und oft von ihrer Familie vergessen sind; das heißt, ihnen sagen: ‚Wenn deine Verwandten dich vergessen, so denkt doch die gute Kommune von Paris an dich, die dir ebenfalls verwandt, die deine Mutter ist. Sie macht dir einen Besuch durch die Schrift, die sie dir schickt. Armer, von der Welt verschmähter Mensch! Die große Stadt, die Leuchte der Welt, deine Stadt will in Verbindung bleiben mit dir, will dich an ihrem Denken teilnehmen lassen‘."

Kultur; die rohen Bilderstürmer hätten am liebsten alle Bauten und Denkmäler, die an das verhaßte Königtum erinnerten, dem Boden gleich gemacht. Man duldete ruhig die Plünderung und Verwüstung der Königsschlösser in Paris, Versailles, Fontainebleau und St. Germain, die vom Pöbel bis auf die kahlen Mauern ausgeraubt wurden. Nahezu wären sie auch noch der Spitzhacke zum Opfer gefallen — das prachtvolle, von Franz I. erbaute Schloß Chambord sollte bereits auf Abbruch verkauft werden. Noch barbarischer wütete man in den Kirchen. Die wunderbaren gotischen Skulpturen der Kathedralen von Notre Dame und Reims wurden von fanatischen Sansculotten zertrümmert und verstümmelt; für die Krönung Karls X. (1825) mußte z. B. die Kathedrale von Reims erst vollkommen renoviert werden, wobei die zerschlagenen Profile und Köpfe der gotischen Skulpturen notdürftig mit Gips ausgebessert wurden. Was die Revolution an Edelmetall in den Museen fand, wanderte ohne Rücksicht auf Kunst- und Altertumswert in den Schmelztiegel. Das Inventar der Königs- und Emigrantenschlösser wurde, soweit es nicht schon gestohlen war, verschleudert oder verkam. Die Denkmalspflege der Republik bewegte sich in sehr bescheidenen Grenzen und die braven Sansculotten besaßen herzlich wenig Kunstverständnis. Erst das Direktorium nahm sich wieder der Bibliotheken und Museen an, die durch die Feldzüge Napoleons ungeahnte Bereicherung fanden. Anmerkung des Herausgebers.

Wer denkt an solche Dinge? Wer das Volk liebt und seine Last und seine Kräfte achtet, die man so wenig zu nutzen versteht; wer das Bedürfnis fühlte, des Volkes Gegenwart verschönern und ihm einen Weg in die Zukunft zu öffnen, kurz: wer Gott im Menschen spürt!

Cloots pflegte fromm und demütig zu sagen: „Unser Herr, das Menschengeschlecht!"

Einunddreißigstes Kapitel

Der republikanische Kalender Der neue Kultus (November 1793)

Zum ersten Male besaß der Mensch das Maß der Zeit, des Raumes und des Gewichts. — Der Anfang des Jahres wird in die Saatzeit verlegt. — Strenge des Rommeschen Kalenders. — Das astronomische Fest von Arras (10. Oktober 1793). — Fabre d'Églantine erfindet die Namen der Monate und der Tage. — Vernunft, Logos. Platos „Wort". — Cloots und Chaumette. — Chaumette betreibt die Gründung des Konservatoriums für Musik. — Gegensatz zwischen Chaumette und Hébert. — Chaumette bekämpft den tyrannischen Föderalismus der Sektionsausschüsse. — Er will die Gehälter der Geistlichen abschaffen. — Er setzt die Gleichheit der Bestattung durch und die Adoption der Kinder der Hingerichteten durch die Nation.

Am 20. September, am Tage vor dem Jahresfest der Republik, verlas Romme im Konvent den Entwurf des republikanischen Kalenders, der am 5. Oktober angenommen wurde. Zum erstenmal auf dieser Welt besaß der Mensch das wahre Maß der Zeit.

Er besaß das des Raumes und der Schwere. Die Gleichförmigkeit der Gewichte und Maße, deren unveränderlicher Typus im Maße der Erde selbst gewonnen wurde, machte dem Durcheinander ein Ende, durch welches Ungenauigkeit und Zufall in den Verkehr und in die Waren der Industrie gebracht wurde.

Romme konnte das ernste Wort sagen: „Endlich eröffnet die Zeit ein Buch in der Geschichte." Bis dahin konnte die Geschichte nicht einmal der Wahrheit entsprechend datieren.

Die Völker des Altertums begannen das Jahr an einem astronomischen oder historischen Datum, in dem und dem Verhältnis, an dem und dem nationalen Gedenktag. Unser 1. Januar hat weder mit dem einen noch mit dem anderen etwas zu tun. Die Namen der Monate haben entweder keinen oder einen falschen Sinn; wie zum Beispiel Oktober für den zehnten Monat. Die Namen der Wochentage erinnern nur an die Albernheiten der Astrologie. Was die Länge

des Jahres angeht, so reichte der durch den gregorianischen Irrtum verbesserte julianische Irrtum nur ungefähr an die Wirklichkeit und mußte sich immer fühlbarer machen. Zum erstenmal hielt man sich ernsthaft an den Himmel.

Die Zeitrechnung wurde zugleich historisch und astronomisch.

Historisch. An Stelle der durch das bewegliche Osterfest markierten christlichen Zeitrechnung trat die französische, die an einen bestimmten Tag, an ein Ereignis bestimmten Datum gebunden war: an die Gründung der französischen Republik, die der erste Grundstein der Weltrepublik war.

Übersetzen wir uns die Worte: es ist die Zeit der Gerechtigkeit, der Wahrheit, der Vernunft.

Und ferner: es ist der heilige Zeitpunkt, da der Mensch mündig wurde, es ist die Zeit der Großjährigkeit des Menschen.

Die Nachfolger Alexanders, denen der ganze Orient folgte, und die selbst der ägyptischen Tradition folgten, hatten das Jahr mit der Herbst-Tag- und Nachtgleiche beginnen lassen. Indem die Republik diese Zeitrechnung übernahm, eröffnete sie das Jahr, wie es ein ackerbautreibendes Volk tun soll: mit dem Tage nämlich, da die Weinernte den Kreis der Arbeiten beschließt und die Oktobersaat, wenn das Getreide dem Boden anvertraut wird, den neuen Kreislauf beginnt. Ein ernster Tag; eine kurze Weile kreuzt der Mensch die Arme und blickt sinnend die Erde an, die ihr Kleid ablegt, betrachtet sie, bevor er den Schatz der Zukunft in ihrem Schoße birgt.

Die französische Revolution, der große Sämann der Welt, legte ihren Samen in die Erde, hatte aber selbst keinen Nutzen davon; die Revolution bereitete die Ernte für uns, für die Kinder ihres Denkens und mußte sich also dieser Zeitrechnung bedienen. Mag ein Teil ihres Samens auf steinigen Boden gefallen sein und ein anderer Teil von den Vögeln des Himmels gefressen — was tut's! Der Rest wird Frucht tragen.

Zum erstenmal also bestand eine Wechselwirkung zwischen Himmel und Erde in den Revolutionen der Zeit. Und da die Welt der Arbeit sich ebenfalls der vernünftigen Masse bediente, welche die Erde selbst darbot, so stand der Mensch in innigster Beziehung mit seiner großen Wohnung. Er sah die Vernunft am Himmel und die Vernunft hienieden. An ihm war es, auch in sein eigen Leben Vernunft zu bringen.

Es war leicht, mit Plato und dem christlichen Platonismus zu sprechen: Die Weisheit (der Logos oder das „Wort") ist die Göttin der Welt. Wie sollte man ihren Altar begründen, wenn die zwiespältige Erscheinung ihres Werkes uns nichts Weises zeigte?

Rommes stoisches Genie, sein strenger Glaube an die reine Vernunft tritt in seinem Kalender zutage. Er enthält keinen Namen von Heiligen oder Helden, nichts, was an Götzendienst erinnert. Als Monatsnamen wählt er die ewigen Ideen: Gerechtigkeit, Gleichheit usw. Nur zwei Monate waren nach in ihnen enthaltenen hohen Daten genannt: der Juni hieß „Serment du Jeu de Paume" (Ballhauseid) und der Juli: die „Bastille".

Im übrigen gab es nur Namen von Zahlen. Die Tage und die Dekaden unterscheiden sich nur durch ihre Nummer. Die Tage folgen sich in ewiger Gleichheit, gleich in der Pflicht, gleich in der Arbeit. Die Zeit hat das unwandelbare Antlitz der Ewigkeit angenommen.

Trotz dieser außerordentlichen Strenge fand der neue Kalender eine gute Aufnahme. Der Hunger und Durst nach Wahrheit war erwacht. Bei dieser Gelegenheit fand am 10. Oktober in Arras ein gemeinsames Fest aller Departements des Nordens statt, ein astronomisches und mathematisches Fest, bei welchem die Erde den Himmel nachahmte. Es hatte nicht weniger als zwanzigtausend Teilnehmer, die in einem ungeheuren Zuge den Verlauf des Jahres darstellten. Und das geschah sechs Tage vor der Frankreich befreienden Schlacht, in der Nähe des Feindes, während alles in feierlicher Erwartung war. Vor dem götzendienerischen Belgien und der barbarischen Armee, die uns die falschen Götter zurückbringen sollte, zeigte das republikanische Frankreich seine Reinheit, Stärke und Friedensliebe im heiligen Spiel der Zeit in der Feier der neuen Zeit, der größten, die der Planet seit Anbeginn erlebt hat.

Die zwanzigtausend Menschen, nach ihrem Alter in zwölf Gruppen eingeteilt, stellten die Monate dar. Das Jahr schritt vorüber, versinnbildlicht in wechselnden Menschengesichtern, jung und strahlend in Hoffnung, dann reif und trotzig, schließlich nach Ruhe verlangend. Die Besieger des Lebens, die Männer über achtzig Jahre, bildeten eine kleine, geweihte Gruppe und sollten die ergänzenden Tage sein, welche das republikanische Jahr beschließen. Der Schalttag, welcher jedes vierte Jahr eingeschoben wurde, trug das ehrwürdige Antlitz eines Hundertjährigen, der unter einem Baldachin einherging. Hinter diesen auf ihre Stäbe gestützten Alten kamen die ganz kleinen Kinder, wie das neue Jahr dem alten folgt, wie die neuen Generationen den Platz derer einnehmen, die ins Grab sinken.

Das anmutigste Bild des Festes war die Schar der Jungfrauen, die auf ihrer Fahne die in so großer Gefahr rührend wirkende Inschrift führten: „Sie werden siegen; wir erwarten sie." Waren ihre

Liebhaber gemeint? oder ihre Brüder? Das jungfräuliche Banner sagte nichts darüber.

Alle Handwerke, die dem menschlichen Leben unentbehrlich sind, weihten ihre Werkzeuge durch Anrührung des Freiheitsbanners.

Der Hundertjährige nahm die Verfassung und hob sie zum Himmel. Um ihn, am Fuße des Baumes, saßen die Greise beim Mahl. Die Jungfrauen und jungen Männer warteten ihnen auf. Das Volk stand im Kreise um sie her, umgab in lebendigem Kranze den geweihten Tisch, segnete beide, die Väter und die Kinder.

Konnte dieser strenge Kalender, konnten die unendlich reinen Feste, in denen alles auf Vernunft und Herz und nichts auf die Einbildungskraft gestellt war, den bisherigen Kalender ersetzen? Der Konvent glaubte, man müsse der Volksseele etwas weniger Abstraktes bieten. Er ließ die wissenschaftliche Basis Rommes bestehen, aber er änderte die Namen. Der erfinderische Fabre d'Églantine hatte in einer liebenswürdigen Schrift aus ruhigen Zeiten, im Jahre 1783 („Histoire naturelle, dans le cours des saisons") die Idee des wahren Kalenders gegeben, worin die Natur selbst in der reizvollen Sprache ihrer Früchte und Blumen, mit ihren wohltuenden mütterlichen Gaben die Phasen einzelner Erscheinungen des Jahres benennt. Die Tage sind nach der Fruchtreife benannt, so daß das Ganze gleichsam ein Handbuch der Tätigkeit des Landmannes darstellt; dessen Leben eint sich Tag für Tag dem Leben der Natur. Gab es etwas Geeigneteres für ein ackerbautreibendes Volk, wie Frankreich es damals war? Die Namen der Monate, entweder vom Wetter oder von den Früchten hergenommen, sind so glücklich gewählt, so bezeichnend und von so melodischem Reiz, daß sie augenblicklich jedem zu Herzen gingen und nicht mehr vergessen wurden. Sie bilden heute einen Teil unserer Erbschaft, eine jener immer noch lebendigen Schöpfungen, in denen die Revolution weiterbesteht und ewig dauern wird. Wessen Herz pocht nicht stärker bei diesen Namen? Wenn auch der unglückliche Fabre vier Monate seines Kalenders nicht erlebte, wenn er auch im Pluviôse verhaftet, mit Danton im Germinal starb, so ist sein im Thermidor grausam gerächter Tod doch kein Hindernis, daß er nicht ewig leben wird, weil er allein die Natur verstanden und den Gesang des Jahres gefunden hat*).

*) Um der Wahrheit die Ehre zu geben, sei bemerkt, daß Fabre d'Églantine keineswegs der Schöpfer und Erfinder der Monatsnamen des republikanischen Kalenders ist. Er hat vielmehr nur die alten, von Karl dem Großen bereits an Stelle der lateinischen Namen eingeführten deutschen Monatsbezeichnungen (Heumond, Hornung, Erntemond, Nebelmond usw.) ins

Die Tragweite dieser Änderungen war ungeheuer. Sie enthielten nichts weniger als einen Wechsel der Religion.

Der Kampf der beiden Kalender, des republikanischen und des katholischen, war der Kampf der Vergangenheit, der Überlieferung, mit der ewigen Gegenwart, der Berechnung und der Natur.

Nichts empörte die Menschen der Vergangenheit mehr. Eines Tages sagte der Bischof Grégoire zornig zu Romme: „Wozu dient dieser Kalender?“ Der erwiderte kalt: „Um den Sonntag zu unterdrücken.“ Grégoire versichert, allen Gallikanern wäre es eine Qual gewesen, daß sie den Sonntag nicht auf den Decadi übertragen konnten.

Mirabeau, der bisweilen den Propheten machte, hatte gesagt: „Ihr werdet nicht zum Ziel kommen, wenn ihr die Revolution nicht entchristlicht.“

Das Jahrhundert der Analyse, das achtzehnte Jahrhundert, neigte unwiderstehlich zum Kultus der reinen Vernunft. Der Konvent beschloß am 3. Oktober die Überführung Descartes ins Panthéon. Der Erfinder des großen Zweifels, der den Anfang machte zum neuen Glauben, ruht dort mit Rousseau und Voltaire; der Vater ruht neben seinen Söhnen.

Das strenge Auge und der brennende Blick des modernen Gedankens sieht diesem ungeheuren Beieinander von Dogmen, die von den Jahrhunderten aufgehäuft wurden, ins Gesicht. Und was sieht er da? Den Felsen, woran so viele Ausspülungen sich allmählich abgelagert haben: der Logos oder das platonische „Wort“, die Idee der lebendigen Vernunft.

Wie eine ehemals fruchtbare Insel des Südmeers, die mit der Zeit von der reichen Zeugungskraft der Koralle zugedeckt wurde . . . Reißt den ganzen dürren Luxus hinweg, gebt dem Lande die Sonne wieder und den Tau des Himmels, und es wird noch einmal fruchtbar sein.

Diese notwendige Revolution des achtzehnten Jahrhunderts schenkt uns in der Metaphysik Kant und die reine Vernunft, in der Praxis den religiösen Versuch Rommes und Anacharsis Clootzens, den Kultus der Vernunft.

Ein Kultus der Mathematik, dessen Propheten Newton und Galiläi

Französische übertragen (Prairial, Germinal, Messidor, Brumaire usw.). Der republikanische Kalender hat die Republik nicht lange überlebt: Napoleon hat 1805 mit dem gregorianischen Kalender auch die christliche Zeitrechnung in Frankreich wiederhergestellt, da sich bereits seit Jahren kein Mensch mehr nach dem republikanischen Zeitsystem richtete.

Anmerkung des Herausgebers.

waren. Ein Kultus der Menschenliebe, dessen Väter Descartes und Voltaire sind, die Wohltäter des Menschengeschlechts.

In welcherlei verschiedenem Sinne verstand man das Wort Vernunft?

Viele Leute sahen nur die menschliche Vernunft darin. Von dem kritischen Bedürfnis einer Kampfepoche besessen, suchten sie in der Wahrheit nur eine Verneinung des Irrtums, eine Waffe, um die alte Welt zu zertrümmern.

Andere, besonders gewisse Volksgesellschaften, erklärten, daß sie unter Vernunft die göttliche und schöpferische Vernunft verstehen, mit anderen Worten: das höchste Wesen (l'être suprême).

Wo ist die Grenze zwischen Göttlichem und Menschlichem? Gehören die notwendigen Ideen (Ursache, Substanz, Zeit, Raum, Pflicht), die in uns sind, aber nicht unser Werk sind, und die dennoch unsere Vernunft selbst ausmachen, uns, oder Gott?

Die großen Geister, von denen dieser Anstoß ausging, bedienten sich der Formen ihrer Zeit, schwankten von einer Auffassung zur anderen und machten wenig Unterschied. Unzweifelhaft ist die Vernunft die höchste Erscheinungsform Gottes. Unzweifelhaft tritt sie nirgends klarer hervor als in ihrer beständigen Fleischwerdung: der Menschheit.

Als der arme Cloots das rührende Wort sprach: „Unser Herr, das Menschengeschlecht," als er die Not dieses unglücklichen Königs der Welt beklagte, war Gott trotz einer solchen Verhüllung nicht weniger lebendig in ihm.

Der Philosoph Cloots und der Mathematiker Romme hätten nichts ausgerichtet, wenn sie nicht durch ihre Ideen einen Mann des praktischen Handelns gewonnen hätten, den scharfsinnigen und unermüdlichen Tribun der Kommune, Anaxagoras Chaumette.

Am 26. September beantragte Chaumette bei der Kommune den Bau eines Hospitals mit dem Namen „Temple de l'Humanité". Er war aus seiner Heimat zurückgekehrt, der Nièvre, wohin er seine kranke Mutter begleitet hatte. Dort hatte Fouché mutig den Katholizismus abgeschafft. Fouché aus Nantes, ein Zeuge der ersten Metzeleien in der Vendée, rächte diese in der Nièvre und unterstützte mit allen Mitteln die Volksbewegung gegen den Klerus. Chaumette erzählt die Sache in der Kommune wie folgt: „Das Volk hat zu den Priestern gesagt: Ihr versprecht uns Wunder. Nun, wir werden selbst Wunder tun. Und das Volk hat für die alten Leute und die Notleidenden Feste veranstaltet. Da hättet ihr die Armen, die Blinden, die Lahmen auf den ersten Plätzen sitzen sehen sollen. Das waren wirklich Wunder!"

Chaumette brauchte Lieder für seine Feste. Er setzte die Errichtung der großen Musikschule durch, des Konservatoriums.

Der ehrwürdige Gossec, den die Begeisterung verjüngte, wurde Leiter der Schule und erfand die Melodien für den neuen Kult.

Der Verse halber wandte sich Chaumette an Delille, den gefälligen Versemacher. Der Abbé Delille, ein überzeugter Royalist, zornig wie ein Kind, hatte Mut in seinem Schmerz, in seiner Trauer um die Königin, deren Lehrer er gewesen war. Freimütig las er Chaumette seinen Dithyrambus auf die Unsterblichkeit vor:

> Lâches oppresseurs de la terre,
> Tremblez, vous êtes immortels! *)

Das bedeutete den geraden Weg zur Guillotine. Chaumette wollte nicht verstehen. „Es ist gut, Abbé," sagte er, „das kann man bei einer anderen Gelegenheit brauchen." Er hielt die Sache geheim und rettete ihm das Leben.

Ebenso hatte er den Drucker Tiger gerettet, der ihn am 5. September beleidigte und ihm öffentlich auf dem Kai an die Kehle fuhr, als er sich an der Spitze der Kommune zur Versammlung begab.

Wir haben gesehen, wie erregt Chaumette beim Prozeß gegen Ludwig XVI. war, und welche Teilnahme er dem weinenden Hue bewies. Große Teilnahme erfuhr auch die junge Dauphine von ihm. Er ließ Cléry in Freiheit setzen.

Das Verhängnis hatte ihn bei der furchtbaren Fahrt der Kommune gleichsam zusammengeschirrt mit Hébert. Indessen mußte der starke Gegensatz ihrer Charaktere zum Vorschein kommen. Man sah es am 31. Mai; man sah es am 14. August, wo er ziemlich lebhaft gegen Hébert und Henriot auftrat. Gegen Ende August entstand bei den Jakobinern ein Streit über die Frage, ob die Verdächtigen gefangengesetzt oder deportiert werden sollten; Hébert und Robespierre waren für die erste Maßregel, Chaumette zog die Deportation vor, eine scheinbar viel härtere, in Wirklichkeit viel mildere Strafe; denn man lebte in einer Zeit, in welcher das Gefängnis sich sehr nahe beim Schafott befand.

Chaumette besaß einen sehr schwachen Charakter. Sobald er Gefahr läuft, bei einem Fall von Mäßigung ertappt zu werden (zum Beispiel am 4. und 5. Oktober), tritt er auf der Stelle den Rückzug an und verbirgt sich hinter der Grausamkeit. Am 10. Oktober, dem Tage, da Saint-Just seinen niederschmetternden Bericht einbrachte, in welchem ein deutlicher Hinweis auf Chaumettes Partei stand, gab Chaumette der Kommune eine Liste aller Fälle, die „verdächtig"

---

*) Ihr, der Erde feige Bedrücker — zittert! Unsterblich seid ihr!

machten, eine Liste, auf Grund deren ganz Frankreich ins Gefängnis gemußt hätte.

Bei all dem waren Chaumette und der Generalrat, den er allein leitete (denn Hébert war mit seinem Blatt, mit dem Kriegsministerium, mit den Jakobinern beschäftigt), war Chaumette, sage ich, noch die beste Stütze gegen die örtliche Tyrannei der revolutionären Ausschüsse der Sektionen. Wenigstens besaß Chaumette eine Publizität, vor der sich die Ausschüsse scheuten. Diese waren häufig bei der Kommune verklagt worden, und nun wurden sie am 9. Oktober von Léonard Bourdon und am 18. von Lecointre im Konvent beschuldigt, der Grund ihres Verfahrens sei häufig persönliche Feindschaft, und sie suchten bisweilen ihre Gläubiger ins Gefängnis zu bringen. Collot d'Herbois selbst, der dort nicht für gemäßigt gelten kann, beklagte sich am 26. September bei den Jakobinern über „die wahnsinnige Tölpelei" der revolutionären Ausschüsse.

Der Sicherheitsausschuß, der so hoch stand und ganz Frankreich zu bearbeiten hatte, bot keine ernstliche Zuflucht gegen diese kleinen Tyrannen. Er schonte sie als seine persönlichen Agenten und schwieg insgeheim alle Mißbräuche ihrer Macht tot. Bei der Kommune dagegen kam alles ans Licht. Am 26. September, am 3. und 26. Oktober hörte sie alle Klagen gegen die Ausschüsse an und unterstützte sie, prüfte bisweilen sogar deren Urteil.

Auf diese Weise politisch bremsen, war sehr gefährlich, wenn man der Revolution kein anderes Ventil öffnete, wenn man die politische Mäßigung nicht durch Kühnheit in religiösen Dingen ausglich: das war die Auffassung mehrerer Abgeordneten. Sie übten die Schreckensherrschaft über die Dinge, nicht über die Personen; sie enthaupteten Bilder, richteten Statuen hin und schickten an den Konvent ganze Karren voll geköpfter Heiligen, welche in die Münze wanderten.

Zum Mittelpunkt seiner Propaganda machte Chaumette die Gravilliers und die Filles-Dieu (in der Passage du Caire). Hier ist das Hauptviertel der kleinen Industrie, der echt pariserischen Industrie; diese ist hier ungemein tätig und umfaßt zahllose Handwerke. Hier herrscht ein vielfältigerer Geist als im Faubourg Saint-Antoine, wo nur die allgemeine Einteilung in Eisenarbeiter, Holzarbeiter usw. vorhanden ist. Léonard Bourdon hatte seine „Schule der Kinder des Vaterlandes" in der Priorei Saint-Martin untergebracht; von hier aus half er Chaumette. Der erste Punkt ihrer sehr gut aufgenommenen Predigt lautete: Man dürfe den Klerus nicht mehr bezahlen, ein Grundsatz, der bald von allen Sektionen angenommen und dann als gemeinsamer Wunsch vor den Konvent gebracht wurde.

Der zweite sehr volkstümliche Punkt war ein schöner Beschluß

(vom 28. Oktober) über die Gleichheit der Begräbnisse. Der Arme wie der Reiche soll mit einem anständigen Geleit bestattet werden, soll nicht unter einem häßlichen schwarzen Tuch liegen, sondern in einer dreifarbigen Fahne, in der Fahne der Sektion. Die Stadt Paris hat etwas von diesem Gesetz der Gleichheit beibehalten. Arme und Bettler werden in einem mit zwei Pferden bespannten Wagen zu ihrer letzten Wohnung gebracht, begleitet von vier Pedellen, an deren Spitze ein Begräbniskommissar geht.

Ebenfalls auf der Fahne der Sektion sollte die Kommune die Kinder entgegennehmen, die man ihr brachte, damit sie auf revolutionäre Namen umgetauft würden.

So empfing das geweihte Banner, die heiligen Farben der menschlichen Erneuerung, den Menschen bei der Geburt und hüllte ihn ein im Tode. Als Trost für sein Geschick fand der Mensch an seinem letzten Tage diese gute Aufnahme; er ging dahin, bekleidet von Frankreich, seiner Mutter, war umhüllt vom Vaterlande.

Dankbar, empfand das Volk das Bedürfnis, von der Kommune gesegnet zu werden. Arbeiter, Sieger der Bastille, wollten neu verheiratet werden, denn, so sagten sie, sie hielten keine Ehe für rechtsgültig, die nicht von Chaumettes Hand vollzogen wäre.

Unendlich rührend gestaltete sich einmal eine Adoption; ein invalider Korporal brachte ein Mädchen, die Tochter eines Hingerichteten, der acht Kinder hinterlassen hatte. Dieser brave Mann fragte, ob er sich nicht gegen das Vaterland verginge, wenn er die Tochter eines Schuldigen an Kindesstatt annähme. Chaumette nahm das Kind in seine Arme und setzte es neben sich. „Ein schönes Beispiel," sagte er, „republikanische Tugenden! Schon sehen wir sie erwachen, jene sanften Tugenden, die sich überall in den Heldenmut der Freiheit mischten. Hier ist nicht mehr eine Adoption aus Hochmut, wie bei den Patriziern des Altertums, wo ein Scipio einem Paulus-Aemilius aufgepfropft wurde: hier wird die Unschuld durch die Vernunft der Schande des Vorurteils entrissen. Bürger, schart euch alle um diesen guten, alten Soldaten! Waise durch das Walten des Gesetzes, möge dies Kind in euren väterlichen Küssen die Adoption durch das Vaterland empfangen." *)

Diese Sitzung trug wundervolle Frucht. Der Konvent errichtete ein Hospiz für die „Kinder des Vaterlandes". So wurden die Kinder der Verurteilten genannt.

*) Diese theatralische Geste der Adoption bot den armen Kindern nur schwachen Ersatz für ihre eigenen Eltern, die dieselbe Kommune, die sich jetzt so großartig der Waisen annahm, hingemordet hatte.

Anmerkung des Herausgebers.

Das war ein Ereignis von großer Bedeutung. Es griff ein Prinzip den Glauben des Mittelalters an, dessen Grundlage keine andere ist, als die Erblichkeit des Verbrechens.

Diese Morgenröte der Menschlichkeit und der Mäßigung enthüllte den geheimen Zwiespalt zwischen Hébert und Chaumette. Der erstere wollte den schon fürchterlich gespannten Bogen noch weiter spannen. Chaumette wollte entspannen.

Am 4. November brachte die Sektion des Luxembourg, die besonders von Hébert und Vincent geleitet wurde, den wahnsinnigen Beschluß heraus, es sollten die Namen aller derer veröffentlicht werden, die im Gefängnis gesessen hatten, diese sollten, ebenso wie die Unterzeichner der Eingaben der Achttausend und der Zwanzigtausend, als unfähig gelten, ein öffentliches Amt zu bekleiden.

Diese terroristische Bewegung war den Interessen der religiösen Bewegung, an welcher Chaumette arbeitete, gerade zuwiderlaufend. Chaumette parierte den Streich, sagte indessen, man werde die berühmte Eingabe der Zwanzigtausend hervorsuchen. Am 6. November verschaffte er sich bezahltes Publikum für eine Komödie, in welcher er dem Vorwurf der Mäßigung zuvorkam. Als die Sektion der Bonnet rouge (Croix-Rouge) zur Vereidigung kam, bot sie die Müße Chaumette an, welcher sie begeistert aufsetzte und alle Welt veranlaßte, sie zu tragen. Rote Müßen lagen für die zahlreiche Versammlung bereit.

Der Augenblick, große Dinge zu tun, schien gekommen.

Der Konvent nahm die Sendungen von Heiligen, Reliquien, von kirchlichem Nachlaß, die ihm Fouché, Dumont, Bô, Ruhl usw. zugehen ließen, mit größter Bereitwilligkeit an.

Der Konvent hatte die Zerstörung der Gräber von Saint-Denis beschlossen. Man hatte die Asche der Könige zu der Asche unbekannter Toten geschüttet. Welch eine Kränkung war es für die letzteren, die Überbleibsel Karl IX. oder des ruchlosen „Lieblings" Heinrich III. neben sich dulden zu müssen!*)

*) Die Vernichtung der Königsgräber von Saint-Denis war nicht nur ein Akt gemeinster Pietätlosigkeit und blinder Zerstörungswut (gleich dem Niederreißen christlicher Grabmäler und Kirchen im heutigen Sowjetrußland), sondern auch eine Schändung der eigenen Geschichte. Das durch die Revolution zur Herrschaft gelangte Keltentum suchte instinktiv alles auszurotten und zu beseitigen, was an die Taten der Franken und der aus fränkischem Blut hervorgegangenen Dynastien der Merowinger, Karolinger, Kapetinger, Valois und Bourbon erinnerte, die in 1200 Jahren Frankreich geschaffen und zu einem großen, mächtigen Reich gemacht hatten. Nicht genug, daß man den lebenden König wie einen Verbrecher hingerichtet hatte, der Haß der rohen Machthaber vergriff sich auch noch an der Ruhe der Toten. Sämtliche Gräber der in der Krypta von Saint-Denis beigesetzten

Der Konvent hatte es durchaus gebilligt, daß der alte Ruhl, ein feuriger und strenger Patriot (menschlich im Grunde und durch seine Menschlichkeit bloßgestellt) mit eigener Hand das sogenannte Heilige Salbgefäß von Reims zerbrochen hatte.

Danach konnte man annehmen, daß er die Abschaffung des alten Kults befehlen oder gutheißen würde.

Das Hindernis lag im Persönlichen. Was sollte man mit der Konstitutionellen Kirche anfangen? Obwohl sie der Republik den Treueid geleistet hatte, behielt sie alle ihre antirepublikanischen Dogmen bei. Unduldsam und verfolgungssüchtig wie die anderen Priester, hat sie 1795 und 1796 die verheirateten Priester Hungers sterben lassen. Selbst 1793 betrieb sie die Verfolgung; sie nahm jenen Unglücklichen ihre Stelle, schnitt ihnen den Lebensunterhalt ab. Am 15. Juli, am 1. September und noch einmal am 17. hallte der Konvent wider von den schmerzvollen Klagen der verheirateten Priester, die von ihren Herren, den republikanischen Bischöfen, verhindert werden sollten, Menschen zu sein. Die Versammlung wurde verstimmt, sie kürzte das Gehalt der Bischöfe auf sechstausend Franken und bedrohte die Verfolger mit der Deportation.

Einen duldsameren Bestandteil der Konstitutionellen Kirche bil-

---

Könige und Königinnen, Prinzen und Prinzessinnen, Feldherren, Priester und Staatsmännern wurden aus ihren Grüften gerissen, ihrer Kleidung und der mitgegebenen Wertgegenstände (Zepter, Kronen, Diademe, Edelsteine) beraubt und darauf die durch die Einbalsamierung mehr oder minder gut konservierten nackten Leichname unterschiedslos in eine mit ungelöschtem Kalk angefüllte Grube geworfen. Die erbeuteten Metallwerte wurden ohne Rücksicht auf künstlerischen oder kulturgeschichtlichen Wert eingeschmolzen; nur wenige Gegenstände konnten durch das mannhafte Auftreten des Architekten Lenoir, der sich dabei selbst der Gefahr aussetzte, als „Aristokrat" hingerichtet zu werden, vor der Vernichtung durch die roten Vandalen gerettet werden. Das Mausoleum der Könige mit seinen gierig aufgerissenen, leeren und verstümmelten Sarkophagen glich fortan einer schauerlichen Ruine. Napoleon ließ die Gräber und Kirche wieder einigermaßen herstellen, die unter seiner Regierung begonnene Arbeit wurde 1815 von den zurückgekehrten Bourbonen fortgesetzt. Die Asche der Kalkgrube, die 1200 Jahre französischer Geschichte enthielt, wurde in einem großen Grabmal vereinigt. — Am 21. Dezember 1793 öffneten die Kommunemitglieder Greffin und Forestin die Gruft der heiligen Genovefa, der Schutzpatronin von Paris, deren Andenken seit den Tagen Attilas bei der Bevölkerung höchste Verehrung genoß. Die Wertgegenstände, die man in ihrem Grab fand und die zum großen Teil aus Weihgaben späterer Könige bestanden, wanderten in die Münze und der Erlös brachte der Republik 23 830 Papierfranken ein. Die Gebeine der heiligen Genovefa wurden auf dem Grèveplatz verbrannt, „um den letzten Rest des Aberglaubens auszurotten", wie die atheistische Kommune sich stolz dieser Grabschändung rühmte.

Anmerkung des Herausgebers.



Je suis le véritable pere Duchesne, foutre.

A CHARENTON TOUS CES BOUGRES-LA!

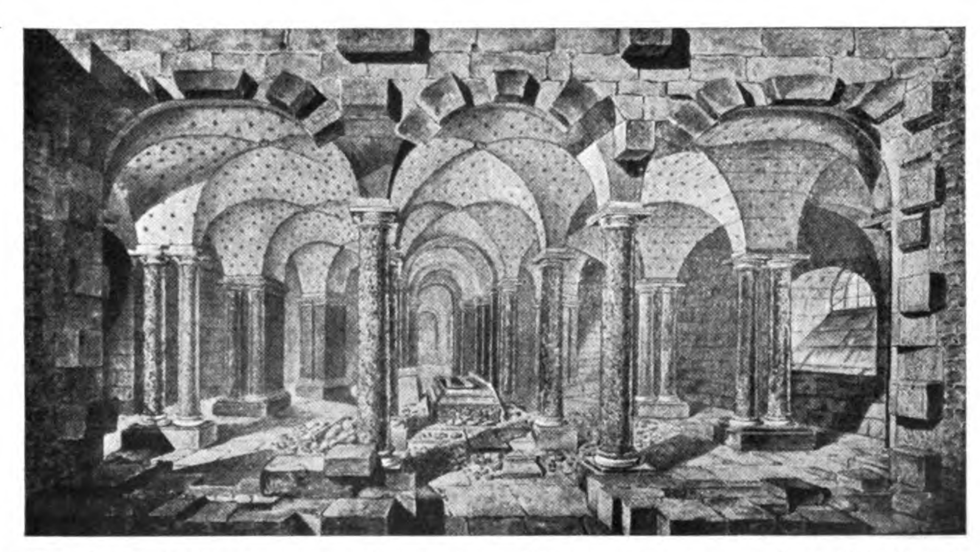
BREVETS POUR LES PETITES MAISONS

DONNÉS PAR LE

PERE DUCHESNE.

Au ci-devant Archevêque de Paris, à tous les

Faksimile der Titelseite von Héberts Zeitung „Le Père Duchesne“.



Die Gruft der heiligen Genovefa nach der Plünderung des Grabes (21. Dez. 1793).
Nach einer gleichzeitigen Darstellung.

deten die philosophischen Priester; dazu gehörten Gobel, der Bischof von Paris, ferner Thomas Lindet und Daunou. Sie waren vor allem Moralisten und führten ein ehrbares Leben; sie faßten das Christentum als Anhängsel der Moral auf. Indessen litten sie selbst, als ehrliche und loyale Menschen, unter dieser Doppelstellung und sehnten sich danach, sie aufgeben zu können. Daunou gab sie frühzeitig und freiwillig auf. Die anderen begingen das Unrecht, den Druck der Ereignisse abzuwarten.

Gobel sah jeden Abend Anacharsis Cloots und Chaumette bei sich. Beide bewiesen ihm, wie sehr sein philosophisches Christentum der Bevölkerung verdächtig, wie ohnmächtig und unnütz es war; sie drängten ihn, den leeren Altar zu verlassen und sein Amt als katholischer Priester niederzulegen.

Am 6., abends, gab er nach, und sein Klerus folgte seinem Beispiel. Es wurde beschlossen, daß alle zusammen am nächsten Tage zu Händen der Versammlung ihre Entlassung einreichen sollten.

Zweiunddreißigstes Kapitel

Das Fest der Vernunft (10. November 1793)

Der Bischof von Paris und andere legen ihre Ämter nieder (7. November). — Die Ausschüsse versuchen, die Versammlung in Furcht zu setzen. — Sie stützen sich auf den Widerstand Grégoires. — Empörung Robespierres. — Die Ausschüsse führen einen Streich gegen den Konvent. — Übereinstimmung Chaumettes mit dem Konvent. — Das Fest der Vernunft in Notre-Dame (10. November 1793). — Bazire erhebt Einspruch gegen die Unterjochung der Versammlung und die Erniedrigung der Rechtspflege. — Der Konvent empfängt die Darstellerin der Vernunft und folgt ihr nach Notre-Dame (10. November).

Die Sache wurde augenblicklich im Wohlfahrtsausschuß und im Sicherheitsausschuß bekannt. Heftig war deren Empörung gegen diese verwegenen Neuerungen, gegen die freche Anregung der Kommune und gegen die heimliche Ermutigung, die diese beim Berg fand. Ein Mittel wurde vorbereitet, um dem zu erwartenden Vorgang alle Wirkung zu nehmen.

Die Sitzung wurde mit der Verlesung des Briefes eines verheirateten Priesters eröffnet, welcher „abschwor“ und erklärte, er und seine Amtsbrüder seien nur Quacksalber, und schließlich für sich, seine Frau und seine Kinder eine Pension verlangte. Dieser Brief war geschickt abgefaßt, um die Amtsniederlegung Gobels von vornherein zu entwerten und zu zeigen, daß die Abschaffung der Geistlichkeit nur die öffentlichen Lasten steigern würde.

Gobel wurde mit seinem Klerus von der Kommune eingeführt, er sprach gefällig und legte, ohne eine Lehre abzuschwören, seine Ämter nieder. Seinem Beispiel folgten mehrere Priester und Bischöfe des Konvents, besonders Lindets Bruder, der mit viel Vernehmlichkeit und Würde die Worte sprach: „Mit der Zerstörung ist nicht alles getan; man muß das Zerstörte ersetzen. Kommt dem Murren zuvor, das die langweilige Einsamkeit, das Einerlei der Arbeit, der Stillstand der Versammlungen auf dem Lande erzeugen würden. Ich verlange einen schleunigen Bericht über die nationalen Feste."

Chaumette bat die Versammlung, dem Fest der Vernunft im Kalender einen Platz anzuweisen.

Im Namen der Vernunft geschah es, daß sich zwei Volksvertreter, der eine ein katholischer Bischof, der andere ein protestantischer Geistlicher, zusammen auf die Rednertribüne begaben, um ihre Entlassung baten und sich die Hand reichten. Sie schworen keineswegs ab, was auch das damals von einem Vertrauensmann Robespierres geleitete „Journal de la Montagne" sagen mag.

In diesem Augenblick, der nicht ohne Größe war, während in der Versammlung Bewegung herrschte, ergriff Amar mit der ihm eigenen sanften Stimme im Namen des Sicherheitsausschusses das Wort; er verlangte die Schließung der Saaltüren. Keiner erhob Einwand. Die Schließung wurde beschlossen. Alle Herzen pochten stärker. Man wußte seit dem 3. Oktober, was diese unheilvolle Maßnahme zu bedeuten hatte; es mußten Menschenopfer fallen. Da verlas Amar einen Brief aus Rouen an ein wenig bekanntes Mitglied der Versammlung; der Brief enthielt die Nachricht: „daß Rouen in Masse der Vendée zur Hilfe eile." Das Gegenteil war richtig; die Ausschüsse wußten genau, daß die Normannen im Marsch gegen die Vendée waren. Die Erfindung erschien so kläglich, daß die wieder mutig gewordene Versammlung mit Geschrei zu wissen forderte, wer der Unterzeichner eines solchen Briefes sei! Amar gestand, der Brief sei anonym. „Was," sagte Bazire, „unsere Freiheit hängt von einem anonymen Brief ab! Wenn das genügt, um einen Abgeordneten zu verhaften, so haben wir die Gegenrevolution!" Amar verschwand von der Tribüne und verbarg sich.

Für den letzten Akt hatte man Grégoire aufgespart, den Bischof von Blois. Er kam endlich an, sehr gelegen für die von diesem Sturz erschütterten Ausschüsse. Bis gegen den Schluß der Sitzung war er abwesend, und ich zweifle nicht, daß er auf Bitten der Ausschüsse kam. Ihre durch Amars Anschlag traurig entlarvte Politik der Bedrohung der Versammlung bedurfte dringend der Hilfe. Man

schickte den Gallikaner vor. Grégoire war für seine Person mutig, lebhaft und jähzornig; und im übrigen stärkte ihn das Gefühl, er sei der Verteidiger der Regierung; so ging er denn tapfer gegen den Berg los: „Ich habe meine Autorität weder von euch, noch vom Volke. Ich bin Bischof, ich bleibe Bischof." Der Berg stieß ein Wutgeschrei aus. Aber von nun an konnten die Gallikaner dem Berg trotzen, da sie sich in den Schutz Robespierres und der Ausschüsse geflüchtet hatten.

Gewaltig war die Empörung gegen den nicht zu bezeichnenden Anschlag der Ausschüsse. Sie griff selbst auf die Jakobiner über. Dort griff man den Macher Robespierres an, einen gewissen Laveaux, Leiter des „Journal de la Montagne", der für Robespierre einen religiösen Artikel in seinem Blatt veröffentlicht hatte. Die Jakobiner entzogen ihm die Leitung des Blattes und ernannten Anacharsis Clootz zum Vorsitzenden der Gesellschaft.

Am Abend nach der großen Sitzung war Clootz in den Ausschüssen gewesen, um Robespierre auf den Zahn zu fühlen. Der war außer sich, aber beherrscht. Ohne auf den Kern der Sache einzugehen oder seine bevorstehende Verleumdung ahnen zu lassen, sagte Robespierre nur das kleine Wort: „Ihr wollt das katholische Belgien für uns gewinnen, und ihr bringt es gegen uns auf!"

Während Clootz mit Robespierre sprach, kehrte Chaumette zur Kommune zurück, nahm an der Sitzung des Generalrats teil und stellte den verwegenen Antrag, das Fest der Vernunft, das im Zirkus des Palais-Royal stattfinden sollte, in der Kirche Notre-Dame selbst stattfinden zu lassen, an Stelle und an der Stätte des abgeschafften Kultes und auf dessen Altar.

Er nahm damit eine angreifende Haltung an gegen die Ausschüsse. Die beschlossen, mit einem Streich gegen den Konvent darauf zu antworten. War der Konvent in Schrecken gesetzt, so würde er selbst als Waffe dienen zur Vernichtung der Kommune.

Sie hatten ein ernsthaftes Mittel in der Hand, mit dem sie den Berg, und zwar jedes Mitglied desselben für sich, erzittern machen konnten. Kein Bergparteiler war, der nicht ein paar Geächtete gerettet hätte. Die die furchtbarsten Worte gebrauchten, waren oft die menschlichsten. Man besaß Beweise, daß einer der Unbedingten, einer von denen, welche die Schreckensmaske niemals ablegten, eine Frau in seinem Hause verbarg, eine junge Emigrantenfrau. Diese Frau hatte sich, kopflos vor Angst, in die Höhle des Löwen begeben, in den Sicherheitsausschuß geflüchtet, zu Osselin, der zu dessen Mitgliedern gehörte. Liebte er sie, oder handelte er, wie es bisweilen den Standhaftesten geschieht, in einem Anfall von Mitleid?

Man weiß es nicht. Sie wurde in Paris entdeckt. Er rettete sie, verbarg sie bei seinem Oheim, dem Vikar in einem Dorfe in den Wäldern von Versailles. Im Bewußtsein seiner Gefahr wurde Osselin im Konvent, um jeden Verdacht fernzuhalten, ein unversöhnlicher Terrorist. Im September ließ er nicht zu, daß man dem angeklagten Perrin Gehör schenkte. Im Oktober ließ er den grausamen Beschluß einbringen, der den Tod der Gironde enthielt. Im November ließ er Soulès verhaften, Chaliers Freund, den Polizeiverwalter, weil er leichtsinnigerweise Verdächtige freigelassen hatte. — Und am gleichen Tage, dem 9. November, begab sich der Sicherheitsausschuß in den Konvent und riß Osselin die Maske vom Gesicht; dieser schreckliche Puritaner hielt Frau Charry verborgen.

Der ganze Konvent hielt die Augen gesenkt und zitterte. Viele andere fühlten sich ebenfalls schuldig.

Das Ereignis fand auf der Stelle seine Rückwirkung in der Kommune. Bei Gelegenheit eines Antrages der Sektion Henriots, man solle die girondistischen Wähler verfolgen, weil sie ehedem einen anderen Kommandanten an Stelle Henriots verlangt hätten, machte Chaumette seinem Herzen Luft. Mit völlig unerwarteter Offenheit sprach er sich aus gegen dies umfassende System von Anzeigen und Verleumdungen: „Die Verleumder," sagte er, „wollen meistens nur die Aufmerksamkeit von sich ablenken und die Gefahr auf andere übertragen. Man verhaftet den Angezeigten; man müßte ebenso den falschen Anzeiger verhaften."

Unter diesem Banner der Mäßigung und der nachsichtigen Gerechtigkeit trat am folgenden Tage (10. November) die neue Religion ihre Herrschaft an. Gossec hatte die Melodien gemacht, Chénier die Worte. Man hatte, so gut es ging, in zwei Tagen in dem engen Chor von Notre-Dame einen Tempel der Philosophie errichtet, der mit den Bildern der Weisen, der Väter der Revolution, ausgeschmückt war. Ein Berg trug diesen Tempel; auf einem Felsen brannte die Fackel der Wahrheit. Unter den Säulen saßen die Behörden. Keine Waffen gab es und keine Soldaten. Zwei Reihen junger Mädchen, fast noch Kinder, bildeten den ganzen Schmuck des Festes; sie waren in weißen Kleidern, mit Eichenlaub und nicht, wie man erzählt hat, mit Rosen bekränzt.

Wodurch sollte die Gestalt der Vernunft, ihr Symbol, dargestellt werden? Noch am 7. hatte man an eine Statue gedacht. Man machte den Einwand, ein bestimmtes Bild könne an die Heilige Jungfrau erinnern und den Keim bilden zu einem neuen Götzendienst. Man gab einem beweglichen, beseelten, lebendigen Bilde den Vorzug, das, bei jedem Fest ein anderes, kein Gegenstand des Aberglaubens wer-

den könnte. Die Begründer des neuen Kultes dachten nicht daran, ihn zu entwürdigen und empfahlen denen, die das Fest in anderen Städten veranstalten wollten, in ihren Blättern ausdrücklich, „für eine so erhabene Rolle nur solche Personen zu wählen, deren Charakter die Schönheit achtungswert macht, deren Strenge in Sitten und Blicken die Frechheit zurückhält und die Herzen mit ehrbaren und reinen Gefühlen erfüllt." Dies wurde buchstäblich befolgt. Es waren im allgemeinen Töchter aus geachteten Familien, die wohl oder übel die Vernunft darstellen mußten. In Saint-Sulpice wurde die Vernunft von der Frau eines der höchsten Beamten von Paris dargestellt; in Notre-Dame durch Fräulein Maillard, eine berühmte, beliebte und geachtete Künstlerin. Man weiß, wie sehr so bekannte Leute (gerade durch ihre Kunst) zu einem arbeitsamen und ernsten Leben gezwungen sind.

Die Vernunft, weiß gekleidet und mit einem himmelblauen Mantel, schritt aus dem Tempel der Philosophie hervor und nahm auf einem schlichten grünen Sitz Platz. Die jungen Mädchen sangen ihr eine Hymne; mit sanftem Lächeln ging sie am Fuß des Berges entlang und warf einen milden Blick auf die Anwesenden. Dann kehrte sie zurück; man sang noch einmal. — Man wartete. — Das war alles.

Eine keusche, öde, trockene, langweilige Zeremonie *).

Der Konvent hatte morgens, auf die dringende Bitte der mit Chaumette versöhnten Nachsichtigen hin, versprochen, am Feste teilzunehmen, aber eine aufregende Angelegenheit hielt ihn den ganzen Tag fest. Bei irgendeiner indirekten Gelegenheit brach Bazire los und kam auf die Angelegenheit Osselin zurück; er hatte selbst ebenfalls Geächtete gerettet. Er sprach mit solcher Lebhaftigkeit, mit

---

*) Ist es notwendig, zu sagen, daß dieser Kultus keineswegs der wahre Kultus der Revolution war? Die Revolution war schon alt und müde, zu alt, um Neues zu gebären. Der kalte Versuch von 1793 stammt nicht aus ihrem heißen Schoße, sondern aus den philosophischen Schulen der Zeit der Enzyklopädie. — Nein, diese negative, abstrakte Anschauung Gottes, mochte sie noch so edel und hoch sein, war nicht das, was die Herzen und die Not der Zeit verlangten. Um den Mühen der Helden und Märtyrer einen Halt zu geben, brauchte man einen anderen Gott, als den der Geometrie. Der mächtige Gott der Natur selbst, Gott Vater und Schöpfer, der vom Mittelalter verkannt wurde (vgl. Diderot, „Monuments"), hätte nicht genügt; es war nicht genug mit der Offenbarung Newtons und Lavoisiers. Der Gott, den die Seele brauchte, war der Gott heroischer Gerechtigkeit, durch den Frankreich, sein waffenmächtiger Priester in Europa, die schlafenden Völker aus dem Grabe rufen mußte. Hatte dieser Gott auch noch keinen Namen, betete man auch noch nicht zu ihm in unseren Tempeln, so folgten ihm unsere Väter dennoch in ihrem Kreuzzug für die Freiheit der Welt.

so rückhaltloser Offenheit, daß die Versammlung bebte; er war äußerst gereizt, wie ein Mensch, der sein Herz, seine Freiheit und sein Leben verteidigt. „Wo soll diese Schlächterei von Volksvertretern halt machen?“ sagte er. „Diese Ächtung aller Gründer der Republik? Diese freche Art, die Versammlung in Furcht zu setzen? Wir sind auf dem Wege zum Despotismus zurück. Genug, genug der Opfer! Ach, seht ihr denn nicht, daß die Leute, die man verfolgt, weil sie aus Schwäche gefehlt haben, keineswegs Feinde der Revolution sind? Wißt ihr, wohin wir steuern? Die Versammlung wird einfrieren und in ein schimpfliches Schweigen versinken. Und wer wird wagen, ist die Versammlung erst tot, größeren Mut zu zeigen, als sie? Alle werden vor öffentlichen Ämtern fliehen, jeder wird sich zu Hause einschließen, und alles wird in einer großen Öde enden.“

Die Öde machte sich schon fühlbar. Jeden Tag nahm sie größeren Umfang an. Man mußte die Leute bezahlen, wenn sie in die Sektionsversammlungen kommen sollten. Die Klubs waren leer. Der „Club central des sociétés populaires“ wurde eines Tages von den Jakobinern besucht: sie fanden sechs Personen vor. Die Jakobiner selbst waren damals durchaus nicht zahlreich. Als Couthon vierzig Jakobiner zu seiner Unterstützung in Lyon erbat, weigerten sie sich, so viele abzugeben, aus Besorgnis, sich selbst zu sehr zu schwächen. Selbst die Übernahme besoldeter Ämter, und zwar der glänzendsten, konnte nur mit Gewalt erzwungen werden. Kléber erzählt, die Ernennung zum General habe man ein „Patent fürs Schafott“ genannt. Es bedurfte eines ausdrücklichen und drohenden Befehles des Ausschusses, um Jourdan zu zwingen, sich zum Kommandierenden General machen zu lassen.

Warum war die Lage so verfahren? Weil die Rechtspflege darniederlag.

Die wirkliche Anklagebehörde waren die Jakobiner. Diese politisch so nützliche Gesellschaft besaß keineswegs die Festigkeit und Folgerichtigkeit, die zu dieser gerichtlichen Rolle erforderlich gewesen wären. Die Akten der Girondisten, die von den Jakobinern mitgenommen wurden, waren eine lange Zeit verlegt. Die Veränderlichkeit der Jakobiner war übertrieben. Im November wählten sie Clootz zum Vorsitzenden, und im Dezember strichen sie ihn grundlos und mit Schande aus ihren Listen.

Das Revolutionstribunal war nicht organisiert. Mit Ausnahme von Antonelle, Herman und Payan hatte es nur ungebildete Mitglieder oder junge Leute, von denen mehrere vom Heeresdienst waren und nur darum Recht sprachen, weil sie nicht kämpfen

wollten. Ein leichtfertiger, unbesonnener Jüngling wie Vilatte, dessen Memoiren vorhanden sind, oder junge Maler (besonders zahlreich bei diesem Gerichtshof) waren keine würdigen Vertreter eines hohen, ernsten und bedeutenden Gerichts, waren durchaus unfähig, Verbrechen des Hochverrats ernsthaft zu beurteilen, oder gegen Volksvertreter, gegen einen Danton oder Robespierre, das Urteil zu fällen!

Da die großen Sünder fast alle ausgewandert waren, so erledigte das Tribunal im allgemeinen nur die armen Teufel, die „Es lebe der König" gerufen oder einen Brief an einen Emigranten geschickt hatten. Man ersetzte die Qualität durch die Quantität. Und da man in bunter Mischung so viele unbekannte Leute fallen sah, summarisch verurteilt in dunklem Verfahren, so war die einzige Folge, daß man sie alle für unschuldig hielt.

Ein einziger Prozeß, mit Kraft und Größe durchgeführt, ein einziges Beispiel, in helles Licht gerückt, in breiteste Öffentlichkeit gestellt, hätte unendlich größere Wirkung erzielt, als viele namenlose Hinrichtungen. „Ein Lachs gilt hundert Frösche", sagte sehr richtig der Herzog von Alba.

Der Prozeß der Dubarry, geschickt geführt, in seiner ganzen Vorgeschichte verfolgt, mit seinen natürlichen Verzierungen: dem Parc-aux-Cerfs, den für Mädchen ausgegebenen Millionen, mit seinen legitimen Zusammenstellungen ungeheurer Diebstähle, mit den Kriegen der Pompadour — endlich die rücksichtslose Öffnung der Kloake unter Ludwig XV. — das Ganze in 600 000 Exemplaren gedruckt — hätte dem Royalismus viel mehr Abbruch getan, als zwanzig Bediente auf einmal zu köpfen, betrunkene Wasserträger oder verblödete alte Weiber.

Die Patrioten von Laval schrieben, die vendéeischen Priester hätten Menschen rösten lassen und die Biwakfeuer ihrer fliehenden Armee mit Menschenfleisch unterhalten. Wenn das richtig war, so durfte man diese Kannibalen nicht in einem Winkel erschießen, sondern mußte sie in die große Öffentlichkeit von Paris bringen, sie feierlich aburteilen und dem Urteil eine solche Verbreitung geben, daß jeder Bauer in Frankreich, selbst in den entlegensten Ortschaften, darüber genau Bescheid gewußt hätte.

Diesen gerechten Urteilen gegen lebende Ungeheuer konnte die Revolution das Urteil gegen die Toten gegenüberstellen. Was nutzte es, die Luft mit der Asche Karls IX. zu verpesten? Man mußte den König der Bartholomäusnacht mit seinen Schülern, den modernen Menschenröstern, vor Gericht zusammenbringen.

Kehren wir zu der Rede Bazires im Konvent zurück.

Der Konvent mußte unfehlbar zu einer Beschlußmaschine herabsinken, wenn seine bedeutendsten Mitglieder bei dem geringsten freien Wort auf die Anzeige irgendeines Jakobiners hin mit zugeschnürter Kehle geradewegs zum Revolutionstribunal, vor jene albernen Malerlehrlinge, wandern mußten, ohne auch nur ein Wort der Erklärung im Konvent vorbringen zu können.

Man mußte wissen, ob man eine Versammlung wollte.

Wieviel strafbare Männer gab es denn in der bestehenden, die so grausam gesäubert und verstümmelt wurde? Fünf oder sechs Schelme, keinen Verräter, wenigstens damals nicht. Und die wenigen, die irgendeine Schuld hatten, gehörten keineswegs zu den Leuten, die die Republik zugrunde richten konnten. Es wäre noch besser gewesen, sie ungestraft zu lassen, als, wie man es tat, die Versammlung bis zum Selbstmord in Schrecken zu setzen.

Dies Schweigen, das bisweilen in einem belagerten Platz herrscht, wenn der Feind zum Sturm antritt, war durchaus nicht geboten, da Frankreich, durch den Sieg von Wattignies gerettet, sechs Monate vor sich hatte, um sich zurechtzufinden. Lyon war wiedergewonnen, die Girondisten wieder zum Anschluß gebracht. Nur zwei Plätze an den äußersten Grenzen blieben noch zurückzuerobern: Landau und Toulon. Diese Lage bot keine Erklärung für ein solch systematisches Am-Boden-Halten der Redefreiheit.

Obgleich Chabot, Thuriot und Desmoulins ungeschickt gesprochen und den Eindruck verdorben hatten, folgte die ganze Versammlung der Anregung Bazires und faßte einen Beschluß, der ein selbstverständliches Gebot der Gerechtigkeit war: Keins ihrer Mitglieder solle hinfort dem Tribunal vorgeführt werden, ehe es Gelegenheit zu einer Erklärung vor dem Konvent gehabt hätte.

In diesem Augenblick betrat die Vernunft den Saal mit ihrem unschuldigen Geleit junger Mädchen in Weiß; — die Vernunft, die Menschlichkeit. Chaumette, der sie führte, war durch sein mutiges Eintreten für die Gerechtigkeit vom Tage vorher völlig einig mit dem Empfinden der Versammlung.

Eine freie Brüderlichkeit trat zutage zwischen der Kommune, dem Konvent und dem Volk. Der Vorsitzende ließ die Vernunft neben sich Platz nehmen, gab ihr im Namen der Versammlung den Bruderkuß und alle, einen kurzen Augenblick unter ihrem sanften Blick geeint, erhofften bessere Tage.

Eine bleiche Nachmittagssonne (sehr selten im Brumaire) drang in den dunklen Saal und machte die Schatten ein wenig hell. Die Dantonisten verlangten, die Versammlung solle Wort halten, sich

nach Notre-Dame begeben und den Besuch der Vernunft erwidern. Man erhob sich wie in einem einzigen Antrieb.

Das Wetter war prachtvoll, licht, streng und rein, wie schöne Wintertage zu sein pflegen. Der Konvent setzte sich in Bewegung, glücklich über den Glanz der Einheit, der eine kurze Weile in so viel Zwiespalt erschienen war. Viele nahmen mit ganzem Herzen an dem Fest teil, denn sie waren des guten Glaubens, die wahre Erfüllung der Zeiten darin zu erblicken.

Ihr Denken wurde von Cloots scharfsinnig zusammengefaßt in das Wort: „Der trennende Föderalismus der Sekten löste sich auf in die Einheit und Unteilbarkeit der Vernunft."

Romme fügte hinzu: die Unveränderlichkeit. „Eines Tages," erzählt der Bischof Grégoire, „machte er uns den Vorschlag, auf gewisse gegebene Größen der Astronomie hin festzusetzen, wie das Jahr für 3600 Jahre verlaufen sollte. — ‚Du willst also,' sage ich zu ihm, ‚daß wir die Ewigkeit festsetzen.' — ‚Zweifellos,' erwidert der Stoiker."

Dreiunddreißigstes Kapitel

Der Konvent für die neue Bewegung (11.—21. November 1793)

Der Konvent gibt die Kirchen und Pfarrhäuser den Armen und den Schulen (16. November). — Er schafft die Erblichkeit des Verbrechens ab. — Hébert greift, von Chaumette unabhängig, die Mitglieder des Konvents an. — Der erschreckte Konvent nähert sich Robespierre. — Chabot und Bazire im Gefängnis (17. November). — Die Schreckensherrschaft der in Mission befindlichen Abgeordneten. — Die Alleinherrschaft der Ausschüsse (18. November). — Die Ausschüsse wagen sich nicht an die kleinen Lokaltyranneien. — Bewegung der öffentlichen Dirnen und der Markthallenweiber. — Der Konvent übernimmt den Nachlaß der Kirchen. — Robespierre versichert, daß der Konvent den Katholizismus nicht anrühren wird (21. November).

Der Konvent folgte bereitwillig der großen Anregung der Kommune. Er beschloß am 16. November auf Cambons Antrag: „Grundsätzlich sollten alle Gebäude, die bisher für Kultuszwecke und als Wohnungen für die Geistlichen gedient hätten, in Zukunft als Armenhäuser und Stätten des öffentlichen Unterrichts dienen."

Die Versammlung erklärte allein mit diesem Wort mittelbar den Katholizismus als öffentlichen Kultus für abgeschafft.

Der Konvent dachte dasselbe, was de Bonald und de Maistre so richtig bewiesen haben: Royalismus und Katholizismus sind gleich-

bedeutend, zwei Formen desselben Prinzips: Fleischwerdung der Religion, Fleischwerdung der Politik.

Das Christentum selbst ist äußerlich und in seiner geschichtlichen Legende demokratisch, nach seinem Wesen und Dogma aber verhängnisvoll monarchisch. Die durch eines Menschen Fall verlorene Welt wird durch einen Menschen gerettet. Und diese Rettung setzt sich fort in der Regierung durch einen einzigen. Gott hat zu den Königen gesagt: „Ihr seid meine Gesalbten.“ Prachtvoll bewies Bossuet gegen Protestanten und katholische Republikaner, daß das Königtum aus dem Christentum hervorgeht als dessen logisch-notwendige Form in der zeitlichen Ordnung der Dinge.

Das Leben des Katholizismus ist der Tod der Republik. Das Leben der Republik ist der Tod des Katholizismus.

Die Freiheit des Katholizismus unter einer republikanischen Regierung ist einzig und schlechthin die Freiheit der Verschwörung.

Ist ein Staats- oder Einzelwesen etwa im Namen der Freiheit verpflichtet, denjenigen in Freiheit zu lassen, der ihm notwendigerweise den Tod bringen muß? Nein, keinem Wesen legt die Natur die Pflicht zum Selbstmord auf.

Der Konvent hielt sich nicht auf mit Grégoire und den anderen törichten Gallikanern, die nicht einmal wissen, was ihr Glaube eigentlich besagt. Die vereidigte und der Stellung nach republikanische Geistlichkeit bewahrte nichtsdestoweniger durch den Zwang der Verhältnisse und als katholischer Klerus die der Revolution feindlichen Grundsätze. Ihr Patriarch Grégoire stirbt, befangen in dem monarchischen Glauben der Errettung der Welt durch einen einzigen, in dem gegenrevolutionären Glauben der Erblichkeit des Verbrechens (oder der Erbsünde). Er stirbt als „ein dem Papste gehorsames Kind“, endigt, wie Bossuet geendigt hat. Das ist die unabänderliche Geschichte dieser Kirche, lächerlich und achtenswert zugleich; sie besitzt den großen Geist des Widerstandes, der Beredsamkeit und der Drohungen; — aber all das nur, um sich schließlich von Rom geißeln zu lassen.

Übrigens verfolgte der Konvent keineswegs die Geistlichen, die sich dem Gesetz unterworfen hatten. Er ließ Grégoire in violettem Gewande an den Sitzungen teilnehmen, ganz wie der wollte. Er behielt die Pensionen des Klerus bei und sorgte für jene Gallikaner, die meistens an der Zerstörung der Republik arbeiteten.

Bemerkenswert ist, daß der von Cambon eingebrachte Beschluß, wonach dem Klerus die Kirchen und Pfarrhäuser entzogen wurden, weder von den Gallikanern noch ihren Beschützern, den Robes-

pierristen, Widerspruch fand, so daß es scheint, als habe er die Versammlung einstimmig für sich gehabt.

An dem gleichen 16. November sühnte der Konvent das letzte Menschenopfer. Die Kinder Calas' standen an der Barre; sie wurden mit großer Bewegung empfangen; es wurde beschlossen, auf dem Platz in Toulouse, auf dem Calas gemartert worden war, eine Denksäule zu errichten. Voltaire war endlich befriedigt und fand Ruhe in seinem Grabe.

Der furchtbare Grundsatz des Mittelalters (die Erblichkeit des Verbrechens und der Erbsünde), den schon die Konstituierende verworfen hatte, wurde auf erhabene Art vom Konvent endgültig gestrichen. Der Konvent adoptierte die Kinder der Hingerichteten als Kinder Frankreichs. Den bedürftigen Kindern der gerade getöteten Girondisten wurde Unterstützung gewährt. Der Vorsitzende kleidete den Gedanken der Versammlung, den Glauben der neuen Welt, in folgende Form: „Die Vergehen haften an der Person; die verdiente Hinrichtung eines Vaters hindert die Nation nicht, dessen Kinder aufzunehmen" (17. Ventôse). Der Vorsitzende war Saint-Just.

Der Gedanke des Konvents entsprang nicht der Milde, sondern der Gerechtigkeit. Die Frage des Augenblicks konnte nicht sein, dem Schrecken Einhalt zu gebieten, da doch die ganze Welt ihn gegen Frankreich anwandte. Aber man konnte den Schrecken weniger blind und dafür wirksamer machen. Auch nach dieser Richtung hatte die Kommune von Paris eingegriffen, denn die hohen regierenden Ausschüsse unternahmen nichts. Wir haben bereits gesehen, wie die Kommune in verschiedenen Fällen die abenteuerlichen Entscheidungen der Sektionsausschüsse berichtigte, die auf eigene Rechnung, und wie die Leidenschaft es ihnen eingab, den Terror ausübten. Am 15. November wagte es Chaumette, die Frage grundsätzlich zu ordnen; er nahm für die Kommune, die seit dem 5. September die Säuberung und Erneuerung jener Ausschüsse betrieb, das Recht der Überwachung und Zensur von deren Handlungen in Anspruch; er verlangte, sie sollten mit der Kommune in Verbindung bleiben, in der Öffentlichkeit arbeiten und ihr inquisitorisches Verfahren abstellen.

Das großartige Vorgehen der Kommune, das der Revolution den religiösen Weg öffnete, womit der Versuch verbunden war, sie auf ihrem politischen Wege zu führen, wurde in den Provinzen von den in Mission befindlichen Abgeordneten mit Zustimmung begrüßt und befolgt. Überall wurden die Kirchen in Tempel der Vernunft umgewandelt. Überall wurde die religiöse und politische Predigt des Dekadi organisiert. Nur verstanden die großen republikanischen

Massen unter dem Wort Vernunft die göttliche Vernunft oder Gott; die weibliche Figur beim Feste wurde „die Freiheit“ genannt. Die Vorliebe der Patrioten für diese Form des Kultes erwies sich darin, daß die Robespierristen selbst, die den Kult in Paris abschafften, gezwungen waren, in den Departements die größte Rücksicht auf ihn zu nehmen; selbst nachdem Robespierre Clootz und Chaumette gestürzt hatte, eröffneten die Volksgesellschaften an den Grenzen und unsere siegreichen Armeen sogar außerhalb Frankreichs immer noch Tempel der Vernunft.

Die Behinderung kam nicht aus Frankreich, sondern aus Paris selbst, von dem Zwiespalt in der Kommune, von der Abtrünnigkeit Héberts, der Chaumette im Stich ließ, und von dem heftigen Widerstand Robespierres *) und des Wohlfahrtsausschusses; die letzteren waren sonderbar eifersüchtig auf den Anlauf von Unabhängigkeit, den der Konvent in dieser Sache genommen hatte; besonders empörte sie der (am 16.) ohne ihren Rat gefaßte große Entschluß und die unerwartete Mehrheit, die Cambon auf diesem Boden gefunden hatte und die bald auch in vielen anderen Fragen bereitstehen würde, wenn man sie nicht sprengte.

Mit einem Wort: der Ausschuß faßte die Entscheidung am 16. als einen Fall von Empörung auf.

Die Stelle, an der Clootz und Chaumette schwach und verwundbar

*) Die Robespierristen wandten ein sehr geschicktes Verfahren an, um den Kultus der Vernunft durch einen anderen Kult unwirksam zu machen. Robespierre, der Marat wenig sympathisch gewesen war (vgl. das bemerkenswerte Buch von Hilbey), hatte verhindert, daß man jenen ins Panthéon überführte. Man war sehr erstaunt, als Robespierres Vertrauensmann, David, am 14. November den Antrag stellte, Marats Gebeine in feierlichem Zuge dorthin zu bringen. Die Vernunft mußte unfehlbar durch den Wettbewerb oder die Beiordnung dieses neuen Gottes gefährdet werden. Die frommen Cordeliers hatten sein Herz, zusammen mit einer anderen Reliquie: dem Herzen des Krüppels Verrières, zu ewiger Anbetung ausgestellt. Dummköpfe brachten Marats Herz mit dem Heiligen Herzen zusammen und beteten murmelnd: „Herz Marats, Herz Jesu“ usw. Der Kopf Chaliers nahm bald an den gleichen Ehren teil. Diese und jene Sektionen von Paris taten noch andere phantastische Dinge hinzu, zum Beispiel die Büste des Mucius Scävola. Chaumette fürchtete eine Weile, sein eigenes Bild könne ein Gegenstand der Götzendienerei werden; er verbot, es zu stechen. Er hatte dem Volke die unschuldigsten Symbole verweigert. So hätte zum Beispiel der Faubourg Saint-Antoine, die Schmiede der Quinze-Vingts gern einen Herd gehabt für den neuen Kult, ein ewiges Feuer. Dieser durchaus nicht götzendienerische Gedanke wurde von der Kommune verworfen. „Nur das Menschenwort, nur die moralische Unterweisung,“ sagte Chaumette, „wird von der Vernunft gebilligt.“ (Protokolle der Kommune und der Ausschüsse. — Archive des Departements und der Polizei.)

waren, war die Verbindung mit Hébert. Der war ein sonderbarer Apostel! Eine Lehre, die durch die Zähne des „Père Duchesne" gehechelt wurde, mochte sie gut oder schlecht sein, war im voraus erledigt. Und Hébert beschmutzte nicht allein den neuen Gedanken, sondern gefährdete ihn auch und untergrub ihn direkt, indem er gegen den Konvent auftrat, auf dessen Mitwirkung allein die Kraft der Kommune beruhte.

Hébert erschien selten in der Kommune; er verstand sich schlecht mit Chaumette, er hielt sich bei den Jakobinern auf, bei seinem Blatt, im Theater und in gewissen Gesellschaften. Er blieb allein und ging seine eigenen Wege. Während Chaumette dauernd im Hôtel de Ville saß und von dort aus alles versuchte, um die revolutionären Ausschüsse von der Kommune abhängig zu machen, entfesselte Hébert die Wut der Jakobiner gegen den Konvent, um die Ausschüsse an sich zu fesseln. Man konnte leicht voraussehen, daß die Versammlung, nachdem sie in Gesellschaft der Kommune ein paar kühne Schritte gewagt hatte, sich, von den Hébertisten erschreckt, unter Robespierres Schutz flüchten und daß dieser die Bewegung zur großen Genugtuung aller Freunde der Vergangenheit ersticken werde.

Ohne es zu merken, handelte Hébert zum Vorteil der Robespierristen und meistens unter deren Einfluß. Sie benutzten Hébert als Vogelscheuche, der ihnen als solche die Herde zutreiben mußte.

Für gewöhnlich verbiß sich der „Père Duchesne" in die Schwächen Bazires, auf die „schönen Bittstellerinnen", auf die Verderbnis Chabots und die wahren oder mutmaßlichen Missetaten des in der Hauptsache dantonistischen ehemaligen Sicherheitsausschusses. Der neue Ausschuß war damals sehr robespierristisch; er wurde von David (Robespierres Vertrauensmann) überwacht, geführt, getrieben, lauerte dem alten auf und hätte ihn gern vernichtet, denn er glaubte mit Recht, Danton würde durch einen Dantonistenprozeß tödlich getroffen werden. Chabot hatte sich mit der Schwester eines sehr verdächtigen österreichischen Bankiers verheiratet, und anderseits wußte man, daß er mit royalistischen Bankiers, Freunden der Abgeordneten Delaunai und Julien von Toulouse, Wuchergeschäfte trieb. Um besser auf dem laufenden zu sein, wurde David der Liebhaber von Delaunais Mätresse, und als er durch sie die Möglichkeit erlangte, Chabot zu stürzen, gab er ihn vorläufig den Angriffen des „Père Duchesne" preis. Chabot bekam Angst und ließ den letzteren durch seine junge Frau zum Diner einladen. Hébert beachtete das nicht, sondern hetzte ihn zu Tode; aber wie ein übereifriger Hund kam er selbst zu Schaden und fiel in die Grube, die er Chabot grub.

Diese Jagd fand bei den Jakobinern statt. Ein gewisser Dufourni ließ die Bestie los; Hébert hielt Dufourni für einen Hébertisten, aber der rührte sich kaum aus dem Vorzimmer der Ausschüsse, und sein übertriebener Eifer langweilte Robespierre. Ein persönlicher Freund des letzteren, Renaudin, Geschworener beim Revolutionstribunal, hetzte mit Dufourni zusammen gegen Bazire, gegen Chabot, gegen Thuriot.

Das Ganze wurde in einer scharfen Eingabe an den Konvent zusammengefaßt, einer drohenden, verächtlichen Petition, in welcher man dem Konvent vorschrieb, unbarmherzig gegen sich selbst zu sein und sich in vier Mitgliedern zur Ader zu lassen.

Hébert war so blind, daß er diesen Akt noch nützlicher für Robespierre gestaltete, als die Robespierristen selbst gewollt hatten; er ließ zum Überfluß den Tod der Dreiundsechzig beantragen, die Robespierre beschützt hatte, und trieb so den Konvent dazu, bei diesem sein Heil zu suchen!

Bazire und Thuriot entschuldigten sich. Der Konvent riß die letzte schwache Schranke nieder, die er am 9. zwischen dem Leben seiner Mitglieder und die Guillotine aufgerichtet hatte (sein Recht der Voruntersuchung gegen jeden angeklagten Abgeordneten). Hébert gab nichtsdestoweniger Thuriot gegenüber seinem Raubtiergelüste nach. Am 13. ließ er ihn bei den Jakobinern streichen, ohne ihm die Unterstützung zugute zu halten, die er der Kommune in der religiösen Angelegenheit geleistet hatte, ohne zu bemerken, daß er selbst den Bund zwischen der Kommune und dem Berge brach. Wem dieser Bruch nützen würde, war leicht vorauszusehen.

Bei den Jakobinern gehetzt, gedrängt, erdrosselt beinahe, rettete sich Chabot am 16. November zu Robespierre; dieser erkannte sofort, welchen Vorteil er daraus ziehen würde; er empfing ihn nicht schlecht, gab ihm väterlich Rat, sagte ihm, er müsse dieses sagen, jenes verschieben, vor allem aber müsse er den andern zuvorkommen und sich dem Sicherheitsausschuß als Gefangenen stellen, als Teilnehmer an einer Verschwörung, „an der er sich nur beteiligt habe, um sie zu entlarven“.

Das Geständnis Chabots, ähnlich dem des Scapin, ergab mehr als man vermutet hatte. Es führte zum Beispiel zur Entdeckung von hunderttausend Franken, die er empfangen hatte, um Fabre d'Églantine zu bestechen; er hatte sich aber bislang von dem Gelde nicht trennen können, sondern es vorläufig auf seinem Abtritt versteckt.

Das Sonderbarste ist, daß der arme Bazire, der diesem Schmutz fern stand, mit dem Dieb ins Gefängnis geriet. Bazire hatte den Kopf verloren. Man hatte am Vormittag im Konvent den Prozeß

Osselins und der jungen Frau verlesen, die jener verborgen hatte. Alles blickte auf Bazire. Er selbst erkannte sich in dem Verlesenen wieder. Auch er hatte versucht, Frauen zu retten, unter anderen eine polnische Prinzessin, gegen die kein Verdacht bestand, die aber trotzdem sterben mußte. Da Bazire sich selbst verloren gab, so war er es in der Tat. Wie der Hammel in seiner Angst sich blindlings auf die Schlachtbank stürzt, so lieferte er sich selbst aus.

Der Schrecken griff auf die Bergpartei über. Chabot war freilich ein Schurke. Bazire war nicht vorwurfsfrei. Aber zahlreiche Montagnards, die nach diesen beiden Richtungen unangreifbar waren, schwebten trotzdem in Gefahr, vor allem diejenigen, die während ihrer Missionen durch das Gebot der öffentlichen Wohlfahrt gezwungen gewesen waren, als Diktatoren zu verfahren, als Könige, die hundert ungesetzliche Dinge getan hatten, tun mußten, für die an jedem Ort Frankreichs Scharen von Anklägern bereitstanden. Jetzt konnten die Redenschwinger, die Heimkrieger, die Seßhaften, die „Herren vom Rumpf", die niemals Gelegenheit gehabt hatten, sich in den Geschäften bloßzustellen, behaglich jene Anklagen sammeln, der Führung ihrer in Mission gewesenen Kollegen unbarmherzig nachschnüffeln und erklären: „Nur wir sind rein geblieben!" Kein Kunststück für einen, der nichts getan hat.

Aber die andern, die um sich besorgt sein mußten, konnten sich nach allem sehr glücklich schätzen, wenn man ihre Verdienste, mit diesen aber auch ihre Fehler vergaß. Die Ausschüsse lasen ihnen diesen Gedanken und diese Besorgnis von den Gesichtern ab. Und mutig brachten sie am 18. November das große Gesetz über die Regierung ein, welches die Alleinherrschaft des Wohlfahrts- und des Sicherheitsausschusses begründete und zu deren Vorteil sowohl die Macht der Kommune von Paris, als auch die der in Mission befindlichen Abgeordneten zerbrach.

Dieses Gesetz wurde von Billaud-Varennes eingebracht, der am 6. September durch den Sieg der Kommune in den Ausschuß gelangt war. Man hielt ihn für einen Hébertisten. Aber wie groß auch seine Sympathien für die von Hébert und Chaumette geleitete Bewegung sein mochten, sie waren geringer, als sein Haß gegen die durch ihre Mission berühmt gewordenen Abgeordneten. Billaud hatte nicht geglänzt in seiner Mission bei der Nordarmee: man machte Witze über seinen Mut. Er befriedigte seine Ränkesucht und folgte im übrigen dem Ideal einer einheitlichen, autoritativen und mechanischen Regierung, das seiner Natur am nächsten lag.

Das neue Gesetz stellte in drei Punkten eine Wohltat dar: 1. es schuf das „Bulletin des lois" und sicherte dessen Verbreitung und

allgemeine Bekanntgabe; 2. es beschränkte die verschiedenen Behörden auf ihre natürlichen Grenzen; 3. es hielt die Verwaltungen der Departements nieder, eine bürgerliche Aristokratie im girondistischen Geist, die sich als äußerst gefährlich für die Freiheit erwiesen hatte.

Dies Gesetz verfolgte ein von ganz Frankreich gewünschtes Ziel: einheitliches Handeln und die Unterdrückung der kleinen Tyrannen.

Die in Mission befindlichen Abgeordneten korrespondieren nicht mehr mit der Versammlung, sondern mit „deren" Wohlfahrtsausschuß;

die Ausschüsse der Sektionen und Kommunen korrespondieren nur noch mit „deren" Sicherheitsausschuß.

Damit die beiden „deren" keine Lüge waren, mußte tatsächlich der Konvent die beiden Ausschüsse die „seinigen" nennen können.

Das heißt, die Ausschüsse m u ß t e n zu bestimmten Zeiten ganz oder zum Teil erneuert werden, und zwar von Rechts wegen, Kraft des Gesetzes erneuert werden, nicht durch die ungewisse Abstimmung einer entweder terrorisierten oder fast verödeten Versammlung.

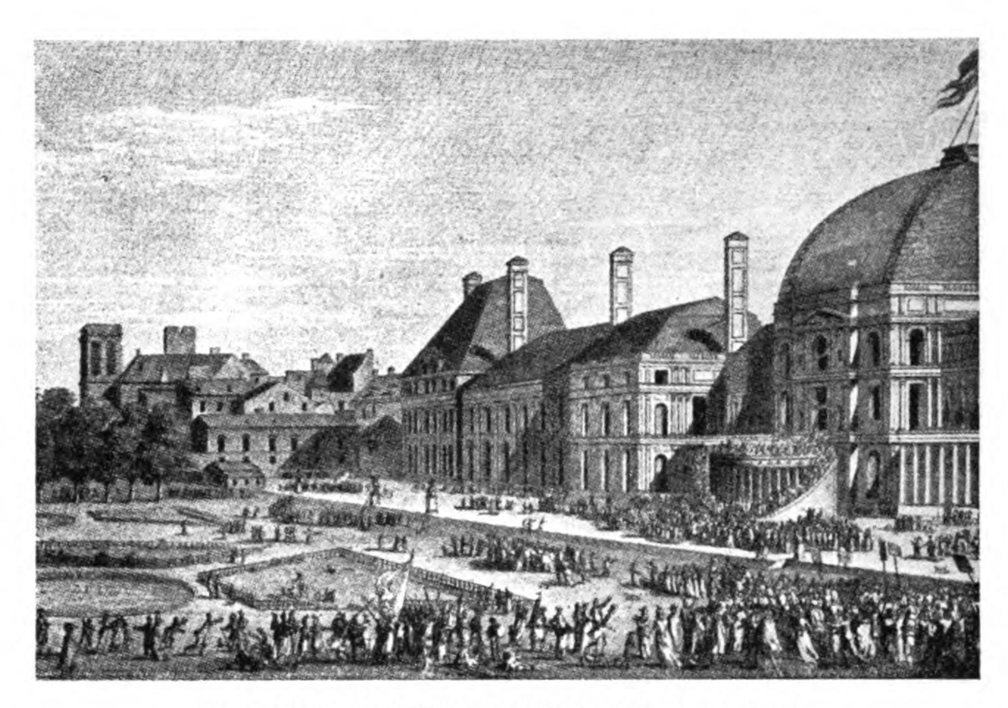
Aber das Gesetz hütete sich, dies zu fordern. Und darin besteht sein Verbrechen. Von Zeit zu Zeit konnten nun diese Könige (ich meine damit die Ausschüsse) kommen und mit den Klubs und der Guillotine hinter sich die Frage stellen: „Wollt ihr uns erneuern?"

Wie kam es, daß die Mitglieder der beiden Ausschüsse, die doch ehrliche Patrioten waren, dem Konvent eine solche Falle stellten?

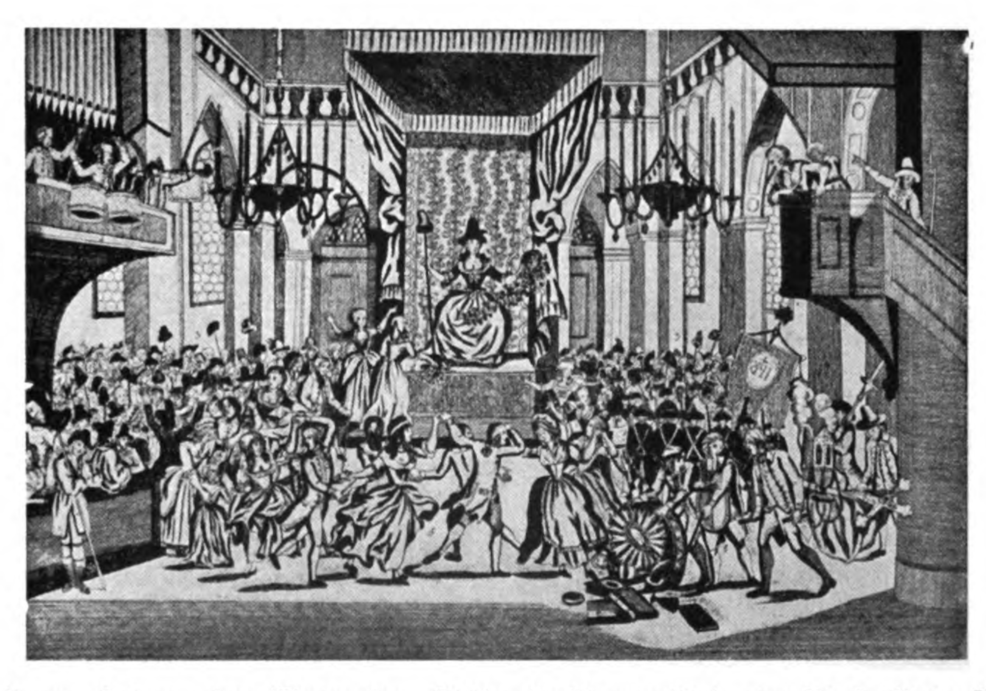
Weil ihre Eitelkeit ihnen sagte: „Wir sind die einzigen — die einzigen lauteren, die guten Bürger. Ohne uns wäre das Vaterland verloren."

Dieser Irrtum sei ihnen verziehen. Indessen will ich an beweiskräftigen Urkunden zeigen, daß sie sich völlig täuschten. Ohne die hervorragenden Verdienste dieser ausgezeichneten Bürger, die die Last des Regierens auf sich nahmen, zu verkennen, muß doch gesagt werden, daß die Ursprünglichkeit der hohen und großen Ideen, welche die soziale und religiöse Lage beherrschten, ihnen völlig fehlte, und daß anderseits die beiden großen Taten, welche die äußere Rettung entschieden (der Rhein und die Vendée), nur darum erfolgreich waren, weil man keinem der Pläne des Wohlfahrtsausschusses folgte. Und dessen sonderbare Gleichgültigkeit in der polnischen Frage, im Jahre 1794, zeugt ebenfalls gegen ihn.

Der Sicherheitsausschuß (seine Register erweisen es) erfüllte keine der Aufgaben, die er der Kommune entzog. Weder schuf er der Tätigkeit der revolutionären Polizei einen Mittelpunkt, noch



Das Fest des Höchsten Wesens (8. Juni 1794)
Stich von Jos. Hutter nach der Zeichnung von Duplessis-Bertaux.



Huldigungsfest vor dem Thron der „Göttin der Vernunft“ in der Kirche Notre Dame.
Nach einem gleichzeitigen Stich.

wagte er, über die kleinen Ausschüsse die Aufsicht auszuüben, die er Chaumette untersagte.

Seine Schwäche und Nachlässigkeit ging so weit, daß zum Beispiel der Ausschuß vom Croix-Rouge oder Faubourg Saint-Germain sich ungestraft das einträgliche Unternehmen eines eigenen Gefängnisses leisten konnte, wo die Reichen ungeheure Pensionen bezahlten. Im Grunde erkaufte man dort sein Leben: der Ausschuß schützte seine kostbaren Pensionäre. Erst ganz zuletzt, im Thermidor, schritt man gegen dies Verfahren ein.

Waren diese kleinen Ausschüsse auf solche Weise in Paris die Herren, unter den Augen der öffentlichen Gewalt, wieviel mehr mußten sie es an allen anderen Orten sein! Die Personen und die Vermögen waren ihrem Belieben anheimgegeben.

So zerstörte man zwar den Föderalismus der Departements, behielt aber den Föderalismus der Kommunen ganz und gar bei, die lokale Tyrannei, die so lästig war, daß Frankreich sich später wieder für sechzig Jahre der Monarchie zuwandte.

Das Gesetz über die Einheitlichkeit der Regierung zum Vorteil der beiden Ausschüsse wurde in zehn Tagen, vom 18. bis zum 29. November, erledigt. Niemand wagte „Nein" zu sagen.

Aber kommen wir auf die Ereignisse in Paris zurück.

Unter dem Schutz der Hallenweiber fanden in Saint-Eustache große Frauenversammlungen statt; die Kirche gehörte diesen Weibern, die sehr gut royalistisch waren; aber ebenso royalistisch waren die öffentlichen Dirnen, die von der Kommune damit geplagt wurden, daß ihre Wirtsleute Strafe zahlen mußten. Das Palais-Royal war fromm geworden. Der Royalist Beugnot hat uns die Geschichte Églês und anderer aufbewahrt, die sich für Thron und Altar guillotinieren ließen. Am 15. November machte sich ein langer Zug jener Magdalenen, den Rosenkranz in der Hand, auf den Weg nach Saint-Eustache. Die Absicht war, die Entweihung von Notre-Dame zu sühnen, denn wie erzählt wurde, hatte man die Ruchlosigkeit besessen, hier eine nackte Frau auf den Altar zu stellen. Die Emigranten ließen dies reizende Märchen drucken und in ganz Europa verbreiten. Andere erzählten, der republikanische Bischof von Cambrai habe bei seiner Wahl eine Frau als Mitbewerberin gehabt, und wenn diese nicht eine Stimme zu wenig erhalten hätte, so würde sich die Geschichte der Päpstin Johanna in diesem Bistum wiederholt haben. Noch besser machte man es in der Vendée; hier stellte man Hostien her, auf die Tiergestalten eingeprägt waren. Der Bauer sollte glauben, daß die Republik die Tiere anbete.

Zur selben Zeit erhielten die Versammlung und die Kommune

Nachricht von den entsetzlichen Vorgängen, die dem Übergang über die Loire folgten. In einem Briefe hieß es: „Ihre Priester trugen ihnen auf, die Partioten ins Feuer zu werfen“ usw.

Die Versammlung empfing am 20. den Schmuck und die Gewänder von Saint-Roch und Saint-Germain-des-Prés; sie betrachtete diese wie eine dem Feinde abgenommene Beute, wie etwa die Siegesbeute der Vendéer; sie teilte rückhaltlos die Volksleidenschaft. Man scharrte den Fanatismus ein, der von einer mit schwarzem Tuch umhüllten Puppe dargestellt wurde; bei der Feier vollführten die Kanoniere von Paris in Priestergewändern einen Rundtanz. Alle schrien: „Keinen Kultus mehr; außer dem der Vernunft, der Freiheit, der Republik!“ Und ein einstimmiger Ruf: „Wir schwören es! Wir schwören es!“ Ein Knabe löste sich aus dem Zuge und bat „die Versammlung möge für die Herstellung eines Kleinen republikanischen Katechismus“ sorgen. Allgemeine Rührung. Man beschloß, eine Zusammenstellung aller Einzelheiten des Kultes sollte an sämtliche Departements geschickt werden.

Nach dieser Sitzung zweifelte niemand mehr, daß der am 16. von Cambrai durchgesetzte Beschluß nicht auch ausgeführt würde, daß die Versammlung die Kirchen den Hospitälern und die Pfarrhäuser den Schulen geben werde, und daß der öffentliche Kultus des Katholizismus aufgehoben würde.

Dazu fehlte nur noch eins: man mußte den Antrag stellen.

Es war schon ein Zeichen großer Verwegenheit gewesen, daß die Versammlung ohne die Zustimmung ihres Schulmeisters, des Wohlfahrtsausschusses gehandelt hatte. Würde sie bis ans Ende gehen? Der Ausschuß war sehr unzufrieden. Er fühlte sich stark, denn er hielt Chabot hinter Schloß und Riegel; der war ein verlorener Mann und, um sich angenehm zu machen, begann er bereits, seine Anschuldigungen zu erweitern.

Den Konvent in diesem Augenblick, da so viele seiner Mitglieder in zitternder Erwartung saßen, schmählich Lügen zu strafen, war eine Unhöflichkeit, aber keine Gefahr. Den Mut dazu besaß Robespierre. Am Abend des 21. versicherte er kalt bei den Jakobinern: „Der Konvent wolle keineswegs den katholischen Kultus anrühren; niemals werde er sich zu einem so vermessenen Schritt entschließen; — übrigens erlösche der Fanatismus, er sei schon tot, und es gäbe nur noch einen Fanatismus der unmoralischen Leute, die vom Ausland bezahlt würden, damit sie unserer Revolution den Anstrich der Unmoralität verliehen.“

Die am 16. gestellte, oder vielmehr durch den Beschluß der Versammlung bereits gelöste Frage war, ob der katholische Klerus im

Besitz der Kirchen bleiben sollte. Darüber sagte Robespierre kein Wort. Er erging sich in langen Ausführungen über das Dasein Gottes.

Das verstand sich übrigens von selbst. Und obgleich Robespierre versicherte, er sei immer ein schlechter Katholik gewesen, sahen ihm die Katholiken seinen Glauben nach und hielten ihn von diesem Tage an für ihren politischen Beschützer.

„Der Konvent," sagte Robespierre außerdem, „ist kein Büchermacher, kein Erfinder metaphysischer Systeme." In einer der späteren Reden sprach er mit Verachtung von der „Scheinphilosophie". So wandelte der Schüler Rousseaus immer schneller auf dem Wege des Rückschritts. Am gleichen Tage, da er der Versammlung das Veto seines Königtums entgegenhielt, wurde er von der Krankheit der Könige erfaßt, d. i.: vom Haß gegen die Idee.

Unauslöschlicher Charakter der Natur im unnatürlichsten Menschen! Wahrhafte Harmonie des Äußeren und des Inneren! Wer Robespierre gesehen hätte, gepudert und in der Tracht des ancien régime gekleidet, hätte ihn für einen ehemaligen Adligen erklärt. Nun! Dieses Aussehen trog nicht. Nach soviel aufrichtigen Bemühungen, wirklichen Fortschritten, Anläufen, edlen Bestrebungen, blieb er, der er war, versagte in der Hauptfrage und wurde wieder die Hoffnung derjenigen, die er bekämpft hatte!

Seine Rede vom 21. November erscheint jedem Unwissenden, der nur einen allgemeinen Satz darin erblickt, nicht aber den eigentlichen Sinn kennt, den sie durch den Augenblick erhielt, gerechtfertigt oder lobenswert; Europa verstand sie vollkommen. Europa wußte nun, daß die Revolution früher oder später mit sich handeln lassen würde. Im Dezember 1793, im Juni 1794, beim Fest des Höchsten Wesens, hofften die Könige ebensosehr wie die Priester auf Robespierre.

Obgleich er in dieser Rede seiner wahren Natur gefolgt und durchaus nicht davon abgewichen ist, glaubte man, darin eine große Bekehrung, ein Wunder und den Finger Gottes erblicken zu können. Und wie im Himmel hundertmal mehr Freude ist über einen Sünder, der Buße tut, als über einen Gerechten, so herrschte bei der Gegenrevolution eine tiefe innere Freude. Ohne es zu ahnen, war Robespierre durch seine Rede in die Welt der „anständigen Leute" zurückgekehrt. Von nun an fügten alle wohldenkenden Frauen in Europa in ihr Abendgebet ein paar Worte ein für Herrn von Robespierre.

Vierunddreißigstes Kapitel

Das Papsttum Robespierres
(22. November bis 16. Dezember 1793)

Robespierre terrorisiert seine Feinde durch die Ankündigung einer Säuberung. — Widerstand Chaumettes. — Robespierre beschützt die Sektionsausschüsse vor Chaumette. — Chaumette läßt die Kirchen schließen. — Danton als Werkzeug zur Vernichtung Chaumettes. — Robespierre erzwingt die Freiheit der Kulte von der Versammlung. — Chaumette von Hébert verleugnet. — Desmoulins ist das Werkzeug zur Vernichtung Cloozens. — Robespierre zwingt die Jakobiner, Clooz auszuschließen. — Sie behalten Camille Desmoulins als Mitglied. — Robespierre will ein genaues Glaubensbekenntnis vom Konvent verlangen. — Er sorgt für die feste Stellung der Priester in der Jakobinergesellschaft.

Robespierre beendete seine Rede mit einem Wort, das den Schrecken in die Geister warf. Er forderte eine feierliche Säuberung der Gesellschaft, „die Vertreibung der Agenten des Auslandes". Er erhielt die Zustimmung.

Kurz darauf verlangte er die Säuberung unter den stellvertretenden Mitgliedern des Konvents, die eine Säuberung unter den alten Mitgliedern und schließlich der ganzen Versammlung nach sich gezogen hätte.

Er war sehr verstimmt über den Vorsitz Cloozens bei den Jakobinern und zweifellos auch über den Rommes im Konvent. Die beiden Körperschaften hatten die Hauptgründer des von ihnen bekämpften Kultes auf den Präsidentenstuhl gesetzt.

Indessen war seine Autorität bei den Jakobinern vorherrschend, oder besser: sie war die einzige während der Abwesenheit Collot-d'Herbois. Die Gesellschaft konnte einen untreuen Augenblick haben; im Grunde war sie mit ihm verbunden, gehörte sie ihm. Das hatte sich besonders am 19. Oktober gezeigt, jenem kritischen Tage, da Robespierre von zwei Seiten angegriffen wurde: als Beschützer der Mäßigung in Lyon und an den Hébertisten wegen der Vorgänge in der Vendée. Nach zwei entgegengesetzten Richtungen verdächtigt, im Dubois-Crancé und von Philippeaux, wäre er bei dem Skandal, den eine solche Doppelstellung erregen mußte, erledigt gewesen, wenn er sich nicht auf dem festen Boden der jakobinischen Treue hätte halten können. Die Gesellschaft wollte nichts sehen und nichts hören. Sie war freiwillig blind und taub und behielt ihren Gott.

Sie hatte sich sehr verändert, aber zum Vorteil Robespierres.

Ihrer bedeutenden Männer beraubt und aus wenig bekannten Leuten ergänzt, besaß sie Kraft und Ansehen einzig in ihrem großen Maximilian. Sie hing in viel höherem Maße von ihm ab, als zu der Zeit, da andere Einflüsse dem seinigen das Gleichgewicht hielten. Man war von vornherein sicher, die jakobinische Säuberung würde eine Säuberung durch Robespierre und durch ihn allein sein; seine Stimme werde in dem einen oder anderen Sinne entscheiden, alle Fragen lösen und nach Belieben Streichungen bewirken. Das war eine wahrhaft erschreckende Aussicht für alle, die wie Danton und Desmoulins Jakobiner aus Neigung waren, ohne Ausdauer und Einfluß. Es war nichts Geringes, von den Jakobinern gestrichen zu werden. Die gefürchtete Gesellschaft behielt zwar die Form eines Klubs bei, war aber in Wirklichkeit eine große Anklagebehörde. Ihre Liste war das Buch des Todes und des Lebens. Das Schicksal Brissots besagte genug. Das Geschick Bazires sprach noch beredter. Der wurde am 10. Oktober gestrichen und war am 19. gefangen. Die Streichung war der erste Schritt zur Guillotine, die erste Stufe zum Schafott. Bazire war zuerst diesen Weg gegangen; Danton, Fabre, Desmoulins mußten folgen, wenn sie nicht dadurch einen Aufschub bewirken konnten, daß sie die Gefahr auf andere ableiteten und sich gegen Robespierres Feinde wandten. Dieser hatte den Vorteil davon. Mit Dantons Hilfe tötete er Chaumette und mit Desmoulins' Hilfe Anacharsis Clootz.

Robespierres Drohung traf in erster Linie Clootz und Chaumette. Aber die wankten nicht. Der Redner des Menschengeschlechts und der Redner von Paris zeigten sich sehr standhaft. Wie Galiläi seinen Richtern, antworteten sie: „Und sie bewegt sich doch."

Mit anderen Worten: „Die Lage bleibt wie sie ist. Worte ändern nichts an den Tatsachen."

Drei Tatsachen sprangen in die Augen:

1. Bei der außerordentlichen Schwächung des religiösen Glaubens, waren die Kirchen nur noch der Herd des Royalismus.

2. Da sich Frankreich, und besonders Paris mit seinen hunderttausend Bettlern, in der äußersten Not befand, so enthielt der Beschluß des Konvents vom 16. nur die Formel dieser Not: die Kirche soll den Armen schützen *).

3. Schließlich mußte bei der allgemeinen Verängstigung der Geister, bei der Beklemmung des ganzen Volkskörpers, der weder

*) Nachdem man indes vorher das gesamte Vermögen der Kirche als „Nationaleigentum" beschlagnahmt und für wertlose Assignate an die Revolutionsgewinnler verschleudert hatte.

Anmerkung des Herausgebers.

Puls noch Atem mehr besaß, eine mächtige Behörde die örtliche Inquisition der revolutionären Ausschüsse überwachen, eine bald gehässige, bald alberne Inquisition, die nichts Besseres wußte, als die Gefängnisse mit blindlings aufgegriffenen Menschen zu füllen. Es handelte sich nicht darum, den Schrecken zu unterdrücken, sondern ihn wirksam zu machen durch ein besseres Verfahren.

Diese Ausschüsse leisteten unbestreitbare Dienste, indem sie die Beitreibungen vornahmen und die revolutionären Steuern erhoben. Cambon verlangte nur eine geordnete Rechnungsführung von ihnen. Chaumette verlangte nur, daß sie, wenigstens in Paris, die Verhaftungen begründeten.

Die Ausschüsse wurden nach beiden Richtungen von Robespierre gedeckt. Es wurde verfügt, daß sie vor dem Sicherheitsausschuß Rechnung abzulegen hätten; die Rechnungsablage war geheim, und man wagte niemals, sie zu verlangen.

Und doch! Das würde geschehen, wenn man den erschreckenden Föderalismus von vierzigtausend Ausschüssen, die keinerlei Bürgschaft bieten konnten, bestehen ließ? Frankreich, der örtlichen Tyrannei müde, würde bald bei der Zentraltyrannei seine Zuflucht suchen, ich meine bei der Diktatur des „Gott-Retters", den im August ein jakobinischer Prospekt weissagte.

Die jakobinische Gesellschaft, die in jenen Ausschüssen ihren Sitz hatte, und die kirchliche Gesellschaft, die von zwei entgegengesetzten Punkten ausgegangen waren, mußten sich finden und Hand in Hand demselben Ziele zustreben: der Diktatur Robespierres.

Chaumette handelte am 23. November furchtlos. Er setzte bei der Kommune die unverzügliche Organisation der Armenunterstützung durch: Wohnung, Nahrung, Kleidung, mit Hilfe von Sondersteuern auf die Reichen, und die Unterdrückung der in Paris anhebenden Bewegungen, die Schließung der Kirchen, die Amtsenthebung der für die Unruhen verantwortlich befundenen Priester. Man benutzte die Abwesenheit Chaumettes, um „die Amtsenthebung" zu ergänzen durch den „Ausschluß von jeder Tätigkeit"; eine unmenschliche Verfügung, die Chaumette wieder aufheben ließ.

Dieselbe Festigkeit bewies er gegenüber den revolutionären Ausschüssen; er warf ihnen vor, sie vergäßen, daß die Kommune ihr Urheber, ihr Mittelpunkt und ihr Bindeglied sei; er erklärte, sie zerteilten Paris in zahlreiche Kommunen. „Sie folgen ihrem persönlichen Haß," sprach er, „sie vergreifen sich an den Patrioten ebenso wie an den Aristokraten. Wir wollen sie lehren, daß alle Menschen, unsere Feinde inbegriffen, dem Vaterlande gehören und nicht der

Willkür. Und sollte es uns selbst den Kopf kosten: wir hätten damit eine schöne Tat der Gerechtigkeit und Menschlichkeit getan."

Er fügte starke Worte hinzu, die auf eine Verbindung der Kommune mit dem Berge hinzielten: „Scharen wir uns um den Konvent. Unsere Feinde sollen wissen, daß wir noch eine Glocke besitzen, und daß im Notfalle das Volk sie läuten wird."

Und gerade durch den Berg, an den sich Chaumettes Aufruf richtete, erlangte Robespierre das Mittel, diesen zu vernichten. Danton, den die Prüfung beunruhigte, die ihm bei den Jakobinern bevorstand (und die tatsächlich qualvoll war), sicherte sich durch diesen Dienst den Beistand Robespierres. Erstaunt erlebte der Konvent am 26. November einen neuen, robespierrisierten Danton, welcher vom „Höchsten Wesen" sprach (ein ganz neues Wort in seinem Munde), von den „religiösen Maskenzügen", die die Versammlung nicht länger dulden dürfe. Mitten in der Rede jedoch kam seine wahre Natur hinter den Lügen zum Vorschein, er öffnete sein Herz, sprach von Milde, von Heinrich IV., und daß eines Tages das Volk keine Strenge mehr nötig haben würde. Selbst dies wirkte noch schädlich. Mit der unüberlegten Äußerung über eine unmögliche „Milde" ging er plötzlich über das hinaus, was die Lage erforderte, diese schloß die Milde aus, sie verlangte Gerechtigkeit, eine überwachte, ernsthafte, wirksame Rechtspflege, wie sie die Kommune von den revolutionären Ausschüssen fordern wollte.

Diese Rede, die von einem Extrem ins andere sprang und ganz unvernünftig war, ließ sich so zusammenfassen: Bleiben wir heute bei dem sinnlosen, unklaren, unwirksamen Terrorismus, bei dem wir angelangt sind; morgen werden wir milde sein.

Ein furchtbarer Schlag für Chaumette. Er hielt am 20. eine Rede über die Duldsamkeit, beschränkte diese jedoch auf die Forderung, den Gläubigen zu erlauben, Häuser zu mieten und ihre Geistlichen zu bezahlen (was der Beschluß vom 16. in vollem Umfang vorsah: die Kirche den Armen); im übrigen sollte die Kommune versichern, daß sie den Willen der Sektionen, die auf den katholischen Kultus verzichtet hatten, achten werde. Es wurde beschlossen, daß die revolutionären Ausschüsse am 4. Dezember abends vor der Kommune erscheinen sollten.

Am 4. Dezember morgens spottete Billaud-Varennes im Konvent mit der Gemächlichkeit und königlichen Ungezwungenheit eines Mannes, der die Beschlußmaschine in Händen hat, über die Empfindsamkeit Chaumettes und setzte durch, daß keine Behörde bei Strafe von zehn Jahren Gefängnis die revolutionären Ausschüsse zusammenberufen dürfe.

Die Kommune war geschlagen, aber die regierenden Ausschüsse hatten nicht den völligen Sieg. Am 6. benutzten Merlin de Thionville, Thuriot und Dubois-Crancé eine Gelegenheit, um die absolute Unfähigkeit des Sicherheitsausschusses, die Irrtümer der vierzigtausend Ausschüsse in Frankreich wiedergutzumachen, in grelles Licht zu rücken. Der Ausschuß wehrte sich. Aber er wurde vom Wohlfahrtsausschuß im Stich gelassen. Seine Macht war mit einem Male beinahe auf den Umkreis von Paris beschränkt. Er gab seine Zustimmung, daß die revolutionären Ausschüsse in den Departements alle nicht durch das Gesetz über die Verdächtigen vorgesehenen Verhaftungen begründen, und daß die ortsanwesenden Abgeordneten binnen vierundzwanzig Stunden über die Gültigkeit der Verhaftung befinden sollten.

Für den Preis dieses scheinbaren Zugeständnisses (es fand keine Anwendung) erhielt Robespierre von der Versammlung die Freiheit der Kulte.

Der Katholizismus, hier und dort und bei Gelegenheit belästigt und vergewaltigt, hatte nunmehr das Gesetz auf seiner Seite. Aber er wagte nicht, seine Kirchen wieder zu öffnen. Wozu auch? Das Gesetz war für ihn, und gegen ihn waren nur die zufälligen Gewalttätigkeiten des Volkes in den Städten; er wartete also geduldig ab. Er befand sich im festen Zustande (ich meine: er war wie ein Gerippe), und die Revolution, der lebendige Neugeborene, war flüssig, beweglich und viel angreifbarer. Der andere hatte die Frauen im Schoße und im Kopfe die Politiker, die alle der Religion des Gehorsams zugetan sind.

Robespierre sah wahrscheinlich nichts von alldem. Er folgte seinem Herrschaftsinstinkt; er glaubte, das große Volk an sich zu fesseln, das Grégoire Gefolgschaft leistete: den republikanischen Katholiken, den freien Autoritätsgläubigen.

Wie kam der sonderbare Vertrag vom 6. Dezember zustande, in welchem der Konvent als Entgelt für eine zweifelhafte Beschränkung der Willkür der Ausschüsse, alles, was er getan hatte, in der ungeheuerlichsten Weise verleugnete?

Weil der Konvent leichtsinnig war und lau gegen diese tiefen Fragen; weil Danton, allein geblieben, nachgab, und weil der Danton von ehemals überhaupt erledigt war.

Er war erledigt bei den Jakobinern, denn er wurde durch Robespierre gehalten, beschützt und erniedrigt. Er war am 3. Dezember wieder erschienen, der unwürdige und unglückliche Danton, um sich zu verantworten vor einer völlig veränderten, gesunkenen Gesellschaft, in der keiner mehr Verständnis oder Achtung vor der Vergangen-

heit besaß. Vor diesen erhabenen Richtern sprach Danton, so erzählt man, beredt und mit außergewöhnlichem Feuer; aber niemand hörte zu und niemand schrieb seine Rede auf. Sicher ist, daß er sich gezwungen sah, an die Empfindsamkeit, an die Freundschaft, sagen wir es grade heraus: an das Mitleid zu appellieren. Schon war er tief gesunken, da streckte ihm Robespierre die Hand hin, und er sank noch einmal so tief.

Als die Freiheit des Katholizismus im Konvent beschlossen wurde, verstand Hébert, daß es mit Chaumette zu Ende war; so ließ er ihn am 7. Dezember bei den Cordeliers verleugnen und erklären, er stände den Anschlägen Chaumettes gegen die revolutionären Ausschüsse fern. Am 11. tat er selbst bei den Jakobinern einen Aufsehen erregenden Widerruf und behauptete, er habe immer „der Landbevölkerung" die Lektüre des Evangeliums geraten, das Evangelium sei nach allem ein gutes Buch und „es genüge, den darin ausgesprochenen Grundsätzen zu folgen, um ein vollkommener Jakobiner zu sein".

Chaumette, von Hébert verraten und also gerecht bestraft, daß er sich zu einer solchen Freundschaft verstanden hatte, eilte zu den Cordeliers, entschuldigte sich, erklärte, „wenn er gewünscht habe, daß die Ausschüsse ihre Verhaftungen begründeten, so sei dies lediglich geschehen, um persönlicher Rache vorzubeugen; übrigens habe er in allem nur im Einverständnis mit Anacharsis Cloots gehandelt". Er klammerte sich an den Apostel, den Propheten der Cordeliers, an den Mann, den die Jakobiner zu ihrem Vorsitzenden gemacht hatten. Aber es war aus mit dem Apostel, dem Propheten und dem Vorsitzenden. An diesem Abend des 12. Dezember, während Chaumette bei den Cordeliers sich auf Cloots berief, wurde Cloots bei den Jakobinern gestürzt; Robespierre griff ihn wütend an; verhöhnt, verunglimpft, zerbrochen, mußte er aus der Gesellschaft ausscheiden.

Will man diesen außergewöhnlichen Wankelmut der Jakobiner verstehen, so muß man wissen, daß Cloots, dessen Stellung schon durch Héberts Verleugnung und Chaumettes Sturz erschüttert war, am 11. durch eine Schmähschrift Desmoulins völlig unmöglich gemacht wurde. Den giftigen Stachel der Wespe im Fleisch, kam er am 12. abends schwach, wankend, taumelnd in die Sitzung und fand alle Jakobiner mit dem furchtbaren Schriftstück bewaffnet. Robespierre fand, sein Mann sei genügend mürbe und eingeschüchtert, sei reif für den Tod: mit Leichtigkeit und anmutiger Geste stieß er ihm das Messer ins Herz.

Er wußte, daß Cloots schon im voraus erledigt war: Camille hatte

ihm seine Arbeit vorgelesen. Dieser große und schwache Künstler, die klägliche Verkörperung der Schwäche der Zeit, lebte in beständiger Furcht. Und das gab ihm eine unglaubliche Gewalt: die Furcht aller war in ihm. Die pöbelhafte, unnoble Sitzung, in der die feilsten Kreaturen auf Danton loshackten, und die beinahe Dantons Untergang geworden wäre, war dem armen Camille ins Gehirn gefahren. All seine Verehrung in dieser Welt gehörte Danton; war Danton nicht mehr, so war es auch mit ihm aus. Hals über Kopf ging er zu Robespierre über, der Danton verteidigt hatte, und umarmte ihn wie einen schützenden Altar. „Mein lieber Robespierre! Mein alter Schulkamerad!" usw. Wie man gern glaubt, was man wünscht, so bildeten sich Camille, und vielleicht auch Danton, unsinnigerweise ein, sie würden Robespierre zum Beitritt in ihr Komplott der Milde bewegen. Die Mäßigung Couthons in Lyon und einige andere Anzeichen ließen diese Hoffnung nicht ganz unbegründet erscheinen. Auf diese ungewisse Hoffnung hin gaben sie ihm sogleich ein festes Pfand: die völlige Abkehrung von der religiösen Frage und den Tod Clootzens.

Erinnern wir uns, daß Camille, der erste Schriftsteller seiner Zeit, ein wenig stotterte, sehr schüchtern zu sprechen pflegte und also unfähig war, seine Sache vor der erlauchten Versammlung der Jakobiner zu vertreten. Ein anderer mußte für ihn sprechen; er hoffte, wenn er Clootz fallen ließ, werde Robespierre dieser hilfsbereite andere sein. So schrieb er denn und ließ drucken, „daß der Preuße Clootz ein Vetter des Österreichers Proly sei", eines Sohnes des Fürsten Kaunitz, „Clootz und Chaumette erhielten Pensionen von Preußen" usw.

Diese Schrift wirkte um so grausamer, als man am Tage vor der Veröffentlichung die Vandenyvers guillotiniert hatte, die Freunde und Bankiers Clootzens.

Robespierres Arbeit war sehr vereinfacht. Er stieß herab auf seine Beute wie der Sperber auf einen festgebundenen Vogel, er packte sein Opfer an der empfindlichsten Stelle, die am meisten reizt, und nannte Clootz einen preußischen Baron mit hunderttausend Franken Rente (in Wirklichkeit betrug die Rente zwölftausend Franken und war in Nationalgütern angelegt). Im übrigen machte er es wie Desmoulins und spottete über den „Weltbürger", über den „Bürger der Universalrepublik". Mitten in diesem niedrigen Gespött ließ er eine Krokodilsträne fließen: „Ach! Ihr unglücklichen Patrioten! Wir können nichts mehr tun, unsere Mission ist zu Ende. Unsere Feinde haben sich über die Bergpartei erhoben und fallen uns in

den Rücken. Seien wir wachsam! Der Untergang des Vaterlandes ist nicht fern!"

Diese berechnete Bewegung, dieser offenbar falsche Ton ergab einen scheußlichen Mißklang. Die Gesellschaft blieb düster und ungerührt wie ein Stein. Aber statt sich zu verteidigen, versank der arme Clootz als wahrer Deutscher in Betrachtungen über den merkwürdigen Vorgang und in Bewunderung für diesen Mann. „Er sprach wie Mahomet," erzählt Clootz (in der von ihm veröffentlichten Broschüre), „während er seinen Roman vortrug, fragte ich mich, wie der von der Inquisition gefangene Jude Orobio in den Verließen von Valladolid sich fragte: ‚Bist du es denn wirklich, Orobio?' Doch nein, ich bin nicht mehr ich!"

Dann wendet er sich ohne Bosheit und Bitterkeit an sein Adoptivvaterland, an das arme Frankreich, das an dem sonderbaren Bedürfnis krankt, sich immer wieder neue Götter zu machen; und er ruft ihm ein geniales Wort zu, das nur allzuwenig beherzigt wurde: „Frankreich! Mache dich frei von Persönlichkeiten!"

Die Jakobiner bewiesen, daß sie eine wohldisziplinierte Gesellschaft waren. Ob sie den Roman Robespierres glaubten oder nicht: sie folgten ihrem Flügelmann und strichen Clootz ohne Einwendung.

Camille verfuhr mit Clootz wie er mit den Girondisten verfahren war. Das „enfant terrible" hatte ihnen die Kehle zugeschnürt und weinte hinterher um sie. Alle Welt hatte in der Nacht vom 30. Oktober gesehen, wie er weinte und sich die Haare ausriß. Und darum bedurfte er am 13. Dezember so sehr der Unterstützung Robespierres.

Er glaubte an diese Unterstützung. Und täuschte sich. Kaltblütig ließ ihn Robespierre stammeln in seiner Verlegenheit, sich verwirren in seinem Gestammel. Endlich — wie eine Frau, die in ihren Tränen und ihrer Schwäche Kraft findet, begann der Stammler plötzlich beredt zu werden. Ein Wort sprang ihm aus dem Herzen: „Ja, ich habe mich oft getäuscht. Sieben von den zweiundzwanzig waren meine Freunde. Ach! Zu meiner Hochzeit kamen sechzig Freunde; alle sind tot oder ausgewandert! — Jetzt habe ich nur noch zwei, Robespierre und Danton." Eine allgemeine Stille trat ein, eine bewegte, ergriffene Stille. Jedem benahm es den Atem.

Er hatte gesiegt. Nun kam ihm Robespierre zu Hilfe; mit grausamer Unhöflichkeit erinnerte er den Begnadigten daran, „daß er der Freund der Lameth, der Mirabeau und Dillon gewesen sei, schließlich aber sei er immer bereit gewesen, die Götzen, die er sich gemacht, wieder zu zerbrechen."

Clootz wurde hinausgesetzt, Camille wieder aufgenommen. Es kam auf dasselbe heraus. Beide gingen dem Tod entgegen.

Eine furchtbare Macht war neu hervorgetreten in diesen beiden Sitzungen, furchtbar besonders durch ihre Unklarheit und Unentschiedenheit. Man hatte Clootz keinen ernsthaften Vorwurf gemacht, eine gewisse Ketzerei ausgenommen. „Clootz hat immer diesseits oder jenseits der Revolution gestanden." Und an einer anderen Stelle heißt es: „Keiner kommt den Föderalisten so nahe wie der unzeitige Prediger der Unteilbarkeit." Man konnte also nach zwei Richtungen irren: Konnte Ketzer sein dem Grade nach oder auch nur der Zeit nach, durch einen zeitlich ungelegenen Standpunkt. Wer konnte dafür bürgen, daß er gerade die schmale Linie fand, an die er sich halten mußte, um den rechten Weg der revolutionären Wohlfahrt zu wandeln? Da die Revolution eine feine und zarte Angelegenheit geworden war und die Regel so leicht verletzbar und so schwierig zu bestimmen, so erstand eine uferlose Willkür hinsichtlich der Einzelfälle. Nicht einmal Robespierre war sicher, rein zu sein. Und woher konnte man nun wissen, wer leben sollte und wer sterben?

Diese Dinge waren geeignet, den Konvent zum Nachdenken zu bringen. Sie gaben ihm den Mut, Robespierres Vorschlag, im Konvent eine ähnliche Handlung vorzunehmen wie bei den Jakobinern, heftig abzulehnen.

Bekanntlich ließen die Israeliten beim Jordanübergang die Ephraïmiten das Wort „Schiboleth" aussprechen, und wer das Wort falsch aussprach, wurde getötet. Ein Verfahren dieser Art beantragte Robespierre am 15. Dezember für den Konvent, und zwar zunächst nur für die stellvertretenden Mitglieder. Die robespierristischen Historiker versichern (und das glaube ich ihnen), alle Mitglieder würden diese Probe bestanden haben. Es handelte sich darum, daß jeder sein Glaubensbekenntnis über alle Ereignisse der Revolution ablegen sollte. Zahllose Meinungsverschiedenheiten wären die Folge gewesen, die tatsächliche Spaltung des Konvents und seine handgreifliche Schwäche wären sichtbar geworden; jedes Bündnis im Interesse der Republik und des Rechts der Versammlung wäre in Zukunft unmöglich gewesen.

Romme, der selbst untadelig war und der Prüfung ruhig hätte entgegensehen können, fühlte, was dahinter steckte; er nahm den Antrag auf sich, zog ihm enge Grenzen und beschränkte ihn auf die Fragen: „Wie denken Sie über den 6. Oktober? Über den 21. Juni? Über die Verurteilung Capets? Über Marat?" Dem stimmte der Konvent zu, zog dann aber auf Thibaudeaus Antrag hin seine Zu-

stimmung zurück und lehnte jedes Glaubensbekenntnis ab; das hatte die Bedeutung, daß der Berg im Falle eines Bündnisses gegen die Diktatur die Parteien auch der gegensätzlichsten Färbung an sich ziehen konnte; wie es wirklich im Thermidor geschah.

Da sich Robespierre daran gemacht hatte, alles zu „säubern", so mußte er auf diesem Wege sehr weit gehen.

Am 10. Dezember wurde Anacharsis Clootz unwürdig befunden, Jakobiner zu bleiben. Am 12. Dezember wurde Camille Desmoulins dessen gerade eben noch würdig befunden. Am 16. schloß man die Adligen aus der Gesellschaft aus, Adlige wie Antonelle, den Obmann der Geschworenen in den Prozessen gegen die Königin und die Girondisten. Aber die Priester schloß man nicht aus.

Robespierre hatte zwei Tage zuvor in einem Aufruf an Europa „gegen die Scheinphilosophie" die Revolution entschuldigt: „Wir sind keine Frevler"; aber das sagte er nicht bloß, das bewies er auch, indem er verhinderte, daß die Priester aus der Gesellschaft gestrichen wurden.

Und dennoch, in wieviel geringerem Grade als jene bildeten die Adligen im allgemeinen eine Körperschaft! Wieviel lockerer war ihr Verband und ungeeigneter, zusammenzuwirken und seine Anstrengungen und Pläne gemeinsam zu berechnen!

Die Priester, diese gefürchtete Körperschaft, die gefährlichen, unentwegten Hüter der ganzen gegenrevolutionären Überlieferung, sind um eines Eides willen (von dem sie durch die Vorschriften von vornherein entbunden sind) gute Republikaner, werden als solche erachtet und aufgenommen.

Im Allerheiligsten aufgenommen. Dieselbe Gesellschaft, die sich das Säubern zur Aufgabe gesetzt hat, die in der Revolution wie das Jüngste Gericht wirkt, die einen zur Macht erhebt und die andern in den Tod sendet! — sie vermischt sich mit den Priestern. Merkwürdige Verkuppelung zweier so feindlicher Geister!

Am Tage nach der großen Rede Robespierres, durch die die Hoffnung der Priester neu belebt wurde, hatte Chaumette gesagt: „Wenn ihr nicht acht gebt, werden sie Wunder tun:"

Sie verwahrten die Wunder für die Vendée.*) In Paris tat man für sie Wunder. Der Wohlfahrtsausschuß vollbrachte die wunder-

*) In der Vendée nehmen die Wunder überhand. Die Guillotinierten stehen auf; es kommen Leute, die das rote Mal der Guillotine an ihrem Halse zeigen. — Im Tabernakel hat der Teufel in Gestalt einer schwarzen Katze gesessen, als ein vereidigter Priester die Hostie herausnehmen wollte. — Warum kannten die Republikaner bei einer der Schlachten schon vorher die Schlachtordnung der vendéeischen Armee? Weil ein konstitutioneller

bare Tat, mitten in der Revolution die Zensur wiederherzustellen und den Theatern nicht allein die Nachahmung der katholischen Zeremonien, sondern auch den Gebrauch priesterlicher Kostüme zu untersagen. Eine Menge von Stücken, alle auf Grund der Erwartungen verfaßt, die man an den 16. November knüpfte, wurden verboten und konnten nicht erscheinen. Die Zensur dehnte sich weiter aus auf die Zeitungen, und der Bischof von Blois setzte es durch, daß man ein Blatt mit dem Titel „La Confession" verbot.

Von diesem Tag an beruhigten sich die Bruderschaften. Im Faubourg Saint-Jacques bestanden immer noch Bruderschaften von Frauen. Man ging erst am 5. Thermidor gegen sie vor aus Haß gegen Robespierre.

Das Vertrauen des Klerus zu seinem Beschützer ging so weit, daß man im Januar in der Jesusstiftung Messe und Vesper so laut sang, daß man sie nicht nur auf der Straße, sondern auch in weiterer Entfernung bei den Gefangenen von Port-Libre hören konnte; diese folgten bequem in ihrem Gefängnis in der Rue Saint-Jacques dem Meßamt. (Mémoire sur les prisons, 23 Nivôse, Bd. II, S. 32.)

Ebenso war's in der Rue Saint-André-des-Arts, wo alle Welt im Vorübergehen die Messe hören konnte; und das geschah in der Nähe des Pont-Neuf, das heißt im Mittelpunkt von Paris.

Pfarrer die Gestalt eines Hasen angenommen hatte, um sich heranzuschleichen: man hat ihn zwischen zwei Ackerfurchen gesehen; vergebens gab man auf das teuflische Tier mehr als fünfhundert Flintenschüsse ab. (Handschriftliche Memoiren Mercier du Rocher's.) — Glücklicherweise haben die Vendéer einen Magier an der Spitze, der nicht vom Teufel, sondern von Gott kommt, den frommen Zauberer Stofflet.

Fünfunddreißigstes Kapitel

Erneuerung des Königtums
Siege: Landau, Toulon, Le Mans
(Dezember 1793)

Man verlangt, daß der Ausschuß jeden Monat erneuert wird. — Eine langsame Erneuerung war notwendig. — Die dauernde Abschwächung hätte die Regierung zu sehr geschwächt. — Diktatorische Dreieinigkeit. — Missionen der Robespierristen. — Robespierre der Jüngere in Toulon. — Saint-Just in Straßburg. — Hoche und Pichegru. — Kampf Baudots und Lacostes gegen Saint-Just. — „Le Vieux Cordelier." — Ein Robespierrist schlägt die Amnestie vor. — Desmoulins fordert einen Ausschuß der Milde.

Ein schweres Verhängnis lastete auf Frankreich. Die Unfähigkeit zum Zusammenschluß, der Mangel an Sinn zur Einigkeit, den eine lange Knechtschaft geschaffen und stark gemacht hatte, die Macht der monarchischen Gewohnheiten: alles leitete zum Königtum zurück. Tatsächlich sann kein Mensch auf die Tyrannei. Und dennoch erstand sie wieder. Vermöge ihres moralischen Zustandes verschwor sich die Nation gegen sich selbst. Da sie immer unmündig gewesen und auf ihre Mündigkeit durchaus nicht vorbereitet war, so führte ihre Mattheit sie bereits zur Abdankung und brachte sie wieder auf die schiefe Ebene der unfreiwilligen Rückkehr zur Herrschaft eines einzigen.

Der Krieg und die dringende Gefahr, in welcher sich Frankreich vor Wattignies befanden, verlangten die Diktatur. Seither war Frankreich zwar immer noch an den Grenzen angegriffen, aber nicht mehr im Mittelpunkt bedroht; es galt also zu prüfen, ob die Diktatur nicht durch eine teilweise Erneuerung des Wohlfahrtsausschusses eingeschränkt werden konnte.

Das ist es, was Bourdon von der Oise und Merlin von Thionville am 12. Dezember verlangten.

Merlin beging den Fehler, eine monatliche Erneuerung vorzuschlagen, wodurch die Regierung zu sehr geschwächt worden wäre.

Es handelte sich nicht darum, die Männer aus dem Ausschuß zu entfernen, die dessen Stärke und Ruhm ausmachten: die Führer der öffentlichen Meinung, die großen Redner oder auch jene unermüdlichen Arbeiter, die gerade jetzt unter ungeheuren Mühen alle Verwaltungen neu schufen. Vielmehr war nur irgendeine geringfügige Änderung im Ausschuß vonnöten, damit das Recht der Republik ge-

wahrt blieb, und damit der souveräne Ausschuß sich seiner gesetzlichen Abhängigkeit von der Versammlung, dem geistigen Urheber und Schöpfer und der einzigen Quelle seines Rechtes, bewußt blieb. Der Konvent hatte für die kritische Zeit einen Sammelkönig eingesetzt, unter der wohlverstandenen Bedingung, daß dieser durch die Absetzbarkeit von dem früheren Königtum genügend unterschieden sein würde.

Das war die Ansicht der Klügsten, auch im Ausschuß selbst. Und dahin ging der Rat Lindets, der mehrere einflußreiche Mitglieder des Konvents bat, für die teilweise Erneuerung zu wirken. Unglücklicherweise machte Merlin selbst die Sache wenig annehmbar, indem er sie übertrieb und verlangte, daß jeden Monat ein Drittel des Ausschusses ausscheide.

Die Erneuerung mußte langsamer geschehen, aber schließlich, geschehen mußte sie. Brachte es die Versammlung bei dem wachsenden Bedürfnis nach Vereinheitlichung nicht fertig, den Ausschuß durch stufenweise gesetzliche Änderungen mit sich in Einklang zu bringen, so war die gewisse Folge, daß der Ausschuß, uneins mit ihr, versuchen würde, sie seinerseits zu säubern und zurechtzustutzen, bis sie sich wehrte und ihn vernichtete. So geschah es im Thermidor, aber es zog auch den Untergang der Republik nach sich.

Man kann durchaus nicht behaupten, der Ausschuß hätte alles, was an Leben und Geist im Konvent vorhanden war, so völlig an sich gezogen, daß es unmöglich war, auch nur eins seiner Mitglieder zu ersetzen. Mehrere Mitglieder des Ausschusses waren Menschen zweiten Ranges. Sie hätten zweifellos durch gewisse bekannte Montagnards ersetzt werden können, deren Name sich in den Alpen, den Pyrenäen und am Rhein Glanz erworben hatte; oder durch große Bürger, Männer von Grundsätzen, wie Romme; schließlich durch Cambon, dessen Grand-Livre die Versammlung soeben angenommen hatte. Daß ein so bedeutender Mann fehlte, blieb immer eine Ursache der Schwäche für den Sicherheitsausschuß.

Der Nutzen, den die Erneuerung bringen mußte, war so handgreiflich, daß der Ausschuß nichts dagegen einzuwenden wagte. Da kam ihm ein Rechtsgelehrter zu Hilfe; Cambacérès, der seit dem 3. Juni an Robespierre vieles gut zu machen hatte, trat für den Ausschuß ein. „Der Zwang der Erneuerung," sagte er, „würde die Vollgewalt der Versammlung einschränken, die Erneuerung soll aus freiem Entschluß hervorgehen. Jedes Mitglied muß sein Recht frei ausüben dürfen."

Man verschob die Abstimmung auf den folgenden Tag; und am folgenden Tag sagte ein radikaler Robespierrist, Jay-Sainte-Foy,

den unverschämten Satz: „Wie ich höre, verlangt man die namentliche Abstimmung. Ja, man müßte sie fordern, um die Leute kennen zu lernen, die für eine dem Feind so günstige Maßregel stimmen.“ Es folgte ein überschwengliches Lob auf den Wohlfahrtsausschuß; der Ausschuß allein hatte alles gemacht. Die Versammlung gab nach und stimmte bedingungslos für Neubestätigung ohne Veränderungen.

Niemand verlor damit mehr als der Ausschuß selbst. Er fiel nun unmittelbar unter die Herrschaft Robespierres.

War diese Herrschaft allmächtig bei den Jakobinern und drückend im Konvent, so wurde sie zermalmend im Wohlfahrtsausschuß.

Zweimal hatte sie sich äußerlich kundgetan, nackt und schonungslos:

Am 21. November strafte Robespierre den Konvent Lügen, ohne Rücksicht auf den Beschluß vom 16. desselben Monats.

Am 12. Dezember setzte er die Jakobiner solange unter Druck, bis sie sich zu dem beschämend-wankelmütigen Verfahren verstanden, den Mann auszuschließen, den sie gerade zu ihrem Vorsitzenden ernannt hatten.

Der Konvent besaß die Autorität, und die Jakobiner besaßen die Macht.

Konvent und Jakobiner, Autorität und Macht, alles hatte sich gebeugt. Ein Mann besaß mehr Autorität als die Autorität, war mächtiger als die Macht.

Man hat grundfalsche Vorstellungen von dem Wesen des Wohlfahrtsausschusses. Man denkt, dort seien die großen Maßnahmen beraten worden. Nichts ist weniger richtig.

Seine Register berichten nichts über die entscheidendsten Vorgänge; sie enthalten beredte Lücken. Selbst wenn man es nicht wüßte, würden sie hinreichend beweisen, daß die großen revolutionären Angelegenheiten nicht gemeinsam behandelt wurden.

Robespierre, der eine Mann in drei Personen, war die Regierung.

Die diktatoriale Dreieinigkeit, Robespierre, Couthon, Saint-Just, war sich selbst genug. Drei Unterschriften genügten, damit ein Beschluß oder der Vorschlag eines Erlasses als Werk des vereinigten Ausschusses galt. Oft erfuhr der Ausschuß zu seinem Erstaunen erst durch die Zeitungen, was er gewollt und was er bestimmt hatte.

Und doch stützte sich die Dreieinigkeit gewöhnlich auf die Festigkeit Billaud-Varennes', auf die Biegsamkeit Barères und auf das hitzige Schauspielergenie Collot d'Herbois'.

Billaud und Collot, die beiden Terroristen, waren am 6. September eingetreten und hatten die Aufgabe, Robespierre zu überwachen

und ihn zu vernichten, falls er auf dem Umweg über die Milde zur Tyrannei zu gelangen suchte.

Die regierende Dreieinigkeit, die über dem Ganzen stand, arbeitete durch zwei Dinge, die zwar keineswegs zusammen stimmten, ihr aber prächtig dienten.

Auf Billaud, jenen unentwegten, außerhalb aller Parteiinteressen stehenden Vertreter der Schreckensherrschaft, sich berufend konnte sie sagen: Ich bin die revolutionäre Regierung.

Auf Lindet, Carnot, Prieur, Jean-Bon Saint-André weisend, sagte sie: Ich bin die Ordnung, die Umsicht und der Sieg.

Diese großen, bewundernswerten Arbeiter hatten Frankreich den unschätzbaren Dienst erwiesen, der furchtbaren Unordnung Herr zu werden *). Man hatte das hébertistische Königreich des Kriegsministers unter Carnot, Prieur und Lindet aufgeteilt. Diese ersetzten den Minister, machten seine Fehler wieder gut, aber machten ihn selbst unglücklicherweise nicht unschädlich. Sie schufen sich eigene Büros, schlossen sich ab und taten ihre Arbeit. Es gab einen Chef des Krieges und einen Chef der militärischen Verwaltungen (Lebensmittel, Transporte, Bekleidung usw.); diese standen im übrigen den

*) Jeden Tag wurde Lindet von Carnot über die Bewegungen der Armeen unterrichtet. Lindets Aufgabe war es, die Hilfsquellen zu finden: Lebensmittel, Transport, Ausrüstung, Bekleidung, Lagerbedarf usw. Die Schwierigkeiten wuchsen in dem Maße, als das Aufgebot seine Wirkungen zeitigte. Frankreich fühlte sich sicher, wenn es an seine einzelnen Armeen, an die eine Million zweihunderttausend Mann dachte. Aber die Verwaltung war entsetzt. „Welcher Staat kann dies ungeheure Volk in Waffen unterhalten! Wir verderben, wenn wir nicht in Feindesland einfallen," sagte Lindet zu Carnot. Als der Ausschuß Lindet von seiner Mission zurückberief (2. November), fragte der, wo die drei Verwaltungen wären, die ihm anvertraut seien, und man zeigte ihm . . . das Nichts. Die Verwalter des Bekleidungsamtes saßen seit vier Monaten im Gefängnis: man hatte nicht daran gedacht, daß man sie ersetzen müsse. Auf Lindets Fragen hatte man nur die Antwort: „Wir werden die revolutionäre Armee haben." Wenn man dieser Armee im Inneren Freiheit ließ, so hätte sie durch ihre Razzias die Armeen und die festen Plätze ernähren können. Frankreich wäre vielleicht verteidigt gewesen; aber es hätte nicht mehr viel zu verteidigen gegeben, denn nur Wüste und Vulkane konnten übrig bleiben. — Welche Mittel sollte man anwenden? Konnte man zu fremder Hilfe seine Zuflucht nehmen? Nein. Frankreich, von allen Seiten bedrängt, war eine belagerte Festung. Konnten die großen öffentlichen Dienste, die man organisieren mußte, Erwerbsgesellschaften anvertraut werden? Keine Gesellschaft hätte Vertrauen eingeflößt, und tatsächlich konnte keine durch ihre Hilfsquellen für die Schaffung des ungeheuren Bedarfs bürgen. Man mußte nichts Geringeres als ganz Frankreich selbst, ganz Frankreich ohne Vorbehalt, zu dieser ungeheuren Leistung heranziehen, die Frankreichs Rettung gleichkam. Ein magisch-mächtiges Wort griff hier helfend ein: Requisition. Um die

Geschäften fern, und die hohe diktatoriale Dreieinigkeit wurde in keiner Weise von ihnen beunruhigt. Ihre sechzehnstündige tägliche Arbeit machte sie zu äußerst bequemen Amtsgenossen. Sie unterzeichneten, meistens ohne zu lesen, was ihnen geschickt wurde, und unterstützten die Drei mit ihren ehrenwerten Namen, ihrer bekannten Rechtschaffenheit und ihrem offenbaren Einverständnis, während gleichzeitig der Erfolg ihrer Arbeiten auch den Ruhm der Drei mehrte.

Alles wirkte zusammen, um die Diktatur der Drei zu begünstigen. Die Gewalttätigkeit der von Billaud und Collot betriebenen Schreckensherrschaft, der Schutz, den die kleinen Lokaltyrannen durch den Sicherheitsausschuß genossen, trieben die Bevölkerung zur Verzweiflung und lenkten deren Blicke um so eher nach oben, zu der hilfreichen Dreieinigkeit empor.

Wodurch wurden die vierzehn Armeen Frankreichs ergänzt und verpflegt? Durch die Requisitionen (an Menschen, Pferden, Getreide, Geld, Tuch, Schuhwerk usw.). Keine Requisitionen ohne den Schrecken, kein Schrecken ohne Tyrannei. Sollte die Tyrannei

---

Bekleidungsfrage zu lösen, machten es Carnot und Lindet jedem Bezirk zur Pflicht, ein Bataillon oder eine Schwadron zu bekleiden und auszurüsten. Für die Verpflegung wurde Korn requiriert und nach und nach gelagert, so daß es von der Mitte zu den Armeen strömte. Für die Transporte requirierte man jedes fünfundzwanzigste Pferd und jedes zwölfte Maultier, was vierundfünfzigtausend Köpfe ergab. Diese harten Maßregeln wurden durch Lindets Weisheit nach Möglichkeit erleichtert. Er stellte den Mißbrauch ab, unter dem der Bauer im Anfang zu leiden gehabt hatte, wenn Getreide requiriert wurde oder militärische Transporte auf vierzig und fünfzig Meilen auszuführen waren. Jeder Bezirk führte hinfort sein Korn nur bis zu seinen Grenzen. Es wurde kein anderer Transport über zehn Meilen hinaus gefordert. Bei dieser notwendigen Tyrannei verfuhr man mit gemäßigter Festigkeit, die Bewunderung zur Folge hatte. Die Bezirke Commercy und Gondrecourt hatten die Kornlieferungen verweigert; die Agenten dieser Bezirke schwebten daher in Todesgefahr. Lindet ließ sie nach Paris kommen, klärte sie auf, setzte ihnen die allgemeine Zwangslage auseinander, rettete sie und schickte die reuigen Sünder wieder heim. — Lindets Lage war zweideutig und schwierig. Wer gab ihm die Erlaubnis zu diesen Requisitionen? Wer hinderte ihn, die Hilfsquellen auszunutzen, die ihm der Handel geboten hätte? Seit seinem Eintritt in die Geschäfte hatte er versucht, die Kaufleute für die Gründung einer Gesellschaft zu interessieren, welche die uns fehlenden Dinge aus Afrika, Italien und den Vereinigten Staaten beschaffen sollte. Aber einerseits wurden die Neutralen durch das mitleidlose Verfahren unserer Kaperschiffe gereizt und veranlaßt, unsere Küsten zu meiden; anderseits verstiegen sich die blinden Terroristen zu der Drohung, die Agenten Lindets hinzurichten, weil deren Handeln von Eigennutz bestimmt sei.

örtlich oder allgemein sein? Die Unerträglichkeit der ersteren weckte den Wunsch nach der anderen.

Das besiegte, verdächtige, royalistische oder girondistische Frankreich wünschte sich einen guten Tyrannen gegen den lokalen Schrecken, von dem es überall verfolgt wurde.

Das siegreiche, republikanische und bergparteiliche Frankreich litt bereits unter dem Aufstieg des gefürchteten politischen Vormunds.

Das Ganze wurde in dem schon angeführten Jakobinerwort zusammengefaßt: „Hoffen wir auf einen rettenden Gott."

Dieser Gott trat in gewissen Augenblicken hervor und griff tatsächlich oft in einer klugen und nützlichen, der Freiheit aber nur um so schädlicheren Weise ein. Die „Sendboten" Robespierres erschienen wie von einer höheren Macht geschickt und hatten eine beherrschende Stellung im Vergleich zu denen des Konvents. Couthon, Saint-Just, der jüngere Robespierre und andere, selbst niedere Agenten gewöhnten die Bevölkerung daran, ihre Hoffnung auf Heil nicht mehr auf sich selbst zu setzen, auf Frankreich oder die Nationalversammlung, sondern auf eine Persönlichkeit.

Wir haben gesehen, mit welch sonderbaren, meisterhaften und volkstümlichen Mitteln es Couthon gelang, große Scharen von Bauern aus der Auvergne an sich zu ziehen, zu besolden und zum Angriff auf Lyon zusammenzubringen; dann, als das Unglück über der unglücklichen Stadt hing, übte er plötzlich Gnade, gebot der Rache Einhalt und verließ die Stadt erst, nachdem er sie überzeugt hatte, sie wäre gerettet, wenn sie niemanden zu fürchten hätte als Couthon und Robespierre.

Zu den Jakobinern heimgekehrt, dachte Couthon nicht daran, sich dem Besieger Lyons, Dubois-Crancé, gegenüber geziemend zu verhalten; er sprach mit ihm nicht als Kollege, sondern als Richter, verhörte ihn und ließ deutlich empfinden, welcher Abstand zwischen einem Mitglied des Wohlfahrtsausschusses und einem einfachen Volksvertreter war. Ein Vertrauensmann Robespierres, Jullien von der Drôme, machte der Sache ein rasches Ende. Man veranlaßte Dubois-Crancé zu schweigen.

Der jüngere Robespierre, der keineswegs Couthons Bedeutung besaß, erlangte in seiner Touloner Mission, ob er wollte oder nicht, die Bedeutung eines Fürsten, ein gleichsam dynastisches Ansehen. Ebenso wie Couthon die Früchte des ohne ihn erreichten Erfolges in Lyon geerntet hatte, so kam dieser junge Mann gerade rechtzeitig, um die Ehre des so volkstümlichen Kampfes im Süden zu teilen. Da man sehr viel Artillerie von Lyon und den Alpen heran-

geschafft und nebst bedeutenden sonstigen Kräften rings um Toulon aufgestellt hatte, da anderseits die belagerten Engländer und Spanier nichts hatten tun können, um festen Fuß im Lande zu fassen, so war der Erfolg gewiß. Er war durch Frérons und Barras' Anstrengungen schon weit vorgerückt. Robespierre wollte die beiden abberufen lassen, damit sein Bruder allein den Befehl hatte. Sie wurden rechtzeitig gewarnt (27. Oktober).

Eine riesige Abordnung aus vierhundert Volksgesellschaften des Südens erklärte, sie wolle Barras und Fréron behalten, denn diese ständen allein auf der Höhe und seien gemäßigter Neigungen unverdächtig. Der jüngere Robespierre konnte seine Mission also nur als Gehilfe der beiden anderen antreten. Dennoch wurden diese zurückgedrängt. Robespierre hielt eine Art Hof; ein Herd von Intrigen und Ehrgeiz bildete sich um ihn. Ein junger Artillerieoffizier, der Korse Bonaparte, ein außergewöhnlich unruhiger Geist, hatte sich ganz an Barras und Fréron (das heißt an die Dantonisten) angeschlossen. Als der jüngere Robespierre eintraf, wurde er Robespierrist und ließ dem Wohlfahrtsausschuß einen Plan vorlegen, der dem seines eigenen Generals Dugommier entgegen war. Als der Wind aber dennoch nach links wehte, glaubte der vorsichtige junge Mann, der Schutz der beiden Robespierre reiche nicht aus für ihn. Noch am gleichen Abend, da er Toulon betrat, schrieb er einen äußerst heftigen Brief an den Konvent und unterzeichnete ihn mit „Brutus".

Barras und Fréron kümmerten sich nicht um die Politik der beiden Robespierre und um ihre aus Eigennutz entspringenden milden Absichten; sie befolgten das Gesetz buchstäblich und ließen zunächst achthundert Bewaffnete erschießen.

Noch klarer verliefen die Dinge in Straßburg. Saint-Just erschien nicht als Abgeordneter, sondern als ein König, als ein Gott. Besaß er schon ungeheure Vollmachten über zwei Armeen und fünf Departements, so machte ihn seine hohe und stolze Natur noch größer. In allem, was er schrieb und sagte, in seinen kleinsten Handlungen, äußerte sich der Held, der kommende große Mann, aber seine Größe war nicht von der Art, wie sie Republikanern geziemt. Der Gedanke eines ruhmvollen Tyrannen, wie ihn Montesquieu in seinem berühmten Dialog in bezug auf Sulla dargelegt hat, erschien in diesem erstaunlichen jungen Mann durchaus verwirklicht, ohne daß man noch deutlich unterscheiden konnte, was an ihm Fanatismus, was Tyrannei der Grundsätze und Tyrannei des Charakters war. Ein so vor den anderen herrschender Mensch wäre in anderen Städten nicht

zwei Tage lang geduldet worden. Athen würde ihm die Bürgerkrone gegeben und ihn aus ihren Mauern vertrieben haben.

Ich will noch kurz bemerken, daß das Urbild des amtlichen Stiles, wie er später von geschickten Nachahmern so glänzend angewandt wurde, nichts anderes ist als der Stil Saint-Justs.

Dieser so gewalttätige junge Mann bewies sich gleichzeitig vollendet geschickt. Er traf genau das Ideal des Schreckens, denn er erzielte alle dessen Wirkungen, ohne daß er Blut zu vergießen brauchte.

Das war die Folge des tiefen und plötzlichen Eindrucks, mit dem er gleich zu Anfang die Gemüter packte.

Die führende Rolle in Straßburg spielte der frühere Kapuziner Schneider, ein in der Literatur des Altertums bewanderter Mann, der seiner deutschen Sprache mächtig war, ein feuriger Prediger und von den Frauen angebeteter Beichtvater *).

Schneider war ein hitziger Demokrat nach Art der ehemaligen Wiedertäufer, des Schneider-Königs von Leyden, der hinsichtlich der Zahl der Frauen Salomon den Vorrang abzulaufen behauptete. Dieser Mönch war unersättlich; er begnügte sich nicht mit den Frauen, die aus freien Stücken zu ihm kamen, sondern, so versichert man, er ließ sich auch Frauen beschaffen, wenn er unterwegs war.

Doch wollte er sich schließlich binden und zwang eine mit Gewalt und Drohungen (?) zur Heirat. Abends führte er seine Braut mit

---

*) Eulogius (eigentlich Johann Georg) Schneider, geb. 20. Oktober 1756 in Wipfeld (Unterfranken), wurde 1777 Franziskaner und 1789 Professor der griechischen Literatur in Bonn. 1791 übersiedelte er nach Straßburg, wo er sich mit Begeisterung der Revolution anschloß. Schneider wurde Munizipalrat und öffentlicher Ankläger beim elsässischen Revolutionstribunal. Er war der Führer der deutschen Jakobiner, ein überschwenglicher Idealist, der sich an den Freiheitsideen der Revolution berauschte. Als Dekan und Professor der katholischen Fakultät war er bestrebt, die Lehre der Kirche mit der Revolution zu versöhnen. Seine Antrittspredigt, die er am 10. Juli 1791 im Straßburger Münster hielt, behandelte das Thema: „Die Übereinstimmung des Evangeliums mit der neuen Staatsverfassung der Franken". Dieses politische Glaubensbekenntnis vertrat Schneider auch in seinen akademischen Vorlesungen. Später wurde er ganz ins radikale Lager der Jakobiner gedrängt und überwarf sich schließlich mit dem Bürgermeister Dietrich, seinem Gönner, der ihn an die Straßburger Universität berufen hatte und gegen den Schneider nun als Belastungszeuge vor dem Schwurgericht in Besançon auftrat. Schneider entsagte freiwillig seinem Priesterstand und huldigte dem Kultus der reinen Vernunft. Immerhin verhinderte er die von den Pariser Volksrepräsentanten befohlene Zerstörung des Münsters, indem er eine phrygische Mütze auf der Turmspitze anbringen ließ. Am 14. Dezember 1793 heiratete Schneider eine Bürgerstochter Schramm aus Barr, in deren Eltern-

großem Lärm im Viergespann nach Straßburg heim. Es war schon spät für einen im Kriegszustand befindlichen Platz; die Tore waren geschlossen, er ließ sie öffnen. Dies und die Behauptung, sein Aufwand und sein Wagen verrieten aristokratische Neigungen, benutzte Saint-Just als Vorwand, ihn noch in der Nacht aus dem frischen Ehebett heraus verhaften zu lassen; am nächsten Morgen traute Straßburg seinen Augen kaum, als es seinen Tyrannen an den Pfosten der Guillotine gefesselt sah. In dieser jämmerlichen Lage mußte Schneider drei Stunden bleiben, dann wurde er fortgebracht — nach Paris, zum Tode.

Während der Schaustellung erschien Saint-Just auf dem Balkon seines Hauses am Platz und betrachtete den armen Sünder mit hochmütiger Kälte. Die katholische Bevölkerung erkannte in der Demütigung jenes Abtrünnigen die Hand Gottes und überhäufte den Gesandten Gottes und Robespierres mit Segenswünschen.

Unparteiisch schickte Saint-Just mit Schneider zusammen die Gegner Schneiders nach Paris, die Verwalter der Stadt, die im Verdacht standen, diese ausliefern zu wollen. Im übrigen floß kein Tropfen Blut. Nur mußten bei Strafe der Schaustellung an der Guillotine Requisitionen für die Rheinarmee geleistet werden. Geschickt hielt Saint-Just das Gleichgewicht zwischen den beiden fanatischen Richtungen, die sich in der Stadt bildeten. Um der einen zu gefallen, machte er bekannt, daß die Figuren am Portal des

haus er verkehrte. Als er mit seiner jungen Frau tags darauf nach Straßburg zurückkehrte, wurde er von der Nationalgarde auf Befehl der Repräsentanten verhaftet, denen Schneider nicht radikal und brutal genug gegen die Bürger vorgegangen war. Am 1. April wurde er vom Pariser Wohlfahrtsausschuß zum Tode verurteilt und eine Stunde später hingerichtet. Schneider war ein temperamentvoller, sanguinischer Mensch; der grausame, blutgierige Wüterich, den die Legende aus ihm gemacht hat, ist er niemals gewesen. Er war im Gegenteil stets bestrebt, Ungerechtigkeiten zu verhindern; nach den Protokollen des elsässischen Revolutionstribunals wurden auf Schneiders Betreiben 30 Angeklagte zum Tode verurteilt, von denen 29 hingerichtet wurden. Sein energisches Vorgehen gegen Wucher und Preistreiberei zog ihm den Haß der Revolutionsschieber zu, die ihn bei Saint-Just und Lebas verleumdeten. Die von den Repräsentanten eingesetzten öffentlichen Ankläger haben viel mehr Menschenleben im Elsaß auf dem Gewissen als der fränkische Exfranziskaner Eulogius Schneider, der nicht schlechter, dafür aber ein gut Teil besser und gerechter war als die meisten anderen Revolutionsmänner. Vergleiche die beiden Biographien Schneiders von Lersch (1845) und Hertz (1862), ferner Eulogius Schneider, philosophiae et theologiae Doctor, der öffentliche Ankläger beim Revolutionsgericht zu Straßburg, Vortrag von Dr. phil. Carl Wilhelm Faber, Mülhausen 1886. Anmerkung des Herausgebers.

Münsters zerstört werden sollten, und um die andere zu schonen, ließ er die Figuren mit Brettern verkleiden.

Die militärische Rolle Saint-Justs und seines Gefährten Lebas ist völlig entstellt worden. Die französische Gewohnheit, alles auf die Zentralgewalt zu beziehen, hat in diesem Falle alle Darsteller irregeleitet. Wir wollen den tatsächlichen Verlauf nach den in den Archiven des Kriegsministeriums befindlichen Akten wiederherstellen.*)

Zur gleichen Zeit, als Saint-Just und Lebas, die Mitglieder der hohen Ausschüsse, in Straßburg bei der Rheinarmee eintrafen (Ende Oktober), begaben sich zwei Abgeordnete der Bergpartei, Lacoste und Baudot, zur Moselarmee. Beide Armeen wurden von zwei Soldaten befehligt: die Rheinarmee von dem trägen und politisch denkenden Pichegru, dessen maßlose Unterwürfigkeit Saint-Just gefiel; Lacoste und Baudot hatten durchgesetzt, daß der Befehl über die Moselarmee Hoche gegeben wurde, einem früheren französischen Gardisten, der bei Dünkirchen Wunder verrichtet hatte. Er war ein junger Pariser von sechsundzwanzig Jahren, außergewöhnlich begabt und unheimlich feurig; er hatte früher schon an Marat geschrieben und später an Carnot, dieser war erstaunt über ihn und sagte: „Dieser Sergeant wird es weit bringen.“

Baudot und Lacoste, die vom Kriege nicht das geringste verstanden, benahmen sich prachtvoll. Sie traten nicht als Abgeordnete auf, sondern als furchtlose Soldaten, hart, nüchtern, zufrieden mit

*) Diese Akten bestehen aus den Briefen Baudots und Lacostes (Dezember 1793). Sie berichtigen nicht nur die militärische Geschichte, sondern zeigen auch unverhüllt, welche Empörung unter den Abgeordneten herrschte über die höheren und „fürstlichen“ Missionen der Mitglieder der Ausschüsse: „Glauben Sie wohl, daß die Generale nicht für nötig hielten, uns von ihren Operationen Mitteilung zu machen, daß sie aber Saint-Just und Lebas davon unterrichteten, die acht Meilen vom Schlachtfeld entfernt waren? Das ist die Wirkung der Trennung der Gewalten. Unsere Mission erscheint untergeordnet und abhängig von dem Wohlwollen der Chefs, an die man alles zu berichten vorgibt. Wir sind nicht gewillt, die nationale Vertretung so erniedrigen zu lassen. Wir werden diese kleinen Intrigen damit beantworten, daß wir Brot und Stroh mit den Soldaten teilen, die Generale zwingen, ihre Pflicht zu tun, und unsere Kollegen, mit uns als Gleichberechtigten zu arbeiten.“ Archives de la guerre.) Herr Moreaux, ein Sohn des tapferen und patriotischen Generals gleichen Namens (nicht zu verwechseln mit dem Bretonen Moreau, dem General der Verbündeten im Jahre 1812), hat die Güte gehabt, mir diese Briefe, zusammen mit denen seines Vaters, die ich später benutzen werde, zur Verfügung zu stellen. Außer dieser Namensgleichheit hat Moreaux noch das Unglück gehabt, daß man nebst anderen Waffentaten den Anteil vergaß, den er mit Marceau an der Einnahme von Coblenz hatte.

einem Lager im Schnee der Vogesen. Vermöge eines starken Verstandes, der ans Geniale streifte, brachen sie ferner mit der terroristischen Gewohnheit, die Generale durch tägliche Anklagen und Denunziationen ständig unter der Furcht vor Knute und Beil zu halten. Sie glaubten an die gute Natur der Menschen, glaubten an die Republik und glaubten nicht, daß ein Mensch jemals gegen das Vaterland rivalisieren könne. Sie verstanden, daß kein Sieg zu erwarten war ohne Einigkeit, und daß die militärische Einigkeit in dem Einssein von Seele und Körper, von General und Soldaten bestand. So wählten sie zum General den beliebtesten und liebenswürdigsten, den der Himmel am reichsten begabt hatte, einen Mann, der den ganzen Zauber Frankreichs in sich barg — das Ebenbild des Sieges.

Die Armee war begeistert von ihm, bevor er noch etwas getan hatte. Ein Offizier schrieb: „Ich habe den neuen General gesehen. Sein Blick ist stolz und weit wie der des Adlers. Er ist stark wie das Volk, jung wie die Revolution."

Hoche hatte die Preußen vor sich und Pichegru die Österreicher. Hoche mußte die Vogesenlinie durchstoßen, Landau entsetzen und sich mit Pichegru zu vereinigen trachten. Die Moselarmee hatte am meisten zu tun und hatte bis dahin die größten Opfer gebracht; man hatte sie oft zugunsten der Nordarmee geschwächt und noch unlängst zugunsten der Rheinarmee, die ihr sechs Bataillone entzog. Aber noch mehr war sie geschwächt durch ihre lange Untätigkeit, durch die Vermischung mit dem Massenaufgebot, durch Zuchtlosigkeit. Hoche besaß Verständnis für die Schwierigkeiten. Eine solche Armee besaß die Fähigkeit zu stürmischem Anlauf, war aber wenig geeignet zu vorsichtigen Manövern. Es war schwer, die methodischen Ideen des Ausschusses zu befolgen. Schnelligkeit war alles. Hoche schaffte mitten im Dezember die Bagage ab und sogar die Zelte. Da seine ersten Angriffe unglücklich verliefen, so versuchte er es zum zweitenmal mit außergewöhnlicher Erbitterung. In der ganzen Armee erscholl der Ruf: „Landau oder den Tod!"

Es kam ihm aber jetzt zustatten, daß er von der Pike auf gedient hatte. Als Adliger wäre er verdächtigt, abgesetzt und hingerichtet worden; so aber erhielt er von Saint-Just und Lebas einen beruhigenden und großmütigen Brief. Lacoste und Baudot hielten unentwegt zu ihm und kämpften mit ihm. Die Preußen wichen; die Moselarmee trat aus den Vogesen heraus und rückte in die Ebene; Landau wurde gerettet, die Verbindung mit Pichegru hergestellt. Bei der Begegnung umarmte Hoche den Pichegru und schrieb dann über

diesen Vorgang: „Was ist nur los mit diesem Pichegru? Seine Wangen waren kalt wie Marmor." — Der erste, aus Landau datierte Bericht stammte von Pichegru. Barère sprach von dem Siege, ohne Hoche auch nur zu erwähnen.

Wie sollte die Sache weitergehen? Wer sollte den Befehl über die beiden zu gemeinsamem Handeln verbundenen Armeen führen? Saint-Just verschmähte es, Baudot und Lacoste seine geheimen Instruktionen mitzuteilen. Diese wurden endlich solcher Schweigsamkeit und der Untätigkeit Pichegrus überdrüssig. Sie setzten ihr Leben auf eine Karte und gaben Pichegru am 24. Dezember den Befehl, sich unter Hoches Kommando zu stellen. Nun ging alles wie der Blitz. Hoche warf sechstausend Mann über den Rhein auf die Nachhut des Feindes. Dann hetzte er selbst in fünftägigen, furchtbar erbitterten Kämpfen den Feind zu Tode und trieb ihn gegen den Rhein. Damit war das Elsaß gerettet, der Fremdling verjagt, der Rhein gewonnen.

Baudot und Lacoste, durch den Erfolg gerechtfertigt, berichteten in dürren Worten an den regierenden Ausschuß: „Wir hatten vergessen mitzuteilen, daß wir dem General Hoche den Oberbefehl gegeben haben. Hätte sich Saint-Just mit uns ins Einvernehmen gesetzt und hätten wir Kenntnis von Ihren Plänen gehabt, so würden sich unsere Maßregeln nicht widersprochen haben."

Welches waren die wundervollen Pläne, die mit ihren Siegen durchkreuzt zu haben man Hoche, Lacoste und Baudot vorwirft? Man hätte, so heißt's, die österreichische Armee eingeschnürt; es ist dasselbe Verfahren, das man Houchard gegen die englische Armee bei Dünkirchen vorschrieb. Das Einnehmen und Umzingeln war zur fixen Idee geworden. Es scheint, daß man nicht gewußt hat, was die Armeen der Republik leisten konnten. Diese waren nicht zu vergleichen mit den Armeen des Kaisers. Sie waren zwar sehr tapfer, aber noch sehr wenig beweglich; sie waren eines stürmischen Anlaufs fähig, verstanden sich aber viel weniger auf jene schwierigen Operationen, die am grünen Tisch so leicht auszuklügeln, aber so schwer auszuführen sind im Gelände, mit neuen, aufgeregten, von der Stimmung abhängigen Soldaten; solche Soldaten sind gerade durch ihre Leidenschaftlichkeit äußerst ungeeignet, als Werkzeuge taktischer Berechnungen zu dienen.

Auch darf man nicht vergessen, daß die so sehr verachtete österreichische Armee eine starke Stütze in der Bevölkerung des Elsaß besaß; der Befehlshaber Wurmser stammte aus dem Elsaß und

wurzelte dort mit allen Fasern *). Die glänzende Offensive Hoches in Deutschland war sicherlich viel leichter durchzusetzen als der Versuch, eine sehr kriegsgewohnte Armee durch unsere erst gestern erstandene, die alten, ungarischen „Schnurrbärte“ durch unsere ganz jungen Rekruten wie in einem Netz zu fangen.

Hoche, der sich in seinen Erfolgen behindert sah, wurde wütend und schrieb grob, er werde seinen Degen zerbrechen und bei seiner Tante, der Krämerin, Käse verkaufen gehen (Papiere R. Lindets).

Der Ausschuß war empört und zudem erschreckt über diesen neuen Ton; er holte ihn weg von seinen Soldaten „für ein anderes Kommando“. Dies Kommando hatte seinen Sitz bei den Karmelitern, in einem Loch von sechs Fuß im Geviert.

Trotz so grausamer Ungerechtigkeit und trotz so grenzenlosen Elends dürfen wir gestehen, daß das Frankreich von 1793 groß war in diesem Augenblick: da war Dugommier in Toulon, der tapfere Kreole, der bald die glänzendste Offensive gegen die spanische Armee eröffnen sollte; da war in den Pyrenäen unser alter General Dagobert, ein Haudegen trotz seiner achtzig Jahre, verehrt und angebetet von allen, siegreich noch im Tode, arm und daher von den Pfennigen bestattet, die unter den Soldaten gesammelt wurden; schließlich Soubrany und Milhaud — sie stürmten immer voran mit blanker Waffe, waren untadlige, eifernde Anhänger der Bergpartei; immer nur am Feinde, unbekümmert um alle Intrigen und Be-

*) Dagobert Sigismund von Wurmser (1724—1729) entstammte einer alten Straßburger Familie, die im Mittelalter aus Graubünden eingewandert und seit 1400 in Straßburg ansässig war. Von 1741—1762 diente er als Offizier im französischen Heer und nahm an den Schlesischen Kriegen teil. 1762 nahm er seinen Abschied als Mestre de camp und zog nach Österreich, wo er sich mit Sophie-Henriette von und zu der Tann verheiratete. In österreichischem Dienst errichtete er ein Husarenkorps, das seinen Namen trug. 1763 wurde er Generalmajor, 1779 General der Kavallerie unter gleichzeitiger Erhebung in den Grafenstand. In den Revolutionskriegen erhielt Wurmser das Kommando über die österreichische Armee am Oberrhein, wo er am 13. Oktober 1793 mit dem Herzog von Braunschweig bei Lauterbach die Weißenburger Linien eroberte. Im Oktober—November 1795 schlug Wurmser die Franzosen bei Mannheim über den Rhein zurück. Von Kaiser Franz zum Feldmarschall ernannt, wurde Wurmser im Juni 1796 mit seiner Armee auf den italienischen Kriegsschauplatz abberufen, wo Napoleon die Österreicher in der Lombardei auf Mantua zurückgeworfen hatte. Über die Tätigkeit Wurmsers in Italien siehe Napoleon, Die Memoiren seine Lebens. In neuer Bearbeitung herausgegeben von Friedrich Wencker-Wildberg in Verbindung mit Friedrich M. Kircheisen, Bde. I, II, Gutenberg-Verlag, Hamburg 1930.

Anmerkung des Herausgebers.

wegungen im Innern deckten sie Frankreich mit ihren Leibern und vergrößerten es durch ihre Eroberungen.

Im Westen geschahen von Oktober bis Dezember ebenso große Heldentaten: hier stand das unsterbliche Brüderpaar Kléber und Marceau, die in Opfermut und Gefahren der Vendée ein Ende machten. — „Wir wollen gemeinsam kämpfen," sagten sie, „denn gemeinsam wird man uns hinrichten."

Der Ausschuß hatte den unfähigen General Léchelle ernannt, dem Kléber das Lob zollt: „Ich habe niemals einen so dummen General und niemals einen so feigen Soldaten gesehen." Léchelle wurde krank und wurde durch einen anderen — Turreau — ersetzt, der ebensowenig taugte; glücklicherweise aber gab es zwischen beiden ein Interregnum, während dessen Marceau, Kléber und Westermann der Vendée endlich den furchtbaren Schlag in Le Mans versetzen konnten. Zu Tode getroffen, wurde die Vendée in dem Gemetzel von Saveney völlig vernichtet. Dann übernahm Turreau, der General des Ausschusses, den Befehl. Rücksichtslos wurde Marceau abgesetzt, und mehr als einmal hieß es, Kléber solle hingerichtet werden.

Der Sieg brachte die Sieger in schreckliche Verlegenheit. Was sollte man mit dem flüchtigen Volk anfangen, das die Loire überschritten hatte, das vor Hunger, Elend und Krankheit umkam und sich auf allen Straßen drängte? Die Schwierigkeit war die gleiche oder noch schlimmer als in Lyon, wo die ungeheure Mehrzahl der Opfer entwichen war. Obgleich die Soldaten zahllose Vendéer retteten, wurden Tausende auf Nantes zusammengetrieben. Die Gesetze bestimmten: alles, was die weiße Kokarde angelegt hatte, sollte niedergemacht werden.

Die Gelegenheit war schön und groß für einen Menschenfreund, der hätte eingreifen wollen. Sie war verführerisch für einen Politiker, der die Geschicklichkeit und den Mut besaß, dem allgemeinen Verlangen zu entsprechen.

Viele Männer im Konvent wünschten, daß jene mörderischen Gesetze, die in einer anderen Zeit als Vergeltungsmaßnahmen gegen royalistische Metzeleien und in äußerster Gefahr beschlossen worden waren, um jeden Preis milder ausgelegt würden. Da aber unglücklicherweise der Anstoß zu solchen Milderungen im Oktober in Lyon gegeben wurde, und zwar durch einen Vertrauensmann Robespierres, so erweckte jede Rückkehr zur Menschlichkeit den ärgerlichen Anschein einer robespierristischen Verschwörung.

Am 29. November schrieb Collot d'Herbois an die Kommune von

Paris: „Es besteht eine große Verschwörung, um die Amnestie zu fordern."

Die Amnestie erschien wie die Weihe des Diktators.

Diese gefährliche Lage der Republik trug zweifellos zu der wilden Überstürzung bei, mit der Carrier, Collot und Fréron in Nantes, in Lyon und Toulon die Hinrichtungen betrieben und über die Beschlüsse der Versammlung hinausgingen. Sie kürzten das Verfahren ab, ließen Kanonen auffahren, Ersäufungen vornehmen; Collot ließ am 4. Dezember sechzig Bewaffnete zusammenkartätschen. In wenigen Tagen ließen seine Kommissionen zweihundertzehn Personen erschießen und köpfen. Mit grausamer Ironie schrieb er an Robespierre: „Wir versuchen, die erhabene Inschrift (Lyon ist nicht mehr) wahr zu machen, die Du vorgeschlagen hast." Toulon leistete noch Widerstand, und daher beschleunigte Collot die Hinrichtungen um so mehr, denn er glaubte, so Toulon und Paris gleichzeitig zu erschrecken, den Engländer zu treffen und den Diktator zu treffen.

Indessen wuchs wie eine mächtige Woge eine unaufhaltsame Flut, eine allgemeine Regung des Erbarmens und der Milde empor. Am 13. Dezember kam weinend eine Schar von Frauen vor die Schranke des Konvents; sie baten für ihre Gatten, für ihre Söhne. Am 15. veröffentlichte der unbeständige Künstler, der die großen Bewegungen der Revolution vorausgefühlt und angekündigt hatte, die tönende Stimme seiner Zeit, die dritte Nummer des „Vieux Cordelier". Um den Verleumdern der Republik, denen, die 1793 ein wenig hart finden könnten, zu antworten, erzählt er ihnen in einer einfachen Übersetzung des Tacitus von der Schreckenszeit unter Tiberius und Domitian: diese ist der unsern so ähnlich, daß Desmoulins' Apologie wie eine Satire erscheint.

In ihrer unbedachten Wut unterstützten die Radikalen eine Bewegung, welche sie selbst bedrohte. Ronsin, der Barbar, der das Niederkartätschen der Opfer in Lyon befohlen hatte, mußte auf die Beschuldigungen antworten, vergalt Frechheit mit Frechheit, kam nach Paris und ließ eine abscheuliche Bekanntmachung anschlagen. Noch am gleichen Tage machte man sich dies im Konvent zunutze. Sehr geschickt wurde der Angriff gegen die hébertistischen Agenten des Kriegsministeriums angesetzt, welche an den Konvent gerichtete Depeschen aufgegriffen und — noch schlimmer — einen auf Reisen befindlichen Abgeordneten angehalten hatten ohne Rücksicht auf dessen Eigenschaft. Bourdon erklärte sogar, man müsse die Minister und den vollziehenden Rat abschaffen.

Am erstaunlichsten war, daß, während der Sicherheitsausschuß abzuwiegeln suchte, der Wohlfahrtsausschuß durch Couthons Mund

die Forderungen unterstützte, die man gegen jene hébertistischen Agenten der Militärpolizei erhob. Lebon, ein anderer Robespierrist, berichtete über einen unverschämten Vorschlag des Bureaus des Kriegsministeriums gegen den Wohlfahrtsausschuß.

Die ermutigende Haltung der Robespierristen gegen die Radikalen erlaubte, noch weiterzugehen. Fabre d'Églantine forderte die sofortige Verhaftung Vincents und setzte sie durch. Andere fügten hinzu: „Ronsin und Maillard." Auch dies ging durch. „So nehmt doch auch Héron dazu," rief Bourdon von der Oise, „Héron, der's gewagt hat, unsern Kollegen Panis beim Kragen zu kriegen."

Alles schwieg, als der Name Héron fiel. Vorsichtigerweise verwies man die Sache vor den Sicherheitsausschuß. Héron war eine Persönlichkeit. Er diente drei Herren: der Militärpolizei und der Polizei der Ausschüsse, und in ernsten Angelegenheiten erhielt er die Losung von Robespierre.

Bourdons Heftigkeit war über das Ziel hinausgeschossen. Sein Hieb war höher als die Hébertisten standen. Nichtsdestoweniger war die Bewegung gegen die Übertreibung so stark, daß sie auch jetzt ihren Fortgang nahm. Als man am 18. Dezember die Nachricht von der furchtbaren Niederlage der Vendéer erhielt, verstieg sich der Robespierrist Levasseur (ein Mensch, der sich immer zu Gewaltmaßregeln bekannt hatte) zu dem Satz: „Es gäbe ein sehr einfaches Mittel, das Land zu beruhigen, und zwar müßte man eine Amnestie verkünden für alle Vendéer, die nur mißleitet worden sind."

Gleichzeitig bereitete man mit vielem Scharfsinn etwas anderes vor. Ein Bruder des Abgeordneten Gauthier hatte in Lyon vier Patrioten beredet, nach Paris zu gehen und dort für ihre unglückliche Stadt zu bitten. Die vier waren ungebildete Leute; sie wandten sich an einen jungen Royalisten, der ihnen eine sehr geschickte und sehr rührende Bittschrift verfaßte. Dieser junge Mann war Fontanes, der äußerst vorsichtig war.

Hätte er gewagt, in einer so gefährlichen Angelegenheit die Feder in die Hand zu nehmen, ohne ganz sicher zu sein, daß diese Männer von Couthon (das heißt von Robespierre) unterstützt wurden? Das kann ich niemals glauben.

Ein unzweideutiges Zeichen für den günstigen Eindruck, den die Lyoner Adresse gemacht hatte, war es, daß der Konvent Couthon zum Vorsitzenden wählte, den Mann, dem man vorwarf, allzu gemäßigt und menschlich mit Lyon verfahren zu sein.

An demselben Tage (20. Dezember), da diese Bittschrift von der Versammlung entgegengenommen wurde, erklärte sich Robespierre.

Von neuem waren die Frauen der Gefangenen in Scharen zur Barre gekommen; die Stimmung war allgemein erregt. Robespierre benahm sich sehr geschickt. Er empfing die Frauen sehr schlecht, schalt sie, klagte sie an, sagte sogar, „offenbar habe die Aristokratie diese Menge aufgehetzt". Aber als er sich genügend ausgesprochen hatte „gegen die hinterlistige gemäßigte Richtung", schlug er unter dem Beifall des Konvents eben das vor, was die Frauen verlangten: „Die beiden Ausschüsse sollten Kommissare ernennen, um die Patrioten ausfindig zu machen, die im Gefängnis säßen und die würdig wären, von den Ausschüssen freigelassen zu werden."

So war der Bann gebrochen. Begeistert wurde die Sache angenommen, mit aufrichtigem, unerhörtem Beifall. Nur eins blieb verdächtig. Die Namen dieser Kommissare sollten unbekannt bleiben, „um Empfehlungen zu vermeiden", wie der Beschluß sagte. Man konnte leicht voraussehen, daß diese geheimnisvollen Inquisitoren der Milde, zweifellos sämtlich Jakobiner, lediglich unter dem Einfluß des Mannes gewählt wurden, der allein Milde üben konnte, ohne in den Verdacht des Moderantismus *) zu geraten. Das mußte seinen Einfluß ungeheuer stärken! Er allein würde den Schlüssel zu den Gefängnissen besitzen!

Am folgenden Tag, dem 21. Dezember, vormittags, stand an der Tür der Buchhandlung Desenne die lange Reihe der Käufer, die sich um die vierte Nummer des „Vieux Cordelier" rissen. Man kaufte sie aus der zweiten und dritten Hand; der Preis stieg immer höher, bis zu einem Louis. Man las auf der Straße, man erstickte fast vor Tränen beim Lesen. Das Herz Frankreichs war durchgegangen, die Stimme der Menschlichkeit erscholl, des blinden, ungeduldigen, allmächtigen Erbarmens, die innerste Stimme des Menschen, welche Mauern durchdringt und Türme umstürzt . . . der göttliche Schrei, der ewig die Seelen aufwühlen wird: „Der Ausschuß der Milde!"

Dieses von Tränen brennende Blatt war völlig folgewidrig in seiner naiven Heftigkeit: „Keine Amnestie!" erklärte es. Und unmittelbar darauf: „Soll ich etwa eure Verfassung anbeten, soll ich vor ihr auf die Knie fallen? Öffnet jenen zweihunderttausend Bürgern, die ihr verdächtig nennt, die Pforte."

Aber wer wäre dieser ungeheuren Bewegung Herr geworden? Man hätte sie auf einen einzigen bezogen, dieser Mann hätte religiöse Verehrung genossen, wäre zum Heiland, zum Messias geworden. Dieser Mann hätte gegen seinen Willen herrschen müssen. Gegen seinen Willen hätte man ihn lebend auf den Altar gestellt.

*) Gemäßigte Richtung in der französischen Revolution und später.

Aber diese Gefahr schreckte Desmoulins durchaus nicht. „Mein lieber Robespierre, mein alter Schulkamerad! Denke daran, daß Bewunderung und Religion aus den Wohltaten entsprangen, daß die Taten der Milde, durch welche die Mitglieder der Wohlfahrtsausschüsse bis zum Himmel stiegen, jene ‚Lügenleitern' sind, von denen Tertullian spricht."

Sechsunddreißigstes Kapitel

Ohnmächtige Versuche, der Schreckensherrschaft Einhalt zu tun und das wiedererstehende Königtum in Abhängigkeit zu bringen (Dezember 1793)

Robespierre fühlt sich bedroht und sucht seine Zuflucht beim Schrecken. — Die Ausschüsse machen vergeblich das Angebot, den Schrecken zu mildern. — Robespierre veranlaßt einen Angriff auf Desmoulins und Philippeaux. — Er sorgt für die Ablehnung des Vorschlags der Ausschüsse. — Die Versammlung will die Diktatoren abhängig machen.

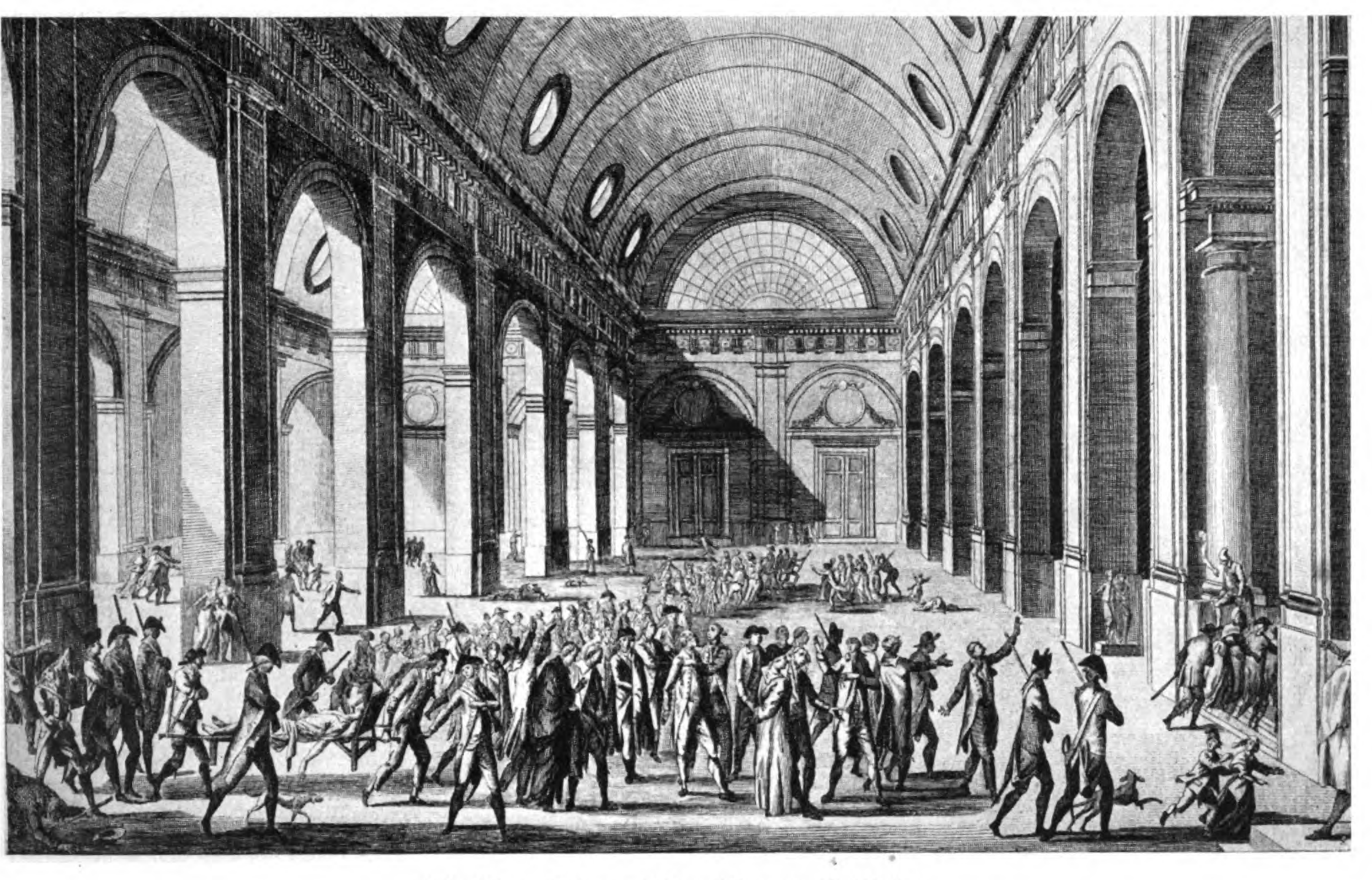
Beim Lesen der Schrift Desmoulins erschrak Robespierre. Die grausamste Verleumdung seiner Feinde wäre nicht so gefährlich gewesen. Der unschuldige Schreiber, den sein gutes Herz getäuscht hatte, der trunken und blind vor Kummer war, hatte nicht gesehen, daß er ihn zugrunde richtete, wenn er ihm vorschlug, Gott gleich zu werden.

Robespierre rettete sich auf die linke Seite und suchte seine Sicherheit in den Reihen der Scharfmacher, seiner Feinde, deren Standpunkt er nun vertrat.

Man konnte sich nicht verhehlen, daß bei dem verhängnisvollen Wort (ein Schicksalswort!): „Öffnet die Türen den zweihunderttausend . . .", daß bei diesem Wort, sage ich, die Menge der bloßgestellten Patrioten, die ihr Leben für die Republik verspielt hatten, die royalistische Rache, den „Weißen Schrecken", deutlich nahen sehen mußte und sich unter den Schutz der Kanonen Collot d'Herbois flüchtete.

Der eilte schleunigst aus Lyon herbei: Seine Freunde begrüßten ihn mit dem Ruf: „Da kommt der Riese!"

Warum hatte er diese phantastische Wirkung? Wie konnte Collot, der bisher nicht über das gewöhnliche Maß hinausragte, so groß erscheinen?



Die Girondisten auf dem Weg zur Guillotine.
Nach der Zeichnung von Duplessis-Bertaux.

Die Dinge machten ihn größer.

Vor sich her sandte er, gegen den Glauben an Robespierre, einen anderen Gott, einen erschrecklichen Fetisch, den Kopf Chaliers, diesen dreimal durch das Messer der Girondisten getroffenen Kopf.

Und vor ihm her ging auch das Gerücht, die furchtbare Legende von den in den Brotteaux niedergemachten Gefangenen. Man fühlte deutlich, daß ein so strenger Vollstrecker der nationalen Rache sich keine Hinterpforte offen halten und sich nicht mit den auf die Amnestie zählenden Politikern einlassen würde.

Ein neues Ereignis sauste wie ein Stein auf das Haupt der letzteren herab. Chaliers Freund und Rächer, der berühmte Gaillard, der am 19. Oktober seinen Kerker verlassen und eine so kalte Aufnahme bei den Jakobinern gefunden hatte, verfiel in Verzweiflung beim ersten Gerücht von der Amnestie; er hielt die Republik für verloren und schoß sich eine Kugel in den Kopf.

Collot d'Herbois schiebt ihm die nicht unwahrscheinlichen Worte zu: „Ich bin kein schwacher Mensch, ich habe nie vor Dolchen gezittert. Aber es ist mein Tod, ihr Jakobiner, daß ihr mich im Stich laßt."

Collot wuchs an Chalier, wuchs an Gaillard und kam als Riese an. Er flößte nicht nur Robespierre Furcht ein, sondern auch den Männern, die durch Robespierre am meisten beunruhigt waren, den unparteiischen Mitgliedern des Wohlfahrtsausschusses.

Barère, Lindet, Carnot, Prieur, die darin mit dem unabhängigen Teil der Bergpartei einig waren, fürchteten, die Scharfmacher möchten sich, von Robespierre verlassen, um den Mann scharen, der die furchtbaren Pfänder gegen jede Umkehr gegeben hatte, und um ihrer Sicherheit willen eine Diktatur des Schreckens schaffen gegen das Königtum der Milde und der Heuchelei.

Diese großen Organisatoren, die gerade jetzt mit unglaublicher Mühe in Verbindung mit Cambon und ein paar fleißigen und bescheidenen Abgeordneten Frankreich neu schufen, sahen mit Schmerz, wie ihr Werk ihren Händen entrissen wurde, und wie das Vaterland bald wieder in ein furchtbares Durcheinander versinken würde.

Konnten sie, wie Desmoulins wollte, auf Schreckensmittel verzichten? Das hieß, auf die vorläufigen Requisitionen verzichten, die der Schrecken allein möglich machte. Womit sollten sie, ohne den Schrecken, ihre eine Million zweihunderttausend Soldaten ernähren, bekleiden und ausrüsten?

Carnot und Lindet waren durchaus keine Terroristen und hatten wenig Liebe für die Jakobiner. Indessen lebten sie von den durch die

jakobinischen Ausschüsse besorgten Requisitionen. Sie hatten wenig Liebe für Collot und Billaud und sahen sich trotzdem gezwungen, sich mit ihnen zusammenzutun, um der übermächtigen diktatorischen Dreieinigkeit ein Gleichgewicht zu bieten.

Wenn sie die Agenten des Schreckens unschädlich machten, so mußten die Armeen des Hungers sterben, mußte die Republik untergehen. Und wenn man diese blinden Agenten gewähren ließ, so mußten die Gefängnisse bald überfüllt sein, mußten der Regierung Millionen Feinde erstehen, mußte die Republik untergehen.

Sie entschlossen sich zu einer klugen, festen und kühnen Maßnahme.

Sie forderten die furchtbare Verantwortung für jene gefährliche Aufgabe (das Öffnen und Schließen der Gefängnisse) für sich selbst. Sie verlangten, man solle die vorläufige Untersuchung durch „unbekannte Kommissare", wie sie Robespierre wollte, ablehnen, und die Mitglieder der Ausschüsse sollten, jeder für sich, verpflichtet sein, die Gesuche zu prüfen. Keine anonyme Prüfung sollte stattfinden. Wenn man sie zu Richtern in einer so heiklen Sache machte, so wollten sie diese selbst in die Hand nehmen, ohne den dunklen Instanzenweg der robespierristischen Agenten zu gehen, wollten in aller Öffentlichkeit zu Gericht sitzen.

Sie schlugen noch eine zweite Verbesserung vor des Inhalts: Trennung der Angeklagten von den Verdächtigen, Unterbringung der letzteren in „Untersuchungsgefängnissen". In einer Zeit, wo das Gefängnis dem Schafott so nahe benachbart war, war es grausam, ungerecht und gefährlich, die Graser der Normandie zum Beispiel, arme Teufel von „Verdächtigen", denen man keinen Vorwurf machen konnte, mit einem Rimbaut zusammen zu lassen, der Toulon ausgeliefert hatte.

In der großen und entscheidenden Schicksalsstunde, in der sich die Revolution befand, in dem Augenblick, da seine Kollegen eine Reform erschlugen, die von der seinigen wenig verschieden war, sonderte sich Robespierre unerwarteterweise ab, trennte sich von jenen, um sich an seinen Feind Collot d'Herbois anzuschließen; er ließ die Robespierristen, die geglaubt hatten, auf den Wegen der Mäßigung mit ihm eins zu sein, in Bestürzung und größtem Erstaunen zurück.

Schon einmal (Ende September) hatte seine unredliche Taktik sie in Verlegenheit gebracht. Sein ungeheurer Erfolg von damals hatte sie glauben gemacht, er sei frei von der anrüchtigen Verbindung mit der hébertistischen Presse und den Büros des Kriegsministeriums;

da wandte er sich plötzlich gegen seine eigenen Freunde, die ohne seinen Befehl gegen die Hébertisten angegangen waren.

Der Grund, weshalb er auch im Dezember plötzlich seine Freunde verließ um seiner Feinde willen, war einmal, daß Desmoulins ihn als der Bewunderung und Dankbarkeit der ganzen Welt würdig dargestellt und auf die robespierristische Kommission als den Keim zum Ausschuß der Milde hingewiesen hatte; waren anderseits die heftigen Anklagen Philippeaux', die zusammen mit der Aussage Merlins als Augenzeugen den Beweis für den Verrat der hébertistischen Generale und für die klägliche Rücksichtnahme des Ausschusses für diese erbrachten; hier war mit dem Ausschuß besonders Robespierre gemeint, der am 11. und 25. September selbst die Generale verteidigt und bei den Jakobinern hatte verteidigen und beschützen lassen.

Philippeaux kam in einem Monat dreimal auf die Sache zurück, und seine Anklagen erfuhren eine ungeheure Verbreitung durch die Torheit Desmoulins, der in den gleichen Nummern, in denen er Robespierre vergötterte, Philippeaux, den Gegner Robespierres, lobte und pries.

Robespierre wandte in drei Tagen, vom 20. bis 23. Dezember, ohne weiteres seinen Freunden den Rücken und ging zu seinen Feinden über, ließ seinen Anbeter Desmoulins sitzen und schloß sich gegen ihn dem gefährlichen Bunde Collots und Héberts an.

Wer drängte ihn dazu? Philippeaux, der Vorwurf, er habe in der vendéeischen Angelegenheit die Hébertisten begünstigt.

Wer drängte ihn dazu? Gaillard, der Vorwurf des Moderantismus in der Lyoner Angelegenheit; der Tod Gaillards, der Schatten Gaillards, der allen sichtbar wurde bei der Leichenfeier, welche die Kommune Chalier veranstaltete (21. Dezember).

Collot traf erst am folgenden Tage ein. Aber vor seiner Ankunft und noch am gleichen Abend verleugnete Robespierre Camille Desmoulins und griff ihn an, oder ließ ihn wenigstens bei den Jakobinern angreifen durch einen seiner Anhänger namens Nicolas, der sein „Stabträger" war und ihm oft als Deckung diente. Dieser Nicolas war ein merkwürdiger Mensch, grob und ungesellig; man hatte ihn zum Geschworenen gemacht, aber er hätte Henker sein sollen. Sehr ungeschickt entledigte er sich Robespierres Auftrag und sagte von dem liebenswürdigen Schriftsteller, der übrigens Abgeordneter war: „Camille streift an die Guillotine."

Worauf der andere lustig erwiderte: „Und du, du streifst an ein großes Vermögen. Noch vor einem Jahre habe ich dich mit einem Bratapfel dein Mittagessen bestreiten sehen; und heute, da man

dich zum Drucker des Revolutionstribunals und zum Drucker der Büros des Kriegsministeriums gemacht hat, muß dir das Tribunal allein hunderttausend Franken zahlen."

Am 21., abends, kam Collot in den Konvent, weniger wie einer, der sich entschuldigen will, als wie ein Triumphator. Frech berichtete er von der Niederkartätschung der Lyoner, erklärte, das sei nötig gewesen, und man habe Toulon erschrecken müssen. Viele, sogar unter den Robespierristen, nahmen diese Geständnisse übel auf, denn sie glaubten, Robespierre werde Collot angreifen. Die Versöhnung der beiden wurde erst am 23. bekannt.

An diesem Tage ließ Collot bei den Jakobinern seiner Beredsamkeit freien Lauf; er gebärdete sich unglaublich und setzte sich in roher Weise in Szene. Er brachte Gaillard an, der doch längst tot war, ließ dessen Schatten erscheinen, ließ ihn sprechen, brüllen, schluchzen. Robespierre war sehr glücklich, als er eine Ablenkung fand, als er ein anderes Wild aufspürte und die Meute gegen Philippeaux hetzen konnte. Er hatte eine gelehrige und bissige Dogge mitgebracht, Levasseur, der sich am 18. erkühnt hatte, die Amnestie zu verlangen, und nun wie der Hund, der sich in der Fährte geirrt hat, nichts anderes wünschte, als den Irrtum wieder gutzumachen und ein paar kräftige Bisse in Philippeaux' Fleisch zu tun. Danton versuchte zu besänftigen, aber Robespierre ergriff mit der stillen Autorität eines Maratisten das Wort und fragte Philippeaux, ob er in seiner Seele und seinem Gewissen sicher sei, daß ihn nicht Leidenschaft oder auch Patriotismus fortgerissen habe. Couthon richtete die gleiche Frage an ihn. Schließlich wollte man nichts anderes, als Philippeaux für unschuldig erklären und die Sache tot machen. Der antwortete, er könne sich auf nichts einlassen, ein Verrat der Republik habe stattgefunden. „Wir wollen eine Kommission ernennen", sagte Couthon (um Zeit zu gewinnen). Sie wurde ernannt, tat aber nichts; der ganzen Sache wurde durch eine Posse Collot d'Herbois ein Ende gemacht.

Um seiner Sicherheit willen bekehrte sich Robespierre also wieder zum Schrecken.

Er hielt im Konvent eine Rede über das Gleichgewicht; und um des Gleichgewichts willen ging er zur Linken über und forderte die Häupter Houchards und Birons.

Die Köpfe zweier Generale in einem solchen Augenblick — man sah nicht ein, weshalb. Nach einer Niederlage hätte eine solche Forderung als ernste Warnung gelten können; aber die Republik erfuhr auf allen Seiten nur Siege. Am 24. Dezember kam die Nachricht von der Wiedereinnahme Toulons, am 25. oder 26. von der

Schlacht bei Savenay und der Vernichtung der Vendée; am 30. von der Erstürmung der Weißenburger Linien; am 1. Januar von der Entsetzung Landaus und dem Rückzug des Feindes über den Rhein.

Der Vorschlag des Wohlfahrtsausschusses vom 25. Dezember, betreffend die Reklamationen der Gefangenen und die Absonderung der Verdächtigen, hatte prächtigen Erfolg. Um den Verdacht des Moderantismus abzuwehren, wandte sich Barère sehr geschickt mit feindseligen Anspielungen gegen die schlappen Vorschläge Desmoulins und ließ deutlich merken, daß es sich nicht um Milde, sondern um Gerechtigkeit handelte. Ernst und stark machte der siegreiche Ausschuß seinen Vorschlag zur Gerechtigkeit.

Robespierre scheute sich nicht zu widersprechen. Als einzigen Grund gab er an, die beiden Ausschüsse könnten ihre Zeit nicht den Aristokraten opfern. Lieber opferte er seine eigene Kommission, die ihm am 20. bewilligt worden war. Billaud-Varennes, der unentwegt gegen jede Milderung war, setzte durch, daß der Konvent sowohl gegen den von Robespierre erreichten Beschluß wie gegen den Plan des Ausschusses stimmte. Er verlangte, daß nichts geschähe.

Alles war zu Ende. Die Gefängnisse mußten sich von nun an weiter füllen, bis sie barsten und mit einem Male eine Menge Volks ausspien, das in wütender Feindschaft der Republik den Todesstoß versetzte.

Die „Beschleunigung der Urteile“, die noch am gleichen Tage von Robespierre gefordert wurde, war ein unnützes Gegenmittel, das die Gerechtigkeit erniedrigte, sie tatsächlich und physisch unmöglich machte und ihr das Vertrauen aller nahm. Sie wurde trotzdem verlangt, und das, als sie schon nicht mehr durch die so sehr verringerte nationale Gefahr erklärt werden konnte.

Dieser unheilvolle 26. Dezember, der endgültig die Gefängnisse verschloß und keine Öffnung mehr darin ließ, außer der gefährlichen Luke einer „beschleunigten Gerechtigkeit“, mußte zwei entgegengesetzte Wirkungen hervorbringen.

Die Nebenbuhler der zentralen Diktatur, Fouché in Lyon und Carrier in Nantes, in ihrer schauerlichen Eifersucht, beschleunigten die Gerechtigkeit.

Die Nachsichtigen erhofften nichts mehr, weder von Robespierre noch vom Ausschuß; sie setzten ihren Angriff fort gegen die Hébertisten, die gegenwärtigen Bundesgenossen Robespierres, und zwar in einer Weise, daß entweder ihre Feinde oder sie selbst fallen mußten.

Desmoulins ermannte sich und schlug sein Leben in den Wind.

Seit diesem Tage ist er unsterblich. Mit der fünften Nummer des „Vieux Cordelier“ sühnt er die vierte Nummer und rechtfertigt sich vor der Zukunft: „Die Anarchie führt zum Alleinherrscher. Und diesen Herrscher habe ich gefürchtet.“ — Er liegt also nicht mehr auf den Knien. Aufrecht steht er vor Robespierre.

Nichts ist so verwegen wie diese Nummer fünf, so amüsant, so eifernd, so voll von drolligem und erhabenem Zorn. Das Lachen, aber das des Gewitters, das in Blitzen lacht, kommt und geht und stürzt zermalmend nieder in Ausbrüchen gräßlicher Freude. Und alle, die es trifft, eitel Asche, dauern fort zum ewigen Gespött.

Eine unglaubliche Kühnheit! Er trifft nicht nur die Riesen, die Collot und Billaud, sondern, was vielleicht noch gewagter war, den Typus jener niedrigen Horde von Tartüffs dritten Ranges, von Geschäfte machenden Brutussen, die vom Patriotismus fett wurden: Meister Nicolas.

Am schlimmsten kommt Hébert weg. Mit der Gewandtheit und Sorgfalt eines geschickten Naturforschers, der mit seiner Pinzette ein häßliches Insekt gefaßt hat, dreht und wendet ihn der große Künstler hin und her und zeigt ihn von allen Seiten. Camille hat jenen zunichte gemacht, ohne ihn eigentlich zu verletzen, besorgt um seine Konservierung. Es gibt nicht leicht einen zweiten Hébert. Wohl beschrieben, aufgespießt und eingeordnet ist er für alle Zukunft im Museum der Mißgeburten aufbewahrt.

Zum Schluß bringt er ohne Zusatz die Liste der Summen zum Abdruck, die Hébert von Bouchotte erhielt; besonders sind die 60 000 Franken vom 4. Oktober erwähnt für den Druck der berühmten Nummer zu sechshunderttausend Exemplaren; in dieser Nummer wurde Danton zum Vorteil von Robespierre erdrosselt, in dem Augenblick, als der letztere Ronsin beschützt hatte (25. September), in dem Augenblick, als die Hébertisten in der Vendée einen zweiten Verrat zum Untergang Klébers brüteten (3. Oktober).

Der unschuldige Camille glaubte vielleicht nur Hébert zu treffen. Es ist sehr zweifelhaft, ob er wußte, wie tief sein Hieb in Robespierres Herz eindrang. Sehr wahrscheinlich standen geschicktere Leute hinter ihm, vielleicht Fabre d'Églantine.

Robespierres Schwäche war vom Wohlfahrtsausschuß geteilt worden. Sein hohes Ansehen hatte für immer gelitten. Von neuem mußte sich die Frage auftun: Sollte man den Ausschuß erneuern oder konnte man sich damit begnügen, ihn in eine recht mäßige und vernünftige Abhängigkeit vom Konvent zurückzuführen?

Frankreich hatte eine Frist gewonnen, seine drei Siege schoben die Gefahr auf, vielleicht für immer. Das letztere war tatsächlich

der Fall, denn Preußen blieb in Polen beschäftigt und Österreich stieß bei den Belgiern auf ein solches Übelwollen, daß es im Jahre 1793 gegen unsere Nordgrenze endgültig nichts ausrichten konnte.

Am 18. Nivôse (7. Januar) fiel Bourdon von der Oise in einer sehr geschickten, in der Form sehr gemäßigten, wahrscheinlich von Fabre d'Églantine ausgearbeiteten Rede, nach vielen Schmeicheleien für den Wohlfahrtsausschuß über das Ministerium her, verlangte, daß es aufhöre, monarchisch zu sein, daß es republikanisch würde, das heißt, daß es keine Gelder aus dem Schatz entnähme ohne Anforderung durch einen Ausschuß beim Konvent und ohne Beschluß der Versammlung.

Das Ganze war eine Folge der Erwähnung der ungeheuren Beihilfen, die Bouchotte an Hébert geleistet hatte.

Unendlich vorsichtig und rücksichtsvoll sagte Danton und wiederholte dreimal, „man müsse die Sache an den Wohlfahrtsausschuß verweisen".

Dennoch ging der Beschluß durch, und zwar mit dem Zusatz: „grundsätzlich" — und mit dem Vorbehalt: „so daß die Bestätigung der nationalen Kräfte keine Verzögerung erleidet", das heißt: der Ausschuß hatte jede Möglichkeit, den Beschluß zu umgehen.

Carnot, Lindet, Prieur, Saint-André, die allein Ausgaben zu machen hatten, und die allein von dem Beschluß betroffen waren, beklagten sich nicht; nur Robespierre beklagte sich; er sagte und schrieb: „Jede Bewegung der Armeen sei aufgehalten"; was tatsächlich falsch war. Alle oder fast alle notwendigen Dinge wurden durch Requisitionen beschafft: Korn, Tuch, Pferde usw. wurden entnommen. Der Konvent hatte hundert Millionen bewilligt zur Beschaffung von Lebensmitteln. Er hätte geschlossenen Auges alles bewilligt, was der Ausschuß verlangt haben würde. Hatte er doch selbst den letzteren im August gezwungen, fünfzig Millionen zur freien Verfügung anzunehmen. Aber es mußten Verzögerungen entstehen? Nicht mehr, als man Minuten braucht, um von einem Haus zum anderen zu gehen, vom Ausschuß in die Tuilerien.

Freimütig hätte man die wenig ernsthaften Einwendungen auf sich beruhen lassen und dem Konvent erklären müssen: „Es handelt sich um die Frage der Souveränität selbst. Wir wollen die selbstherrliche, bedingungslose Diktatur."

Worauf die Antwort hätte lauten können: „Wer schuf die Diktatur? Der Augenblick, die Gefahr, die Notwendigkeit der Verteidigung gegen den Feind. Jetzt ist derjenige der Feind, der die Diktatur behält."

Siebenunddreißigstes Kapitel

Die Verschwörung der Komödie
Verhaftung Fabres
(Januar 1794)

Robespierre will nur ernst genommen sein. — Die Komiker, Fabre und Desmoulins, flößten ihm Schrecken ein. — Er versucht, Desmoulins unschädlich zu machen. — Er greift Fabre bei den Jakobinern an. — Fabre wird durch den Sicherheitsausschuß als Fälscher verhaftet.

Ein Wort Desmoulins, ausgelassen, als stammte es von Balthasar Schmause, lautete: „Neben der Guillotine, auf der die Köpfe der Könige sinken, guillotiniert man Polichinell, der ebensoviel Aufmerksamkeit beansprucht."

Der mächtige Führer der Jakobiner, der das für Frankreich unerhörte Wunder vollbracht hatte, ein Königtum auf die öffentliche Meinung zu gründen, ohne Waffen und ohne militärischen Erfolg, fühlte sehr wohl, wie das Geheimnis dieser Macht völlig darauf beruhte, daß man ihn ernst nahm; verlor sich diese Einstellung vor dem Lande auch nur eine Minute lang, so war der Zauber vorbei, das Ansehen verblaßte, und alles war zu Ende.

Dieser wirklich ungewöhnliche Mensch mit dem aristokratischen Äußeren, der Anwalt und Kirchenrichter, dessen ganze Persönlichkeit antimilitärisch war, hatte gegen sich zugleich die revolutionären Instinkte und den militärischen Hang der Nation. Woran hing das Geheimnis seiner Macht? An der Meinung, die er allen von seiner unbestechlichen Rechtschaffenheit und seiner Unwandelbarkeit beizubringen gewußt hatte. Alle anderen Persönlichkeiten der Revolution waren unbefangen veränderlich, je nach den Ereignissen. Er allein verstand es, mit seinem wunderbaren Sinn für Folgerichtigkeit und seiner glänzenden Taktik den Ruf dieser Unwandelbarkeit aufrechtzuerhalten. Schließlich genügte seine Versicherung zur Erhaltung seines Rufs. Und sein Wort hatte ein solches Gewicht, daß man sogar offenbare Tatsachen leugnete, wenn eine Behauptung Robespierres, dessen Autorität also mehr galt als die der Wirklichkeit, ihnen entgegenstand.

Der Glaube an den Priester kehrte wieder am Morgen nach Voltaires Tode! Dieser Priester leugnete die Natur; Natur sollte sein Wort sein. Und man glaubte dem letzteren gegen die erstere.

Das erstaunliche Schauspiel für den Beobachter waren die Wunder der Geschicklichkeit, durch welche sich in einer so wechselnden Lage die angebliche Unbeweglichkeit des Zauberers erhielt. Die Gegensätze, die sich aus seinen behenden Schwenkungen im Namen unveränderlicher Grundsätze ergaben, machten aus der ernsthaftesten Persönlichkeit der Zeit die komischste, und zwar war ihre Komik so überraschend und wirkungsvoll, daß keiner der Meister, weder Aristophanes noch Rabelais noch Molière oder Shakespeare eine solche Gestalt hätten ersinnen können.

Aber wer besaß bei der drohenden Gefahr die Kaltblütigkeit, diesen gefährlichen Schauspieler zu beobachten, dessen durchdringender Blick dem Beobachter tödlich werden konnte, und der nichts so sehr fürchtete, als ernsthaft geprüft zu werden?

Ein Mann beobachtete Robespierre, ein großer Künstler, ein Liebhaber der Kunst und besonders der Intrigenkünste. Er war der erste dramatische Schriftsteller der Zeit, Fabre d'Églantine. „Sein Kopf," sagte Danton, „ist ein wüstes Durcheinander." Ein Durcheinander für die anderen, aber klar für den großen Dramatiker, dem es Freude macht, zu sehen, wie die Fäden sich verwirrten und wieder entwirrten.

Robespierre und sein Verfahren waren das ständige Ziel, auf das sein Theaterglas (welches er niemals vergaß) dauernd gerichtet war.

Doch gab es eine Seite an dem Ziel, die der ausgezeichnete Beobachter niemals fassen konnte; des letzteren Natur war fein, stark, feurig, aber nicht bedeutend. Die bedeutende Seite des Gegenstandes blieb ihm unzugänglich.

Robespierre täuschte die anderen nur, weil er mit erstaunlich instinktiver Geschicklichkeit zunächst sich selbst täuschte, weil er sich selbst betrog, und weil er bei allen Wegen und Umwegen, bei den endlosen heuchlerischen Windungen, die ihm der Augenblick gebot, aufrichtig blieb in seiner Liebe zu dem Ziel, wohin er auf diesen krummen Wegen zu gelangen hoffte.

Das hohe Geheimnis dieser Menschenseele war für Fabre d'Églantine ein Brief mit sieben Siegeln.

Er sah nur die Oberfläche, aber er sah ausgezeichnet; er beschrieb — sehr im Gegensatz mit der faden Sucht der Zeit zu verallgemeinern — schlagend und fein ins einzelne gehend. Diese Gabe besaßen damals nur die beiden hervorragenden Komiker Fabre und Camille Desmoulins. Die schöne Schilderung Marats von dem ersteren ist ein Werk von prachtvoller Sicherheit und Genauigkeit. Geschickt läßt er die beherrschende Eigenschaft Marats hervortreten, welche die anderen verdunkelt und dessen Rettung für die Zukunft ist:

seine unbestreitbare Sittenstrenge. Die Schilderung ist an sich reizvoll und wird es noch mehr durch die Umstände und die Gelegenheit, bei der es veröffentlich wurde. Es erschien am 6. Januar, dem gleichen Tage, als Philippeaux in einer neuen Broschüre das unlautere Verhalten Robespierres und des Ausschusses darstellte. Es erschien zehn Tage nach der fünften Nummer Desmoulins, in welcher überzeugend nachgewiesen wurde, wie Robespierre, nachdem er Desmoulins auf Hébert und Clootz gehetzt hatte, sich schleunigst auf die Hébertisten zurückzog. Marat wurde dem Publikum vorgeführt wie er war, ganz einfach und ganz aus einem Guß, in seiner völligen Unfähigkeit zu jeder Taktik, in dem jähen Aufbrausen seines wesentlich unter ursprünglichen Antrieben handelnden Charakters: sein Bild war eine bittere Satire auf jenen so ganz gegensätzlichen Charakter, der Marats eigentliche und völlige Umkehrung war.

Robespierre fühlte kraft des zweiten Gesichts, wie ihn die Leidenschaft verleiht, daß Fabre, auch wenn dieser abwesend war, hinter ihm stand und ihn betrachtete. Das reizte und beunruhigte ihn grausam. Er fühlte instinktiv und mit Schrecken, was Danton richtig, aber ohne Begriff von der Tragweite des Wortes gesagt hatte: „Der Kopf dieses Mannes ist eine Sammlung komischer Ideen."

Seine krankhafte Einbildungskraft zeigte ihm die Dinge übertrieben. Er bildete sich ein, daß jener in seinem unbarmherzigen Suchen nach komischen Situationen selbst diese Situationen schafft, daß der grausame Maschinist selbst die Fäden zog, die Blöcke und Klapptüren aufstellte, an denen Robespierre jeden Augenblick hängen bleiben oder sich stoßen könnte.

Er irrte sich. Weder Fabre noch sonst jemand besaß eine solche Wirkung.

Die Fallen, die Robespierre in Lebensgefahr brachten, trug Robespierre in sich selbst oder bestanden zum großen Teil in den verhängnisvollen Widersprüchen seiner Rolle.

Sein größtes Verhängnis war seine klägliche Nachsicht gegen die Hébertisten gewesen, die im August und September durch die Presse allmächtig waren. War er ihr Freund um der Vendée willen, so wurde er im Oktober ihr Feind um Lyons willen.

Nicht Fabre hatte diese Lage geschaffen.

Aber er sah sie am besten, brachte sie in eine Formel, stellte sie dar, wies auf ihre Komik hin. Als Künstler betonte er mit sanftem und feinem Scherz, der nichts mit der Sache zu tun zu haben schien, ihre gefährliche Steigerung. Robespierre, auf der Flucht vor seinem Anbeter und von Desmoulins verfolgt, der seine Güte der Bewunderung der Welt empfahl, warf sich entsetzt in die

Arme seiner Feinde Collot, Hébert und Ronsin. Sein Pech, den Ronsin der Vendée verteidigt zu haben, brachte es mit sich, daß er auch den Ronsin von Lyon verteidigen und das Niederkartätschen gutheißen mußte. Und so geschah es tatsächlich am 29. Januar.

Aber Fabre schrieb nicht nur, er handelte auch.

Robespierre versichert, daß Fabre ihm durch den hitzigen Bourdon den heimtückischen Streich gespielt habe, dem Ausschuß die Freiheit zu nehmen, sich nach Belieben der Kassen des Schatzes zu bedienen. Ebenso wahrscheinlich ist, daß derselbe Fabre durch den harmlosen Desmoulins Robespierre zwei ausgesuchte Bosheiten antat: erstens erzählte er der ganzen Welt von den Memoiren Philippeaux', die sonst totgeschwiegen worden wären; zweitens brachte er die Verwandlungen Robespierres an den Tag und zeigte, wie der gute und empfindsame Robespierre sich zur Nachsicht wandelte, während gleichzeitig der zitternde Taktiker sich von neuem zum Terror flüchten wollte und schleunigst wieder die strenge Maske vorband, so daß die maßlose Bewunderung für die Güte Robespierres, die in offenbarem Gegensatz stand zu seinem umgekehrten Handeln, sein Verfahren beleuchtete und das Tastende seiner Taktik verriet.

Ohne es zu ahnen, gab Desmoulins ihm leichtes Spiel, als man am 7. Januar die beanstandeten Nummern des „Vieux Cordelier" verlas. Camille versicherte, daß sein „Ausschuß der Milde" nichts anderes bedeuten solle, als „Ausschuß der Gerechtigkeit". Im übrigen beharrte er auf seinem Standpunkt. „Camille hatte versprochen, seine Ketzereien und seine anstößigen Vorschläge abzuschwören. Das Lob, das er von den Aristokraten erhält, hindert ihn, den Pfad zu verlassen, den der Irrtum ihm vorgezeichnet hat."

Dann fiel ihm ein, daß es nützlicher sei zu demütigen, anstatt zuzuschlagen, und er fügte freundlich hinzu: „Dennoch muß man seine Person von seinen Schriften trennen . . . Er ist ein Kind, das von schlechter Gesellschaft verführt worden ist . . . Ich verlange nur, daß, ihm zur Warnung, seine Nummern bei den Jakobinern verbrannt werden."

Desmoulins: „Verbrennen ist nicht antworten."

Robespierre: „Dein Widerstand beweist zur Genüge, daß du böse Absichten hast."

Danton: „Camille darf nicht erschrecken vor den Lehren eines strengen Freundes. Bürger, möge die Kaltblütigkeit unsere Verhandlungen leiten . . . Wir wollen uns hüten, einen Streich gegen die Freiheit der Presse zu führen."

Desmoulins' Erfolg war vollständig, sogar bei den Jakobinern.

Die ihm am feindlichsten gesinnten Richter waren gerührt und entzückt. Aber da Robespierre es wollte, so gehorchten sie und strichen ihn.

Der Sieger fühlte sich in Wirklichkeit besiegt. Seine Wut kannte keine Grenze. Seine düstere Phantasie zeigte ihm ein tiefes Einverständnis zwischen Desmoulins, Bourdon und Philippeaux, die doch mehr unwillkürlich und nach Gefühlen, als aus Berechnung handelnde Männer waren. Wer war denn der kluge Rechner, der geschickte Maschinist, der die Fäden zog? Der frühere Sekretär Dantons, der Dramatiker Fabre d'Églantine. Von ihnen war er allein fähig, einen Plan zu entwerfen, die Mittel und Triebfedern vorzubereiten und damit umzugehen und alles geschickt zu einer gemeinsamen Handlung zusammen wirken zu lassen.

Fabre war es, den man zu Fall bringen, den man, wenn möglich in „die Verschwörung des Auslands" verwickeln mußte, von der Robespierre unaufhörlich sprach.

Fabre war äußerst vorsichtig; er ließ die anderen vorangehen und handelte selbst nur, wenn er seiner Sache sicher war. Bezüglich des Moderantismus gab er sich wenig Blöße, er hatte zum Untergang der Girondisten mitgewirkt. Die Verhaftung Ronsins und Vincents setzte er erst an dem Tage durch, da deren Häscher zu großer Entrüstung des Konvents Abgeordnete festgenommen und beleidigt hatten, so daß selbst Couthon und Lebon, zwei Vertrauensmänner Robespierres, in Fabres Sinne gesprochen hatten. Das alles stärkte seinen Mut, er beunruhigte sich wenig, und als er erfuhr, daß Robespierre am 8. abends bei den Jakobinern den Angriff gegen ihn beginnen wollte, wählte er seinen Platz diesem gegenüber, nahm sein Theaterglas zur Hand, das er immer bei sich trug, und beobachtete scharf, aus welcher Richtung der Feind anrücken würde.

Seiner Gewohnheit gemäß trug Robespierre eine große Ausgeglichenheit zur Schau; er erklärte, er sei unparteiisch zwischen Desmoulins und Hébert, er sprach von zwei Parteien, den Ultra- und den Citrarevolutionären, meinte, das Ausland bediene sich beider zugleich, geschickte Führer setzten die Maschine in Gang und hielten sich selbst in den Kulissen; immer noch handelte es sich um die Gironde, um dasselbe Spektakelstück, nur hätten die Schauspieler und die Masken gewechselt. Diese Häufung von Bildern wies deutlich genug auf Fabre d'Églantine hin, den Schauspieler und Dramatiker.

Welches Ziel verfolgten denn eigentlich diese Schauspieler, diese Masken und Maschinisten? Ein unerwarteter Schluß: sie wollten den Konvent auflösen.

Das war gänzlich ungereimt; man sah sich an und fragte sich, was der Redner meine. Denn gerade um das Ansehen des Konvents und die Achtung vor ihm zu erhalten, hatte Fabre, in diesem Falle sogar von den Robespierristen unterstützt, die Verhaftung Héberts und Vincents durchgesetzt.

Robespierre konnte sich nicht genug tun in diesen haltlosen Behauptungen, er wiederholte die ganze Geschichte des Girondinismus. Das wurde Fabre endlich zu viel, er verlor die Geduld und erhob sich um fortzugehen. Aber in diesem Augenblick richtete Robespierre sein Augenglas und seinen tückischen Blick auf den Mann mit dem Theaterglas und bat ihn zu warten. Wütend fiel er von neuem über die Intriganten her, über die Schlangen, die man zertreten müsse. (Einstimmiger Beifall.) „Reden wir von der Verschwörung, und nicht mehr von Individuen." Und gleich darauf: „Ich verlange, daß dieser Mann, den man immer nur mit dem Theaterglas sieht, und der die Intrigen auf dem Theater so gut zu entwickeln versteht, sich hier erklärt. Wir werden sehen, wie er sich aus dieser Intrige zurechtfindet."

Fabre sagte kalt, er werde antworten, wenn man die Anklagen genau formulieren würde; im übrigen glaube man mit Unrecht, daß er Desmoulins, Bourdon oder Philippeaux beeinflusse.

Ein Zwischenruf: „Auf die Guillotine!" Robespierre forderte, daß man den Ruhestörer hinausweise. Und doch hatte dieser allzu eifrige Robespierrist in bezug auf Fabre nichts anderes gesagt, als was Nicolas, Robespierres Strohmann, in bezug auf Desmoulins gesagt hatte.

Robespierre konnte am 10. Januar erkennen, wie unzufrieden die Jakobiner mit seinem so unbestimmten Angriff gewesen waren. Bei seinen ersten Worten rief eine Stimme: „Diktator!" Die Gesellschaft weigerte sich, Bourdon von der Oise zu streichen und machte die Streichung Desmoulins rückgängig.

Diese offenbaren Mißerfolge, dies sichtbare Abwenden der öffentlichen Meinung beantwortete man mit einem Gewaltakt. In der Nacht vom 12. auf den 13. Januar ließ der Sicherheitsausschuß Fabre d'Églantine verhaften.

Der Vorwand war derselbe, den alle öffentlichen Gewalten bei politischen Verhaftungen mit Erfolg anwenden, um die Leute irrezuführen: Verhaftung wegen Diebstahls.

Das Erstaunen war allgemein. Andere, besonders Bourdon von der Oise, hatten Robespierre noch viel mehr gereizt. Zwei Punkte indessen können die Sache aufklären:

Fabre hatte wenige Tage zuvor die unvorsichtige Behauptung

getan, er werde an Hand von Urkunden beweisen, daß Héron, der Generalagent der Verhaftungen, Blankohaftbefehle besitze, und daß also der Sicherheitsausschuß diesen loslasse, ohne zu wissen auf wen. Dann mußte also zweifellos jemand hinter Héron stehen, und zwar ein Mensch, der offenbar mächtiger war, als der Ausschuß.

Man berichtet uns, daß Fabre, als er im Gefängnis krank wurde und dem Tode sehr nahe war, mit nichts anderem beschäftigt war und von nichts anderem sprach, als von einer großen Komödie in fünf Akten, die man ihm bei der Verhaftung abgenommen habe (Memoiren über die Gefängnisse I, 69).

Was war der Gegenstand dieser Komödie? Wir müßten zum mindesten annehmen, daß der Titel in dem im Juni angelegten „Verzeichnis seiner Papiere" enthalten ist. Aber hier steht nichts von dem Stück, ein Beweis, daß es ihm tatsächlich im Augenblick der Verhaftung abgenommen worden war.

Sollte sich nicht jene Anspielung Desmoulins auf den Gegenstand beziehen: „Es gibt eine griechische Komödie gegen die Ultrarevolutionäre und die Tribünenredner jener Zeit, die, übersetzt, Hébert zu der Äußerung veranlassen würde, das Stück könne nur von Fabre d'Églantine sein."

Achtunddreißigstes Kapitel

Die Beweise für Fabre d'Églantines Unschuld (Januar 1794)

Abhängigkeit und Angst des Sicherheitsausschusses. — Davids Vorsitz. — Man verhindert das Verhör Fabres. — Wer hat den Bericht über den Prozeß verfaßt? — Man weigert sich, die Handschriften zu prüfen. — Die Fälschung stammt nicht von Fabres Hand. — Verspätete Entdeckung der Fälschung. — Die Fälschung konnte keinen Nutzen bringen. — Wer konnte auf diesen Einfall geraten? — Bund der Hébertisten und Robespierristen. — Tod Jacques Roux'. — Robespierre rechtfertigt die Hébertisten.

Bevor wir den Angeklagten richten, wollen wir versuchen, die Richter zu richten. Worin bestand der Sicherheitsausschuß? Erinnern wir uns seines Ursprungs. Er war am 26. September, am Tage nach Robespierres Triumph, gemäß einer von diesem aufgestellten Liste erneuert worden. Robespierre setzte ihn im allgemeinen aus Leuten zusammen, die durch ihre Vergangenheit bloßgestellt waren, und gab ihnen gemeinsam einen sehr groben Aufseher, den Maler David. Der war Hofmaler gewesen, gehörte noch am 10. August 1792 der gemäßigten Richtung an und hatte sich

mit einem Sprung auf den Gipfel des Berges geschwungen. Er tat Buße, machte sich zum Auge und zur rechten Hand Robespierres, schüchterte seine Amtsgenossen ein und behandelte sie wie Sklaven.

Ein Beispiel kann zeigen, wie sehr sich dieser gefürchtete Ausschuß selbst unter der Furcht duckte. Lavicomterie, eins seiner Mitglieder, Verfasser der „Crimes des rois“, scheute sich so sehr, Robespierre ins Gesicht zu sehen, daß er sich an den Tagen, da beide Ausschüsse gemeinsame Sitzung halten, verbarg, den Kranken spielte und nicht hinkam. — Voulland, Jagot, Lebon und Vadier waren alle Feuillants oder Girondisten gewesen. — Voulland (von Uzès) war eine Kreatur Rabauts und sein Name stand auf der Liste, die bei den Feuillants gefunden wurde. — Jagot hatte 1792 auf der Rechten neben Barbaroux gesessen. Während des Prozesses gegen den König war er mit Hérault und Grégoire in Mission gewesen und hatte wie diese „die Verurteilung“ ohne Hinzufügung des Wortes „zum Tode“ gefordert. — Lebon, ein verheirateter Priester, hatte sich (in Arras, wo er Bürgermeister war) gegen den 31. Mai erklärt und für die Girondisten. — Panis blieb in Sorge wegen der nicht erstatteten Rechenschaftsberichte der Kommune nach den Septembertagen. — Die unabhängigsten Mitglieder waren Ruhl und Moses Bayle, Elias Lacoste und Louis vom Niederrhein. Der gute alte Elsässer Ruhl wurde indessen von der Presse befehdet wegen seiner in Straßburg bewiesenen Nachsicht.

Die ungleich gefährdetsten Männer des Ausschusses waren Vadier und Amar.

Vadier stammte aus dem Süden, war alt, schwach und betriebsam und hatte einen der entscheidensten gegenrevolutionären Anschläge ins Werk gesetzt. Als Royalist forderte er 1791 nach dem Gemetzel auf dem Champ-de-Mars, daß der Jakobinergesellschaft der Prozeß gemacht wurde. Robespierre, sein früherer Kollege in der Konstituierenden, erhielt ihm das Leben, denn er glaubte, es gäbe kein besseres Werkzeug als ein verlorener Mann.

Amar gehörte vom Scheitel bis zur Sohle ins ancien régime. Er sah aus wie ein Priester, war sanft, schwach und unterwürfig. Er hatte seine Vorzüge. Ich kenne einen frommen und rührenden Brief von ihm über den Tod seiner Frau. Er war Jurist, kam von Grenoble und hatte noch im Anfang der Revolution in Verkennung der Zeit den Adel und den Titel: „Rendant des Königs“ gekauft. Er glaubte, sein Leben einer Gnade zu verdanken und fühlte sich mehr als sonst jemand verpflichtet, diese Gnade zu verdienen. Er war der ständige Schreiber, der Gehilfe und das Lasttier der anderen. Er bekam die peinlichsten Aufgaben, die Anklage der Girondisten zum Bei-

spiel, die er verschleppte, solange es ging, bis die Jakobiner wütend wurden, ihm die Akten wegnahmen und selbst die Sache übernahmen. Der erschrockene Amar tat nun mehr als man verlangte und zog die Dreiundsiebzig in den Fall der Gironde hinein, die dann von Robespierre gerettet wurden. Seit November drängte man ihn ebenso zur Anklageerhebung gegen die Dantonisten. Man wollte aus der Angelegenheit Chabot ein riesiges Netz machen, um Fabre und andere zu fangen. Die Register bezeugen den Widerstand Amars.*) Er floh den Ausschuß und verbarg sich zu Hause. Die Drohungen trieben ihn aus seinem Versteck. Er handelte spät, unter der Fuchtel, zuerst schlecht, dann besser, aber niemals gut. Robespierre war niemals zufrieden mit seinem Bericht gegen Fabre.

Alles war vorbereitet. Man hatte einen sicheren Vorsitzenden, um die Sache mit Gewalt durchzusetzen und die Verhandlungen für geschlossen zu erklären, bevor sie begonnen hatten. Man hatte David den Vorsitz gegeben, dieser furchterregenden Gestalt, dessen rollende Augen, dessen barbarisch nachlässige Kleidung, dessen vor Wut unförmig aufgeblähte Backen die Schwachen behexen konnten.

Dieser Schrecken schien noch vor der Sitzung zu beginnen. Man zweifelte durchaus nicht, daß noch andere Verhaftungen folgen würden. Die Bergpartei ließ brennen, was brannte. Um die anderen zu retten, opferte sie den Dantonisten, der sich am meisten für sich hielt. „Kommt nicht der große Zorn Robespierres besonders von dem unbedachten Beifall her, den Desmoulins, Fabre und andere Philippeaux gespendet haben? Nun denn! opfern wir Philippeaux!" So wurde diese wichtige Sache endgültig begraben; Philippeaux wurde abgewiesen und seine Anklagen durch die Tagesordnung für nichtig erklärt.

Dann zeigte sich die bedachtsame Erscheinung Amars und der alte Hampelmann Vadier.

Amar sagte, er erfülle eine peinliche Pflicht, aber schließlich handele es sich um die Ehre des Konvents; die Angelegenheit Chabot und Delaunai nehme größere Ausdehnung als man glaube; Fabre sei darin verwickelt und scheine zugunsten der „Compagnie des

---

*) Brief des Sicherheitsausschusses an Amar: „Wir haben unseren Kollegen Voulland zu Dir geschickt, um Dir unsere Ungeduld darüber auszudrücken, daß Du uns seit vier Monaten auf den Bericht warten läßt. Er hat uns ausgerichtet, daß Du beabsichtigst, am Abend in den Ausschuß zu kommen. Wieder hast Du Dein Wort nicht gehalten. Das muß durchaus ein Ende haben. Du wirst uns nicht zwingen, zu Mitteln zu greifen, die unserer Freundschaft zu Dir entgegen sein würden. Dubarran, Vadier, Jagot, E. Lacoste, Louis (11. Ventôse)." — (Archives nationales, Register 640 des Sicherheitsausschusses.)

Indes" eine Fälschung begangen zu haben; übrigens werde sich die Sache aufklären und man solle sich keine vorgefaßte Meinung bilden.

Cambon bezeugte auf Befragen, tatsächlich sei eine Fälschung geschehen. Die Frage war nur, von wem sie stammte? Danton beantragte, daß die Untersuchung im Konvent selbst erfolgte.

Vadier nahm den Mund sehr voll und erklärte frech: „Sollen wir etwa auf die Verfassung von 1790 zurückgehen? Es gibt keine Unverletzlichkeit der Abgeordneten mehr. Das Komplott ist sehr ausgedehnt, und der Verhaftete ist der erste Agent Pitts" usw.

„Man hat nicht nur die Urkunde," sagte Billaud-Varennes, „sondern auch die zur Bezahlung der Fälschung bestimmten hunderttausend Franken."

„Mindestens soll man den Bericht schnell einbringen," meinte Danton noch.

„Keineswegs," erwiderte Billaud hart, „der Konvent soll sich auf die Sorgfalt seiner Ausschüsse verlassen. Warten Sie die Tatsachen ab."

David als Vorsitzender tat die Frage zynisch ab mit der Erklärung, die Besprechung sei geschlossen und die Verhaftung bestätigt.

Diese Selbstpreisgabe des Konvents und der geringe Widerstand der in Osselin, Bazire und Fabre getroffenen und in allen ihren von Missionen zurückkehrenden Mitgliedern bedrohten Bergpartei wären unerklärlich, wenn man darin nicht die grausame Rache der Rechten und des Zentrums, der Freunde der Girondisten, erblicken wollte. Ich zweifle, ob Robespierre es zugelassen hätte, daß die Versammlung so für ihren eigenen Tod stimmte, wenn diese Abstimmung nicht der Ränkesucht derer sehr angenehm gewesen wäre, die bis dahin von der Bergpartei beherrscht wurden und nun die Richter und Meister der Partei geworden waren, wobei sie gleichzeitig ihrem neuen Beschützer dienten.

Sie erlebten eine doppelte Freude an diesem Tage: sie trafen gleichzeitig den Verfasser des Katechismus und den Verfasser des Kalenders; sie erstickten in Philippeaux die Rechtschaffenheit der Bergpartei und vernichteten in Fabre den Geist.

Bisher sind die Historiker (Thiers nicht ausgenommen, dessen besonderes Gebiet die Finanzen sind) der Anklage gefolgt und haben Amar und Fouquier-Tinville gelehrig abgeschrieben. Warum? Waren diese beiden Autoritäten etwa so beruhigend? Eine zweifellos viel ernstere Autorität besitzt Cambon, den man als Zeuge kommen ließ. Der Bericht des Revolutionstribunals, der täglich

von dem Richter Coffinhal verfaßt (und in der Sache Hébert gefälscht) wurde, erwähnt tatsächlich eine Aussage Cambons gegen Fabre; diese steht nicht im Wortlaut darin, so daß man nicht eigentlich erfährt, inwiefern sie gegen Fabre war. Diese einzige Aussage (denn es trat nur ein Zeuge in dieser großen Sache auf) verdiente wahrhaftig, Wort für Wort gebracht zu werden. Aber die ganze zeitgenössische Presse druckte den Auszug der Aussage ab, so wie ihn der Bericht bringt, ohne die geringste Änderung zu wagen. Die Historiker sind ihrerseits den Zeitungen gefolgt.

Ein merkwürdiger und zu Zweifeln Anlaß gebender Umstand jedoch ist, daß sich das Tribunal trotz der inständigen Bitten des Angeklagten hartnäckig weigerte, die angeblich gefälschte Urkunde vorzulegen. Es war das erstemal seit Anfang der Welt, daß man einen Fälscher überführen zu können glaubte, ohne die Fälschung zu zeigen.

„Fabre hat um Vorlegung der Originalstücke ersucht mit der Begründung, die Vorlegung der Originale sei notwendig zu seiner Verteidigung.“ Gewiß, denn wie soll man über eine Fälschung befinden, wenn man die Handschriften nicht sehen darf?

Die Antwort des Vorsitzenden Herman ist erstaunlich:

„Der Vorsitzende hat Fabre die begründete Erklärung gegeben, es genüge, die ihm vorgelegten Änderungen und Zusätze anzuerkennen oder abzuleugnen.“

Vorgelegten? Eine grobe Lüge! Denn nicht die Originale wurden vorgelegt, an denen man die Handschriften hätte prüfen können, sondern irgendwelche Abschriften!!!

Man wagte nicht, während des Prozesses auf die Unterschriften zurückzukommen, die Fabre, Cambon und andere in gutem Glauben gegeben hatten. Die Hauptfrage drehte sich um die Überschreibungen, die zugunsten der Compagnie hinzugefügt worden waren. Waren sie von Fabres Hand oder nicht? Der Zweck der ersten war, „die Geschäfte der Compagnie gemäß deren Statuten und Vorschriften zu liquidieren“. Der zweiten, ihr eine rückwirkende Abgabe zu ersparen, von der ihre Übertragungen — „mit Ausnahme der auf Schmuggel beruhenden“ — betroffen wurden und diese Abgabe auf eine Geldstrafe zu beschränken.

Nun denn: wenn man die Schriften prüft, studiert und mit größter Sorgfalt durchpaust, so ergibt sich nicht nur, daß die Überschreibungen gar nicht von der Hand Fabres sind, sondern auch, daß deren Schrift mit der seinen nichts zu tun, nicht die geringste Ähnlichkeit hat, daß es unmöglich ist, sich darin zu täuschen; um Fabre die Fälschung zur Last zu legen, mußten die Richter also durchaus

das Schriftstück zurückbehalten, durften nichts zeigen und mußten von den unglücklichen Geschworenen (die getäuscht und in Furcht gehalten wurden und sich dennoch wehrten) einen glatten Vertrauensakt erpressen, einen Mord auf eine bloße Versicherung hin.

Es gibt Überschreibungen von Fabre, wie dieser selbst am 17. November, gelegentlich der Verleumdung Labots gegen Delaunai, zugibt. Aber diese Überschreibungen sind mit Bleistift gemacht, auf dem ersten Entwurf, der nicht angenommen wurde; sie sind alle von ihm unterzeichnet und ganz in Ordnung; es handelt sich um Vorschläge von Strafgeldern, welche die Compagnie verhindern sollen, den Beschluß zu umgehen.

Diese hohen Strafgelder, so wird man sagen, waren ein Mittel, die Compagnie und deren Geschäftsführer Chabot, Delaunai und Julien zu erschrecken und Geld von ihnen zu erpressen. Wodurch ist eine solche Absicht bewiesen? Chabot erklärte, er habe hunderttausend Franken erhalten, um Fabre zu bestechen; aber er sagte auch, er habe nicht gewagt, jenem davon zu sprechen; er behielt das Geld diskret.*)

Als Fabre am 17. November in den Sicherheitsausschuß kam, zeigte man ihm den ersten, mit seinen Zusätzen versehenen Entwurf; die Zusätze waren alle von ihm gezeichnet, waren alle im Interesse des Staates. Niemandem fiel es damals ein, zu behaupten, die Überschreibung: „ausgenommen die auf Schmuggel beruhenden",

*) Man muß die sehr merkwürdige Aussage des Kapuziners lesen und seine Briefe an Robespierre. Unter einem Haufen von Lügen stehen viele wahre Dinge, die ein helles Licht auf diese Zeit werfen. „Das Ganze kam durch einen Zufall," sagt Chabot. „Julien von Toulouse lud uns, Bazire und mich, ein, mit ihm in einem Landhause in Gesellschaft von Mädchen zu speisen." Es stellte sich heraus, daß das Haus dem kleinen Baron de Batz gehörte (einem royalistischen Wucherer). Hier befanden sich der Bankier Benoît von Angers, der Hauptverführer, ferner der Abgeordnete Delaunai, die Gräfin Beaufort, Juliens Geliebte, schließlich der Dichter Laharpe. Bei dieser und anderen Begegnungen blieb Bazire fest; er sagte den Bankiers, man wolle ihnen eine Falle stellen, und sie seien sehr dumm, ihr Geld Schurken zu geben für unmögliche Dinge. Der Baron de Batz war verwegen genug, an Robespierre selbst zu schreiben. Er kannte dessen tödlichen Haß gegen Cambon und unterbreitete ihm Finanzpläne, mit denen er seinen Feind zum Rücktritt zwingen könne. Um Robespierre zu gefallen, vergißt Chabot nicht, in seiner Aussage auch Cambon unter den Leuten zu nennen, die Börsenwucher trieben. „Auch behauptet man," sagt er weiter, „daß Billaud-Varennes in Getreide spekuliert." Der Schurke will sich mit aller Gewalt angenehm machen, er würde zu diesem Zweck alle Welt angeben. Er nennt Camille Desmoulins! Seine maßlose Todesangst treibt ihn, seine Freunde anzuklagen. Dennoch macht er eine Ausnahme mit Fabre und Bazire. „Fabre," sagte er, „spekulierte weder in gutem, noch in schlechtem Sinne."

die sich in diesem Entwurf findet, rühre von der Hand Fabres. Ist es sicher, daß diese Überschreibung damals schon vorhanden war?

Am 19. Dezember, einen Tag, nachdem Fabre Bourdon von der Oise vorgeschickt hatte, um Héron, den Agenten der Ausschüsse, anzugreifen und zu vernichten, an diesem Tage grub man den zweiten Entwurf aus, der die beiden Überschreibungen enthielt. Man verbreitete in Paris, es sei ein Schriftstück „gefunden worden, geschrieben von Benoît von Angers (der auf der Flucht war), mit Zusätzen versehen von Delaunai von Angers und unterzeichnet von Fabre“ usw. Fabre hatte in gutem Glauben unterzeichnet, Cambon ebenfalls. Damit konnte man Fabre nicht fangen. Glücklicherweise hatte man diesen Delaunai im Gefängnis, das Verleumdungswerkzeug; man schüchterte ihn ein und tat so, als glaube man, das Schriftstück sei von ihm, Delaunai, mit Zusätzen versehen. Man war sicher, Delaunai würde unter diesem terroristischen Druck aussagen, die Zusätze seien nicht von ihm, sondern von Fabre. Und das tat er wirklich am 9. Januar, als der Streit zwischen Fabre und Robespierre ihn zu der Meinung brachte, er müsse den ersteren vernichten, um den zweiten zu gewinnen.

Zum Lohne durfte dieser nützliche Mensch im Gefängnis ein herrliches Leben führen; alles war im Überfluß vorhanden: ausgesuchte Weine, köstliche Früchte, Mädchen besonders, alles, wodurch das Gewissen geschwächt, getrübt, betäubt werden kann. Man machte ihn stumpf und erschreckte ihn; man bekam von ihm, was man wollte. Im Rausch wußte er alles, enthüllte er alles.

Was hätte man tun müssen, wenn man den geraden und gesetzmäßigen Weg hätte gehen wollen? Man hätte sich nicht im Gefängnis bei Delaunai nach der Wahrheit erkundigen dürfen, sondern mußte im hellen Sonnenlicht die einfache und natürliche Prüfung vornehmen, die jede Sache dieser Art aufklärt, die Prüfung der Handschriften.

Man vermied es nicht nur, nach Aufklärungen zu suchen, sondern lehnte sogar die ab, die von selbst kamen. Es kam ein Brief von Julien von Toulouse, einem der flüchtigen Angeklagten; er ging ohne den Umweg über den Ausschuß direkt an den Konvent. Man hatte ihn nicht unterschlagen können, aber es gelang wenigstens, seine Verlesung, die vielleicht alles aufgeklärt hätte, zu verhindern.

Diese merkwürdige Sache wird noch geheimnisvoller dadurch, daß man, je mehr man darüber nachdenkt, um so mehr erkennt, wie die Compagnie keinen Nutzen von dem Verbrechen erhoffen konnte.

Würde denn niemand den öffentlichen, gedruckten Beschluß gelesen haben? Hätte die zur Leitung und Überwachung der Liqui-

dation geschaffene Kommission ihn nicht innerhalb zweier Tage zur Anzeige gebracht? Die Schuldigen, wird man sagen, Fabre oder Delaunai, wären zweifellos geflüchtet, sobald sie das Geld eingesteckt hätten. Einverstanden. Aber waren denn die damaligen Bankiers so albern, daß sie ihr Geld verschwendeten für eine Sache von so vorübergehendem, so sichtlich ungewissem Ergebnis? Kein ernsthafter Mensch würde das heute tun. Ich bin viel eher geneigt zu glauben, daß der Hauptbankier, der Baron von Batz, der 1815 eine Pension erhielt, weil er durch Bestechung von Abgeordneten versucht hatte, die Kinder im Temple zu retten, die hunderttausend Franken daran gewendet hatte, um diese Sache anzuzetteln, in die er, vielleicht durch Chabot, gewisse Leute hineinzuziehen hoffte; die Angelegenheit der Compagnie war nur ein Vorwand.*)

Das blöde Verbrechen einer in die Augen springenden Fälschung einem der großen Geister der Zeit vorzuwerfen, dem geschickten und gefährlichen Mann, der, wie man sagte, Danton, Desmoulins und alle Welt lenkte, das war ein frecher und gefährlicher Widerspruch, der nur von der Allmacht selbst gewagt werden konnte, von Leuten, die, um Glauben zu finden, nicht einmal die Handschriften nachzuahmen brauchten, die richten konnten ohne Beweise oder töten ohne Urteil.

Ich klage keineswegs Robespierre dieser Machenschaften an; sein Charakter widerstrebte dem. Übrigens ist es sehr selten, daß die Mächtigen Verbrechen zu begehen oder selbst von ihnen zu wissen brauchen; man kommt ihren Gedanken zuvor.

Ich glaube ebensowenig, daß es richtig ist, den ganzen Sicherheitsausschuß anzuklagen. Dort herrschte eine merkwürdige Ar-

*) Jean Baron de Batz (1761—1822) entstammte einem alten gascogner Adelsgeschlecht, vielleicht derselben Wurzel, der auch der durch Dumas' Roman so bekannt gewordene Charles de Batz de Castelmore-d'Artagnan, der unter Ludwig XIV. Kapitän der Musketiere war (1620—1673), entsproßte. Baron Batz war während der Revolution der tatkräftigste und tollkühnste Verfechter des Königtums. Am 21. Januar 1793 versuchte er mit 500 Anhängern den König auf dem Weg zum Schafott aus den Händen der Henker zu befreien. Der Streich mißlang — ebenso ein zweiter nicht minder abenteuerlicher Plan, die Königin aus dem Temple zu entführen. Batz wurde geächtet und auf seinen Kopf ein Preis ausgesetzt. Gleichwohl entging er allen Nachstellungen der Polizei. In Charonne besaß er ein Landhaus, das er 1792 zum Schein an den Postmeister Grandmaison, den Bruder seiner Geliebten, verkauft hatte. Dort fand der Verfolgte jetzt einen sicheren Unterschlupf und von hier aus suchte er durch den ehemaligen Kapuziner Chabot Verbindungen mit Robespierre und dem Konvent zum Sturz der Republik anzuknüpfen. Stets war er der geheimnisvolle Drahtzieher, der unsichtbar und unnahbar hinter den Ereignissen und Personen stand, ein fanatischer,

beitsteilung. Große und heikle Angelegenheiten wurden dort oft mit zwei oder drei Unterschriften entschieden.

Die Anklage, mit der sie Fabre bedrohte, wird die gefährdetsten Mitglieder des Ausschusses zu ihrem Verhalten bestimmt haben. Haß und Furcht werden sie leicht zu der Annahme verführt haben, ihr Feind sei ein Verräter. Stand das letztere bei ihnen fest, so mußte ihnen das Mittel zu seinem Untergang gleichgültig erscheinen. Eine Fälschung? Warum nicht? Das Wort „Verräter" schließt ja allein schon alle Verbrechen in sich.

Merkwürdig! Der erbittertste Gegner Fabres bewahrt eine gewisse Zurückhaltung. Robespierre spricht von seiner „Habsucht", von seiner Unmoralität; er wagt es nicht, ausdrücklich das Wort „Fälscher" auszusprechen.

Hatte er noch Zweifel? Er wird sich hierin auf den Sicherheitsausschuß und die Tribunale verlassen haben, auf den Vorsitzenden Herman, der ein zu taktvoller Freund war, um ihn hinsichtlich der Art und Weise zu beunruhigen, wie man den „Intriganten", den „Verräter", dessen Verschwinden ihm so notwendig war, treffen konnte.

Wie dem auch sei, es war zu befürchten, daß der Konvent sich von seinem Staunen erholte, daß die Rechte sogar und das Zentrum sich schämten, den Berg preiszugeben und Robespierre in der heiklen Angelegenheit Fabre ihre Unterstützung entzogen. Der Wohlfahrtsausschuß und sogar ein Teil des Sicherheitsausschusses waren durchaus nicht auf seiner Seite. Das gibt auch die Erklärung für das enge Bündnis und die vollkommene Zusammenarbeit der Robespierristen und Hébertisten gegen Ende Januar.

Hatte man durch die Verhaftung Fabres einen Streich geführt

---

unermüdlicher Verteidiger und Vorkämpfer der Monarchie. Auch nach dem 9. Thermidor setzte Batz seine geheime Zersetzung der Republik fort. Der Aufstand vom 13. Vendémiaire mit seiner ausgesprochen royalistischen Tendenz war das Werk des Barons de Batz. Kurze Zeit verhaftet, mußte er jedoch wieder freigelassen werden, da man keine belastende Papiere bei ihm fand. Fortan verhielt Batz sich vollkommen ruhig — er sah wohl ein, daß ein offener Kampf gegen die festgefügte straffe Organisation der napoleonischen Diktatur ein Ding der Unmöglichkeit war. Erst 1814 trat er wieder an die Öffentlichkeit. Ludwig XVIII. ernannte ihn zum Ludwigsritter und Brigadegeneral. Batz überwarf sich jedoch mit dem Kriegsminister, dessen Befehlen er nicht Folge leistete, und mußte bereits 1817 den Abschied nehmen. Über das abenteuerliche Leben dieses geheimnisvollen Royalisten gibt G. Lenôtre: Le Baron de Batz, le grand inconnu de la grande Révolution, Paris, o. J. [1920] (deutsche Übertragung von Ernst Klarwill, Wien o. J.) zum erstenmal an Hand sämtlicher noch vorhandenen Quellen wertvollen Aufschluß. Anmerkung des Herausgebers.

gegen die „Nachsichtigen" (12. Januar), so führte man einen anderen gegen die Enragés durch den Prozeß gegen Jacques Roux (16. Januar). Fabre war der Fälschung angeklagt, Roux wurde des Diebstahls angeklagt. Hébert war maßlos eifersüchtig auf Roux, Varlet und Leclerc, die dunklen Tribunen der Arbeiterviertel, die trotz aller seiner Bemühungen immer in der Vorhut waren. Roux besaß die Macht bei den Gravilliers, denen er den Père Duchesne als Stutzer und Gemäßigten hinstellte. Robespierre selbst hatte Furcht vor ihm, und dies bewog ihn mehr als alles andere zu dem Bündnis mit den Hébertisten, das sein Verhängnis wurde. Woher kam diese Furcht vor Roux, vor einem Einfluß, der auf ein Stadtviertel von Paris beschränkt zu sein schien? Weil er hier (durch Leclerc von Lyon) den Zusammenhang mit den Freunden Chaliers erblickte, kurz, den dunklen Keim einer unbekannten Revolution, die sich erst später, in Babeuf, deutlicher enthüllen sollte.

Und da die Furcht grausam ist, so verfuhr man unbarmherzig gegen Jacques Roux. Jedesmal, wenn etwas los war in Paris, so verfiel man auf ihn als den Schuldigen; man legte ihm zuerst den Seifenkrawall zur Last (Juni); und man hetzte Marat auf ihn. Er versuchte mit Leclerc von Lyon ein Blatt herauszugeben. Es wurde unterdrückt auf einen Einspruch der Witwe Marat hin (August). Nach der Bewegung im September, als die Dinge kaum wieder geregelt waren, machte man sich unter dem Vorwand, er habe gestohlen, noch einmal an Jacques Roux *); vergeblich verlangte er ein Urteil, vergeblich erhoben die Gravilliers bei der Kommune Einspruch; Hébert lachte und machte Ausflüchte wie ein Marquis von ehemals. Die „Femmes révolutionnaires", die Roux unterstützten, wurden aufgelöst und ihre Klubs geschlossen. Der arme Mann saß fest, ständig auf sein Urteil wartend. Der Prozeß wurde listig bei-

*) Die Anklage hatte nicht die mindeste Wahrscheinlichkeit; diese Fanatiker fielen gerade durch ihre Uneigennützigkeit auf. Als man den Sektionen eine Entschädigung für ihre Armenpflege ankündigte, verweigerte die Sektion Droits de l'homme unter Varlets Einfluß die Annahme der Entschädigung trotz der schlimmen Zeiten! Der Faubourg erklärte, es sei Ehrensache und die Quinze-Vingts sagten ebenfalls: „Wir haben die Revolution ohne Eigensucht gemacht, und wir wollen so fortfahren." (Archives de la Police. Protokolle der Quinze-Vingts, 12.—13. September 1793.) — Jacques Roux' Verbrechen bestand darin, daß er (gegen den Wohlfahrtsausschuß) behauptet hatte, eine verlängerte Diktatur sei der Tod der Freiheit; ferner hatte er die Errichtung „öffentlicher Magazine" verlangt, in welchen die Pächter ihr Getreide abzuliefern gehalten sein sollten; der Staat sollte dann der einzige Verkäufer und Verteiler sein. Dieser Vorschlag wurde sehr volkstümlich bei den Gravilliers, den Arcis und anderen Sektionen im Zentrum von Paris.

seite geschoben. Da das Zuchtpolizeigericht mit der Anklage auf Diebstahl nichts anzufangen wußte, so verwies es Jacques Roux vor Herman, vor das Revolutionstribunal. Der sah nun ein, daß er erledigt war und brachte sich fünf Stiche mit dem Messer bei (16. Januar). Die Gravilliers verziehen die Sache weder Hébert noch Robespierre jemals, und sie hielten sich schadlos im März und im Thermidor.

Die Robespierristen hatten nicht erwartet, daß der Mann, den sie besudeln wollten, ihnen auf solche Weise entgehen und sich in seinem eigenen Blut reinwaschen würde. Sie waren ziemlich besorgt wegen der Wirkung bei den Gravilliers und in dem Viertel des Zentrums. Dieser Märtyrer der Enragés stellte sie bloß durch seinen Tod und machte sie kenntlich als „Moderantisten“. Das veranlaßte sie zu einer mehr als hébertistischen Komödie, die alle Welt in Erstaunen setzte.

Couthon war wie Robespierre der Anstand selbst, ein sehr zurückhaltender Mensch. Am 21. Januar, dem Jahrestag der Hinrichtung des Königs, verlangte er in einer kalten Begeisterung die rote Mütze, die Robespierre immer hartnäckig abgelehnt hatte. Er schlug vor, alle Abgeordneten sollten, die rote Mütze auf dem Kopf und die Pike in der Hand, den Freiheitsbaum am Ende des Tuileriengartens besuchen. Hier angelangt, fand sich die Versammlung dem Henker gegenüber und sah vor sich den Karren, der die an diesem Tag Verurteilten zur Guillotine brachte. Viele wandten die Augen ab, und viele fürchteten sich, sie abzuwenden. Sie hielten die Sache für abgekartet und fühlten sich beobachtet durch Spitzel, die von ihrem Widerwillen Notiz nahmen. Bourdon von der Oise zerbrach am folgenden Tag diese schmählichen Ketten der Furcht, machte den Gefühlen aller in heftigen Ausdrücken Luft und fand in den erbitterten Herzen der Versammlung ein Echo.

Die Hébertisten waren die Herren. Robespierre hatte sie nötig. Er stellte ihnen am 9. Pluviôse zum Kummer seiner Freunde das merkwürdige Zeugnis aus: „Es ist unnütz, daß die Jakobiner zugunsten Ronsins und Vincents vermitteln. Der Sicherheitsausschuß weiß, daß nichts sie Belastendes vorhanden ist. Man muß ihn gewähren lassen, damit ihre Unschuld durch die öffentliche Behörde verkündet werden kann. Es gibt nichts Schlimmeres für die bedrängte Unschuld, als den Intriganten den Vorwand zu liefern, man habe ihnen die Hände gebunden. Der Sicherheitsausschuß wird seinen Grundsätzen treu bleiben; er hat keinen Beweis für die von Fabre d'Églantine gemachten Verleumdungen.“

Er vergaß die offene und öffentliche Verletzung der Gesetze in Lyon und hinsichtlich der Vendée die erdrückenden Beweise, die Philippeaux hatte drucken lassen.

Neununddreißigstes Kapitel

Carrier in Nantes Die Ausrottung der Vendéer (Vom 22. Oktober bis 13. Dezember 1793)

Alle Parteien machen Fehler. — Schmerz Klébers. — Carrier wird beauftragt, ein Ende zu machen. — Beide Parteien wollen keine Gnade mehr. — Grausamkeit der Vendéer. — Furcht Carriers. — Er findet Widerstand in Nantes. — Verhalten der Gefängnisse in der Stadt. — Der Revolutionsausschuß. — Der Kreole Goullin. — Ertränkungen. — Die Siege bei Le Mans und Savenay (12. und 13. Dezember 1793). — Wie Carrier dazu beitrug.

Man muß zunächst feststellen, daß alle, Vendéer, Engländer und Republikaner, nichts taten, was ihren Untergang herbeiführen konnte; die Vendéer aus Unfähigkeit, die Engländer aus Ängstlichkeit und der Wohlfahrtsausschuß, weil er sich die Abhängigkeit von den Hébertisten gefallen ließ (Oktober 1793).

Wie wir beim Tode Cathelineaus sahen, schwächten die Vendéer selbst die Vendée; sie hoben die Kirchspielwahlen auf, und machten den Volkskrieg, der zuerst durch die Stämme und Familien geführt wurde, unwirksam, erstickten den Kreuzzug, indem sie seine Leitung ein paar früheren Adligen und Abbés anvertrauten. Und um das Maß vollzumachen, reizten sie Charette und lieferten ihm Vorwände, seine Hilfe beim Übergang über die Loire zu verweigern (handschriftliche Memoiren Mercier du Rochers). Puisaye bot ihnen an, sie in die Bretagne zu führen; aber sie machten sich lustig über ihn.

Die englische Regierung benahm sich merkwürdig ungeschickt, ganz im Gegensatz zu der Vorstellung, die man sich in Paris von Pitts teuflischem Geist machte. Sie wußte nicht einmal aus den erstaunlich günstigen Umständen Nutzen zu ziehen, die das Glück eigens für sie geschaffen zu haben schien. Die Vendée wäre sehr glücklich gewesen, wenn sie in ihrer äußersten Verlegenheit von England eine Richtschnur erhalten hätte. Aber die Engländer vertaten die Zeit mit der Frage, „ob diese Bande achtbare Führer habe“ und anderen, echt englischen Fragen. Das ist nicht alles; sie kamen immer wieder mit der ärgerlichen Forderung nach einem Hafen und wollten genau wissen, was sie bei der Rettung der Unglücklichen verdienen könnten.

Der gröbste Fehler aber war, daß der Wohlfahrtsausschuß nach seiner weisen Entscheidung, es solle nur noch eine Leitung und einen General geben, diese wichtige Stellung Männern gab, die durchaus die Fähigkeit besaßen, alles zugleich zu verderben, und zwar zuerst dem albernen Léchelle, dann, als dieser eine blutige Niederlage erlitten hatte, der Drahtpuppe Rossignol, der bereits bei der Armee bekannt, verachtet und verwünscht war, denn sie war durch ihn zweimal kreuzlahm geworden. Und gerade, als die Montagnards von Nantes berichteten, dieser Rossignol müsse unfehlbar guillotiniert werden, gerade da, sage ich, machte man ihn zum Kommandierenden General aller Armeen des Westens; natürlich ließ er sich unverzüglich schlagen und gab die ganze Bretagne frei. Als Rettung dachte sich dieser Dummkopf die Einäscherung von Rennes (!) und die Anstellung eines Chemikers — besonders des Bürgers Fourcroy —, um den Feind zu analysieren! (11. und 25. November.)

„Rossignol," sagte Prieur an der Marne zu ihm, „du könntest noch zwanzig Schlachten verlieren und bliebst trotzdem der Liebling der Revolution und der Erstgeborene des Wohlfahrtsausschusses."

Ich kenne nichts Tragischeres in der ganzen Geschichte der Revolution, als das Schicksal Klébers und seiner armen Mainzer Armee, als sie durch die Schuld Léchelles ihre erste Niederlage erlitt. „Ich wollte zu den Soldaten sprechen," erzählt Kléber in seinen Notizen, „ich wollte ihnen Vorwürfe machen, aber als ich mich mitten unter diesen Tapferen sah, die bis dahin nur Siege erlebt hatten, als sie sich um mich drängten, von Schmerz und Schande verzehrt — da erstickte Schluchzen meine Stimme, ich konnte kein Wort herausbringen und ging fort."

Das geschah gerade in dem Augenblick, als Carrier in Nantes eintraf. Er war ebensosehr Schwachkopf wie Hitzkopf, unfähig, einer solchen Lage standzuhalten (22. Oktober 1793).

Carrier wurde gegen Ende September vom Wohlfahrtsausschuß hierher geschickt. Eine englische Landung erschien wahrscheinlich. Nantes war ein Mittelpunkt böswilliger Trägheit geworden, die Philippeaux nicht hatte besiegen können. Carrier trat an Philippeaux' Stelle. Man war auf ihn verfallen als auf einen anständigen Menschen von plumper Ehrlichkeit (er hatte den Dieb Perrin angezeigt); und tatsächlich verließ er Nantes als armer Mann. Bei seinem Tode besaß er nicht mehr als im Jahre 1789, nämlich ein kleines Vermögen von zehntausend Franken. Er war kein Robespierrist, aber ein Freund der extremen Richtungen, ein Freund Billaud-Varennes' und durchaus kein Feind Héraults. Als Hébertist dachte er dennoch

gerecht von Dantonisten; in seinen Briefen läßt er Merlin von Thionville, Westermann und sogar Philippeaux Gerechtigkeit widerfahren.

Da die Schlacht von Wattignies noch nicht gewesen war, so machte die Furcht vor einer Landung, die uns im Rücken fassen konnte, es wünschenswert, um jeden Preis mit dem Westen fertig zu werden. Selbst „die Nachsichtigen“ waren dieser Ansicht. Merlin forderte, „man solle die Vendée zu einer Wüste machen.“ Hérault schrieb im Namen des Ausschusses an Carrier: „Wenn deine Gesundheit es erlaubt, so gehe oft von Rennes nach Nantes. Man muß diese Stadt reinigen. Die Engländer werden kommen. Wir haben Zeit, menschlich zu sein, wenn wir erst Sieger sind.“

Carrier war, wie schon erwähnt, ein sehr nervöser und heftiger Mensch und besaß eine starke und melancholische Einbildungskraft. In einem Brief an Billaud (11. Oktober) spricht er sich ganz offen aus, er fühlt sich dem Tode geweiht. Bei einem Diner in Nantes äußert er, er sähe wohl, daß man ihn als Werkzeug benutze, um ihn dann zu opfern. Hatte er geheime Instruktionen? Napoleon glaubt es und glaubt ferner, daß man sie ihm entwendete. Die Nanter Überlieferung lautet, daß er sie in einer roten Saffiantasche bei sich trug, daß Barère, Billaud und Collot ihn eines Tages beim Diner betrunken gemacht und ihm die sie gefährdenden Schriftstücke gestohlen hätten. Diese Überlieferungen sind romanhaft. Auch ohne geheimnisvolle Dinge anzunehmen, sieht man, wie alles aus der Lage sich ergibt. Diese Lage war voller Überraschungen, erschreckend, unglaublich trübe und verwirrt. Carrier konnte sie nicht bewältigen.

Er war ein großer dürrer Mann, von kränklichem Aussehen und nachlässiger Haltung, mit langen, schlackernden Armen; sein Gehabe wäre lächerlich gewesen, wenn man nicht Furcht vor ihm gehabt hätte. Solche Menschen sind selten mutig und sehr oft jähzornig.

Immerhin: solange er nicht in Nantes war, behielt er einen klaren Kopf. Er schrieb aus der Vendée, Merlin sei für diesen Krieg unentbehrlich. Mit den Vendéern, die sich ergaben, verfuhr er menschlich, ließ ihnen Lebensmittel geben und sprach freundlich mit ihnen; dies Zeugnis gibt ihm einer seiner Feinde.

Er kam in Nantes an, als die Stadt gerade wegen des Übergangs über die Loire in höchstes Entsetzen geriet. Jedermann beteiligte sich an den Schanzarbeiten, die man schleunigst vollendete. Getreide gelangte nicht mehr herein. Das hungrige Volk konnte zusehen, wie

die Briganten in ihren roten Tüchern*) auf dem anderen Ufer ihnen vor der Nase die Lebensmittel abschnitten und das Brot wegnahmen. Man fand es hart, daß man seine Feinde in den Gefängnissen ernähren mußte. Seit 1792 war im Volk der Ruf beliebt: „Ins Wasser mit den Briganten!" (Briefe Goupilleaus, 10. Septmber 1792.)

Von Frau de la Rochejaquelein erfahren wir, daß die Vendéer im Oktober 1793 den ähnlichen Ruf hatten: „Keine Gnade mehr!" Die Verzweiflung über den Tod der Königin sprach aus diesem Ruf, erzählt sie. Aber hatten die Vendéer nicht schon am 20. September unsere Soldaten bei lebendigem Leibe in den Brunnen von Motaigu gestopft und sie mit Steinwürfen getötet? Und hatte nicht Charette bei der Einnahme von Noirmoutiers (15. Oktober) alle, die sich ergeben hatten, erschießen lassen**).

Man erzählte unerhörte Dinge von den Vendéern; sie hatten Menschen bis zum Halse eingegraben und ihren armen, noch lebenden und sehenden Kopf als Zielscheibe benutzt; man hatte Gefangene lebendig geröstet; man erzählte von Frauen, die über die Schlachtfelder gingen und mit ihrer zarten Hand unseren sterbenden Soldaten lange Nadeln in die Augen stießen. Noch Teuflischeres berichteten entflohene Patrioten (ich habe Briefe von ihnen vor mir): den Vendéern hätten die Qualen an sich nicht genügt, wenn sie den Opfern nicht von den nächsten Verwandten zugefügt wurden; sie hätten zum Beispiel einen siebzehnjährigen Knaben gezwungen, seinen Vater zu ermorden, mit dem Vorbehalt, ihn nachher selbst niederzustoßen.

Als Carrier in Nantes ankam, war er bestürzt über die Wut des Volkes. Er fürchtete, in Stücke zerrissen zu werden, wenn die Not die Leidenschaft noch weiter steigerte. Er warf den Behörden vor, sie betrieben seinen Untergang, indem sie die Schuld an den Schwierigkeiten der Verpflegung auf ihn schöben.

Besonders gab er seine Furcht zu erkennen, wenn man ihm von Nachsicht sprach: „Wollt ihr mich in Gefahr bringen," sagte er. „Habe ich das Recht, Gnade zu üben?"

---

*) Die so grausam verheerte, arme Stadt Cholet, die eine Zeitlang nur Hunde in ihren Mauern hatte, die sich von Leichen nährten, hatte gegen ihren Willen diese Tücher, die Abzeichen des Bürgerkrieges, liefern müssen. Die in ganz Frankreich bekannte Tuchfabrik wurde dort, sagt man, um 1680 von den Lebretons gegründet. Zur Zeit der Revolution wurde sie berühmt durch die Cambons (von Montpellier), eine zahlreiche Familie, die sich in Cholet niedergelassen hatte.

**) Piet, „Histoire de Noirmoutiers". Ein sehr seltenes und merkwürdiges Werk, das der Verfasser in nur sechzehn Exemplaren hat drucken lassen. Bibliothek von Nantes.

Der revolutionäre Ausschuß, der von Vertrauensmännern Philippeaux' gebildet war, aber getreulich die steigende Wut des Volkes widerspiegelte, erschien Carrier wie ein auf ihn gerichtetes Auge. In einem der seltenen Fälle, da Carrier einen Mann freiließ, empfahl er diesem, er solle abreisen und sich der Überwachung durch den revolutionären Ausschuß entziehen. Der Ausschuß seinerseits, der unter der Hand Kinder rettete, hatte die größte Angst vor Carrier.

Dieser Mann, der so sehr darauf bedacht war, sich nicht bloßzustellen, suchte seine Sicherheit in drei Dingen: Er gab keinen schriftlichen Befehl; er wollte sich die Armen verbinden, indem er die Kaufleute zwang, zu vorgeschriebenen Höchstpreisen zu verkaufen; schließlich versuchte er mit allen Mitteln, sich unnützer Esser zu entledigen. Niemand wollte zu herabgesetzten Preisen oder gar mit Verlust verkaufen, die Nanter wollten lieber sterben. Sie erfanden hundert scharfsinnige Mittel, das Gesetz zu umgehen. Carrier rieb sich auf in Bemühungen: nichts half. Er stieß die fürchterlichsten Drohungen aus und erklärte sogar: „Das Gesetz in der einen Hand und die Hacke in der anderen, werden wir die Magazine stürmen.“ Dreimal unternahm er das unmögliche Beginnen, alle Kaufleute*) und sogar die Kleinhändler zu verhaften. Die schlossen ihre Läden oder verbargen sich. Carrier erging sich in entsetzlichen Wutausbrüchen, er rief Himmel und Erde zu Zeugen an, man wolle seinen Tod, man wolle ihn zum Opfer der Wut des hungrigen Volkes machen.

Obgleich er der Nationalgarde drei Franken täglich gab, war alle Welt und sogar die Patrioten gegen ihn. In einem Wutanfall ließ er die Volksgesellschaft für drei Tage schließen, jene Gesellschaft Vincent-la-Montagne, die allein in dieser Stadt wirklich die Revolution vertrat.

Wer mußte den Vorteil haben von der beklagenswerten Spaltung der Patrioten und von der Tollheit Carriers?

Die konstitutionellen Royalisten, die Englandfreunde und Girondisten, wenn die englische Flotte kam;

oder die reinen Royalisten, wenn sich die große vendéeische Armee auf Nantes warf.

Die Konstitutionellen, das war alles, was zum Handel gehörte, fast

---

*) Bestand damals, wie Carrier annahm, ein Beschluß, Nantes auszuhungern? Ich glaube es nicht. Aber die Sache ist gewiß für das Jahr 1795. Ich hatte immer an dieser „Hungerpaktur“ gezweifelt. Ich habe den schriftlichen Beweis in den Notizen eines sehr glaubwürdigen und gemäßigten Mannes, des ausgezeichneten Beamten Grelier, gefunden. Diese merkwürdigen Notizen befinden sich in der Biographie Greliers von Guéraud.

in der ganzen Stadt; sie setzten der Verteidigung einen versteckten Widerstand entgegen, ein großes Beharrungsvermögen.

Die reinen Royalisten, das war im allgemeinen die Masse der Gefangenen, die, an ihre Gitter gepreßt, von den Höhen von Nantes aus die roten Schärpen am anderen Ufer betrachten und anrufen konnten; das waren die in den Brückenkähnen der Loire eingeschlossenen Priester, der wahre Mittelpunkt, der glühende Herd der Gegenrevolution, dem eine ganze Welt von Intrige und Hingabe anhing; sie verkehrten durch List, durch Bestechung und auf hunderterlei Art mit der Außenwelt; durch verschwiegene und verwegene Frauen, die Aufträge besorgten, unter ihren Röcken Briefe, Aufrufe und sonstige Dinge einschmuggelten, die unter tausend Vorwänden kamen und gingen, wozu besonders die Einbringung des Getreides Gelegenheit ergab.

All dies war um so leichter, als die Royalisten in der in der Hauptsache girondistischen Nationalgarde Verwandte hatten. So war jede Familie gespalten. Das Persönlichkeitsgefühl ist so ausgeprägt in diesem unglücklichen Lande, daß sechs Brüder sechs verschiedene Namen annehmen und gern ebensoviel verschiedenen Parteien folgen würden. So konnte man also auf niemanden bauen. Und das gab dem Krieg einen unheilbar regellosen und unentwirrbaren Charakter. Eine elende, hartnäckige Krankheit, eine verwünschte Räude, bei der die Haut nicht heil wird, wenn man nicht das Fleisch mit herunterreißt, woran dann der Kranke selbst stirbt. Im Jahre 1793 sind die Royalisten, später die Republikaner zugrunde gegangen. Der Westen ist damals auf lange Zeit blutleer geworden.

Charettes Seele weilte ebensosehr in den Gefängnissen von Nantes wie im Feldlager. Der höhnische Übermut der adligen Gefangenen überstieg alle Begriffe. Sie kannten alle Nachrichten, besonders die schlechten, und frohlockten darüber, noch bevor man in der Stadt etwas wußte. Bei jedem Unglücksfall der Unsrigen tanzten sie vor Freude und warfen ihr Essen den Wächtern an den Kopf. „Wir brauchen das nicht mehr," sagten sie, „die Armee des Königs kommt heute abend." Sie waren sehr schlecht ernährt, aber der ganzen Stadt ging es nicht besser (dies sagte Lampenois, der Carrier vertrieb). Mehrere Male versuchten sie, sich Waffen zu verschaffen; der Ingenieur Rapatel hatte schon Carrier erklärt, die Gefangenen suchten nach scharfen Werkzeugen und erstrebten eine Vereinigung mit Charette.

Tatsache ist, daß die Aufrufe des letzteren zuerst in Nantes erschienen; und zwar aus einem sehr einfachen Grunde: sie wurden bei Carriers Drucker gedruckt. Dieser Drucker, ein Republikaner

der Gesinnung nach, aber in erster Linie Nanter, das heißt Kaufmann, arbeitete für jeden, der ihn bezahlte. Am Tage trug er die rote Mütze (seine Frau, seine Kinder, seine Arbeiter ebenso — alle trugen die rote Mütze) und druckte rote Dinge. Nachts druckte er allein, in weißer Mütze, in aller Stille die weißen Aufrufe, unparteiisch steckte er die Assignaten und die Guineen ein.

Das englische Gold, das im Vergleich zum Papiergeld unwiderstehlich war, schuf den Royalisten überall eifrige Diener. Nanter Schuster pfuschten zum Höchstpreise schlechte Schuhe für unsere Truppen zusammen; die besseren hatten sie die Ehre, den „Herren" vom anderen Ufer, in Vertou, in Saint-Sébastien, liefern zu dürfen. Ebenso stand's mit den Waffenschmieden. Als Charette (erzählt sein Biograph) seinen Säbel schartig geschlagen hatte auf den Köpfen der Republikaner, schickte er ihn, nicht nach Nantes, nein, nach Paris, wo man sich beeilte, ihn auszubessern*).

Jede in Nantes geplante Bewegung wurde sofort am anderen

*) Da man sich schwer einen Begriff macht von der Unverschämtheit der feinen Welt von damals, so will ich das folgende, merkwürdige Schriftstück bringen; es ist von Philippe Tronjolly, einem sehr gemäßigten, den Royalisten günstigen Beamten geschrieben: „Am 30. Juni 1793 wurde ein Privatmann zum Departement gebracht; er trug einen blauen Rock, rotes Halstuch, weiße Mütze, sehr schlechten Hut, braune Hose und Weste von derselben Farbe. In einer seiner Taschen fanden sich: sechs Patronen, ein Pulverhorn, ein Rosenkranz, drei Teile von einem Rosenkranz, ein Messer, ein Tabakbeutel, fünf Assignate zu zehn Sous, zwei zu fünfzehn, einer zu fünf, ein Geldschein der Gemeinde Saint-Jacques zu zwei Sous, zwei Zettel der Gemeinde Rennes, jeden zu fünf Sous, vier kleine beschriebene Papiere und eine Tabaksdose aus Glättholz. Und wir sind zum Verhör geschritten, wie folgt: „— Er wurde nach Vor- und Zuname, Alter, Stand, Beruf und Wohnung gefragt. Antwort: Er nenne sich Andreas Bock, er trage keinen Bart unter der Nase und ließe sich immer frisch rasieren. Es wurde dem Verhörten vorgestellt, daß die Antwort unbefriedigend sei, und daß wir ihn im Namen des Gesetzes ersuchten, auf bestimmte Weise zu antworten. — Er beharrte bei der Erklärung, er heiße Andreas Bock und wohne im Stall. — „In welcher Gemeinde wohnen Sie?" — „In der Gemeinde der Hecken." — Es wurde dem Verhörten vorgestellt, er spiele den Einfältigen und mache sich über das Gesetz lustig. Dann wurde er um Angabe seines Alters und Standes ersucht. Antwort: Danach müsse man seine Mutter fragen, die wohl wissen würde, wie alt er gewesen sei, als sie ihn zur Welt brachte. — Dann wurden dem Verhörten die sechs Patronen und das Pulverhorn gezeigt, und er wurde aufgefordert, zu sagen, wozu er diese Dinge brauchen wollte. Antwort: Das diene dazu, um Rauch zu machen. Auf die Frage, woher er komme, und wo er in der letzten Nacht geschlafen habe, antwortete er, er komme von der Meierei auf dem Lande und habe im Stall der Meierei geschlafen. Frage: „Wo liegt diese Meierei?" Antwort: „Sie ist die nächste zur Rechten oder Linken." — Frage: „Sind Sie nicht heute in Nantes, Rue Richebourg, verhaftet worden?" Antwort: „Freilich." — Auf die Frage, was

Ufer der Loire bekannt und vereitelt. Es war eine geheimnisvolle Sache. Und kein Mittel, die Verbindung herauszubekommen.

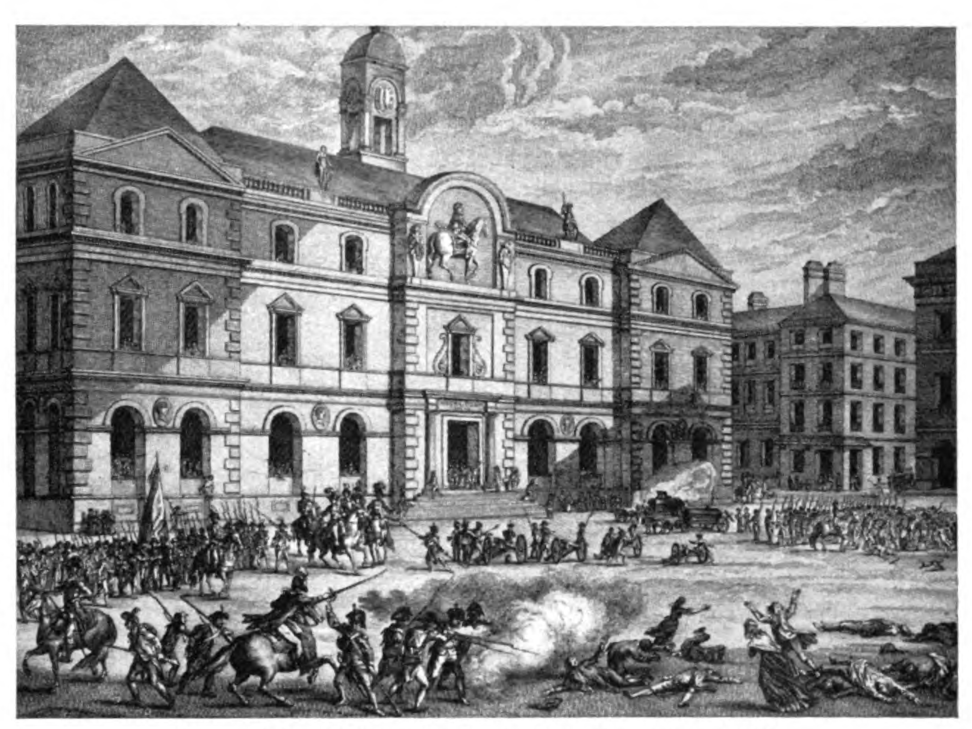
Man erinnert sich der Lage der Stadt im Juni, als durch die wunderbare Einigkeit der Montagnards und der Girondisten die Rettung gesichert war. Jetzt hatte sich alles geändert. Die große girondistische Masse (die Mehrzahl der Handelswelt) war äußerst verdächtig. Die Sanscoulotten, so genannt einzig weil sie arm waren, hatten keine Meinung, außer dem Hunger. Die Seeleute fuhren nicht mehr hinaus, die Seiler spannen nicht mehr, die Fischer fischten nicht mehr, die Fischweiber verkauften nicht mehr; die letzteren, lebhaft und hitzig, wechselten dreimal in zwei Jahren die Partei*).

---

er in Nantes zu tun habe, und ob er erst angekommen sei oder schon vor der Rückkehr stehe, antwortete er, er sei angekommen und auf der Durchreise. Auf die Vorstellung, die Wache, die ihn verhaftet habe, habe im Gegenteil gesagt, daß er Nantes verlassen wollte, meinte er, er ginge am einen Ende hinein und am anderen hinaus. Aufgefordert, den Widerspruch zu erklären, antwortete er, wenn er noch p . . . . . könne, würde er antworten. — Frage: Welche Personen er in Nantes kenne, oder welchen er bekannt ist. Antwort: Er sei der Ziege, seiner Mutter, bekannt. — Frage: Wer ihm die vier beschriebenen Zettel oder Papiere gegeben habe, die bei ihm gefunden seien. Antwort: Die habe er von denen, die sie ihm gegeben hätten. — Aufgefordert, uns deren Namen und Wohnung zu nennen, antwortete er, das könnten wir uns ja überlegen. — Hier bemerkten wir, daß der genannte Privatmann etwas am Fuß hatte, wir haben ihn den Strumpf ausziehen lassen und bemerkten nun eine Wunde, die uns von einer Kugel herzurühren schien. Wir haben ihn ersucht, zu sagen, wo er diese Wunde bekommen habe. Antwort: Er habe sie sich beim Sprung über eine Hecke geholt. Auf die Aufforderung, zu erklären, ob sie nicht die Wirkung eines Flintenschusses oder einer anderen Feuerwaffe sei, antwortete er: Nein, sie sei ihm durch einen Ast verursacht worden beim Sprung über eine Hecke. — Frage: „An welchem Tage?“ Antwort: „An dem Tage, als es geschah, abends oder morgens.“ — Wir stellten dem Angeklagten vor, obgleich er die Kleidung eines Landbewohners trage, sei sein Hemd von so feiner Leinwand, daß man unmöglich glauben könne, besonders auch, wenn man seine Hände betrachte, er sei ein Ackerknecht oder betreibe ein Handwerk. Antwort: Wenn wir sein Hemd zu schmutzig fänden, sollten wir ihm ein anderes geben. Auf die Frage, ob er nicht ein Priester sei, erfolgte die Antwort: O ja, er lese alle Tage die Messe. — Befragt, wo er sie heute gelesen habe, antwortete er: „Wie heißen Sie eigentlich?“ — So erfolgte sein Verhör, das ihm vorgelesen wurde; er hat erklärt, es sei richtig, und er könne weder lesen noch schreiben.

(Unterzeichnet:) Phelippes.“

*) Im Jahre 1792 waren die Damen der girondistischen Bourgeoisie, die über die Klöster, die Werkstätten des Bürgerkrieges, empört waren, weil der Krieg ihnen die Liebhaber wegnahm, hingegangen und hatten die Nonnen von Les Couets geprügelt. Die Fischweiber, geschickt aufgewiegelt von den Royalisten, prügelten ihrerseits die Prüglerinnen. Sie waren also royali-



Massenhinrichtung in Lyon (14. Dezember 1793).
Stich von C. Schleich sen. nach der Zeichnung von Swebach-Desfontaines.



Buzot.
Nach der Lithographie von Raffet.

Die Patrioten waren zu zählen; ich glaube, es waren keine fünfhundert. Und als Führer hatten sie einen Dummkopf!

Sie beurteilten die Lage genau, wie von einem Sklavenschiff aus, das unter seiner Ladung versinkt.

Der Mann, der dieses Wort aussprach, war ein gärender Kopf, ein Pflanzer aus San-Domingo. Ich habe erzählt, daß der erste Massenmörder in Paris ebenfalls ein Pflanzer gewesen war: Fournier, genannt „der Amerikaner".

Nantes war durch die Ausfuhr sehr reich und glänzend geworden; es sprach 1789 viel von Freiheit und sah mit Schaudern, wie seine Worte in San-Domingo ein Echo weckten; plötzlich wurde die Stadt von einer Woge von Flüchtlingen aus Amerika überschwemmt. Es waren viele Neger darunter; sie wurden in die Regimenter gesteckt und zu prächtigen Schwadronen zusammengestellt; sie benahmen sich sehr tapfer, aber auch sehr wild und grausam, besonders gegen die Gefangenen. Die Neger sagten: „Es sind unsere Sklaven."

Von den flüchtigen Kreolen war der glänzendste Goullin, ein Weltmann, elegant, geistreich, sogar beredt, mit einer feinen und außergewöhnlich nervösen Empfindsamkeit begabt (er konnte den Tod nicht sehen); gleichzeitig hatte er aber merkwürdigerweise keine Ahnung vom Wert des Menschenlebens; der Sinn für Menschlichkeit ging ihm völlig ab. Was gilt das Leben in den Kolonien? Was wiegt das Leben eines Negers? Ein Gefangener war für Goullin nichts anderes als ein weißer Neger.

Das Unglück wollte ferner, daß dieser hitzige Kreole, dessen Einfluß auf Nantes' Schicksal dem Carriers gleichkam, kränklich war wie dieser. Er machte 1793 eine schwere Nervenkrankheit durch, von der er die Reizbarkeit und die fieberige Überspanntheit zurückbehalten hatte. Diese konnte ihn zum Verbrechen treiben oder zum Heldentum.

In diesem Zustand haben die Menschen eine gefährliche Macht. Alles gab ihm nach. Der revolutionäre Ausschuß war allein in seiner Hand. Chaux, der Sekretär Philippeaux', war ein glühender, grober und wenig einsichtiger Patriot. Der frühere Notar Bachelier, fein und milde, falsch aus Schwäche, besaß wenig Entschlußkraft. Goullin sprach es später vor Gericht aus: „Ich allein, ich habe alles

---

stisch? Keineswegs. 1793, während der Lebensmittelteuerung, riefen sie: „Es lebe Carrier! Ins Wasser mit den Briganten!" 1794 kehrte die Empfindsamkeit zurück, auch das Interesse und die Rücksicht für die reiche Kundschaft; so sagten sie also gegen Carrier aus.

gemacht. Ich allein habe einen Anspruch darauf zu sterben.“ Das rührte die Geschworenen; er wurde verurteilt zu leben*).

Am 15. Juni 1793 war Goullin auf den glücklichen Einfall geraten, die Parteien in Saint-Pierre zusammenkommen zu lassen; sie versöhnten sich, verbrüderten sich, nahmen ein gemeinsames Mahl und taten den Schwur, Nantes zu verteidigen.

Am 8. November, als Nantes durch die Niederlage der Republikaner die Deckung verlor, als die Stadt ohne Truppen war und die Gefangenen stündlich die Vendéer erwarteten, faßte derselbe Mann noch einmal einen Entschluß, aber diesmal einen schauerlichen. Er wollte die Gefangenen töten, sich durch diesen Schreckensstreich der Stadt wirklich bemächtigen, den passiven Widerstand der Handelswelt und der Girondisten besiegen, so daß diese große und im Grunde so reiche Stadt ihre Hilfsquellen öffnen und ausliefern, sich ganz in den Dienst der Sache stellen mußte, und ein Kriegswerkzeug würde, um den Feind aufzuhalten.

Das Revolutionstribunal unter dem Vorsitz des Advokaten Phelippes Tronjolly war sehr zaghaft und äußerst ängstlich vor künftigen Rückschlägen; es wollte nur auf Beweise hin handeln und forderte Zeugen. Aber kein Zeuge hätte aufzutreten gewagt, denn er konnte vollkommen sicher sein, auf dem Hinwege ermordet zu werden. Es blieben die Militärkommissionen, und da sich die Stadt im Belagerungszustand befand, so bestand kein Hindernis, zu ihnen seine Zuflucht zu nehmen. Die Beschlüsse vom März und August waren durchaus klar. Man konnte sie anwenden. Zehnmal, zwanzigmal hatte man ihnen auf der Tribüne die härteste Auslegung gegeben. Ihr Sinn war nicht zweifelhaft.

Seit dem Monat Mai waren die Gefängnisse fürchterlich überfüllt; eine Seuche brach aus. (Register des Departements.) Der einzige Ausweg, auf den die Girondisten verfallen waren, bestand darin, daß man von Zeit zu Zeit wahllos Gefangene freiließ; die letzteren

*) Vor mir liegt die Niederschrift der letzten Worte, die Goullin in der Nacht vom 15. zum 16. Dezember vorlas, als die Geschworenen sich zurückziehen wollten, um über sein Schicksal zu befinden. Die Schrift ist schön, leicht, warm und lebendig und zeugt sichtlich von Mut: „Nicht für mich ergreife ich das Wort. Im ganzen Verlauf des Prozesses blieb ich standhaft bei der Wahrheit. Ich versuchte sogar, groß zu sein auf dem Armsünderstuhl, wie ich es nach dem Vorwurf, den man mir macht, auf dem Sessel des Ausschusses gewesen bin. Aber ich habe nur die Hälfte meiner Pflicht erfüllt. Die Stunde der Freiheit oder des Todes schlägt, aber der gefahrvolle Augenblick wird Goullin nicht zaghaft finden. Fieberhaft erregt vom Patriotismus, bis zum Wahnsinn getrieben durch Carriers Beispiel, lud ich für meine Person größere Schuld auf mich, als der ganze Ausschuß. Ich war es, der in die Seele meiner Kollegen jene brennende Glut fließen

machten sich darüber lustig, sorgten, daß sie über den Fluß kamen und gingen zu Charette. Diese Methode, dem Feinde Soldaten zu liefern, konnte nicht länger befolgt werden, als die Gefahr bestand, daß die große vendéeische Armee über Nantes herfallen könnte.

Man griff zu einem Mittel, das dem der Girondisten entgegengesetzt war: alles zu töten. Dazu hätten die Militärkommissionen und die Erschießungen genügt. Man gab dem Verfahren eine grausige Ergänzung, die im Anfang heimlich und heuchlerisch betrieben wurde, ohne jemanden täuschen zu können. Man umging jede Gerichtsverhandlung und entleerte zur Nachtzeit und verstohlen die Gefängnisse in die Loire.

Diese Hinrichtungsart, die im Gesetz nicht vorgesehen ist, war ein Verbrechen gegen das Gesetz; sie gab den Anstoß zu einem zweiten, den Niederkartätschungen in Lyon, die drei Wochen später stattfanden.

Carrier wußte sehr wohl, welche Verantwortung er übernahm. Er verweigerte jeden schriftlichen Befehl. Es gab weder Befehl noch Vollzieher des Befehls. Noch war nichts geordnet. Die wütenden Patrioten vollzogen fast allein, auf eigene Gefahr und zum großen Teil mit eigenen Händen die scheußliche Hinrichtung.

Ein erstaunliches Beispiel für den Fanatismus jener Zeit hatte sich in Rochefort zugetragen. Als man dort die Offiziere des „Apollon“ festnahm, die Toulon ausgeliefert hatten, war kein Henker vorhanden. Der Abgeordnete Lequinio fragte in der Volksgesellschaft, ob kein aufopfernder Mann da sei, der „der Rächer des Volkes“ (so nannte man das) werden möchte. Ein junger, bis dahin unbescholtener Mann mit Namen Ance erhob sich und sagte: „Ich.“ Da boten sich noch zehn andere an. Aber Lequinio gab dem ersten den Vorzug und lud ihn zum Essen ein. Dieser Lequinio, der sich 1793 so grausam benahm, ist derselbe, auf dessen lebhafte Vorstel-

ließ, von der ich selbst verzehrt wurde. Ich wage zu behaupten, daß ihr übermäßiges Vertrauen zu meiner Uneigennützigkeit, meinem Republikanismus und meinen Tugenden sie zugrunde gerichtet hat. Ich bin bei den lautersten Absichten der Henker meiner Kameraden. Wenn das Volk Opfer verlangt, so biete ich mich dar. Nachsicht für jene! Möge das Schwert des Gesetzes mich allein mit seiner Schwere treffen. Möge ich den Trost mit hinabnehmen können ins Grab, daß ich Brüdern, Patrioten das Leben gerettet habe! Und wenn das Gesetz meinen Namen ächtet, so wird er wenigstens im Gedächtnis derer fortleben, für die ich mich hingab. Könnte doch mein Blut die Republik festigen! Könnte es doch eine furchtbare Warnung sein für die verwegenen Beamten, die in Versuchung geraten, die Gesetze zu verkennen und ihre Vollmachten zu überschreiten.“ (Sammlung des Herrn Dugast-Matifeux.)

lungen hin 1794 dem Gemetzel und der Verwüstung in der Vendée Einhalt geschah.

Am steilen Ufer der Loire, unterhalb der Stadt, vor der Mündung der Sèvre und gleichsam vor Charettes Augen geschah es, daß der Ausschuß von Nantes zunächst achtzig Priester ertränkte. Das linke Ufer fuhr auf bei dem Schlage, und der Gegenschlag in Nantes traf jene dunkle Welt von Frauen und heimlichen Agenten, die man nicht zu fassen wußte.

Die Bevölkerung wollte diese Priester selbst ertränken (im September 1792). Sie faßte die Sache nicht verkehrt auf*). Man fand auf der Stelle bereitwillige Leute, die den Henker spielen wollten.

Ein Aufstandsversuch in den Gefängnissen zog eine zweite Massenertränkung nach sich (Nacht vom 9. auf den 10. Dezember).

Carrier hatte zwar keinen schriftlichen Befehl gegeben, fühlte sich aber dennoch nicht allzu sicher hinsichtlich des Konvents. Er sondierte diesen durch den merkwürdigen Brief, worin die Schuld an den Vorgängen dem Zufall gegeben zu sein scheint. Nachdem er einen Erfolg gemeldet hat, fährt er fort: „Aber warum mußte dieses Ereignis von einem anderen begleitet sein? Achtundfünfzig Priester sind in der letzten Nacht vom Fluß verschlungen worden. Welch ein revolutionärer Strom ist doch die Loire!“

Später schrieb er an den Konvent, die Gefangenen würden zu Hunderten eingeliefert, und er werde sie von nun an erschießen lassen.

Der furchtbare Knoten in der Vendée war, wie man zugeben muß, vom Zufall zerhauen worden. Der Angriff der Vendéer auf Granville war mißglückt; keine englische Flotte war zu ihrer Unterstützung erschienen. Aufgelöst fluteten sie zurück, gehorchten niemandem mehr und glaubten nicht ohne Grund, daß einige ihrer Führer sie verlassen wollten. Das Übermaß ihrer Verzweiflung und ihres Elends machte sie noch einmal gefährlich, und die Bretagne

*) Wenn man nicht die Vorgänge beim Rückzug von Moskau zum Vergleich heranzieht, ist es unmöglich, den Zustand der allgemeinen Auflösung und Vernachlässigung zu verstehen, in dem sich die Stadt Nantes befand. Ein Kaufmann hinterließ folgendes erstaunliche Bekenntnis: „Wir waren vom Fasten und Wachen erschöpft; von drei Nächten verbrachten wir zwei ohne Schlaf. Eines Nachts wurden zwei meiner Kameraden bei einer Patrouille ohnmächtig; wir legten sie auf eine Tragbahre und nahmen sie mit. Aber auch uns verließen die Kräfte. Soll man es glauben? Ich kann es selbst kaum glauben: Wir setzten die Tragbahre nieder und ließen sie mitten auf der Straße stehen. Am folgenden Morgen waren die beiden tot, sie waren erfroren. Leute, die sich selbst bis zu diesem Grade aufgaben, konnten ja gar keine Rücksicht nehmen auf das Leben der Vendéer, die die Urheber eines solchen Elends waren.

lag offen vor ihnen. Aber sie zogen es vor, heimwärts zu ziehen und auf dem Wege in ihr Land zu sterben. Sie kamen bis zur Loire, konnten nicht hinüber und zogen nach Le Mans hinauf. Sonderbarerweise warteten die Republikaner in einem solchen Augenblick auf einen General! Marceau hatte die Stellvertretung, aber niemand gehorchte. Westermann trat den Vormarsch an, hinter ihm kam Marceau, Kléber suchte, so gut es ging, nachzukommen. Vor den Toren von Le Mans angelangt, zögerte Westermann nicht einen Augenblick, sondern begann den Sturm. Marceau bat ihn, innezuhalten und eine feste Stellung zu besetzen; er aber rief: „Meine Stellung ist in Le Mans!" Marceau folgte ihm und ließ Kléber sagen, er solle schleunigst nachrücken. Man schlug sich die ganze Nacht. Erst am folgenden Tage wurde der Widerstand durch einen Bajonettangriff gebrochen. Die Niederlage war fürchterlich. Die Vendée hat sich niemals davon erholt.

Ein bedeutender Anteil an diesem Siege gebührte den Verwaltungsbehörden von Nantes, dem Ausschuß, der Volksgesellschaft und, wie man zugeben muß, Carrier. Dieses Zeugnis gibt ihm sein Feind Goupilleau in seinen Briefen, der ihn im übrigen nicht schont und gleichzeitig über seine sinnlose Wut herzieht. Carrier war eifrig tätig gewesen, und es war ihm trotz der Vernachlässigung durch das Zentrum gelungen, die Armee mit Schuhwerk und Kleidung zu versehen; er hatte Tuch und Leder requiriert, hatte revolutionäre Werkstätten eingerichtet zur Herstellung von Kleidern und Schuhen; an Schuhen sandte er täglich sechshundert Paar an die Armee. In den entscheidendsten Augenblicken wußte er das Treffende zu tun. Als die Vendéer vor Granville ankamen, glaubten sie die englischen Schiffe nahen zu sehen; es waren aber zwei Kanonenboote, die Carrier dorthin gesandt hatte, und die im Gegenteil auf die Vendéer feuerten. Eine kleine Vendée, die in Morbihan entstand, wurde augenblicklich in zwei Scharmützeln erstickt durch die Generäle Avril und Cambrai, die er dorthin beordert hatte. Als die Aufständischen über Angers hereinbrachen, war die Stadt ohne Lebensmittel; abends kamen vierzig Karren mit Brot von Nantes an, die den zwanzig Meilen langen Weg im Galopp zurückgelegt hatten. Alle Fahrzeuge auf der Loire wurden aufgegriffen; die Vendéer fanden nicht zwei Barken, um überzusetzen. Ihre Flöße wurden von Carriers Kanonenbooten zusammengeschossen, die, in einer Reihe geordnet, den Fluß reinfegten und Tausende zum Sinken brachten. Ebenso behielt er La Vilaine und verschloß ihnen die Bretagne, so daß sie sich in das Dreieck von Savenay eingeschoben sahen, der Vernichtung preisgegeben.

Die Auvergnaten Carriers (das dritte Bataillon Cantals) drangen in die Vendée ein; mit den von der Nordarmee gesandten Truppen vereint, eroberten sie die Insel Noirmoutiers zurück. Die Küste war den Engländern verschlossen.

Vierzigstes Kapitel

Die Mission Carriers. (Fortsetzung)
(Vom 23. Dezember 1793 bis 6. Februar 1794)

Die vendéeische Armee war durch die Frauen behindert worden. — Warum sie die Bretagne nicht mitreißen konnte. — Unterschied zwischen der bretonischen und der vendéeischen Frau. — Die fliehende Armee flüchtet nach Nantes zurück (Ende Dezember). — Der Typhus. — Das Klima von Nantes. — Massenertränkungen. — Carrier stimmt der Rettung der Kinder zu. — Er will die öffentlichen Dirnen verbannen. — Man bittet Robespierre, einzugreifen. — Carriers Rückberufung (6. Februar). — Die Legende von Carrier. — Der Ausschuß von Nantes versichert sich Robespierres. — Die Agenten Carriers werden guillotiniert (16. April).

Frankreich wäre beinahe untergegangen durch den vernachlässigten Westen. Der Wohlfahrtsausschuß hatte geglaubt, die einzige Gefahr drohe am Rhein. Die Siege am Rhein und der Sieg bei Toulon erfolgten erst Ende Dezember. Aber während sechs langer Wochen, vom 16. Oktober bis 12. Dezember, konnte die Vendée, infolge unserer Unordnung frei und unbehelligt, ganz, wie sie wollte, nach Nantes ziehen, oder sich eines der großen Häfen bemächtigen, oder sogar auf Paris marschieren.

Die Vendée fand daheim ihren Untergang. Talmont riet zum Aufbruch (16. Oktober) und wurde in seinem romantischen Vorschlag von Bonchamps, dem scharfsinnigsten der vendéeischen Führer, unterstützt. Bonchamps' Ideal war immer die Vereinigung der Vendée und der Bretagne gewesen. Und gerade jetzt hoffte er, die Vendée werde mit der Kraft, die die Verzweiflung verleiht, ihr starkes und dichtes Bocage verlassen, in das offene Land hinaustreten und Frankreich durchstreifen, dessen Streitkräfte an den Grenzen standen. Dieses Eberrennen erforderte eine außerordentliche Schnelligkeit und Beweglichkeit, eine kraftvolle Entschiedenheit von Menschen und Soldaten. Bonchamps hatte nicht berechnet, daß zehn- oder zwölftausend Frauen sich den Vendéern anhängen und mitnehmen lassen würden.

Diese hielten es für zu gefährlich, im Lande zu bleiben. Sie waren übrigens abenteuerlustig und wollten mit demselben Feuer, mit dem

sie den Bürgerkrieg begonnen hatten, es auch auf das äußerste ankommen lassen. Sie schwuren, sie würden schneller und besser marschieren als die Männer, und würden bis ans Ende der Welt gehen. Die einen waren Hausfrauen, die anderen Nonnen (wie die Äbtissin von Fontevrault); beide wiegten sich gern in Vorstellungen von den Wagnissen des Kreuzzuges, von einem freien Kriegsleben. Und warum sollte die Revolution, die von den Männern so schlecht bekämpft wurde, nicht durch die Frauen besiegt werden, wenn Gott es so wollte?

Zahlreiche Vendéerinnen glaubten, die weniger leidenschaftlichen Männer könnten wohl ihren Zuspruch gebrauchen oder durch ihre Energie angefeuert werden. Sie wollten ihre Gatten und ihre Liebhaber auf dem rechten Wege halten und ihren Priestern Mut einflößen. Als beim Übergang über die Loire nur wenige Barken vorhanden waren, benutzten sie die Wartezeit zu beichten. Die Priester saßen auf den Höhen am Ufer und hörten sie an. Der Vorgang wurde gestört durch ein paar verirrte Schüsse aus den republikanischen Geschützen. Einer der Beichtväter floh. Sein Beichtkind hielt ihn fest: „Ach, lieber Vater! Die Absolution!" — „Meine Tochter, sie ist dir gewährt." — Aber sie ließ ihn nicht los, hielt ihn an der Soutane fest; er mußte im Feuer ausharren.

So unerschrocken diese Frauen waren, sie bildeten dennoch ein großes Hindernis für die Armee. Außer in fünfzig Kutschen, in denen sie eingepfercht waren, folgten sie zu Tausenden in Karren, auf Pferden, zu Fuß, auf jede Weise. Viele schleppten Kinder mit. Manche waren schwanger. Die Männer erschienen ihnen bald anders, als sie beim Aufbruch gewesen waren. Die Tugenden des Vendéers sind an seine Gebräuche gebunden; außerhalb der Heimat wird er demoralisiert. Sein Vertrauen zu den Führern und den Priestern schwand; er hatte die ersteren im Verdacht, fliehen und sich einschiffen zu wollen. Und was die Priester anlangt, so trat ihr Gezänk, der Betrug des Bischofs von Agra, die Ränke Berniers, ihre bis dahin verborgenen Sitten — alles trat in zynischer Offenheit zutage. Die Armee verlor ihren Glauben an sie. Es gab keine mittlere Linie; gestern noch fromm, wurden sie heute plötzlich Zweifler; viele hatten vor nichts mehr Achtung.

Die Armee war in zwei Parteien gespalten. Die einen wollten, man solle den letzten Streich ernsthaft ausnutzen, solle in Eilmärschen in die Bretagne eindringen oder durch die Normandie auf die Mitte Frankreichs zustreben. Aber das konnte nur geschehen, wenn man die Schwachen, diese Masse von Frauen und Kindern, im Stich ließ. Die wahrhaft vendéeische Partei war für die Frauen,

wollte nicht rascher marschieren als sie, wollte sie bei sich behalten, die Loire wieder überschreiten oder sich wenigstens nicht weit davon entfernen.

Erst nach den Niederlagen bei Granville, bei Angers, bei Ancenis, beim Übergang über die Loire bekam diese Armee Flügel; da bei der beginnenden absoluten Auflösung jeder nur an sich dachte, ließ man die Frauen und Kinder auf allen Straßen liegen. Rechts und links in den Wiesen fand man drei- und vierjährige Kinder.

Zweimal berührte die vendéeische Armee das Gebiet der Bretagne, ohne Zuzug von neuen Mannschaften zu haben. Warum? Dafür gibt es zwei Gründe. Die Bretonen wußten sehr genau, daß die Vendéer Abneigung und eine gewisse Verachtung gegen sie hegten. Die letzteren sind Franzosen, sind unwissend und leichtfertig und besitzen kein Verständnis für dies Rätsel einer vergangenen Welt; sie haben nicht die geringste Ahnung, wie sehr ihnen diese ungesellig lebenden, trägen und schmutzigen Menschen an Poesie überlegen sind. Man bedenke überdies den ganz besonderen Charakter der Familie und des Klerus in der Bretagne. Der bretonische Priester, Sohn des Landes, hier verwurzelt durch seine Sprache, die sonst nirgendwo gesprochen wird, drängte die Bevölkerung nicht dazu, außer Landes zu gehen. Er hatte auf die bretonische Frau nicht den Einfluß, den der französische Priester über die Vendéerin besaß. Die Bretonin ist schüchterner; bei der Mahlzeit nimmt sie nicht vor ihrem Manne Platz; sie ernährt sich kärglich (trinkt aber unglücklicherweise) und ist keineswegs, wie die andere, die Herrin des Haushalts. Die Vendéerin hat schwarze Augen, ist lebhaft, an Fleischkost gewöhnt und trägt nie Bedenken. Ihr Denken und ihr Wille gehen weiter als beim Manne, der seine Tage ganz allein zwischen zwei Hecken hinter seinen Ochsen verbringt; sie gibt ihm ihren Willen. Im Aunis geschieht es nicht selten, daß sie ihn schlägt; in gewissen Dörfern macht man dann eine sogenannte „Ballade“, bringt eine große Katzenmusik.

Die unveröffentlichten Memoiren Merciers de Rocher, eines sehr gemäßigten Patrioten, sowie die Gerichtsarchive von Nantes beweisen, in wie hohem Grade die Vendéerin dem Priester gehört. Die von Mercier beschlagnahmten Briefe von Nonnen aus der Vendée enthalten die Erklärung für diese Halbehen, und warum die Priester sich nicht entschließen konnten, auszuwandern. Die Register sind voll von Schlägereien unter Frauen und von Totschlägen; immer sind es dieselben Gründe. Marie Chevet zum Beispiel, eine Wäschenäherin von fünfundzwanzig Jahren, Zwischenträgerin der Damen Larochefoucauld und Lépinay (Amazonen Charettes), gesteht

mutig, daß sie am 29. Juni bewaffnet an der Belagerung von Nantes teilgenommen hat, um den Pfarrer von Machecoul aus dem Gefängnis zu befreien. Bei der zum Andenken an das Gemetzel in Machecoul auf dem Leichenfeld gelesenen Messe (im März) war sie im weißen Kleid neben der weißen Fahne zugegen (Register des Amtsgerichts Nantes).

„Ach, ihr räuberischen Weiber! Die Frauen tragen die Schuld an unserem Unglück. Ohne die Frauen wäre die Republik schon befestigt und wir säßen ruhig zu Hause."

Dies Wort eines republikanischen Offiziers, das ich bereits an anderer Stelle angeführt habe, macht begreiflich, warum die Frauen in der Schlacht bei Le Mans so mißhandelt wurden. Und doch wurde nicht eine getötet vor Ankunft der Abgeordneten Bourbotte und Turreau. Dann aber erschoß man viele vor deren Fenstern, ohne daß jene den Befehl dazu gaben oder es verboten. Die beiden Regimenter, welche die Entscheidung herbeigeführt hatten, zeigten sich indessen viel menschlicher. Die Soldaten reichten den zitternden Frauen den Arm und zogen sie aus dem Getümmel. Man verbarg sie, so gut man konnte, bei den Familien in der Stadt. Marceau rettete in seinem Einspänner ein Fräulein, das alle Angehörigen verloren hatte. Sie machte sich indessen wenig aus dem Leben und tat nichts, um die Bemühungen ihres Retters zu unterstützen; so wurde sie verurteilt und mußte sterben. Einige Frauen heirateten ihre Erretter. Diese Ehen gingen übel aus; der unversöhnliche Gram kehrte bald zurück.

Die Historiker des Westens werden dereinst die tragische Geschichte erzählen. Sie werden berichten, daß ein einziger der Generäle, l'Augrenière, der unglücklichen Armee bis zu ihrem letzten Tage treu blieb. Er führte sie noch, als sie bei Savenay vollends unterging *).

Unbeschreiblich ist die fürchterliche Jagd, die sie auf Nantes zurückhetzte. In Scharen gaben sie sich gefangen und beriefen sich auf das Gesetz, das denen, die sich ergaben, Straflosigkeit zusicherte. „Ja, denen, die freiwillig kommen," sagte man, „aber ihr seid umstellt, umzingelt und könnt nicht mehr entwischen." Nantes

*) Was die Vendéer bedrückte und ihre Unfähigkeit zum Widerstande vollendete, war die Annahme, alle ihre Führer seien getötet. Diese handelten zweifellos klug, als sie über die Loire setzten, um die Vendée von neuem zu beginnen. Aber ihr Volk wollte sich niemals denken, es sei von ihnen im Stich gelassen worden; es glaubte an ihre Ritterlichkeit und war von ihrem Tode überzeugt. Vergleiche die sehr wichtige „Aussage" von Fordonet de l'Augrenière, Handschrift von acht Folioseiten (Sammlung Dugast-Matifeux).

tauchte buchstäblich in einer Sintflut von Menschen unter. Es war ein schauerlicher Zug lebender Leichname, Gespenster, Ausgegrabener. Tausend absonderliche und groteske Verkleidungen. Frauen, hell wie Männer gekleidet, Männer, die Frauenröcke wie Mäntel auf den Schultern trugen, sogar Theaterkostüme, die man aus den Städten mitgenommen hatte, um sich vor der Kälte zu schützen. Dieser Totenfasching brachte den Tod mit sich nach Nantes. Alle waren krank. Man konnte den Weg der Banden nach dem Geruch verfolgen.

Die bereits überfüllten Gefängnisse fielen dem Typhus zum Opfer. Außerdem wurde ein mörderischer Durchfall eingeschleppt. Die kalten Biwaks, das Elend, der Buchweizen, der ihnen ungewohnte Obstwein, alles hatte die Gesundheit der Vendéer geschwächt. Und gegen diese Schwächung half der Glaube nicht mehr. Die Auflösung an Leib und Seele hatte begonnen. Sie kamen nur noch, um zu sterben. Die Stadt nahm sie nur noch auf, um sie sofort wieder von sich zu geben; aber vergeblich spie sie nachts Tote um Tote aus; am Tage wurde sie immer wieder zum Bersten voll von Kranken.

Das Sinnverwirrende eines solchen Schauspiels, die sich verbreitende Ansteckung, die Invasion des Todes, der alles mit hinabzureißen drohte, hatte auch die Standhaftesten zerrüttet. Viele weinten, andere legten sich zu Bett, wieder andere betäubten sich und wollten noch einmal das Leben genießen. Carrier kam beinahe um den Verstand. Er hatte in vierzig Nächten nicht zwanzig Stunden geschlafen. Seine entzündeten, blutunterlaufenen Augen, seine leichenblasse, fahle Gesichtsfarbe zeugten von dem gräßlichen Feuer, das ihn verzehrte. Er verbarg sich in Richebourg und blieb unsichtbar, außer für Zechkumpane und Weiber, mit denen er sich in wüsten Orgien erging.

Wer die Geschichte der Pest in Marseille kennt, weiß, bis zu welchem Grade Seuchen alle Moral ersticken können. Und in keiner Stadt ist die Seuchengefahr so groß, wie in Nantes. Ein sanfter, feuchter Wind vom Meere her (aber kein salziger, kräftigender Seewind) weht dort das ganze Jahr. Ob er vom Süden kommt, aus den großen Sümpfen der Vendée, oder sogar vom Norden über die Sümpfe der Erdre herüberfegt, er erzeugt einen prachtvollen Pflanzenwuchs, ist aber nicht sehr gesund für den Menschen. Jede Verwesung vollzieht sich dort rasend schnell zum Vorteil des Pflanzenlebens. Diese an der Erdre hagere, in der übrigen Gegend gedunsene und blasse Bevölkerung baut die besten Gemüse der Welt, zieht sogar südliche Bäume, Lorbeerbäume und Magnolien; sie

selbst gedeiht schlecht und welkt schnell; kaum jung, neigt sie sich schon wieder ohne Übergang zur sinkenden Linie des Lebens.

Obwohl die Stadt im achtzehnten Jahrhundert so reich war und plötzlich zu einer der schönsten Städte der Welt wurde, sorgte sie wenig für ihre Hospitäler. Ihr Hôtel Dieu verlor bei hundertundsechzig Betten für Fieberkranke, sechzehnhundert Kranke jährlich. (Vgl. Laënnec und Leborgne.) Mangel an Barmherzigkeit war nicht die Schuld. Aber der Ausfuhrhandel, dieser Handel für Müßiggänger, der sich einfach und leicht abspielt und sogar den Unternehmungsgeist getötet hat, bringt eine grobe Fahrlässigkeit in allen Dingen, besonders bezüglich des Menschenlebens, mit sich. Diese Stadt ist das deutlichste Beispiel dafür. Ganze Viertel (zum Beispiel die mit Palästen bestandene Ile Feydeau) sind gleichsam von der Hand Gottes geschlagen, wie jene Städte im Alten Testament. Und gleichzeitig erinnern die höher gelegenen Teile, auf denen sich mehr und mehr die langen Mauern der Klöster erheben und Straßen entstehen, in denen man weder Türen noch Fenster sieht, an die von der Malaria durchseuchten Viertel Roms *).

Die Seuche war so stark, daß von einem Posten von zwanzig Mann, der in den Gefängnissen auf Wache zog, in wenigen Tagen achtzehn starben.

„Wollte man, daß die Vendéer mit Pestgestank und verwesenden Leichen den mörderischen Krieg fortsetzten, den sie mit den Waffen nicht mehr führen konnten? Wollte man Nantes verderben, um die Vendée zu schonen?“ Das war es, was Carrier von seinen neuen Freunden zu hören bekam, von dem Wagenfabrikanten Lamberty, dem Böttcher Fouquet, dem jungen Studenten Robin, den Lavaux und Lallouet, von denen die drei letzten zwanzigjährige Jünglinge waren.

Man hatte die Gefangenen getötet um der Gefahr willen.

Und man tötete sie um der öffentlichen Gesundheit willen.

Die Schwierigkeit lag bei den Kindern. Was sollte man mit ihnen machen? Nach der Schlacht bei Savenay kamen dreihundert auf einmal. Die Militärkommission schrieb an Prieur von der Marne und erhielt die Antwort: „Fragt den Konvent.“ Aber sich unter Umgehung der Ausschüsse an den Konvent wenden, war gewagt. Die

---

*) Ein junger, geistvoller Arzt sagte mir: „Nantes ist nur ein großes Klagen.“ Das ist in mehrfachem Sinne wahr. Es ist die Stadt in Frankreich, in der es die meisten Klöster und die meisten ausgehaltenen Frauen gibt. Nirgendwo sind die Spaltungen in den Ehen tiefer als hier; aber alles vollzieht sich ohne Aufsehen. Die öffentlichen Vergnügungen sind unbeliebt. Sogar das Theater wird vernachlässigt.

Militärkommission wandte sich an den Sicherheitsausschuß; aber der antwortete nicht, denn er sah sehr wohl, es sei nur eine Antwort möglich; er fürchtete aber, für gemäßigt zu gelten, wenn er diese gäbe.

Die Dinge gingen ihren Gang, und zwar um so grausiger, als Robin und die anderen selbst noch Kinder waren.

Kinder sind am grausamsten gegen Kinder.

Diese Rohlinge sagten, was jener Papst von den Kindern Friedrichs II. sagte: „Von der Viper kann nur eine Viper kommen."

Aber damit hatte man die Grenzen des Möglichen erreicht. Die Massenertränkungen von Kindern erschütterten die Herzen. Die Frauen gingen hin und entrissen die Opfer ihren Mördern. Chaux und andere Mitglieder des revolutionären Ausschusses und von Vincent-la-Montagne, Leute aus gutpatriotischen Familien *), ließen sich Kinder geben und zogen sie auf. Unglücklicherweise trat Spekulation hinzu, wie es in großen Handelsstädten vorkommt. Frauen erbaten sich Kinder, um mit den Unglücklichen zu handeln, und richteten Kinderharems ein. Der revolutionäre Ausschuß befahl, daß die Mädchen über fünfzehn Jahre in die Gefängnisse gesteckt würden. Das hieß, sie dem Tode überantworten.

Der Bürgermeister der Stadt, Renard, lag krank zu Hause. Das Departement hatte, so erzählt man, gegen den Befehl protestiert, aber heimlich. Angesehene Bürger hatten ein offenes Wort gewagt. Der einzige, dem man Gehör schenkte, war Savary, Klébers Freund, der ausgezeichnete Historiker der Vendéerkriege. Savary sagte zu Carrier, wenn er die Weiber, die Greise und Kinder, die so vieles ausgestanden hätten, ihren Verwandten wiedergäbe, so würde er damit einen ungeheuren Ekel vor dem Kriege in der Vendée verbreiten und ein Grauen davor, von vorn anzufangen. Carrier schien dies einzusehen und man erreichte, was man wollte. Da sah Kléber in den Straßen den Anschlag des Ausschusses, der die Überführung der Kinder ins Gefängnis befahl. Savary suchte Carrier von neuem auf. Er erzählt: „Ich trete in sein Zimmer. Er war noch im Bett. Das Geräusch an der Tür scheint ihn zu erschrecken: ‚Was führt dich so früh am Morgen zu mir?' — ‚Hat man geschworen, die ganze Vendée auszurotten und sogar die Kinder in der Wiege?' Er ist erstaunt über die Frage; ich erzähle ihn von dem Befehl des Ausschusses; er steht vor einem Rätsel. Dann wird er wütend, flucht, rast, springt aus seinem Bett, läutet: ein Gendarm tritt ein:

*) Ich nenne unter anderen die Mangin, eine Familie, in der Patriotismus und Talent erblich ist, und die seither der Kunst und der Freiheit wertvoll geworden ist.

‚Die Mitglieder des Ausschusses sollen sofort geholt werden, man soll sie zu mir bringen. Und du,' fügt er hinzu und drückt mir die Hand, ‚bleibe hier und sei Zeuge des Empfangs, den ich ihnen bereiten werde.' Der Ausschuß kommt mit dem Vorsitzenden an der Spitze; er wird angemeldet. Carrier gerät von neuem in Wut, rennt zu seinem Degen und bedroht den Vorsitzenden damit; ich halte ihn zurück. ‚Was hat der Befehl des Ausschusses bezüglich der vendéeschen Kinder zu bedeuten,' sagte er fluchend, ‚und wer hat dich ermächtigt, ihn anschlagen zu lassen? Ihr verdientet alle, daß man euch auf die Guillotine schickt.' — ‚Bürger Abgeordneter,' erwidert der Vorsitzende stammelnd, ‚der Ausschuß hat geglaubt, er würde nur deinen Absichten zuvorkommen; er hat nicht dein Mißfallen erregen wollen.' Neuer Wutanfall Carriers, drohend erklärt er: ‚Wenn der Ausschuß nicht in fünf Minuten einen Gegenbefehl bekanntgegeben hat, so lasse ich euch alle guillotinieren.' Carrier erschien mir wie ein großes Kind, das ein Gängelband nötig hat oder einen Platz im Tollhaus."

Man könnte ein ganzes Buch über die Folgewidrigkeiten Carriers schreiben.

Wie Chaumette und die Kommune von Paris verfolgte er die öffentlichen Dirnen. Schon während seiner Mission in Rennes sprach er davon, sie auszurotten. Sie wurden beschützt von dem Bürgermeister dieser Stadt, dem mutigen Schneider Leperdit, einem gottesfürchtigen Ehrenmann, der ihm ins Gesicht sagte: „Das werde ich nicht dulden, sie unterstehen meiner Verwaltung." In Nantes, wo der Krieg die weibliche Bevölkerung aus der ganzen Nachbarschaft zusammenpferchte, gab es zahllose dieser armen Geschöpfe. Die Dirnen und die Hunde füllten die Straßen. Die letzteren, herrenlos und hungrig, schienen sich aus der ganzen Vendée hier Stelldichein gegeben zu haben. Carrier hielt es im Interesse der öffentlichen Gesundheit für geboten, die Stadt von beiden zu säubern. Aber er ließ es bei der Drohung bewenden, denn sonst hätte er die Soldaten gereizt.

Die Überlieferung von Nantes hat zahlreiche phantastische Erzählungen über ihn zusammengetragen. Auf dem Boulevard zeigt man schaudernd die Stelle, wo früher ein Haus gestanden hat, das den Namen „Schlupfwinkel des Verbrechens" trug. Wenn er alles getan hat, was man berichtet, so muß man gestehen, daß niemals jemand seine Zeit so völlig ausgefüllt hat. Er blieb hundert Tage in Nantes und verbrachte von diesen hundert die Hälfte in äußerster Gefahr; die Krisis nahm ihn ganz in Anspruch und ließ ihn nicht zwei Nächte schlafen. Er wurde infolgedessen krank und unterließ

nichts, um immer kränker zu werden. Er trank, und seine Geliebte, die Caron, verließ ihn nicht mehr; überdies rissen sich die Frauen um ihn: die furchtlosen Damen von Nantes gaben sich hin, um ihre Männer zu retten. Es ist schwer zu glauben, daß dieser Kranke in den letzten sechs Wochen an so viel Frauen nicht genug hatte, sondern auch noch gefangene Frauen gebrauchte. Man würde nicht verfehlt haben, diese Tatsache in Carriers Prozeß vorzubringen.

Man bedenke auch, daß die letzteren in einem scheußlichen Zustande waren. Der Typhus schützte sie, sie schleppten ihn mit sich. Sie waren abgezehrt und schwach vor Elend und Durchfall, und man spürte den Tod in ihnen auf zehn Schritt; acht Tage lang verbrannte man Räucherwerk, wo sie sich aufgehalten hatten.

Es scheint indessen, daß die Leiter der Ertränkungen, Lamberty und der junge Robin, den grausigen Mut besaßen, sich an diesen Sterbenden zu vergreifen. Sie sagten, sie wollten sie „republikanisieren". Es bereitete ihnen eine wilde Freude, die vornehmen Damen zu demütigen, die die Vendée aufgehetzt hatten. Sie achteten den Widerstand einer Kammerfrau der Lescure und zeigten sich unerbittlich gegen eine durch ihren Fanatismus bekannte Marquise, die in einer schönen Kutsche durch das Land gefahren war, und die man hochtrabend „Marie-Antoinette" nannte.

Nach Savenay fanden keine Massenertränkungen mehr statt *). Alles wurde durch Erschießen gemacht. Die Gefangenen beiderlei Geschlechts wurden den Militärkommissionen vorgeführt, schleunigst verurteilt, hingerichtet und in die Steinbrüche von Gigaud geworfen. Das Erschießen wurde durch eigens dazu gewählte Leute besorgt, durch deutsche Überläufer, die kein Französisch verstanden und daher taub gegen die Klagen blieben.

Diese Kommissionen, auf denen jetzt die ganze Last ruhte, wurden indessen der täglichen Schlächterei müde und beunruhigten sich darüber. Sie sahen, daß nach und nach jeder die Verantwortung ab-

*) Sieben Massenertränkungen lassen sich feststellen; was darüber hinausgeht, ist ungewiß. Der Ausschuß veranstaltete nur die beiden Ertränkungen der Priester. Die anderen scheinen durch die Männer Lambertys geschehen zu sein. — Nach der wahrscheinlichsten Berechnung betrug die Zahl der Ertränkten zweitausend bis zweitausendachthundert. Es ist zweifelhaft, ob alle Ertränkten umkamen. Dies hing ab von dem Ort und der Art der Ertränkung. Sicher ist, daß zwei der ertränkten Priester noch lange Zeit in Nantes gelebt haben. — Die Gesamtsterblichkeit in Nantes im Jahre 1793 betrug zwölftausend. Aber diese amtliche Ziffer ist dennoch sehr unsicher. Da die Totengräber einen bestimmten Betrag pro Kopf der von ihnen beerdigten Toten empfingen, lag es sehr in ihrem Interesse, die Zahl zu übertreiben, was bei der damals herrschenden Unordnung leicht zu machen war.

gelehnt hatte; zuerst das Revolutionstribunal, welches erklärte, es könne nur auf Beweise und Protokolle hin Urteile fällen; dann der Ausschuß, der einfach alles an die Militärkommissionen verwies. Diese wagten nicht, einen Entschluß zu fassen: nur der Vorsitzende unternahm es, an Couthon zu schreiben, der mit Robespierre darüber sprach.

Menschlichkeit und politische Klugheit geboten, etwas zu tun. Die Gelegenheit war günstig, einzugreifen und sich im Westen eine Dankbarkeit zu erwerben, wie sie sich Couthon im Herzen der Leute von Lyon gesichert hatte. Unglücklicherweise war Robespierre eben jetzt (am 23. Dezember) gezwungen, sich Collot d'Herbois zu nähern; er verfolgte die Nachsichtigen, Camille Desmoulins und Fabre, und verkündete am 28. Januar die Unschuld Ronsins, des Anstifters der Niederkartätschungen in Lyon, des Freundes Carriers. Es mochte ziemlich schwierig sein, daß die Robespierristen in Nantes die Rolle der „Nachsichtigen" spielten, gegen die sie in Paris vorgingen.

Was indessen trotz allem für Robespierre bestimmend gewesen zu sein scheint, ist der Streit, der im Morbihan zwischen dem Abgeordneten Tréhouard und den Agenten Carriers bezüglich der Priester ausbrach. Carrier behauptete, dreißigtausend Engländer würden landen, in dieser Gefahr müsse man sich der Priester versichern, der wahren Führer der Bevölkerung. Tréhouard steckte nicht die Priester ins Gefängnis, sondern die Agenten Carriers.

Dieser in seiner Geistesverwirrung und seiner ständigen Trunkenheit, ging in der Wut so weit, daß er verbot, Tréhouard Gehorsam zu leisten, der ihm gleichgestellt, der sein Kollege und Volksvertreter war! All seine Klugheit hatte ihn verlassen. Nicht nur hatte er sich mit einem öffentlichen Bankett auf dem verruchten, für die Massenertränkungen bestimmten Schiff einverstanden erklärt, er hatte nicht nur willkürlich die Volksgesellschaft geschlossen, sondern er hatte auch schriftliche Beweise gegen sich gegeben, nämlich zwei Befehle an Tronjolly, den Vorsitzenden des Tribunals, er solle die Gefangenen ohne Urteil hinrichten lassen. Das war völlig nutzlos in einer Zeit, da fast alle Gefangenen ohne Urteil starben; man stellte nur die Übereinstimmung fest und wandte das Gesetz an, welches alle Aufständischen mit dem Tode bestrafte.

Indessen konnte man nur mit großer Vorsicht, durch ein indirektes Mittel, einen Prozeß anhängig machen gegen Carrier. Der Mittelsmann war der Sohn Julliens von der Drôme, der kleine Jullien, der als Mitglied des vollziehenden Ausschusses des öffentlichen Unterrichts umherreiste. Unter diesem friedlichen Titel konnte er den

Kampf vorbereiten, den Feind beobachten, Nantes gegen Carrier und Bordeaux gegen Tallien ermutigen.

Zunächst ging er ins Morbihan, prüfte mit Tréhouard, was geschehen könne, und unterrichtete sich genau über die Blößen, die Carrier zum Angriff bot. Die Volksgesellschaft grollte ihm, weil er sie geschlossen hatte. Der revolutionäre Ausschuß grollte ihm, weil er wußte, daß Carrier daran dachte, ihn durch strammere Militärs, wie Sullivan und Foucauld, und durch größere Fanatiker, wie Lamberty, Fouquet und Robin, zu ersetzen.

Der Angriff wurde eröffnet durch einen braven Mann aus dem Volke, dem Zinngießer Champenois von der Société Vincent. Die Stadt litt furchtbar, während Carrier immer betrunken und der General Turreau krank war. Champenois glaubte ein Mittel gefunden zu haben, Charette gefangenzunehmen; er eilte zu Carrier und kam vor verschlossene Türen. Als alter Sansculotte sagte Champenois abends in der Gesellschaft: „Wenn Carrier nicht mehr zu uns kommt, so gehört er nicht mehr zu uns; dann müssen wir ihn streichen."

Wer will das Erstaunen und die Wut des Königs von Nantes beschreiben? Er ließ sich Champenois holen, schrie und drohte. Der andere blieb ungerührt, im Gegenteil verlangte er frech die Namen der Leute, die ihn angezeigt hätten. Carrier fühlte, daß dieser Mann eine starke Deckung besaß, und wurde sehr sanft.

Tatsächlich war Jullien in Nantes (1. Februar); Carrier ließ ihn kommen, zog seinen großen Säbel und vollführte andere Lächerlichkeiten. Der blonde Jüngling von neunzehn Jahren, der sich durch Robespierre stark fühlte, sagte ihm (wobei er sich indessen auf die andere Seite des Zimmers begab): „Du kannst mich töten lassen, wirst aber innerhalb von acht Tagen selbst auf die Guillotine gehen." Das sagte er in lehrhaftem Tone, wie ihn bekanntlich dieser berühmte Philanthrop immer besaß. Carrier wurde liebenswürdig und sanft.

Jullien reiste am selben Abend ab, aber der Hieb saß. Die mutig gewordene Gemeindebehörde erklärte, Champenois besäße ihr ganzes Vertrauen.

Von Angers aus, der ersten Stadt, in der er halt machte, schrieb Jullien an Robespierre einen geschickten und ganz offenen Brief gegen das Königtum Carriers: „Ich beobachtete, daß das ancien régime in Nantes wiederhergestellt ist" usw. Die Wirkung war ausgezeichnet. An dem Tag, da der Brief ankam, wurde Carrier in den Konvent zurückberufen (6. Februar).

Durch seine Rückkehr nach Paris bot Carrier Robespierre eine



Gensonné.
Nach dem Schabkunstblatt von Levachez.



Barbaroux.
Nach der Lithographie von Raffet.

unschätzbare Waffe, um die Hébertisten zu bekämpfen, wenn der richtige Augenblick gekommen war.

Carrier wurde zur Legende.

Zu einer großen, furchtbaren Legende, die von der Einbildungskraft des Volkes täglich mit neuen Elementen bereichert wurde, denn alle Gewaltsamkeiten, die in dieser würgenden Zeit geschehen waren, schrieb man dem einen Manne zu. Alle Heldentaten von Troja soll Achilles vollbracht haben, und für alle Scheußlichkeiten in Nantes gibt die Überlieferung Carrier die Ehre.

Die Legende ist launisch. In Lyon ist Collot d'Herbois der Gegenstand gewesen, obgleich unter ihm zehnmal weniger Menschen getötet worden sind, als unter seinem Nachfolger Fouché. Die Mitraillade der Sechzig hat seinen Namen für immer gezeichnet,

Aber viel größere Wirkung tat die Loire. Dieser große Fluß, der so ruhig aussieht und, nachdem er dreihundert Meilen seiner Ufer fruchtbar gemacht hat, eine Flut sanften Wassers ins Meer trägt, besitzt die scheinbare Unschuld der großen Naturkräfte. Daß man ihn mit dem Wahn des Menschen in Verbindung gebracht, daß man ihn zum Henker gemacht, daß man in das Geheimnis seiner Wogen eine ganze Welt hinabgebettet hatte, den ganzen Schiffbruch der Vendée, Priester, Adlige, Männer und Frauen, schwangere Frauen! und Kinder! — das packte und entsetzte die Einbildungskraft.

Statt den Ton herabzustimmen und zuzusehen, ob keine Übertreibung stattfinde, sorgte man vielmehr für Steigerungen. Die Menschen lieben das Schaudern.

Die wahrscheinliche Ziffer der Getöteten, zweitausend, erhöhte der Ankläger Tronjolly auf zehntausend; Frau la Rochejaquelein fügt noch fünftausend hinzu usw.

So wie in der Loire Welle auf Welle vorwärtsdrängt, so drängten die Anklagen einander, wenn einmal der Anfang gemacht war. Tronjolly, der Vorsitzende des Tribunals, klagte den Ausschuß an; der Ausschuß klagte Lamberty an und betrieb seine Hinrichtung; die Freunde Lambertys gingen frei aus, indem sie alle Schuld auf Carrier schoben. So breitete sich dieser ungeheure Prozeß aus, wurde immer größer und schwoll an durch Zeugenvernehmungen.*)

*) Wie der Schneeball zur Lawine wird, so wuchs der Prozeß Carrier lawinenartig an. Carrier trug, wie wir sahen, große Schuld. Aber nach der Art, wie der Prozeß vor sich ging, wäre er dennoch unschuldig gestorben. Er verteidigte sich sehr schlecht, und Goullin warf es ihm vor: „Ach, Carrier! Verteidige doch nicht so dein Leben wie ein Anwalt. Alles, was wir zu tun gezwungen waren, haben wir für die Republik getan!" Man wagte es nicht recht, die wirklichen Belastungszeugen erscheinen zu lassen, denn das wären die Royalisten gewesen. Aber man hatte in Nantes

Robespierre brauchte nur alles seinen Gang gehen zu lassen und abzuwarten. Sie arbeiteten alle daran, ihm gegen Carrier und die hébertistische Partei im allgemeinen eine unschätzbare Waffe in die Hand zu geben: die Volksleidenschaft, die von allen Parteien des Westens gemeinsam betriebene Anklage. Die einen waren Republikaner und wollten Carrier bestraft sehen, weil er die Republik besudelt habe. Die anderen waren heimliche Royalisten und ergriffen die Gelegenheit, die Vendée an ihm zu rächen.

Der Ausschuß von Nantes war ungeschickt genug, gegen sich selbst zu arbeiten und durch sein Verhalten Aufregung in Paris hervorzurufen. Er schickte hundertzweiunddreißig Girondisten dorthin (die durch die Verbindung Villenaves mit Bailly verdächtig waren). Diese Männer bearbeiteten von ihren Gefängnissen aus, wo jeder sie besuchen konnte, eifrig die öffentliche Meinung gegen den Ausschuß, während gleichzeitig Robespierres Agent gegen Carrier tätig war. Goullin besonders hatte viel zu fürchten; als Pflanzer von St. Domingo galt er als Adliger. Nach Paris berufen, suchten Goullin und Chaux Schutz vor dem drohenden Unwetter bei Robespierre. Sie stellten ihm alles zur Verfügung, was sie an Beweisen gegen Carrier besaßen; das geschah am 9. März. Am 13. wollte Robespierre Carriers Freunde Hébert und Ronsin verhaften lassen. Vergnügt empfing er die unerwartete Hilfe, die ihm das Glück sandte, er nahm sie auf und verstieg sich zu der offenherzigen Äußerung: „Es ist gar nicht erstaunlich, daß man euch verfolgt; ihr seid wahre Patrioten.“

Carrier gab sich seltsame Blößen. Er sagte noch mehr gegen sich aus als seine Feinde. Als zum Beispiel bei den Jakobinern von Friedhöfen die Rede war, ergriff er erregt das Wort wie für eine persönliche Angelegenheit. „Ah!“ sagte er, „es waren zuviel Tote

---

Geld zusammengeschossen, um andere Zeugen nach Paris zu schicken und dort zu unterhalten, Sansculotten, die ebenfalls sehr anfechtbar waren, einen Dieb zum Beispiel, der schon zu vier Jahren Gefängnis verurteilt war und nur um seiner Mühe willen begnadigt wurde. Der wahre Held der Verhandlungen gehört einer Klasse an, über welche die Reichen frei verfügten. Es war ein Fischweib namens Laillet, eine vorzügliche Wahl zur Erhöhung der dramatischen Wirkung: diese Frau besaß ein erstaunliches Mundwerk und war bisweilen wirklich beredt; jeden Augenblick unterbrach sie mit einem stets treffenden Wort. Sie ist es, die mit scheinbarer Einfalt — wodurch der Eindruck um so größer wurde — den Tod der Frau und der Fräuleins de la Métayrie erzählte, über den alle Welt weinte. Nur vergaß sie zu sagen, daß die Damen Geschwisterkinder Charettes waren; niemand konnte sie retten, und wenn man es versucht hätte, so wäre man durch das Volk, durch die Fischweiber und vielleicht durch die Laillet selbst zum Verräter erklärt worden.

da; ich habe nicht alles beerdigen können." Weit entfernt davon, die Wirkung seiner finsteren Persönlichkeit abzuschwächen, machte es ihm Vergnügen, sie zu steigern; er gebärdete sich düster und tragisch wie der Mann des Verhängnisses, der Würger, die Geisel Gottes. Als er Nantes verließ, sagte er zu einer Frau, die er liebte: „Sei ruhig, liebe Freundin; Nantes wird den Namen Carriers nicht vergessen. Durch Feuer oder Schwert wird die Stadt früh oder spät zugrunde gehen."

Er glaubte sich in Sicherheit, denn er bildete sich ein, man werde ihn nur wegen seines Übermaßes angreifen; das heißt, seine Ankläger würden sich selbst als gemäßigt bekennen und als weniger gewalttätige Patrioten. Er war durchaus nicht gefaßt auf den Streich, der ihn zu Boden streckte. Seine Anhänger Lamberty und Fouquet wurden am 16. April guillotiniert wegen gegenrevolutionärer Umtriebe und Moderantismus.*)

*) Fouquet von Nantes, siebenunddreißig Jahre alt, früherer Kaufmann und Generaladjutant, und Lamberty, dreißig Jahre alt, früher Wagenbauer und Generaladjutant der Artillerie, sind zum Tode verurteilt worden als überführt des Verbrechens der Gegenrevolution. Sie haben die Frau Giroust de Marsilly der nationalen Rache entzogen; diese war am 25. Pluviôse zum Tode verurteilt worden und wurde von den revolutionären Ausschüssen von Laval und La Flèche als zweite Marie-Antoinette qualifiziert, wegen ihrer Erbitterung gegen die Patrioten und ihre Teilnahme an den Plänen der Räuber. Desgleichen haben sie die Kammerfrau Lescures, des berühmten Führers der Räuber, und die Fräulein Dubois, die der Teilnahme an den Verbrechen der Räuber verdächtig waren, der Strafe entzogen. (Gerichtskanzlei Nantes, 25. Germinal.)

Einundvierzigstes Kapitel

Kampf Robespierres gegen die Abgeordneten in Mission (Februar 1794)

Kampf Robespierres gegen Tallien und Fouché. — Er dehnt seine Anklagen aus. — Er beunruhigt den Wohlfahrtsausschuß. — Er verkennt die Pflichten der Abgeordneten in Mission. — Konnte man das Jahr 1793 gerecht beurteilen? — Wie unterscheidet sich 1793 von 1794? — Die dunklen Wege Robespierres.

Was Robespierre am meisten ehrt, ist sein Kampf gegen die Abgeordneten in Mission. Und was ihn verdammt und ihn zugrunde gerichtet hat, ist ebenfalls sein Kampf gegen jene.

Um dies Rätsel zu erklären, müssen wir sagen, daß Robespierre ganz mit Recht drei oder vier Schurken, die der Versammlung Unehre machten, bis in den Tod hetzte.

Und daß er, weniger mit Recht, mit übertriebener und unvernünftiger Strenge diese Verfolgung auf zwanzig und einige Abgeordnete ausdehnte, welche die ihnen von der Gefahr im Jahre 1793 gebotene Diktatur am meisten bloßgestellt hatte.

Endlich, daß seine gefährliche, argwöhnische und krankhafte Einbildungskraft in ihrem Mißtrauen die zweihundert von Missionen heimgekehrten Abgeordneten umfaßte und zuletzt sogar den Konvent bedrohte. Diese Idee einer völligen Säuberung trieb ihn in verhängnisvoller Weise — mochte er auch noch so selbstlos sein hinsichtlich der Macht —, sich gewissermaßen einer richterlichen Diktatur, der Stellung eines Zensors und Oberrichters zu bemächtigen, — und zwar nicht nur über politische Taten, sondern auch über die Sitten und das Denken.

Halten wir zunächst die Zeiten auseinander.

Viele Leute, die sich während der Reaktion, vom Strom fortgerissen, im höchsten Grade strafbar machten, waren vor dem Thermidor keineswegs strafbar. Man konnte sie nicht richten wegen zukünftiger Taten.

Und von denen, die in der hier geschilderten Zeit bereits strafbar waren, war der eine, wie Chabot, ein Schelm, der andere, wie Carrier, ein wildes Tier, ein toller Hund, ohne doch ein Schurke zu sein. Dies Wort begreift nicht nur das Verbrechen in sich, son-

dern auch die bewußte Verderbtheit. Es gibt wenig Männer im Konvent, denen man diese Eigenschaft zuerkennen darf.

Vielleicht gab es solche nur drei: Rovère, Tallien und Fouché.

Rovère ist, glaube ich, das einzige Mitglied dieser Versammlung, das Geld verdient hat. Wir werden sehen, durch welche Mittel.

Dasselbe kann man von Tallien sagen. Dieser große Mann blieb arm, seine Hände blieben leer, wenn auch nicht rein. Wir haben gesehen, wie er sich in Paris, in den Champs-Élysées, von den Almosen seiner Frau, der damaligen Prinzessin von Chimay, durchbrachte.

Tatsache ist, daß Tallien ein Prasser war und sonst nichts, ein Faß ohne Boden. Er mochte noch so viel stehlen: gegen seine Armut gab es kein Mittel.

Geboren in der Küche eines Finanzpächters in der Touraine und als Sohn des Kochs, besaß er dementsprechende Anlagen; der Schlemmerei und den Mädchen gehörte sein Herz. In einer anderen Zeit wäre er Mönch geworden, ein wahrer Mönch Rabelais'. Er war schön und ein Schönredner, Prediger und Frauenbetörer. Es war sein größtes Vergnügen, überall, wohin er kam, die Kanzel zu besteigen und durcheinander von der Revolution, der Vernunft, Jesus, Marat und allem übrigen zu predigen. Die Frauen waren behext.

Tallien war von Natur durchaus nicht grausam, wurde es aber immer dann, wenn er auch nur das kleinste Interesse daran hatte. Es ist die Frage, ob er im September selbst handelte oder handeln ließ. In Bordeaux stand er weder über noch unter der allgemeinen Wut. Er schmeichelte dieser, indem er die Guillotine vor seinen Fenstern aufstellen ließ. Diese Guillotine, sagt man, war ihm äußerst einträglich. Alles ist Handel in Bordeaux. Tallien trieb Handel mit dem Leben. Um den echten Haß, der Blut forderte, zu täuschen, mußte er es an Gebärden, Worten und Wut allen zuvortun. Er heulte und brüllte den Schrecken, ohne zu befürchten, seine Rolle zu übertreiben. Inzwischen, sagt man, führte seine Geliebte die Kasse. Indessen behauptet man, daß diese bisweilen ein paar Begnadigungen stahl und Leute ohne Entgelt rettete*).

Solche Dinge kamen in Lyon nicht vor. Der Mann in Lyon war nicht, wie Tallien, das verdorbene Kind der Natur, sondern ihr ver-

*) Ein Kind, ein kleines Mädchen, durchbrach die Menge der Sansculotten, die den Kommissar umgab, drang bis zu diesem vor und bat um die Freilassung seiner Mutter. Tallien geriet in furchtbare Wut, schwor, fluchte und schlug das Kind. Die gar nicht zartfühlende Menge fand indessen, daß der Bürger-Abgeordnete sich in seinem patriotischen Zorn zu weit treiben ließ. Das Ganze war eine Komödie, um die bereits befohlene Freilassung der Gefangenen unauffällig vornehmen zu können.

fluchter Sohn, ihr Kain. Fouchés stiefmütterlich behandeltes, obgleich intelligentes, Gesicht erschreckte durch seine Teilnahmlosigkeit. Atheistischer Priester, harter Bretone, Pedant, den die Schule ausgedörrt hatte — alle diese Züge standen abstoßend in seinem grausamen Gesicht. „Erfolg haben" war sein ganzes Glaubensbekenntnis. Er war im Grunde ein sehr kalter Mensch und besaß einen schauerlichen Positivismus *). Er war Hébertist geworden, weil er meinte, hier sei die Vorhut. Er wurde Nachfolger Collots in Lyon, wurde von Robespierre gestürzt, kehrte zurück, um sich gegen ihn zu verschwören, und trug mehr als alle andern zum 9. Thermidor bei. Nichts ehrt Robespierre mehr, als der Umstand, daß die hauptsächlichsten Urheber seines Sturzes die beiden schlimmsten Männer Frankreichs waren, Tallien und Fouché.

Sie hätten ihn nicht gestürzt, wenn er nicht unklugerweise seine Anklagen ausgedehnt, die ehrlichen Leute und die Schurken zugleich erschreckt hätte sowie den ganzen Konvent. Wer war noch sicher vor einem solchen Moralisten, Richter und Säuberer, der selbst Cambon anschwärzen wollte?

Es war ein Widerspruch in ihm. Er war geboren mit der Liebe zum Guten. Unaufhörlich stellte er in seinen Reden das Ideal des Gleichgewichts auf. Aber seine innere Heftigkeit und die Heftigkeit der revolutionären Idee warf ihn jeden Augenblick nach rechts oder links. Er auferlegte allen einen unmöglichen mittleren Zustand, den er niemals erhalten konnte.

All dies wird nur allzu deutlich in der düsteren Rede, die er am

*) Gerechterweise muß man indessen zugeben, daß ohne ihn und ohne die Pariser, die in die vorläufige Kommission in Lyon und in das Revolutionstribunal eintraten, die in der lokalen Rache sich austobende Wut viel weiter gegangen wäre. Der strengste von den fünf Richtern war ein Mann aus Lyon. Da alle Departements ihre Angeklagten dem Tribunal in Lyon überwiesen, so war es nicht leicht, die Zahl der Verurteilungen auf achtzehnhundert zu beschränken; diese ungeheure Zahl ist immer noch um vieles kleiner als die Zahl derer, die in Nantes getötet wurden. Vor mir liegt ein Urteil des Tribunals (gegen Marie Lolivie, die Frau Coibel); es ist gut begründet und verträgt sich durchaus nicht mit dem, was man von der blinden Übereilung der Richter gesagt hat. Was Collot und Fouché anlangt, so rechtfertigten sie sich immer mit der Erklärung: „Wir sprachen kein Urteil; es war ein Tribunal vorhanden und wir hatten nicht das Recht der Begnadigung." — Fouché folgte dem Fortschritt der öffentlichen Meinung und hielt zuletzt die Leute im Zaum, die das Blutvergießen fortsetzen wollten. Nichts trug so sehr zu dieser Beruhigung bei wie die Menschlichkeit unserer Soldaten. Ein junger Lyoner, der mit den Waffen in der Hand ergriffen wurde, sollte verurteilt werden. Ein republikanischer Dragoner, der ihn niemals gesehen hatte, trat vor, sprach für ihn und erklärte, er kenne ihn als einen Patrioten.

5. Februar über diesen Gegenstand hielt. Diese Rede war sehr allgemein gehalten („Die Demokratie ist die Tugend“ usw.), enthielt aber nichtsdestoweniger eine Drohung gegen alle Abgeordneten, die 1793 in Mission gewesen waren. Und zwar waren es nicht nur die wilden Vollstrecker der nationalen Rache, die Collot und Carrier, die etwas zu befürchten hatten. Er handelte sich um alle, die unter jenen unerhörten Umständen wider ihren Willen den Diktator gespielt hatten.

Nicht zufrieden damit, auf sie hinzuweisen, machte er eine Anzahl von ihnen namhaft in dem Entwurf eines Berichts über Fabre, den er dem Wohlfahrtsausschuß zeigte. Über Merlin äußerte er sich so: „Er ist berühmt durch die Kapitulation von Mainz und mehr als verdächtig, dafür einen bestimmten Preis empfangen zu haben“. Beweise fehlten völlig. Gegen Dubois-Crancé erhob er erneut den hundertmal widerlegten Vorwurf, dieser habe vor Lyon Verrat begangen und habe die Leute von Lyon gerettet; er verneinte frech die Tatsachen; denn Dubois hatte am 6. Oktober den Befehl niedergelegt, und die Leute entwischten am 8.

Der bestürzte Ausschuß bewunderte zwar den Bericht, bat ihn aber, noch keinen Gebrauch davon zu machen, sondern das schöne Schriftstück noch einmal durchzusehen und es so vollkommen zu machen als möglich.

Es war klar, daß er bei dieser umfangreichen Zertrümmerung des Konvents auch zu den Ausschüssen gelangen würde. Er besorgte sich Pfänder gegen sie. Man hatte ihm aus Toulon einen sehr doppelsinnigen Brief gebracht, nach welchem der Feind über Staatsgeheimnisse unterrichtet sein sollte. Eifrig benutzte er diese Urkunde und hielt sie dem Wohlfahrtsausschuß vor wie ein blankes Schwert. Seine drohenden Blicke sagten: „Wer von euch ist der Verräter?“ Zwei Männer (von der Linken und von der Rechten je einer), Billaud und Hérault, hatten alles zu fürchten.

Sein Übelwollen gegen Lindet zeigte sich auf indirekte, aber sehr bedeutsame Weise, als dieser im Konvent wegen seiner Mission in der Normandie angeklagt wurde. Lindet hatte ein Auge zugedrückt bei einer vorübergehenden, unfreiwilligen Verirrung einer ganz kleinen Gemeinde. Scheinbar ganz geringfügig, wurde die Sache in Wirklichkeit bedeutsam. In diese erste kleine Lücke drängte sich bald ein endloser Strom von Anklagen, der neun Departements verschlingen konnte. Die schwere Frage war, ob man den Föderalismus in der Normandie und der Bretagne verfolgen sollte. Lindet unterbreitete sie den Ausschüssen und dem Konvent, die, wie er zu glauben schienen, da die Führer bestraft seien, könne man das übrige

links liegen lassen und ein Auge zudrücken. Aber obwohl Lindet diese wichtige Entscheidung erlangte, gelang es ihm nicht, Robespierre auch nur zur kleinsten Äußerung in dem einen oder anderen Sinne zu bewegen. Der blieb schweigsam, unbeweglich und behielt durch sein grausames Stillschweigen die Möglichkeit, seinen Kollegen eines Tages sagen zu können: „Ihr habt den Föderalismus für harmlos erklärt".

Das war ungerecht und undankbar. Man hätte die Männer ehren und beruhigen müssen, die während der furchtbaren Krisis des Sommers 1793, während der Verfinsterung des Wohlfahrtsausschusses, durch ihre Geschicklichkeit oder ihre persönliche Energie das Land gerettet hatten.

Es war hart, mit Lindet auch Philippeaux zu ängstigen, durch dessen großen Einfluß die Gironde im Westen vernichtet worden war. Hart, zu Merlin und Briez, die mit ihren Leibern das schutzlose Frankreich gedeckt hatten, das merkwürdige Wort zu sagen: „Seid ihr tot?" Hart, Dubois-Crancé anzuklagen, der während seiner dreimonatigen Verlassenheit mit unerhörter Mühe allein den ganzen Südosten gegen die Gironde behauptete, gegen den Feind, gegen den Untergang, der die ungeheure Leistung der Belagerung von Lyon vollbrachte und zum Dank dafür als Gefangener heimgebracht wurde.

Die Namen dieser heldenhaften Männer und die so vieler anderer, weniger bekannten, die Frankreich retteten, die Namen Baudot und Lacoste, die uns den Rhein gegeben haben, und der des ehrlichen und tapferen Soubrany, des Besiegers der Spanier, werden mit denen der großen Männer des Ausschusses vereint ewigem Ruhme gehören.

Wie viele andere, welche die Pflicht in weniger glänzenden Stellungen festhielt, taten es ihnen gleich an Hingabe! Wir können kühn behaupten, daß dreißig Abgeordnete, allein durch ihre Missionen, die Beisetzung im Pantheon verdient haben. Und was würde sich erst ergeben, wenn man an die inneren Arbeiten der Versammlung denkt und ihre unermüdlichen Kommissionen, an jene die menschlichen Kräfte fast übersteigenden Arbeiten, an die Tage voll heißer Mühe und an die schlaflosen Nächte? Betrachtet man die ungeheure Fülle dessen, was der Konvent tat, so ist man versucht zu glauben, daß die Zeit in diesen Jahren ihre Eigenschaft änderte, daß ihre gewohnten Maßstäbe jede Bedeutung verloren. Die Tage wurden zum mindesten verdoppelt; man kann dieser Versammlung den Namen geben: „die Versammlung, die nicht schlief".

Um den Konvent und besonders die Abgeordneten in Mission gerecht zu beurteilen, müßte man die bessere Lage von 1794 mit der

Krisis um die Mitte des Jahres 1793 vergleichen. Wie sehr waren die ersten Missionen verschieden von den folgenden! Im Jahre 1794 bestand zwar noch Unordnung, bestanden aber auch gewaltige Kräfte, starke Armeen, eingerichtete Verwaltungen. Die Männer von 1793 fanden nichts vor und schufen alles.

Ihre Lage war gefährlich. Mehrere wurden ermordet, mehrere wurden es beinahe. Fast alle wurden nur durch eine unbedeutende Minderheit unterstützt. Baudot zum Beispiel in Toulouse hatte im Juni 1793 nicht vierhundert Männer auf seiner Seite. Dennoch bezähmte er die Stadt.

Ein Abgeordneter der Bergpartei, der gestern noch Advokat, Arzt und Journalist war und plötzlich Kriegsmann wurde, kam schüchtern als ein Neuling mit Säbel und Federbusch in eine unbekannte Stadt; er war bestürzt über seine Verlassenheit. Wenn er nicht Furcht einflößen konnte, so war er verloren. Die Republikaner selbst waren Girondisten und verbargen sich. Die Bergparteiler des Ortes waren in verschwindender Minderzahl und daher um so rücksichtsloser. Sie kannten ihre Gefahr. Der drohende Hereinbruch des „weißen Schreckens“ erhitzte den „roten Schrecken“. Sie sahen schon im Geiste die Mordtaten von 1795, die Gesellschaft Yehu, die Metzeleien von Marseille, den blutigen Felsen von Tarascon, die vierzehnhundert Familienväter, die innerhalb acht Tagen in der Umgegend von Angers im eigenen Hause erschossen wurden, die Chouans und die Feuermänner (Chauffeurs). Sie sagten zu den Abgeordneten: „Man muß die Verräter heute töten, oder wir sterben morgen selbst.“

Sicher ist, daß selbst die radikalsten unter den Abgeordneten oft große Schwierigkeiten hatten, um die Gewalttätigkeit der Leute im Orte zu zügeln.

Nein, man konnte keinen einzigen der Abgeordneten in Mission verurteilen. Zwischen ihnen und ihren Feinden wäre der Prozeß gar zu ungleich gewesen. Lequinio zum Beispiel, Hentz und Francastel hatten sich hart an die Gesetze gehalten, aber inmitten der großen Städte, wo jedes Ding vor aller Augen geschieht. Aber wer konnte das Protokoll führen über die vendéeischen Grausamkeiten, für die jene Gesetze die Vergeltung darstellten, über die täglichen Erschießungen, die Charette in den Winkeln der Wälder vornehmen ließ? Um solche Prozesse zu beginnen, hätte man unter der Erde nach den gebleichten Knochen suchen, hätte sagen können müssen: „Dies ist ein vendéeischer Mörder, dies ein Patriot,“ hätte die Gefahren in Betracht ziehen müssen, die Verzweiflung und das Ent-

setzen, darin diese Taten begangen wurden, auch die Volkswut wiedererstehen lassen müssen, von der sie oft diktiert wurden.

Der geschickteste Mensch der Welt, der gerechteste, wenn man will, der, fern von Geschäften und Interessen, sein Leben mit Reden verbrachte, teils im Hause Duplay, teils bei den Jakobinern und in der Versammlung, der sich immer auf demselben Fleck drehte und sich nur in der Rue Saint-Honoré von einem Hause zum anderen bewegte, konnte das Schicksal dieser furchtbaren Reisenden der Revolution nicht beurteilen. Dieser Männer, die eines Tages vom Verhängnis aus allen Gewohnheiten, aus den bekannten Wirklichkeiten hinausgeschleudert wurden, weit vom Mittelpunkt und von der Regel, denen das Unvorhergesehene an der Kehle saß und sie zwang, das Gesetz mit Füßen zu treten, um das Gesetz zu retten, Verbrechen zu begehen, um das Verbrechen zu fliehen, das Licht der Welt auszulöschen, und das einzige Volk untergehen zu lassen, in welchem dieses Licht noch erschien.

Sie waren verlorene Menschen, zum Opfer bestimmt; sie fühlten es wohl. Sie kehrten einer nach dem andern in die Welt der Lebendigen zurück, diese unglücklichen Gespenster, mit einer verwirrten Erinnerung an das, was sie selbst getan hatten. Unter einem übermenschlichen Antrieb und mit staunenswertem Schwung waren sie über einen Abgrund gesprungen. Hätte man ihnen vorgeschlagen, mit kaltem Blut von neuem zu beginnen, so wären sie schaudernd zurückgewichen; sie sagten: „Wer hat unsere Taten getan? Wir wissen nichts davon!"

Diese Unglücklichen fanden bei der Rückkehr das blasse und unerbittliche Antlitz eines Richters, der in jeder Rede als Vorwurf und Drohung das moralische und bürgerliche Gleichgewicht, die feine, scharfe Linie behandelte, der bei Todesstrafe zu folgen sei.

Man denke sich einen Mann, der bei einem fürchterlichen Sturm auf einer gefährlichen Überfahrt von Dover nach Calais einen Faden spannen und diejenigen Schiffe mit dem Tode bedrohen würde, die diesem Faden nicht folgten.

Wäre er nur ein Politiker gewesen, so wäre die Furcht weniger groß geworden; man hätte sich noch verständigen können. Aber er war besonders und vor allem Moralist. Seine natürliche Strenge, seine schnelle Kunst der Auslegung verdrehten jede leichtsinnige Handlung, jede Unmoralität, jede einfache Rücksichtslosigkeit als „Verderbnis, Käuflichkeit, Verrat, Einvernehmen mit dem Ausland". Mehrere Abgeordnete setzten sich freilich selbst durch ihr Betragen ins Unrecht. Da sie ihr Blut verschwendeten, so waren sie in allen Dingen Verschwender. Bei einem Diner in Tours hielt sich Bour-

botte darüber auf, daß nur sechs Kerzen auf dem Tisch standen. Er fuhr mit vier Pferden. Merlin lebte wie ein General und trug einen Bart. Robespierre erkannte darin deutlich die zukünftige Herrschaft des Militarismus. Ein anderes Verbrechen Merlins: Er war ein leidenschaftlicher Jäger (benutzte zweifellos die königlichen Hunde); Robespierre schloß daraus, daß er ein fürstliches Vermögen von Mainz mitgebracht haben mußte.

Dieser merkwürdige Moralist, dessen Auge mit einem unangenehm verzerrenden Mikroskop bewaffnet war, stellte Vergehen dieser Art in gleiche Höhe mit dem Verrat von Toulon oder mit Dumouriez' Verrat. Was man ihm zeigte, sah er auch, nahm leichtgläubig alles auf, was aus den Departements gegen die Abgeordneten einlief, alle erbitterten Zeugen, die jene für ihre Eintagsdiktatur büßen lassen wollten und Robespierre aufforderten, sie anzuklagen.

Vom 15. Januar bis 13. März kehrten diese Abgeordneten nacheinander zurück; Robespierre erwartete sie mit berechneter Gleichgültigkeit, vertat seine Zeit bei den Jakobinern, spielte den Kranken, denn sie sollten erst alle da sein, auch alle Anklagen der Departements, um den Prozeß zu beginnen.

Ein gefährlicher, ungerechter Prozeß! Er wurde von ihm eröffnet gegen seine Feinde und nach ihm fortgesetzt gegen seine Freunde*), gegen die Revolution! Dieser Prozeß brachte im Jahre 1795 zwei-

*) Was waren diese zweihundert Abgeordneten, die Missionen gehabt hatten? Sie waren der handelnde Konvent, die Energie des Konvents und die entschiedensten Republikaner. Ich wundere mich nicht, daß Albitte im Prairial die Forderung stellte, man solle ausschließlich ihnen die Macht anvertrauen. Hätte man reinere und mutigere Hände finden können als diejenigen Rommes, Soubranys, Goujons, Baudots, J.-B. Lacostes usw.? Robespierre war sehr hart gegen sie, als er sie (am 6. April und immer) hinderte, Rechnung abzulegen von ihrem Vermögen vor und nach ihrer Mission, das heißt, ihre rühmliche Armut festzustellen. Selbst die unter ihnen, die im Grunde Robespierristen waren, unterstützte er nur sehr mittelbar gegen ihre Feinde. Als zum Beispiel Lebon angeklagt war (im Juni), wagte Robespierre nicht, ihn zu verteidigen, sondern ließ ihn bei den Jakobinern durch Couthon verteidigen. Nach dem Thermidor wurde Lebon ebenso grausam verfolgt, wie Robespierre die Dantonisten verfolgt hatte, und mit ebenso haltlosen Beweisen. Man warf ihm vor, eine Frau vergewaltigt zu haben, die gar nicht existierte, einen Perlenschmuck gestohlen zu haben, den man versiegelt an dem dafür bestimmten Platz wiederfand. Man trug den scharfen Befehlen keinerlei Rechnung, die er beim Beginn des Feldzuges von Carnot, Billot und Barère empfangen hatte; diese zeigten ihm im voraus den zwischen den Österreichern und den für sie in jeder Stadt vorhandenen Verrätern, die dann tatsächlich Landrecies dem Feinde auslieferten, abgekarteten Plan. Lebon setzte sich nach Cambrai hin und brachte von dort aus allein (denn die ganze Stadt war royalistisch) den fortschreitenden Verrat zum Stillstand. Die Gefangenen gestanden, daß durch seine

hundert Abgeordnete vor den Konvent auf die Anklagebank und später den ganzen Konvent vor die öffentliche Meinung. Das war der natürliche Absturz von dem Augenblick an, da man gegen die Vorgänge von 1793 den Klageweg beschritt.

Es ging zu Ende, das furchtbare, blutige Jahr, an welchem die in tausend Jahren gewachsene Mißwirtschaft zerbrach. Alle Übel kamen ihm von weit her. Der Heldenmut kam aus ihm selbst.

1794 hätte von Dankbarkeit erfüllt sein müssen gegen seinen Vater 1793, das erst sein Leben und Sein ermöglicht hatte, das in verzweifelter Mühe über den Tod triumphiert und die Brücke überschritten hatte, die noch niemand überschritt, und das jenseits des Styx dem Leben neue Erden und neue Himmel öffnete.

Das neue Jahr bricht an, stolz auf die schon gewonnenen Siege, auf die schon vollbrachten großen Schöpfungen, mit einer Million zweihunderttausend Soldaten, mit Kraft, Jugend und Vergeßlichkeit.

Es bricht an, unerbittlich und mit Absicht unbekümmert um das, was für es geschehen ist. Die Stimme seiner Strenge ist jener traurige, herbe Mann, bei welchem Natur und Tugend, Gutes und Böses, Eigennutz und Uneigennützigkeit, alles zum Gegenstand der Inquisition wurde. Kein Mensch war im Konvent, keiner in der Republik, der hätte ruhig sein können. Kein Patriot konnte in seine Vergangenheit zurückblicken, ohne dort etwas zu finden, was das Auge Robespierres scheuen mußte. Der unentwegteste der Jakobiner,

---

Tätigkeit alles fehlgeschlagen war. Welche Eigenschaften besaß nun dieser Mann, um eine solch erstaunliche Rolle auszufüllen? Er war ein junger verheirateter Priester, ein Lehrer mit einigem Talent, ein schwacher und sanfter Charakter. Er war zuerst Girondist, dann Robespierrist gewesen. Seine Vereinsamung und die Gefahr, in der er schwebte, verwirrten ihm den Geist. Er hatte viele Geisteskranke in seiner Familie gehabt; er selbst hatte ein paar Momente merkwürdiger Überspanntheit. Als ihm eines Tages im Theater bei einer Aufführung der „Gracchen" eine Stelle aristokratisch erschien, sprang er auf die Bühne, mit dem Säbel in der Hand, und schlug die Römer in die Flucht, und als die Zuschauer lachten, drohte er, sie alle verhaften zu lassen. — Er war nicht ohne Edelmut; er rettete den damals sehr jungen und sehr gewalttätigen General Foy wider dessen Willen, denn dieser tat alles, um Lebon zu zwingen, ihn zu vernichten. — Wahrscheinlich überschritt er das Maß bei der gefährlichen Diktatur, die ihm die Gefahr gebot. Aber wie soll man das wissen? Bevor sie ihn verurteilten, bemächtigten sich seine Feinde aller seiner Papiere; sie ließen ihn durch Emigranten aburteilen, durch die Leute, die er verhindert hatte, mit dem Feinde nach Frankreich zu kommen! — Während seiner viermonatigen Diktatur gab er für sich, seine Familie, seine Sekretäre und Beamten, für Bürokraten, Reisen nach Paris usw. neunundzwanzigtausend Franken aus. — Sein Sohn hat seine wirklich wundervollen Briefe veröffentlicht. — Durch welches Mißgeschick ist ein solcher Mann mit Carrier in einem Atem genannt worden?

Montaut, sagte: „Von den siebenhundertfünfzig Mitgliedern, die wir haben, können vielleicht zweihundert bleiben.“ David selbst hatte im April Furcht vor seinem Meister: „Ich glaube,“ sagte er, „daß von uns von der Bergpartei keine zwanzig Mitglieder bleiben werden.“

Aber wer war sicher, zu diesen zweihundert oder diesen zwanzig zu gehören? Sah man auch deutlich Robespierres Linie?

Die außerordentliche Verschlagenheit seines Verfahrens, das bei der scheinbaren Unveränderlichkeit der Lehren mehr als einer Partei Hoffnung gab, verwirrte und verdunkelte den Weg, auf dem er die Revolution führte.

In Lyon zum Beispiel geschah folgendes:

Er hatte durch Couthon einen solchen Eindruck von seiner Mäßigung hinterlassen, daß die Freunde der Milde sich unter seinem Schutz glaubten, als sie im Dezember die von dem Royalisten Fontanes geschriebene Bittschrift gegen Collot einzubringen wagten.

Im März ließ er als zu übertrieben in seinen Maßnahmen Javogues, Collots und Fouchés Freund, zurückrufen.

Fouché hatte die Linderung der Not beschlossen und die Reichen mit ungeheuren Abgaben für die Ernährung der Armen belastet. Die Reichen hofften, daß Robespierre sie von Fouché befreien würde.

Als aber anderseits die Radikalen den berüchtigten Erlaß: „Lyon ist nicht mehr“ buchstäblich ausführen wollten und das Eigentum bedrohten, unterdrückte Fouché sie kräftig. Die Radikalen flehten Robespierre um Hilfe an, der für sie eintrat.

Alle in Lyon, Sieger und Besiegte, wandten sich an ihn, denn sie glaubten Grund zu haben, auf ihn zu hoffen. Er wies niemanden ab*).

*) Die Eifersucht der Lyoner auf die nach Lyon gekommenen Pariser war dem wachsenden Einfluß der Robespierristen in dieser Stadt merkwürdig günstig. Der Bürgermeister Bertrand, ein Freund Chaliers, aber Couthon eng verbunden, arbeitete daran, für Couthon und Robespierre die Lyoner aller Parteien zu vereinigen, Gemäßigte und Radikale; man wollte auf diese Weise Fouché, Marino, das Mitglied der Pariser Kommune und andere Pariser vertreiben. Die Robespierristen besaßen Einfluß im Tribunal, wie in der Gemeindeverwaltung, wo sie den Hébertisten Gleichgewicht boten. Hierdurch erklärt sich folgende merkwürdige Tatsache. Man führt einen Priester vor das Tribunal. „Glaubst du an Gott?“ Wenn er „ja“ sagte, so bestraften ihn die Hébertisten vielleicht als Fanatiker. Er sagte also, er glaube „wenig“ an ihn. — „So stirb denn,“ sagten die Robespierristen, „du Verruchter, und erkenne ihn.“ Einen anderen Priester fragten sie: „Was denkst du von Jesus?“ — „Ich habe den Verdacht, daß er die Menschen getäuscht haben könnte.“ — „Was! Jesus! Der beste Sansculotte Judäas? Schurke, du sollst schleunigst hingerichtet werden.“ Der Abbé Guillon, der im allgemeinen den Robespierristen günstig ist, verzeichnet nichtsdestoweniger durch diese Tatsache einen schlagenden Beweis für ihre merkwürdige Unduldsamkeit.

Diese Taktik des Führers ließ die Robespierristen in großer Unsicherheit; sie folgten ihm indessen immer weniger als dem Vertreter eines Prinzips, als dem Menschen; sie trieben gleichsam Götzendienst mit seiner Person, das heißt, ihnen selbst unbewußt gerieten sie immer weiter in die Monarchie.

Zweiundvierzigstes Kapitel

Desmoulins' Auflehnung gegen Robespierre (Februar 1794)

Die Montagnards suchen Anlehnung an Robespierre. — Allgemeine Niedergeschlagenheit; Bündnis. — Desmoulins allein willigt nicht ein. — Das Unglück Fabres macht ihn zum Gegner Robespierres. — Lucile ermutigt ihn. — Seine Angriffe gegen den Sicherheitsausschuß. — Seine Angriffe gegen Robespierre. — Robespierres Besorgnis.

Robespierres Verfahren erschreckte den Berg und zwang ihn, um Widerstand leisten zu können, zu einer Einigkeit, in welcher die feindlichen Strömungen untergingen. Alle fühlten, daß sie verloren waren, wenn sie nicht noch ihren Einfluß auf den Konvent benutzten, um durchzusetzen, daß dieser das Verhalten der heimkehrenden Montagnards guthieß; so konnte man später, wenn Robespierre durch das Zentrum und die Rechte den großen Prozeß gegen die Männer von 1793 anhängig machen wollte, sagen: „Die Sache ist erledigt."

In schweigender Übereinstimmung duldete der Berg also nicht, daß ein Wort des Zweifels laut wurde gegen Abgeordnete, die von Missionen zurückkamen. Er hieß sie alle gut, Hébertisten und Dantonisten, lobte sie oder begnadigte sie; und darin folgten ihm die wahren Patrioten, die wohl einsahen, daß man in einer solchen Lage nicht die Schuldigen hätte verfolgen können, ohne die ganze Volksvertretung und die Republik selbst zu gefährden.

Man ließ nicht nur Lacoste und Baudot gelten, die mit ihren Erfolgen am Rhein und ihrem ruhmreichen Ungehorsam kamen, nicht nur Chasles, der von seinen Wunden und den jakobinischen Verleumdungen geheilt war, sondern auch zweifelhaften Menschen wie Fréron und strafbare wie Tallien, wütende Hébertisten wie Javogues, Lequinio und sogar Carrier. Man wollte in ihnen nur Männer sehen, die sich bloßgestellt hatten für die Revolution, und gegen welche die Robespierristen örtlichen Haß und Rachsucht geschickt ausbeuteten.

Da er im Konvent geduldet und bei den Jakobinern gut aufgenommen wurde, bewies Carrier, der rote Barbar, eine erstaunliche Schlauheit. Er lobte die Dantonisten, pries Westermann und verstieg sich sogar zu der Äußerung, Philippeaux täusche sich zweifellos, aber er täusche sich in gutem Glauben.

Das Bündnis der Parteien, das bereits einmal (Ende September) eingeleitet und dann noch einmal (10. November) vorbereitet wurde und durch Héberts hitzigen Eifer fehlschlug, schien diesmal unter dem Zwang der Not und des gemeinsamen Interesses zustande zu kommen. Erleichtert wurde es durch die große moralische Ermüdung und die wirkliche Erschlaffung der auseinanderstrebenden Meinungen.

Die großen Arbeiten des Ausschusses und des Konvents dachten mehr an die Ziele, an den Sieg über Europa, als an die Zwietracht der Parteien. Aus den Memoiren Carnots erfahren wir, daß er mit Collot d'Herbois in einem Restaurant in den Tuilerien speiste.

Collot hätte sich ohne Schwierigkeit mit Danton einigen und ihm die Hälfte der Jakobiner wieder zuführen können. Er lag gleichsam an der Kette und litt unter den Folgen seines Auftretens in Lyon, mit dem man ihm auf tausenderlei Art das Leben schwer machte.

Die Ohnmacht war groß bei den führenden Männern. Thuriot konnte nicht mehr öffentlich sprechen; seine Brustkrankheit erlaubte ihm nicht mehr, auf die Tribüne zu steigen. Legendre sprach zwar immer noch, aber er benahm sich immer lächerlicher; seine naive Angst, sein schlecht gespielter Zorn, sein beständiges Nachgeben unter der Maske patriotischer Begeisterung waren seine gewohnte Komödie.

Aber der kläglichste Schatten seiner selbst war Danton. Seine freiwillige Unterwerfung wäre weniger bemerkt worden, wenn er geschwiegen hätte; aber nein, er sprach. Mit unendlich viel Geist und Feigheit pendelte er hin und her. Er hatte Robespierre bei der Niederwerfung Clootzens geholfen; zum Dank dafür beschützte ihn Robespierre bei der jakobinischen Säuberung. Noch mehr Aufsehen erregte er am 7. Januar, als ein Dantonist vorschlug, den Ausschuß wieder in die Abhängigkeit des Konvents zu bringen; Danton ließ diesen Vorschlag an den Ausschuß selbst verweisen. Er zeigte (am 26. Februar) einen Schimmer von Unabhängigkeit und erschrak selbst darüber so sehr, daß er am folgenden Tag im umgekehrten Sinn sprach.

Durch Westermann, durch Merlin de Thionville, durch Dubois-Crancé und andere hätte sich Danton leicht mit Collot, Carrier und Hébert geeinigt.

Tatsächlich erschwerte Camille Desmoulins die Sache. Er hatte durch seine vierte Nummer die Versöhnung mit Hébert unmöglich gemacht; Hébert trug den tödlichen Pfeil im Herzen, er ging umher, aber wie ein Sterbender. Auch Ronsin war getroffen und war ebenfalls unversöhnlich; und wenn man „Ronsin" sagte, so war damit auch Collot d'Herbois gemeint, hinsichtlich Lyons war es dasselbe.

Unter all den zur Einigung bereiten Politikern war Camille allein hinderlich. Unter soviel müden Menschen hatte er allein sich frisch erhalten, da er standhaft der Tribüne fern blieb. Trotz seiner freien, naiven und jähen Einbildungskraft, trotzdem er Weltmensch war, konnte er sich am wenigsten fügen.

Der große Schriftsteller war Anhänger Voltaires, Materialist, war alles, was man wollte, und bewies dennoch auf eigene Gefahr die souveräne Unabhängigkeit der Seele.

Der strenge Führer der Jakobiner verglich sich zweimal (im September und Januar) mit Hébert. Und erst in dem weltlich gesinnten, lustigen, leichtsinnigen Camille wurde der furchtbare Widerstand der öffentlichen Moral gegen das unnatürliche und entehrende Bündnis Wirklichkeit.

Auch schien ein unklarer, aber starker Instinkt dem Künstler zu sagen, daß der ungeheure Einfluß, den er im Juli 1789 besaß, ganz zurückkehren würde. Am Beginn und am Ende der Revolution ist die Presse die Königin. Mit der Tribüne ging's zu Ende; mit Ausnahme von ein paar beredten, stolzen, hochmütigen Worten Saint-Justs und einigen schönen und mühevollen Ausarbeitungen Robespierres war es still geworden auf ihr. Vor der langweiligen Zeit der Portalis und Jordan mußte Frankreich noch einmal reden, mußte noch einmal sprechen durch die Presse, Zeugnis ablegend von seinem wahren Geist, um alsdann, ein wenig getröstet, ins Grab zu steigen.

Camille also fühlte sich neubelebt. Nachdem auch er sich zitternd und kränkelnd hingeschleppt hatte, fühlte er wie Simson, daß seine Haare wieder wuchsen. Nicht zufrieden damit, daß er mit beiden Füßen die Philister, ich meine die Hébertisten, getreten hatte, begann er, von einer unbekannten Macht getrieben, an den Säulen des Tempels und am Rufe Robespierres zu rütteln.

Die Angelegenheit Fabres hatte Camilles Herz getroffen; sie schied ihn von seinem Meister. Die Freundschaft allein konnte ihn von der Freundschaft lösen. Man sieht es an den ersten Worten der sechsten Nummer (15. Januar): „In Erwägung dessen, daß der unsterbliche Verfasser von ‚Philinte' ins Luxembourg gebracht worden ist, bevor er den vierten Monat seines Kalenders erlebt hat, und weil ich den Augenblick, da ich noch Tinte und Papier habe und

behaglich am Schreibtisch sitze, benutzen will, um Ordnung in meinen Ruf zu bringen, werde ich mein politisches Glaubensbekenntnis veröffentlichen, in welchem ich gelebt habe und sterben werde, sterben durch eine Kugel, einen Dolch oder ‚durch den Tod der Philosophen', wie Gevatter Mathieu sagt."

Es wurde geschrieben, dies Glaubensbekenntnis, aber nicht veröffentlicht.

Niemand hat bis 1836 erfahren können, warum Desmoulins gestorben ist.

Schon die hohepriesterliche Zensur, die er sich im Dezember und Januar bei den Jakobinern hatte gefallen lassen müssen, bekümmerte ihn sehr; er sah sich plötzlich vor einer Mauer stehen. Er hätte vielleicht auf die Freiheit der Rede verzichtet. Aber die Freiheit der Presse! Fehlte ihm diese, so fehlte ihm die Luft zum Atmen!

Wer sah da nicht die Gefahr, die dem armen Künstler drohte? Betreten wir das niedrige, ruhmreiche Haus (Rue de l'Ancienne-Comédie, nahe der Rue Dauphine). Im ersten Stockwerk wohnte Fréron. Im zweiten Camille Desmoulins und seine reizende Lucile.

Ihre erschreckten Freunde kamen und baten sie, drangen in sie, suchten sie zurückzuhalten und zeigten ihnen den Abgrund. Ein durchaus nicht furchtsamer Mann, der General Brune, ein vertrauter Freund des Hauses, kam eines Morgens zu ihnen und riet zur Vorsicht. Camille lud Brune zum Frühstück ein und versuchte, ohne zu leugnen, daß jener recht habe, ihm eine andere Meinung beizubringen. Gerade hatte ihr Freund Fréron, der begeisterte Verehrer Luciles, über den Sieg und die Gefahren bei Toulon berichtet. Auch Camille war auf seine Weise ein Held und wollte es sein: „Edamus et bibamus", sagte er auf lateinisch zu Brune, damit Lucile ihn nicht verstände, „cras enim mori emur." Gleichwohl sprach er so rührend von seinem Entschluß, sich zu opfern, daß Lucile zu ihm eilte und ihn umarmte. „Laßt ihn in Frieden!" rief sie. „Laßt ihn, damit er seine Sendung erfülle: er wird Frankreich retten. Wer anderer Meinung ist, bekommt nichts von meiner Schokolade."

Dieser häusliche Vorgang erklärt den Ausbruch in der siebenten Nummer.

Diese verwegene Nummer beschreibt die Leute und sieht ihnen trotzig ins Gesicht, denen keiner mehr gegenüberzutreten wagte: die gefürchteten Mitglieder des Sicherheitsausschusses. Sie bewies vollkommen, daß nur frühere Feuillants, bekehrte Girondisten darin saßen. Camille hat alles erwähnt auf die Gefahr hin, auch Robespierre mit Kot zu bespritzen.

Dieser wurde noch besonders durch das Wort getroffen: „Fabre

ist verhaftet worden, weil er Beweise gegen Héron besaß." Héron, das geheimnisvolle Werkzeug der Macht, Héron, der in keiner ernsten Sache etwas tat, ohne sich der Ansicht des Meisters zu vergewissern!

„Der Konvent hat jenen selbstmörderischen Beschluß gefaßt, der ihn bald auf die sklavische Rolle eines Parlaments beschränken muß, das man in die Bastille wirft, weil es die Eintragung in die Register verweigert. Der Wohlfahrtsausschuß, der alle Stellen vergibt, regierte durch die Hoffnung, und nun hat er den Schrecken."

An einer entscheidenden Stelle richtet sich der Angriff direkt gegen Robespierre: „Er lieferte den Beweis eines großen Charakters, als er sich in einem Augenblick der Ungnade an die Tribüne klammerte . . . Aber du, du warst ein Sklave und er ein Despot an dem Tage, als du es duldetest, daß er dir bei deinem ersten Satz so roh das Wort abschnitt."

Es war nicht das erstemal, daß Desmoulins Anspielungen auf Robespierres Tapferkeit wagte. Bei dem rohen Peitschenhieb, den er Nicolas, Robespierres Leibwächter, versetzte, konnte er sich nicht versagen, eine Zeile zu schreiben über die spaßhafte Figur des Stabträgers, der dem großen Mann überall folgt. Nicolas wurde dadurch ebenso bekannt, beachtet und bewundert wie der Hund Brount, den man Robespierre im Sommer 1794 als Leibwächter gab.

Camille war noch viel boshafter. Er fand eine noch zartere Stelle an dieser leidenden Seele und rührte mit rauher Hand daran. Es war dies die Stelle, wo die literarische Eigenliebe mit dem politischen Hochmut vermengt und vermischt war. Also das tiefste Innere. Man hätte sich selbst Robespierre als Nichtpolitiker denken können, dann wäre er aber unter Umständen, wenn nicht Priester, so doch zweifellos Schriftsteller gewesen.

Ich muß erwähnen, daß Robespierre im Januar nach seinem großen Siege über Fabre und Philippeaux zu rasch vorgegangen zu sein glaubte; er sah, daß der Prozeß gegen die Abgeordneten bei weitem noch nicht reif war, wollte Zeit gewinnen und suchte ein neutrales Gebiet, wo man, ohne etwas zu sagen, Worte machen und die Jakobiner beschäftigen konnte. Er eröffnete eine Art von Wettbewerb über das Thema: „Die Laster der englischen Regierung." Die Gesellschaft war nach dem großen Schlage wieder gelehrig geworden und gab unter Leitung ihres Schulmeisters das erstaunlichste Schauspiel akademischer Faselei. Alle sprachen um so leichter, je vollkommener ihre Unkenntnis der Frage war. Diese Flut von Abgeschmacktheiten strömte einen Monat und länger und wurde nur unterbrochen durch ein paar von dem Meister ausgeteilte

Hiebe mit der Rute. Und die Sache hätte noch länger gedauert, wenn man nicht selbst in Verlegenheit geraten wäre durch die Frage, ob man, wenn man die englische Regierung angriff, auch das Volk angreifen dürfe, das diese Regierung unterstützte. Robespierre sagte zuerst „nein“ und am übernächsten Tage „ja“ (9. und 11. Pluviôse).

Der unerbittliche Camille setzte gerade hier an. „Was soll das ganze Geschwätz?“ fragt er. „Die alte Frage der beiden Regierungen ist am 10. August entschieden worden.“

„Ohne es zu ahnen, nimmt Robespierre die Rolle Brissots wieder auf, der den Krieg nationalisierte. Pitt hat gewiß gelacht, als er sah, wie dieser Mann, der ihn Dummkopf nennt, alles tat, um seine Stellung zu stärken und Fox und die englische Opposition Lügen zu strafen.“

Diese starken Worte enthüllten den wahren Sinn des an der Spitze der Nummer stehenden Zitats, eines Zitats, das durch einen aus Camilles Vergangenheit herrührenden Rest von Achtung gemildert wurde und im Lateinischen viel deutlicher ist: „Nicht sehen, was die Zeiten fordern, sich in leeren Worten ergehen, immer in vorderster Reihe sein, ohne sich darum zu kümmern, wer bei einem ist, — das heißt, ein Narr sein . . . Bei all seinen guten Absichten richtet Cato die Republik zugrunde; er sieht nicht, daß wir im Schlamm des Romulus wandeln, und hält Vorträge, als wenn er in der Stadt des Plato wäre.“ (Cicero.)

Desmoulins Verleger Desenne schauderte, als er diese gefährlichen Zeilen in den Korrekturen las. Er sah schon seinen Tod und erklärte, er würde alles zu drucken wagen, was gegen die Hébertisten sei, aber jede gegen Robespierre gerichtete Stelle müsse verschwinden. Der hitzige und aufbrausende Schriftsteller, der in seinem Eifer gehemmt war, sträubte und stritt sich. Die Korrekturen gingen hin und her, man las sie im Vorübergehen; die Freunde sprachen heimlich darüber. Fingen die Feinde ein paar Seiten auf? Wahrscheinlich. Übrigens genügte das Gerücht. Die Wirkung der Schrift wäre furchtbar gewesen. An Robespierre war es, zu entscheiden, ob er den Schlag erwarten wollte.

Jeder große Politiker muß eine nahe Berührung fürchten.

Und wieviel mehr Robespierre, der Priester, der Götze, der Papst! Auch der Würdigste kann diese merkwürdigen Rollen nur mit einer auf mehrere Gesichter passenden Maske spielen.

Robespierre, der ernste Patriot, ertrug diese Anbetung um der Wohlfahrt des Vaterlandes willen; er meinte, das Vaterland sei verloren, wenn die Voltairianer auch noch an diese letzte Religion rührten.

Er durfte nicht daran denken, mit Worten gegen Desmoulins aufzutreten. Ein Gott, der viel streitet, ist verloren. Übrigens verfügte Robespierre nur über eine ernste und trübe Redeweise.

Gegen die Ironie war er waffenlos.

Er konnte Desmoulins nicht aufziehen, aber wohl ihn töten.

Ich zweifle durchaus nicht, daß er erschrak, als ihm dieser grausame Gedanke zum erstenmal kam. Dieser liebenswürdige, sanfte, gute Kamerad, der nicht einen Tag hatte hingehen lassen, ohne den Ruhm des anderen zu mehren.

Bedeuteten diese Erinnerungen nichts? Ich behaupte und. will beschwören, daß ihm das Herz brach.

Übrigens: tötete man Desmoulins, so mußte auch noch etwas anderes geschehen; dabei konnte man nicht stehen bleiben. Was war der arme Camille? Eine prächtige Blume an Dantons Stamm. Man konnte dem einen nicht Gewalt antun, ohne an den anderen zu rühren. Der knorrige, starke, mächtige Baum hatte seine Blätter in den Wind flattern lassen; aber wessen Hand war sicher genug, ihn so, wie er war, auszureißen?

Dreiundvierzigstes Kapitel

Robespierre bedroht beide Parteien durch Saint-Just (26. Februar 1794)

Robespierre krank. — Seine Unruhe über die Haltung des Konvents. — Er läßt Saint-Just zurückkommen (26. Februar). — Robespierre scheint sich von seinen Lehren zu entfernen. — Wie er Saint-Just erhöhte.

Robespierre wurde am 15. Februar krank und blieb bis zum 13. März zu Hause. In diesen harten Tagen erlitt er zweifellos seine schwerste Versuchung.

Während der ganzen Zeit gab sich auch Couthon, sein zweites Ich, als krank aus und hielt sich unsichtbar; er verschwand ebenfalls am 15. Februar und erschien am 13. März wieder.

Andere werden sagen, daß dies Fernbleiben politischen Erwägungen entsprach (wie die überflüssige Aussprache über die englische Regierung), daß man aus den schon bekannten Gründen Zeit gewinnen mußte. Ich glaube, daß die Krankheit echt war; es war das Fieber, die Unruhe, die furchtbare Unentschlossenheit, die so bedeutsamen Taten vorangehen müssen.

Wenn Desmoulins nicht ein so harmloses Geschöpf gewesen wäre wie er war, so hätte er den Aufschub benutzt. Nun die Sache ruchbar geworden war, hätte er unverzüglich heimlich drucken müssen (die Royalisten druckten gut). Man reizt einen solchen Mann nicht. Er mußte ihn entweder anbeten oder ihn mit einem schnellen, wohlgezielten Hiebe lebendig auf den Altar festnageln.

Eins lähmte den großen Schreiber: er hatte die Achtung noch nicht verloren. Im Grunde liebte er jenen noch.

Hätte er gleich beim ersten Angriff und ohne Warnung an die heiklen Dinge gerührt, die im Thermidor eine Rolle spielten (Robespierres Betbrüder, die Possenspiele der Partei nur), dann hätte der Hieb so gut gesessen, daß der Verletzte ihn nicht hätte erwidern können.

Zweifellos hegte Robespierre Besorgnis nach dieser Richtung. Er hatte Fabre geopfert. Was nutzte es ihm aber, wenn die Schmähschrift frei herumlief in Paris? Gewiß war Camille ein Kind; man lachte, wenn man von ihm erzählte; aber ihm erschien er lebensgefährlich.

Es bedurfte nichts weniger, als einer solchen Angst, um Robespierres Unentschlossenheit ein Ende zu machen und ihn zu bewegen, seine Eisen ins Feuer zu bringen. Noch etwas anderes bestimmte ihn: der unerwartete Empfang, den Carrier im Konvent fand (23. Februar). Wenn der Konvent einem solchen Mann verzieh, so war er offenbar entschlossen, alle Abgeordneten in Mission freizusprechen; Hébertisten und Dantonisten waren über diesen Punkt einig; alle würden sich zusammentun und nur noch einen gemeinsamen Feind kennen: den Diktator. Robespierre entschied sich und zog das Messer, um beiden Parteien den Garaus zu machen. Das Messer hieß Saint-Just.

Saint-Just war bei der Nordarmee, aber benachrichtigt und vorbereitet; am 26. fiel er über den Konvent her.

Vertilgung war der Sinn seiner Rede für jeden, der ihn verstand.

Diese Rede hatte ein doppeltes Ziel; sie legte Zeugnis ab aus dem sonderbaren Schritt, den Robespierre tat, in herber Einsamkeit, trotz drohender Angriffe und möglicher Lächerlichkeit.

Und sie bezeichnet nicht nur die Nachsichtigen als Verräter, sondern schwingt sich mit einem kühnen Satz über die Radikalen hin, die hier als Nachsichtige kenntlich gemacht werden.

„Kein Terror mehr! Nein, Gerechtigkeit!" Aber Saint-Justs Gerechtigkeit sieht so aus, daß man die Versammlung der Nachsicht beschuldigt, eine Versammlung, in der Carrier und Collot d'Herbois saßen!

„Man bestraft die Schuldigen nicht," sagt Saint-Just. In der Versammlung gab es große Augen; neulich hatte sie am Fuß der Guillotine gestanden; sie fand, daß das Tribunal wahrlich nicht feire. Was sollte also dies Wort bedeuten? Offenbar, daß man zwar die kleinen Diebe hängte, aber die großen, die Abgeordneten zu sehr schonte.

Unter mehreren schönen, lebendigen, starken und tiefen Worten standen viele, die durch ihre Unklarheit und Doppelsinnigkeit Schreck einflößten.

„Die Gesellschaft muß sich säubern. Wer sie hindert, sich zu säubern, will sie verschlechtern; wer sie verschlechtert, will sie vernichten." Das waren bedenkliche Auslegungen. Genau so dachte die Inquisition. Wenn man sie angewandt hätte, so hätte man keinen Unschuldigen mehr gefunden. Sie kamen alle von der Monarchie her, waren alle mehr oder weniger verdorben und also nach dieser sonderbaren Lehre dadurch allein alle Verräter. War etwa Saint-Just selbst unschuldig, der noch zwei Jahre zuvor seine Nachahmung der „Pucelli" neu herausgegeben hatte?

Nicht weniger überrascht war der Konvent über Saint-Justs Ausfälle gegen die Bewegung Chaumettes, die vom Konvent selbst gebilligt worden war (16. November). Der Redner ahnte selbst nicht die ungeheure Wirkung seiner Worte und die Freude der Gegenrevolution.

Der Schluß ist gewagt und entscheidend: „Der Mangel drückt das Volk; die Revolution befindet sich noch nicht in ihrem bürgerlichen Zustand. Wer sich als Feind seines Landes gezeigt hat, kann nicht Eigentümer darin sein. Entschädigen wir die Notleidenden mit dem Gut der Feinde der Revolution."

Er ersetzt so den Grundsatz des Verkaufs der Nationalgüter durch den Staat durch den der Schenkung, der kostenlosen Entschädigung.

„Die revolutionären Ausschüsse werden dem Sicherheitsausschuß Bericht erstatten über die Führung aller, die seit Mai 1789 gefangengehalten werden."

Der Sinn dieses Satzes wurde sehr deutlich durch Couthons und anderer Forderung, das Gut der Verdächtigen solle wie das der Emigranten beschlagnahmt werden; mit anderen Worten: die Leute, denen man lediglich mißtraute, wurden überführten Schuldigen gleich erachtet.

Diese Rede hatte eine ungeheure Tragweite; sie machte die öffentliche Meinung irre. Sie zeigte Robespierre auf einem neuen Gebiet, das seinen Lehren fremd war und sich wenig von den Ackergesetzen unterschied. Aber sogar die Verfechter der letzteren würden ge-

funden haben, daß er durch eine schlimme Pforte zu ihnen gelangte; in Wirklichkeit übertrug er die Leitung der Sache nicht der Zentralgewalt, die einige Unparteilichkeit erhoffen ließ, sondern der örtlichen Tyrannei, denn die Beschlagnahme sollte tatsächlich nur auf die Berichte der kleinen Ausschüsse der Sektionen, Städte und Dörfer hin ausgesprochen werden.

Konnten denn Mitglieder nicht treulos sein, sogar Feinde der Republik? Das stellte sich im April heraus, als man sah, daß die Ausschüsse in den Dörfern sich meistens aus den Agenten der Emigranten, aus deren Bevollmächtigten und Verwaltern zusammensetzten. Man schaffte sie mit einem Schlage ab.

Für Robespierre bestand der Vorteil des Gesetzes darin, daß es logischerweise die Dantonisten und Hébertisten beiseite schob, ihnen die Vorhut nahm und ihn selbst den anderen voranstellte.

Robespierre hatte dieses Ergebnis teuer bezahlt und sich vielleicht zukünftige Schwierigkeiten damit bereitet. Er hatte Saint-Justs Ansehen sehr hoch gebracht. Dessen hochmütige Starrheit war nicht mehr nur die des Jakobiners, sondern die des Militärs. Saint-Just entsprach viel besser als sein Meister dem Ideal der neuen, kommenden Zeit. Er hatte gleich zu Anfang entdeckt, was Robespierre niemals besaß, jene Fähigkeit, die bei der blöden Masse so viel vermag: die Sprache des Tyrannen.

Vierundvierzigstes Kapitel

Bewegung der Cordeliers
Verhaftung der Hébertisten
Erster Streich gegen die Dantonisten
(25. Februar bis 18. März 1794)

Die Cordeliers sind empört, überholt worden zu sein. — Sie werden von den kleinen Gesellschaften gedrängt, sich zu rächen. — Sie rufen zum Aufstand (4. März). — Sie bleiben allein. — Sie werden verhaftet (13. März). — Rede Saint-Just's gegen die Radikalen und die Nachsichtigen. — Cloots wird in den Prozeß gegen Hébert verwickelt. — Robespierre beglückwünscht die Versammlung zu ihrer Dezimierung. — Verhaftung Héraults und Chaumettes. — Danton verteidigt seine Feinde (18. März).

Saint-Justs letztes Wort, das man am 9. Thermidor auf einem Zettel bei ihm gefunden hat, lautet: „Man soll nicht das Eigentum verteilen, sondern das Pachtgeld."

Wie Marat und Robespierre, wie die ganze Richtung, die man die klassische Revolution nennen kann, verteidigte also auch Saint-Just das Eigentum.

Darin erscheinen sie als die Gegner Babeufs und zweifellos auch Jacques Roux', Varlets, Leclercs von Lyon und der Freunde Chaliers.

Wir sahen, wie Robespierres Bemühung seit Juni 1793 dahin ging, die Cordeliers auf dem Abhang zum Stillstand zu bringen, der sie nach jener Seite riß. Dies gelang ihm nur durch das Bündnis mit Marat, später durch Hébert und den „Père Duchesne", bis der gefürchtete Herd, der bei den Gravilliers noch fortbrannte, im Blute Jacques Roux' erloschen schien.

Die von Hébert und den Robespierristen beherrschten Cordeliers hatten jenen Fanatiker im Stich gelassen, obwohl er ein ehrlicher Patriot war und man ihm den Diebstahl, der ihm den Tod brachte, nicht nachgewiesen hatte. Hierdurch und den Jakobinern zu Gefallen hatten sie ihren Einfluß im Zentrum von Paris, besonders bei den Gravilliers, verloren. Das Bündnis mit den Jakobinern hatte für sie außerdem den Verlust Chaumettes zur Folge, der ihnen durch seine religiösen Predigten diese große und wichtige Sektion erobert hatte.

Bei der Aufsehen erregenden Rede Saint-Justs merkten sie plötzlich, daß alle diese Opfer vergebens waren.

Ohne sich die Grundsätze der Geächteten zu eigen zu machen, gelangte Saint-Just in der Tat zu ähnlichen Ergebnissen. Die äußerst biegsame Maßregel einer Beschlagnahme, welche erlaubte, „alle Notleidenden zu entschädigen“, der Grundsatz: „Nur der hat ein Recht im Vaterlande, welcher an seiner Befreiung mitwirkt,“ waren ausreichende Mittel, um indirekt die Ziele der Ackergesetze zu erreichen.

So kam es, daß die Robespierristen ohne Übergang, mit einem Sprung die Cordeliers überholt hatten. Nachdem sie sie so lange festgehalten oder gehemmt hatten, warfen sie sie jetzt in die Nachhut, mitten unter die Nachsichtigen. Sie hatten ihnen ihre Fahne abgelistet und trugen diese nun stolz voran.

Die Cordeliers waren sehr niedergeschlagen. Nachdem Hébert Jacques Roux getötet, Chaumette verleugnet und sich unter Robespierres Joch begeben hatte, ging er nicht mehr zu den Jakobinern; klüglich hatte er dem „Père Duchesne“ einen Dämpfer aufgesetzt. Die kleinen Vereine im Zentrum von Paris, die sehr klein waren, aber durch Jacques Roux' Feuer immer in Atem gehalten wurden, erlaubten den Cordeliers nicht, den Schimpf einzustecken. Sie hielten Hébert vor, daß er belle, ohne zu beißen. Die hébertistische Diplomatie (wir konnten sie bei Carrier bewundern) durfte nicht fortfahren wie bisher, ohne sich dem Verdacht des Verrates auszusetzen.

In diesen Tagen war das Wetter in Paris, wie es hier oft ist zur Fastenzeit: scharfer Wind, kalt, trocken, niederträchtig, aufreizend. Die Lebensmittel kamen sehr spärlich. Überall waren geschlossene Läden, denn die Kaufleute wollten lieber gar nicht, als mit Verlust verkaufen. Frierend standen die Leute vor Tagesanbruch in langen Reihen an den Bäckertüren, an den Holzplätzen, bei den Schlächtern. Hier lagen sicher die Keime zu einer Bewegung. Am 4. März verhüllten die Cordeliers die „Erklärung der Rechte“ mit einem schwarzen Flor und beschlossen, so solle es bleiben, „bis die Teuerung aufhöre und die Feinde des Volkes bestraft würden“. Am 5., als die Erregung wuchs, griffen Vincent und Hébert den Ausschuß an; Hébert beschuldigte sich selbst, daß er nicht alles sage; Boulanger erklärte: „Sprich, Père Duchesne, fürchte nichts; du sollst reden, und wir wollen hauen.“ Da machte Hébert seinem Herzen Luft, sowohl gegen die Jakobiner, die ihm das Wort verweigerten, als auch gegen einen „zweifellos irregeleiteten“ Mann (Robespierre), der, wie Hébert fälschlich sagte, Desmoulins bei den Jakobinern wieder aufgenommen hätte.

Als man bei der immer weiter wachsenden Aufregung davon

sprach, ein neues Blatt zu gründen, erhob sich das große schwarze Gespenst Carrier und sagte mit hohler Stimme: „Ein Blatt! In einem solchen Augenblick! . . . Was wir brauchen, ist der Aufstand!“

Hébert pflichtete diesem sehr unvorsichtigen Wort bei.

Der rechte Augenblick war noch nicht gekommen. Eine einzige Sektion vielleicht hätte sich erhoben, nämlich die, die sich im Thermidor gegen Robespierre erhob, die um Jacques Roux trauerte, die von Grund aus aufgewühlt war durch die Predigten Chaumettes und Léonard Bourdons, der dunkle, unruhige Bauch des industriellen Paris, die Sektion der Gravilliers (Filles-Dieu, Saint-Denis, Saint-Martin).

Chaumette hätte dabei sein müssen. Aber sie selbst hatte ihn tot gemacht. Sie gingen erst am Schluß zu ihm, als ihre Sache mißraten war. Er empfing sie kalt, die Kommune tat nichts für sie.

Auch Collot d'Herbois konnte sie nicht unterstützen im Wohlfahrtsausschuß, obwohl er mit ihnen verbunden war. Es lag keineswegs in seinem Interesse, die Dantonisten anzugreifen. Im Gegenteil, er wollte Hébertisten, Dantonisten und die von Missionen heimkehrenden Abgeordneten aller Parteien eng zusammenschließen gegen Robespierre. Ihr Freund Collot war am 6. März mit ihrem Feinde Tallien vollkommen einig darin, der Aufstand sei zu tadeln.

Da der Aufstand von keiner führenden Stelle unterstützt wurde, so blieb die rohe Gewalt, die revolutionäre Armee. Bestand diese Armee denn noch? Der Wohlfahrtsausschuß hatte sie geteilt und verstreut. Der Sicherheitsausschuß hatte die besten Männer aus dem Dienste entfernt. In Lyon lag sie im Streit mit den Linientruppen, auf deren hohen Sold sie eifersüchtig war. In Paris hatte man den Faubourg Saint-Marceau gegen sie gehetzt, der bei der Kommune erklärte, in einer einzigen Kompanie seien zwanzig Diebe. Von ihren Generalen hielt sich nur der famose Ronsin in Paris auf; wenn er den Degen hätte ziehen wollen, so hätte er nur den seinigen ziehen können.

Nichtsdestoweniger führte er seine Achselstücke im Palais-Royal spazieren und erzählte überall ‚der Konvent sei verbraucht, Robespierre sei verbraucht, man müsse eines Tages eine Regierung schaffen, die revolutionäre Armee müsse auf hunderttausend Mann vermehrt werden und man müsse einen höchsten Richter ernennen, das könne der Bürgermeister Pache sein; unter dieser Strohpuppe wäre dann Ronsin militärischer Diktator geworden.

Dieser schöne Plan wurde allen neu Ankommenden mitgeteilt und verbreitete sich besonders in den Gefängnissen. Ronsin besuchte hier die Seinigen; man schloß aus seinen Besuchen, daß er ein

Gemetzel in den Gefängnissen veranstalten wollte. Dieses Gerücht wurde geschickt ausgestreut und trug nicht wenig dazu bei, die Bewegung zu ersticken. Das Volk begann selbst, die Bekanntmachungen der Cordeliers herunterzureißen. Diese beeilten sich darauf, zu widerrufen und ihren Trauerflor wegzunehmen. Das nützte ihnen nichts. Am 13. März abends wurden sie alle verhaftet.

Niemand war darauf gefaßt. Sie hatten sich so schwach und lächerlich benommen, daß die öffentliche Meinung milde mit ihnen verfuhr. Aber sie hatten sich eine zu große Blöße gegeben, als daß man sie laufen lassen sollte. Sie hatten den Tod in Versuchung geführt.

Die Kundgebung, die Saint-Just eine Stunde vor ihrer Verhaftung gegen sie verlas, enthielt deutlich genug einen Plan zur unparteiischen Ausrottung der Radikalen und der Nachsichtigen. Man begann mit den ersteren, aber das Schriftstück war vielleicht noch heftiger gegen die anderen; die Radikalen begnügten sich damit, Paris auszuhungern; die Nachsichtigen taten schlimmeres: sie verdarben die Republik.

Saint-Just zaudert nicht, die düsteren Anklagen, die blutigen Worte zu sammeln, die in den hungernden Gruppen an den Bäckertüren von Mund zu Mund gingen und sie dem Feinde an den Kopf zu werfen. „Man veranstaltet Gastereien von hundert Talern pro Kopf. Man nährt sich vom Leben des Volkes. Hier verdient ein Patriot mit einem Blatt dreißigtausend Franken jährlich. Und anderswo muß man Kastanien essen usw.“

Jede Waffe scheint ihm erlaubt, sogar ein Hinweis auf die Ackergesetze: „Gebt allen Notleidenden Land!“

Die Todesstrafe für jeden, der der Regierung, das heißt den Ausschüssen, Widerstand leistet. Dann, um den Konvent zu beruhigen: Die Todesstrafe für jeden, der dessen Macht an sich reißt. Die Ausschüsse ernennen sechs Kommissionen, um alle Gefangenen abzuurteilen.

Die Dantonisten erbleichten über den gegen die Hébertisten geführten Streich. Legendre machte seiner Furcht Luft unter Vorspiegelung von Begeisterung. Er beantragte, daß die erhabene Rede an allen Dekadis feierlich im Tempel der Vernunft verlesen und an die vierundvierzigtausend Gemeinden, an die Armeen, an die Gesellschaften geschickt werden sollte.

Man verlas sie abends bei den Jakobinern vor Robespierre und Couthon, die an diesem Tage (13. März) wieder erschienen, um sie gleichsam durch ihre Gegenwart zu bestätigen und ihren Inhalt zu billigen. Die beiden waren noch schwach und kränkelnd. „Meine

Kräfte lassen nach," sagte Robespierre noch am 15., und er verschloß sich wieder in sein Krankenzimmer.

Es war sehr leicht, Hébert und Ronsin zu belasten. Aber man konnte nicht von ihren Verbrechen sprechen, ohne mittelbar Robespierres Nachsicht zu brandmarken gegen die schlechte Aufführung der Hébertisten in Lyon und der Vendée, und besonders das Unschuldszeugnis, das er ihnen (am 27. Januar) gegeben hatte. Man machte es mit Hébert, wie man es mit Jacques Roux gemacht hatte, und klagte ihn des Diebstahls an. Man warf ihm vor, er habe . . . Danton verleumdet, den man acht Tage später hinrichten ließ!

Nicht weniger erstaunlich ist folgendes: „Hébert, Ronsin, Vincent, Momoro waren Royalisten! Um dem Royalismus zu dienen, gebärdeten sie sich so radikal!"

Das ist eine schwere Verleumdung. Sie waren in mancher Beziehung strafbar, aber sie waren immerhin Republikaner. Sogar dieser elende Hébert sagte, als er auf den Karren stieg, zu Ronsin: „Ich sterbe, weil die Republik vor dem Untergang steht!" — „Nein," antwortete der andere, „sie ist unsterblich!"

Eine große Zeit, wo selbst die Schurken den Glauben besaßen!

Um ihre royalistische Gesinnung zu erweisen, hatte man den Einfall, eine Vendéerin im Prozeß auftreten zu lassen. Als die Sache später „Verschwörung des Auslands" hieß, schaffte man Ausländer heran: den Bankier Koch, Héberts Freund, den Belgier Proly, der als Bastard eines österreichischen Prinzen bei jeder Verschwörung gleichsam als Zugabe gelten konnte.

Aber eine Schande, eine ewige Schande ist es, daß man ohne Grund, Ursache oder Vorwand, Anacharsis Clootz, den armen Deutschen, in den Prozeß verwickelte.

Freilich stellte man fest, daß Clootz das schwere Verbrechen begangen hatte, ein Mitglied des Departements zum Frühstück einzuladen, um von diesem zu erfahren, ob eine gewisse Frau auf die Liste der Emigranten gesetzt sei!

Nachdem man diesen Streich nach links geführt hatte, führte man am 16. einen nach rechts. Man zwang Amar, endlich seinen Bericht über Chabot und Fabre, den man mit Chabot zusammengetan hatte, zu erstatten. Amar verbarg sich zu Hause. Man holte ihn heraus. Er mußte sprechen oder selbst sterben.

Alles, was Amar für Fabre tat, den er anzuklagen gezwungen war, war, daß er ihn als einen Spitzbuben hinstellte und nicht als einen Staatsverbrecher; so mußte die Sache vor den ordentlichen Gerichten verhandelt werden und Fabre konnte durch das Bagno der Guillotine entgehen.

Aber das ließ Robespierre nicht zu; er machte die Sache zu einem Staatsverbrechen. Er wandte sich an den Konvent: „Die Verderbnis einiger Individuen rückt die Tugend dieser erlauchten Versammlung in ein helles Licht. Du Volk! Wo hat man es noch erlebt, daß der, der mit der Macht bekleidet ist, das Schwert des Gesetzes gegen sich selbst kehrt? Wo hat es einen mächtigen Senat gegeben, der die Verräter in seinem Schoße suchte? Wer hat je ein solches Schauspiel geboten? Ihr, ihr Bürger, ihr allein!"

Das war eine zarte Aufforderung an die Versammlung, sie solle ihre Zustimmung geben, daß man sie zur Ader ließ und ihr Arme und Beine abschnitt.

Sprach er im Ernst? Wie dem auch sei, gerade solche Worte haben den tödlichen Haß gegen ihn erweckt. Schon am 5. Februar hatte er den beängstigend zweideutigen Satz gesprochen: „Der Schrecken ist ein Mittel für despotische Regierungen. Ist also etwa eine Regierung dem Despotismus ähnlich?"

Am 17. März erfolgte ein neuer Aderlaß. Saint-Just forderte das Leben Hérault de Séchelles' und Simons.

Man erinnert sich des rätselhaften Schriftstücks, das der jüngere Robespierre von Toulon mitgebracht hatte, und das Robespierre verwahrte. Da er jetzt durch Hérault die Dantonisten und überhaupt die von Mission heimgekehrten Abgeordneten fangen wollte, so setzte er Billaud, Collot und den ganzen Ausschuß in Furcht. Er grub dies Schriftstück aus: „Es ist ein Verräter hier. Seht euch um zwischen euch." — Billaud wandte die Gefahr ab: „Zweifellos ist es Hérault," sagte er, „Hérault, Prolys Freund."

Es gab keinen besseren Patrioten, noch einen harmloseren Menschen, als Hérault. Seine Fehler waren sein Lichtsinn, seine unbesonnenen Beziehungen mit jedermann, seine persönlichen Vergnügungen; er wurde auf Schritt und Tritt von einer schönen Royalistin verfolgt, die ihn hingegeben liebte. Simon und er hatten die Rettung eines im Verdacht der Emigration stehenden Mannes betrieben.

Hérault gehörte zu den Redakteuren der so sehr gerühmten Verfassung, Hérault war der Vorsitzende beim Fest des 10. August, war gleichsam selbst geweiht durch den Becher und die Urne, die er damals im Namen des Volkes trug! Hérault stand mit Camille zusammen dem Herzen Dantons am nächsten!

Der Hieb traf dicht am Ziel. Wer würde der nächste sein? Wer würde das erste Opfer sein?

Die bebenden Dantonisten erfuhren am 18. morgens, daß man

sich wider Erwarten gegen die Reihen auf der anderen Seite gewandt hatte: man hatte Chaumette gefangengenommen.

Diese unvorhergesehene Maßregel ergab sich nur aus dem gerade herrschenden Schaukelsystem.

Chaumette war schon lange tot, tot war auch sein Generalrat. Übrigens schien er sich vollkommen mit seiner Bedeutungslosigkeit abzufinden.

Er traf keine Entscheidung mehr, sondern verwies auch die geringsten zweifelhaften Angelegenheiten vor die regierenden Ausschüsse.

So unwichtig der arme Apostel der Vernunft auch geworden war: seine Verhaftung war dennoch für die Welt der Priester und der Royalisten eine köstliche Überraschung.

Die Gefangenen des Luxembourg, wohin man ihn schickte, schwammen in Wonne. Er hatte ein dürftiges Äußere, war klein, schwach, hatte schwarze, schlichte Haare und erregte bei ihnen eine allgemeine Heiterkeit.

Sie stichelten ihn mit spitzen Worten und in unerschöpflicher Laune, daß Chaumette nicht in den großen Raum zu kommen wagte, sondern allein in seinem Winkel blieb.

Die Dantonisten lachten nicht; sie erkannten, daß, wenn man unter ihren Gegnern einen so harmlosen Menschen traf, dies nicht geschah, um sie zu schonen. Die einen (Legendre, Tallien, Dufourny) verlegten sich aufs Schmeicheln, auf Schmähungen gegen die Besiegten; sie fielen bei den Jakobinern über die Cordeliers her; die gesenkten Hauptes hinkamen, um sich zu entschuldigen und um Hilfe in der Gefahr zu bitten.

Danton war ganz anders veranlagt, er verteidigte seine Feinde. Als die gedemütigte Kommune am 18. zögernd und traurig in den Konvent kam, um ihrer Freude Ausdruck zu geben über den Schlag, der sie zerschmetterte, wurde sie von dem derzeitigen Vorsitzenden, dem alten Elsässer Rühl, einem braven, aber stets zornigen Mann, gescholten, weil sie die Versammlung noch so spät störe.

Da erhob sich Danton: „Die Antwort des Vorsitzenden ist der Majestät des Volkes würdig. Aber sie wird von einer strengen Gerechtigkeit diktiert, die übel ausgelegt werden könnte.

Fast die ganze Kommune ist unschuldig und revolutionär. Sie hat sich für die Freiheit so verdient gemacht, daß man alles erdulden sollte, um ihr zu ersparen, den bitteren Kelch zu leeren. Wir wollen ihr nicht den Schmerz antun, glauben zu müssen, daß der Tadel aus einer bitteren Gesinnung gegen sie kam.“

Diese hochherzigen Worte verteidigten sowohl die Anwesenden, wie den Abwesenden, den armen Chaumette.

Rühl wollte von seinem Sitz aufstehen um zu antworten, aber Danton sagte: „Wenn mein Wort Verräter meines Gedankens gewesen ist, so verzeihe mir. Ich würde dir auch verzeihen in einem solchen Irrtum. Siehe in mir einen Bruder, der frei seine Meinung gesagt hat."

Auf diese Worte hin umarmte Rühl seinen Kollegen.

Das war ein edler und hochherziger Entschluß; schon war es gefährlich, sich als Dantons Freund zu erklären. Der Konvent klatschte Beifall und deckte durch seine Sympathie, seine Begeisterung und seine Tränen die Umarmung der beiden Freunde, die die letzte sein sollte.

Inhaltsverzeichnis

Band 7.

Der Aufstand der Vendée. Abfall des Generals Dumouriez. Die Herrschaft des Schreckens.

8. Band.

Die Anarchie der Schreckensherrschaft.

Verzeichnis der Bildbeigaben

Farbtafeln.

Textillustrationen.

